



UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

70 ymU
A0007140

Die Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Liberalismus des Herzens. Vom Schriftleiter
Vom deutschen Volkscharakter. Fritz Kern
Entschluß fürs neue Jahr. Cäsar Flaischen
Mein Abschied. Großadmiral v. Tirpitz
Die Jahresbilanz der Grenzgebiete. Dr. Karl v. Loesch
Kriegsschulden und Kriegsschuld. Dr. Georg E. Kunzer (München)
„Die suggestive Karte“? Prof. Dr. K. Haushofer, Generalmajor a. D.
Der deutsche Kulturverfall und seine Ursache die Typisierung des
Geistes. Maximilian Loham
Ernst Häckel, Italiensfahrt
Die vierzehn Nothelfer. Otto Brües
Die Deutschen in der Kunst. Professor Adolf Rapp, Tübingen
Weltspiegel
Russische Schauspielkunst. Artur Michel
Der Musikchronist. Schrenk
Bücherschau



81. Jahrgang Nr. 1 * Einzelheft 2.50 Mark

Berlin SW II, Tempelhofer Ufer 35a

7. Januar 1922

Uns' dem Inhalt des letzten Heftes

Äußenpolitische Rückschau	Don O. G. v. Wesendorf
Silvester 1921	Don Fritz Kern
Die Erkenntnis geschichtlicher Entwicklung	Don Freitag-Loringhoven
Kulturwirtschaft über Wirtschaftspolitik	Don Dr. Franz Hochstetter
Die innerpolitische Entwicklung	Don Paul Lensch
Ubrif meiner haager Berichterstattung	Don Wilh. v. Schweinitz
Totenkult des modernen Frankreich	Don Dr. A. Nobel
Der Mittler	Don Houston Stewart Chamberlain

Grenzboten bringen:

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Heer, Flotte
Grenz- und Auslandsdeutschum
Rechtsfragen, Bildung, Erziehung, Religion
Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde
Literatur, Kunst, Philosophie
Novellen, Gedichte, Satyre
Umfangreiche Bücherschauen:

Deutschum, Erziehung und Jugendliteratur, Geschichte, Literaturgeschichte, Politik, Wirtschaft, Recht, Gesellschaft, Naturwissenschaft, Erdgeschichte, Kunst, Weltanschauung

Insbondere regelmäÙig:

Weltspiegel / Grenzschau / Wirtschaftschronik / Sozialpolitik
Berliner Bühne / Der Musikchronist / Kunst / Dom film

Mitarbeiter:

Führende Persönlichkeiten / Aufstrebende Talente

Bezugsbedingungen der „Grenzboten“

Die „Grenzboten“ erscheinen Ende jeder Woche. Der Bezugspreis beträgt für das Vierteljahr 26.— Mark, für einzelne Hefte 2.50 Mark. Bestellungen nehmen entgegen die Buchhandlungen, die Postanstalten und der „Grenzboten“-Verlag in Berlin.

Anzeigen

Die einspaltige Nonpareillezeile 2.50 Mark. Eine 1/2 Seite 520.— Mark, Umschlagseite 600 — Mark. Bei Wiederholungen u. Abschlüssen Preis und NachläÙe lt. Aufstellung. Beilagen nach Abereinunft.

Verlag K. f. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin SW II

Tempelhofer Ufer 35a

AP 30

57

Y 8111

UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 7. Januar 1922

Nummer 1

Liberalismus des Herzens

Vom Schriftleiter

Ein Programm zum neuen Jahr?

Pfui über die Programme!

In diese Werbezeit, in diese Gärung nach dem verlorenen Kriege in einer Zeitschrift mit einem festen Programm zum neuen Jahre anzutreten, wäre das nicht eine Blasphemie auf jene Zeit?

Siehe das nicht neue Begriffe mit alten Worten nennen?

Mit welchem Wort verbindet sich noch der gleiche Begriff wie vor dem Kriege?

Wir leiden unter dem Fehlen neuer Worte für die werdenden Begriffe!

Die politischen Begriffe sind angesichts des inneren Zusammenbrechens der bürgerlichen und sozialistischen Weltanschauung, und der in erbärmlicher Nacktheit dastehenden Parteien mehr oder minder Schemen. Ressentiments: liebe Erinnerung, herrliches Märchenland, stolzes Erlebnis, Dinge, an die der Einzelne und wir alle uns hilfesuchend klammern, während wir in die Leere tasten.

Wir haben altes Land verlassen, stehen an Bord unseres Schiffes, einst stolz und seetüchtig, jetzt von langer schwerer Fahrt durch die Stürme des Krieges, der Revolution und der Not zerzaust, und erblicken, wie sehnsüchtig wir auch auspähen, das neue Land nicht. Nur das brausende, uns umstürmende Meer der neuen Begriffe. Aus dem Brüllen der See aber wollen sich noch immer nicht Worte zu diesen Begriffen bilden.

Werdende Worte brodeln überm Feuer eines qualvoll-langen Krieges, einer schwärenvollen Nachkriegszeit, eines gewaltigen sozialrevolutionären Experiments wie glühendes Eisen, das auf die Form wartet, die es aufnimmt und gestaltet:

Siehe, das ist Deine, das ist Unsere neue Welt!

Vaterland, Religion, Philosophie, Ethik sind schwankende Begriffe geworden, die keinen Halt mehr gewähren.

Grenzboten I 1922

502710

Die Sehnsucht nach Neuordnung, ideeller und materieller, die felsenfeste Erwartung, daß sie wie ein Wunder eines Tages kommen muß, geht durch uns Deutsche.

Die „Grenzboten“ wollen sich bescheiden und sich neigen vor der Größe dieser Verbezeit. Das stille Wachsen in der Politik, Literatur und Kunst werden sie beobachten und nicht zu stolz sein, immer wieder nur zu beobachten. Dabei alles aufspüren, was vielleicht zum deutschen Wunder führen kann:

Zur deutschen Einheit.

Die „Grenzboten“ wollen tendenzlos sein, trotz der Zeit, die nach Tendenz schreit, trotz des spöttischen Lächelns der Politiker.

Wir sehen statt der Tendenz den Liberalismus des Herzens, der nichts gemein hat mit jenem Formalliberalismus der Spießbürger, da, wo er nichts kostet. Dem Liberalismus des Herzens, der in tatsächlicher Opferbereitschaft ebenso ideal sozial ist, wie der Sozialismus idealistisch sozial ist, der aber die sozialistische Dogmatik ablehnt.

Dieser soziale Liberalismus des Herzens muß erlebt sein im Bittertraum des Leides, im Taumel der Freude. Im Unrechttragen und in Schuld. Im Haß der Feinde, im Banne der Masse, und in der Einsamkeit. Im Erkennen des breiten Volkes in seiner erschütternden Einfachheit, in seiner Gier, in seinen Leidenschaften, aber vor allem in der seelischen Herzensnot derer, die unten stehen, geschaffen sind, im Licht zu gehen und nicht durchbringen durch den Panzer der Gesellschaft oder ihres Schicksals. Muß erlebt sein im Hungern.

Der Liberalismus des Herzens ist nach allen Seiten revolutionär, ist die Weltanschauung der Persönlichkeit. Diese Weltanschauung muß erlebt werden. Die Masse kann nicht erleben, nur glauben. Aber ihre Führer müssen erlebt haben!

Der Liberalismus des Herzens ist zunächst beim Künstler und in der Religion eine weiche Anschauung. Hat aber ein Politiker den Liberalismus des Herzens und dazu die harte Faust, so daß alle rufen:

Steiniget ihn!

Dann ist das der deutsche Staatsmann des 20. Jahrhunderts.

Schritt um Schritt werden die „Grenzboten“ dem Liberalismus des Herzens Bahn brechen.

Mühsam wird der Weg. Eine Last von Verpflichtungen und Rücksichten gilt es mitzuschleppen.

Vielleicht bricht der Weg auch eines Tages ab . . .

Daß eine Führerschicht von jungen und alten Persönlichkeiten, die den Liberalismus des Herzens erlebt haben, aus allen und wirklich allen Parteien zusammenwächst, das ist eines der heute noch fernen Ziele der „Grenzboten“.

Vom deutschen Volkscharakter

Don Fritz Kern

Es gibt keinen character indelebilis in der Geschichte. Schon die in der Körperlichkeit einer Rasse sich offenbarenden Charakterzüge sind zum Teil nachweisbar im Laufe der Geschichte erst erworben. Beim deutschen Volk ist das für eine Reihe von Merkmalen anzunehmen, die heute als typisch gelten können, so die mehr auf Fleiß, Ordnung und berufliche Tüchtigkeit als auf persönliche Gewandtheit und Selbstdarstellung hinweisende Mimik und Physiognomik. Die gewöhnlich als deutsch angeführten körperlichen Merkmale sind teils Eigenschaften aller arischen Nordrassen im Gegensatz zu den Mittelmeerrassen (tief liegende Augen), teils nur einem Teil der Deutschen eigen, wie z. B. die Niederdeutschen den Scandinaviern und Engländern im einheitlichen Überwiegen des blonden, langschädigen Typus näher stehen als den Süd- und Westdeutschen. So tritt schon hierin zutage, daß das deutsche Volk eine stärker differenzierte Einheit darstellt als z. B. der angelsächsische Stamm, der trotz seiner heutigen Größe durch seinen geringeren Reichtum an innerer Gliederung sich noch immer als bloße Teilverwirklichung der im deutschen Ursprung angelegten Entwicklungsmannigfaltigkeit ausweist. Eine durchgängige Verschiedenheit der Germanen von Slawen und Romanen, überhaupt von allen Rassen der Welt wollen neuerdings Sievers und Beding an einer eigentümlichen Ausdruckschattierung in Rede und Gestus experimentell festgestellt haben; man kann sie als fühlbare Spröde, innere Hemmung, schwerflüssiges Sichgeben bezeichnen. Aber auch hiervon zeigt Süddeutschland zahlreiche Ausnahmen, die der italischen Ausdruckslinie näherkommen, so daß wiederum die Norddeutschen — auch sie nicht ohne Durchbrechungen — den Scandinaviern und Angelsachsen urverwandter erscheinen als den Süddeutschen, mit denen sie doch eine unendliche Fülle geschichtlich erworbener Gemeinsamkeit des Seelischen und Kulturellen verbindet.

Im seelischen Volkscharakter überwiegen die Züge, die sich im Lauf der Geschichte gebildet und umgebildet haben und vermutlich auch fernerhin bildsam bleiben, weitaus die nachweisbar unveränderlichen Züge. Mehr durch intuitive Ahnung als durch strengen Nachweis werden wir Innigkeit, Tiefe oder Weichheit des Gemüts den Deutschen aller Jahrhunderte in auszeichnendem Grade zuschreiben dürfen; zufällig ist es doch wohl nicht, daß die beiden germanischen Stämme, welche in den Anfängen der Überlieferung sich durch Kälte und Schärfe von den übrigen unterscheiden, die westlichen Franken und die Normannen, bei der Bildung der eigentlich deutschen Eigenart kaum mitgewirkt, dagegen einen wesentlichen Einschub in die französische und englische Nationalität abgegeben haben. Jedenfalls aber haben spätere geschichtliche Schicksale die Weiterbildung des Deutstums nach der Richtung form-unsicherer Innerlichkeit begünstigt.

Als Nordrasse neigen die Germanen zur Langsamkeit und Hartnäckigkeit; schwer in Bewegung zu setzen, hält das nordische Temperament fest, was es einmal ergriffen hat. Dieser Zug bildet sich jenachdem zur zähen Konsequenz im Verfolgen von Zielen oder zum persönlichen Starrsinn im Behaupten des Eigenen. Jene, die Konsequenz, zeigt der Angelsache mehr in der Politik, diesen, den Eigensinn, mehr in der Weltanschauung und Wirtschaft, — der Deutsche umgekehrt. Kleinbürgerliche Unbelehrbarkeit und Formschwerfälligkeit

keit, rechthaberischer Doktrinarismus, gläubiges Aussharren, unbeholfenes Grübelertum, Mangel an Eleganz, mürrische Art sind verschiedene Ausprägungen dieses Grundzuges je nach den geschichtsgebildenden Umständen. Die deutsche Unhöflichkeit und Ehrlichkeit hängen gewiß weniger mit der Rasse als mit ihren Schicksalen, z. B. auch mit jahrtausendelangem Vorwalten ländlicher Lebensführung zusammen. Daß die oft beklagte unpolitische und zur staatlichen wie geistigen Zersplitterung neigende individualistische deutsche Volksart sich nicht sowohl aus der Rasse als aus ihrer Geschichte erklärt, beweist die politisch und geistig zu Einheitsformen strebende Entwicklung der ursprünglich deutschen Angelsachsen. Abänderlich erscheinen solche Charakterzüge mithin, wenn auch schwer aus einmal eingeschlagener Richtung zu verdrängen.

Über alle lebenden Rassen hinaus ragt an Umfang und Gesamtwirkung die schöpferische Kraft der Germanen. Nach dem frühen Untergang der Ostgermanen, Goten usw. und der Raumbeengung der Nordgermanen (Skandinavier) ist dem Westgermanentum (deutsch-angelsächsischer Stamm) eine unter allen Völkergruppen führende Weltmission zugefallen, wobei der extensiv erfolgreiche angelsächsische Zweig an Intensität oder Spannweite der seelischen Entfaltungsmöglichkeiten hinter dem in Mitteleuropa eingepreßten Mutterstamm zurückbleibt.

Auch scheinbar zähe Charaktereigenschaften wachsen und vergehen im geschichtlichen Schicksal. So wird die herrenmäßige Unabhängigkeit des alten deutschen Freivolkes (Bauer-Krieger) im Mittelalter durch die Scheidung von Nähr- und Wehrstand auf die ritterliche Klasse eingeschränkt und gewinnt seitdem Ständescharakter. Ein Herrrentypus wächst daneben neu im städtischen Bürgertum, ohne die alte weiträumige Ungebundenheit, mit rechenhaftem Einschlag. Seit dem Beginn der Neuzeit schiebt sich dem bäuerlichen Herrrentypus auch der ritterliche und städtische dahin; der absolutistische Staat des 17./18. Jahrhunderts bewahrt nur den Herrrentypus der allerdings im Duodezformat zahlreichen reichsunmittelbaren Souveräne, und biegt auch das noch aufrechte Landjunkerturn zu dem ganz neuartigen dienenden Herrrentypus des fürstlichen Beamten und preußischen Offiziers um. Aus einem ursprünglichen, wenn auch barbarischen Charakterzug eines Volkes von Gemeinfreien ist ein spezialisierter Aristokratentypus geworden; dies abhängige Herrrentum hat staatliche Brauchbarkeit gewonnen, aber steht als Klasse der „Staatsdiener“ der Masse der „Untertanen“ gegenüber. Gleichzeitig war in England der alte gemeinfreie Herrrentypus in breiter organischer Fortbildung auf dem Wege der politischen und kulturellen Geschlossenheit der kleinen Insel, des gemeinsamen Anteils an immer mehr weltumspannender Macht, nationaler Arbeit und Wohlfahrt zum Gentlemanideal aller Volksklassen geworden. Bei den Deutschen gab es von Herren-Genossenschaften nur Überreste (Hansestädte) und Außenposten (Baltikum), ohne die verbindende und vorbildliche Kraft der Gentry und ihrer aristokratischen Parlamentsregierung. Bei einem in Unfreiheit und Armut herabgedrückten Volk lebt der alte herrische Grundzug sozusagen invertiert fort im Gegeneinandertrogen der Stände, in der mißtrauischen Reizbarkeit des klassenbewußten deutschen Arbeiters, im dickköpfigen Bauernstolz. Die erzeugenden Stände Deutschlands erlebten die öffentlichen Angelegenheiten abhängig und passiv in Kleinstaaten, die, mit Ausnahme von Preußen und Österreich, ohnehin keine Weite und Breite des Selbstgefühls vermitteln konnten. Die Ohnmacht, Kriegsnot und daraus folgende Armut Deutschlands spezialisierte die geistigen Köpfe auf die Kanzel, verzehrte die Kräfte der politischen Talente in fürstlichen Territorialinteressen und wies unsere geistigen Führer im 18. Jahrhundert auf die Hauslehrerlaufbahn bei Fürstensöhnen als typischen deutschen Aufstieg zur Weltmännlichkeit. Diese Parzellierung und Verflüchtigung des gemeinfreien Herrrentypus mag man sich vor Augen halten, um zu verstehen, weshalb die rasche Entwicklung des letzten Jahrhunderts bis zu der heutigen Demo-

tratie nicht im gleichen Zeitmaß die Ausbildung jenes verhältnismäßig gleichen Partnertums der Volksstände an staatsverantwortlichem Herrengefühl nachholen konnte, welche Voraussetzung einer echten, nicht haufenhaften, sondern organischen Demokratie ist.

Sahen wir hier in großen Zügen der Auflösung eines ursprünglich allgemeinen altdeutschen Charakterzuges zu, so ist umgekehrt die neudeutsche Arbeitsamkeit und spezialistische Organisierbarkeit ein Ergebnis erst der letzten Jahrhunderte, und zwar eine positive Frucht derselben Schicksale, welche jene negative Entwicklung zeitigten. Freilich war auch der alte Deutsche kein Bärenhäuter, wovor ihn schon das karge Klima der Heimat bewahrte; und die besinnliche Liebe zum eigenen Werte kennzeichnet mindestens die bürgerliche Leistung des deutschen Mittelalters. Aber der organisierte Fleiß, die berufliche Regsamkeit, augenblicklich sozusagen der letzte Nachfaktor unseres Volkes, bildete sich im selben Maße, als jener Herrrentypus verschwand, weshalb denn auch die Angelsachsen an dieser deutschen Entwicklung kaum teilnahmen, indem sie ihren Wohlstand nicht durch den Reform der Arbeit, sondern die Machtkunst organisch entwickelten Herrrentums gründeten und bewahrten.

Überschätzt wird vielfach die Treue als speziell mittelalterlich-deutsche Form des Pflichtgefühls. Ein allgemein-europäisches ritterliches Ideal, das mit besonderen Rechtsbegriffen jenes Zeitalters zusammenhängt, hat sie allerdings in deutscher Dichtung unübertroffenen Glanz und Tiefe gewonnen (zum Beispiel Nüdiger von Bechlare), im wirklichen politischen Leben dagegen nicht besonders festgehalten, bis endlich — in Deutschland verspätet — die Entstehung von Staatsgefinnung, freiem Gehorsam und echter Vaterlandsliebe im 18. und 19. Jahrhundert eine diszipliniertere Treue zum Volk, zum Fürsten oder zum Führer erstehen ließ, die sich zuweilen romantisch ans Mittelalter anlehnte, obwohl sie selbst mehr war, als dieses bot. Durchkreuzt und aufs schwerste geschädigt wird freilich die volkserhaltende Kraft der Treue durch die in allen Epochen unserer Geschichte hervorstehende selbstmörderische Untreue im Heruntersetzen der Führer propter invidiam, aus Parteisucht, Besserwissen oder falschverstandener Freiheit.

Manche Charakterzüge, welche beständig erscheinen, verdanken ihre Erhaltung zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedenen Einflüssen, so die kriegerische Tüchtigkeit des Deutschen, die sich allerdings im Gegensatz zu der fast allen Völkern mehr oder minder eigenen politischen Kriegsbereitschaft bis auf den heutigen Tag als unpolitische Selbstverschwendung die Freude des Heldentums bewahrt hat, so daß Lotila und Teja noch bei den Deutschen des Weltkrieges ihresgleichen fanden. Ebenso ist ein Charakterzug, der wie wenige die Größe Deutschlands behütet, die Achtung vor der Frau, bei den alten Germanen wie bei anderen Völkern auf der Gleichstellung der Geschlechter infolge der wirtschaftlich-sozialen Zustände begründet, gewinnt dann aber im christlichen Mittelalter vom Gemüt her eine kulturelle Vertiefung, die trotz der nivellierenden modernen Großstadt noch heute eine gemeinsame germanische Überlegenheit über das von den spätantiken Großstadtsitten schon seit Jahrtausenden berührt gebliebene Romanentum begründet.

Ähnliches gilt von anderen elementaren Zügen, die das deutsche Volkstum zum Teil mit slawischen Völkern teilt, wie die Naturliebe (Wald) und die musikalische Anlage. Im Gesang findet das deutsche Volksgemüt die befreiende, überindividuelle Äußerungsmöglichkeit, die es in Rede oder Geste wegen der Hemmungen widerspruchreicher Fülle oder schämiger Empfindlichkeit nicht gestalten kann. Der grübelnde Tiefinn, der bleibende Formen vernachlässigt und in inneren Wirbeln, nicht in frömemdem Flusse kreist, schafft in der Musik, der „deutlichsten der Künste“, die ihm gemäße Form, welche ständig den Inhalt alle seine Formen zerbrechen und neu gebären läßt. Hier aber mündet der Volks-

Charakter in die besondere nationale Kultur, welche an dieser Stelle nicht mehr zu erörtern ist *).

Wenige gute Eigenschaften eines Volkscharakters erschetnen ohne günstige Schicksale und Pflege unverlierbar, wenig schlechte erscheinen unheilbar. Dies lehrt die aufmerksame Beobachtung geschichtlicher Wandlungen.

*) Vgl. (soeben erschienen) R. Müller-Freienfels, Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur, München 1922, ein namentlich das kulturelle Gesicht des Deutschtums charakterisierendes, tiefdringendes Buch, auf das an dieser Stelle wenigstens nachdrücklich hingewiesen werden soll.

Entschluß fürs neue Jahr

(Bisher unveröffentlicht)

Es ist kein Kampf mit lauten Siegen
es ist ein stetes stilles Mühn:
neue Keime zu entfalten
und aus überkomm'nem Alten
junges Leben zu gestalten
und mit Schönheit zu durchglüh'n.
Und ist's wenig auch, was jeder
für sich selbst vermag und kann,
Hand in Hand mit gleichgestimmten
Freunden trägt es doch bergan!
Keine Last drum sei zu lästig,
keine Arbeit drum zu viel,
Auch das Kleinste wirkt zum Ganzen,
Auch Mißglücktes hilft zum Ziel
Schritt um Schritt . . und währt' es Jahre,
bis die Saat begänn zu blüh'n . . .
Unser Dank sei unser Glaube,
unsere Freude unser Mühn:
neue Keime zu entfalten
und aus überkomm'nem Alten
junges Leben zu gestalten
und mit Schönheit zu durchglüh'n!

Caesar fleischlen

Mein Abschied

Don Großadmiral v. Tirpitz

1. Die Angaben des Herrn v. Bethmann

Bei der Verteidigung seines inner- und außenpolitischen Systems, welche Herr von Bethmann im 2. Teil seiner „Betrachtungen zum Weltkrieg“ fortsetzt, sind dem Verfasser unter der Schutzdecke einer glänzenden Diktion doch eine so große Anzahl von Trugschlüssen und Irrtümern unterlaufen, daß es aus historischen Gründen notwendig werden wird, sie gelegentlich darzustellen. Da ich in meinen „Erinnerungen“ dieses „System Bethmann“, welches seine Kanzlerschaft überdauert hat und eine der Hauptursachen unserer heutigen Lage bildet, scharf angegriffen habe, so verüble ich es Herrn v. Bethmann persönlich keineswegs, wenn er in seinem nachgelassenen Werke mich und meine Amtstätigkeit scharf mitnimmt. Die große Not der Gegenwart macht im übrigen andere Arbeiten dringender als die Widerlegung Bethmannscher Behauptungen. Um einer Legendensbildung vorzubeugen, halte ich es aber für notwendig, die Darstellung, welche Bethmann von den Gründen meines Abschieds gibt, als völlig unzutreffend und den Tatsachen widersprechend zu bezeichnen, Bethmann hat sie schon seit Jahren mit solcher Bestimmtheit verbreitet, daß auch z. B. Dr. Helfferich, wie aus seinem Buche hervorgeht, an ihre Richtigkeit geglaubt hat.

Bethmann behauptet (Seite 223), daß die Pressekontrolle bei der Marine — im Gegensatz zur Armee — nicht in den Händen des Admiralstabes, sondern des Reichsmarineamtes gelegen habe. Er selbst habe dann Anfang März 1916 beim Kaiser die Übertragung auf den Admiralstab bewirkt, und so fügte er dann in der ihm eigentümlichen Art, zu insinuieren, hinzu, er hoffte durch diese Änderung wirksamer als bisher die Pressehege, „die auch mit persönlichen Schmähungen des Kaisers“ nicht mehr zurückhielt, unterbinden zu können. Diese von ihm veranlaßte Ressortänderung hätte alsdann mein Rücktrittsgesuch veranlaßt. „Tatsache“ dagegen ist, daß gemäß den vom Kaiser schon im Frieden genehmigten Mobilmachungsbestimmungen die Pressekontrolle am ersten Mobilmachungstage vom Marineamt auf den Admiralstab überzugehen hatte und am 2. August 1914 übergegangen ist. Sämtliche Zustimmungen für Presseartikel sind mithin vom Chef des Admiralstabes bzw. dessen Vertreter gezeichnet worden. Das Marineamt war daher bei dieser Aufgabe völlig unbeteiligt, und auch persönlich hielt ich mich von unserer Presse vollständig zurück.

Wie mir mein Vertreter im Großen Hauptquartier, Kapitän Mann, im März 1916 meldete, schwebten in jenen Tagen Erwägungen zwischen dem Reichskanzler, dem Rabinettschef und Admiral Holzenborff, auf welche Weise ich zum Abschied genötigt werden könnte. Die Richtigkeit dieser Meldung ist mir später von einem andern Offizier bestätigt worden. Ein Artikel der „Deutschen Tages-

zeitung", welcher den Unwillen Seiner Majestät erregt hatte, sollte für diesen Zweck ausgenutzt werden, und die Sachlage so dargestellt werden, daß ich den Artikel veranlaßt, jedenfalls nicht verhindert hätte. Herr v. Bethmann ist in diesem Sinne bei Seiner Majestät vorstellig geworden. Nun erfuhr aber, wie bereits erwähnt, Kapitän Mann von diesen Absichten und hat den Chef des Admiralstabes, Admiral v. Holtzendorff, unter Vorlage der betreffenden Ordres an dessen alleinige Verantwortung nachdrücklich erinnert. In der hierauf folgenden Besprechung beim Chef des Admiralstabes, welcher Admiral v. Müller und ein Vertreter des Reichskanzlers beizwohnten, hat, wie einer der anwesenden Offiziere des Admiralstabes dem Kapitän Mann berichtete, die nun zur Erörterung gestellte Tatsache, daß die Pressekontrolle organisatorisch und personell dem Admiralstab unterstand, erhebliche Bestürzung hervorgerufen und den Beteiligten das Konzept verdorben.

Bei den engen Beziehungen, die zwischen Herrn v. Bethmann, dem Admiral v. Müller und Admiral v. Holtzendorff bestanden, ist es für mich daher nicht verständlich, wie es möglich war, daß Herr v. Bethmann seine dem Kaiser vortragenen Verdächtigungen gegen mich nicht zurücknahm, vielmehr noch im zweiten Band seiner Betrachtungen eine so gänzlich falsche Darstellung des Sachverhalts geben konnte.

2. Gerüchte bei meinem Abschied

Die Waffe, mit der ich zu Fall gebracht werden sollte, erwies sich mithin als stumpf; die in Vorbereitung befindliche, meinen Abschied bezweckende Allerhöchste Kabinettsordre, konnte diesen Zweck nicht mehr erfüllen. Der im völligen Einvernehmen mit dem Reichskanzler und Kabinettschef stehende Chef des Admiralstabes sollte geschont werden, und so wurde ein Kabinettschreiben erlassen, welches sowohl den Admiral v. Holtzendorff wie auch mich gewissermaßen verantwortlich machte und nochmals bestimmte, daß der Admiralstab die Pressekontrolle hätte. Gegen dieses, aus der Verlegenheit entstandene Kabinettschreiben habe ich, als völlig Unbeteiligter, unmittelbar bei Seiner Majestät Einspruch erhoben. Ich konnte von Berlin aus die Vorgänge im Großen Hauptquartier nicht völlig übersehen, sonst hätte ich diesen Vorfall zum Anlaß genommen, in schärfster Form gegen die auf verschiedenste Weise von der Wilhelmstraße ausgehenden Verdächtigungen vorzugehen. Ich erinnere an die Behauptung, die von der Wilhelmstraße systematisch vertrieben wurde, ich hätte in der Bundessitzung für den Etat 1916 falsche Zahlen über den voraussichtlichen U-Bootsbestand des kommenden Etatsjahres genannt (bzw. nennen lassen, denn ich selbst wohnte der Sitzung überhaupt nicht bei), um den U-Bootskrieg durchzusetzen. Als mein Amtsnachfolger mir über diese Version, welche auch beim Kaiser Eingang gefunden hatte, bei Übernahme seines Amtes Mitteilung machte, habe ich mich sofort an Seine Majestät gewandt mit der Bitte, mich gegen derartige Verdächtigungen zu schützen, wenn ich nicht trotz des Kriegszustandes meinerseits mit anderen Mitteln vorgehen müßte. Ich habe darauf eine etwas gezwungen klingende, aber beruhigende Antwort erhalten. Als mir später der Beweis erbracht wurde, daß diese Lüge weitergesponnen wurde, um meine Verabschiedung zu rechtfertigen, und in politischen Kreisen umlief, habe ich den Reichskanzler

gezwungen, gegen die durch eine vom Auswärtigen Amt reffortierende Persönlichkeit erfolgte „infame Verdächtigung“ einzuschreiten. Der Reichskanzler war dann genötigt, mir schriftlich zu erklären, daß die Zahlen, welche mein Vertreter im Bundesrat gegeben hätte, mit denen meines Amtsnachfolgers genau übereinstimmten. Diese Erklärung wurde gegen meine zurückhaltende Absicht von anderer Seite veröffentlicht. Vorstehende Beispiele, die ich vermehren könnte, dürften genügen, um zu zeigen, mit welchen Mitteln gegen mich gearbeitet wurde.

3. Der Grund meines Abschieds

Intrigen, selbst wenn sie wirksamerer Art gewesen wären, als die geschilderten, hätten für mich niemals ein Motiv zum Rücktritt abgegeben. Meine Krankmeldung am 8. März 1916 ist vielmehr erfolgt, als der Admiralsstabchef nach dem Vortrag vom 6. März nach Berlin zurückgekehrt war mit der offiziellen Mitteilung, daß der U-Bootskrieg aufgegeben sei. Damit war eine Entscheidung getroffen, die meiner Ansicht nach mit großer Wahrscheinlichkeit zum Verlust des Krieges führen mußte, wenn nicht baldiger Friedensschluß in Aussicht stand, denn, wollten wir das große Mittel des U-Bootskrieges anwenden, so war keine Zeit mehr zu verlieren, wie ich in meinen „Erinnerungen“ nachgewiesen habe. Die Richtigkeit meiner damaligen Ansicht wird durch die Geschichte festgestellt werden und ist aus den Feindeschriften jetzt schon ersichtlich.

Vor meinem Gewissen, vor dem Kaiser und vor dem deutschen Volk konnte und wollte ich diese Art der Kriegsführung gegen einen Feind, der rücksichtslos auf die Vernichtung Deutschlands ausging, nicht verantworten. Meine völlige Ausschaltung von den wichtigen maritimen Entschließungen machte auch der eigenen Behörde und ihren Mitgliedern gegenüber ein weiteres Bleiben nur möglich, wenn gegen die flagrante Verletzung der mir zustehenden Rechte Remedur geschaffen wurde. Statt dieser Remedur erhielt ich die telegraphisch avisierte Aufforderung, meinen Abschied einzureichen. Diese Ablehnung jeder Remedur beweist, daß meine Verabschiedung, was ich auch tun mochte, im Hauptquartier bereits fest beschlossen war. Daß mein Verhältnis zu Seiner Majestät ein unhaltbares geworden sei, ist mir außerdem am 8. März abends durch eine hochstehende, aus dem Hauptquartier zurückgekehrte, mir wohlgesinnte Persönlichkeit mitgeteilt worden.

Wie wenig Herr v. Bethmann Personen anderer staatlicher Denkungsart verstanden hat, geht aus seiner Annahme hervor, ich hätte bürokratischer oder reffortmäßiger Bagatellen willen das im Sturm befindliche Staatsschiff verlassen können.

Die Jahresbilanz der Grenzgebiete

Von Dr. Karl v. Loesch

Die Grenzen der Siedlungsgebiete der mitteleuropäischen Völker erlangten durch die Bestimmungen der Verträge, die im Jahre 1919 in den Lustschlössern Ludwigs XIV. unterzeichnet wurden, besondere Bedeutung. Aus dem von Wilson mit großem Pathos geoffenbarten Selbstbestimmungsrecht der Völker hatten sich Forderungen ergeben, die selbst von den skrupellosen Machtgelüsten der Männer im Rate der Vier nicht völlig beiseite geschoben werden konnten, sollte noch ein Schein der neuen Lehre für die gläubige Welt bestehen bleiben. Da die „Sicherheit Frankreichs“ nur an dessen unmittelbaren Grenzen zum Anlaß genommen werden konnte, die eben feierlich verkündeten Rechte der Völker auf Freiheit und Selbstbestimmung außer Kraft zu setzen, so mußte man dort, wo man den entwaffneten Gegner unter einem geeigneten Deckmantel berauben wollte, auf neue Methoden sinnen. Hier kam die unlösbare Verzahnung und Vermengung der Völker an den Grenzen ihrer geschlossenen Siedlungsgebiete in Mittel- und Osteuropa zu Hilfe und wies den Verfassern der Verträge von 1919, denen Wilson's leblose Theorien zum Narrenschiff wurden, das sich beliebig steuern ließ, die Wage, durch Volksabstimmungen ihr Ziel zu erreichen und doch scheinbar Wilson's hoher Lehre zu folgen.

Ein Vergleich der Abstimmungsstatute zeigt, wie die Schöpfer der Verträge in jedem einzelnen Falle die Bestimmungen wählten, welche den von ihnen erwünschten Ausgang zu verbürgen schienen, ohne daß sie allerdings in jedem Falle ihr Ziel erreichten:

1. Das Schleswiger Abstimmungsgebiet wurde in zwei Zonen eingeteilt, von denen die nördliche zuerst abstimmte; nur wenn diese an Dänemark fallen würde, sollte die Abstimmung in der zweiten Zone folgen. Die Zonen waren aber so geteilt, daß die Dänen in der ersten Zone dreiviertel aller Stimmen, in der zweiten aber nur eine verschwindende Minderzahl erhielten. Da in beiden Zonen die Stimmen nur im Block gewertet wurden, kam es, daß, trotzdem fast ein Viertel aller Stimmen in der ersten Zone deutsch war, die gesamte erste Zone mit ihrem geschlossenen Deutschum in der Gegend von Løndern an den dänischen Staat fiel. Eine schreiende Ungerechtigkeit, die keinerlei Rechtfertigung in geographischen Notwendigkeiten findet. Im Gegenteil. Die Insel Sylt wurde ihres natürlichen Festlandhafens willkürlich beraubt.

2. In Ost- und Westpreußen verzichtete man auf Zoneneinteilung, die nichts gefruchtet hätte. Trotzdem Stimmenzahl, geographische und wirtschaftliche Lage für die endgültige Grenzziehung maßgebend sein sollten, riß man einige Gemeinden an der Weichsel ihrer überwältigenden deutschen Mehrheit ungeachtet vom Abstimmungsgebiet los und schlug sie dem polnischen Staate zu. Gewalt ging auch hier vor Recht.

3. In Kärnten glaubte man dagegen mit Sicherheit das geographisch wie wirtschaftlich zweifellos einheitliche Land zerreißen zu können, wenn man ähnlich wie in Schleswig dem slowenischen Vorschlag der Zoneneinteilung folgte. Man zer schnitt völlig widersinnig das Gebiet derart, daß kein Teil vom andern getrennt hätte leben können und hoffte, da im zuerst abstimmenden südlichen Teile die windisch Sprechenden die Mehrheit halten, den zweiten nördlichen Teil mit der rein deutschen Stadt Klagenfurt zum Anschluß an den ÖS-Staat zu zwingen. Außerdem versagte man allen, die nicht am 1. Januar 1919 im Abstimmungsgebiet lebten, das Stimmrecht — weil die außer Landes Wohnenden fast ausschließlich für Österreich, wo sie Erwerb fanden, gestimmt hätten. Um aber sicher zu gehen, beließ man die südslawische Verwaltung im Abstimmungsgebiete und duldete den ärgsten Terror. Trotz dieser äußerst drückenden Bedingungen stimmten 59,1 Prozent der südlichen Zone für Verbleib bei Österreich, worauf die Ab-

stimmungskommission, da die einfache Stimmenmehrheit entschied, das ganze Gebiet beider Zonen ohne Befragung der nördlichen Zone, die nur den Misserfolg der Slowenen vergrößert hätte, Österreich zusprechen mußte.

4. Für Oberschlesien galt wiederum andere Bestimmungen. Zwar hatte man hier wie in Ost- und Westpreußen den Abgewanderten das Stimmrecht nicht versagt, dafür aber die Grundsätze, nach welchen die neue Grenze gezogen werden sollte, nicht klar ausgesprochen. Artikel 88 § 5 des Vertrages von Versailles besagt:

„Bei Abschluß der Abstimmung wird die Stimmenzahl in jeder Gemeinde den alliierten und assoziierten Hauptmächten vor dem Ausschuss mit einem erschöpfenden Bericht über den Wahlgang mitgeteilt. Beizufügen ist ein Vorschlag über die in Oberschlesien unter Berücksichtigung der Willenskundgebung der Einwohner sowie der geographischen und wirtschaftlichen Lage der Ortschaften als Grenze Deutschlands anzunehmende Linie.“

Nach monatelangem entwürdigenden Kuhhandel zog man eine Grenze, die alles andere war als eine gerechte Berücksichtigung der Willenskundgebung der Einwohner und der geographischen und wirtschaftlichen Lage der Ortschaften, die ein Verbleiben des Industriereviere bei Deutschland erforderten. Die Städte mit überwältigenden deutschen Mehrheiten wie Kattowitz und Königshütte, kamen in polnischen Besitz. Die gänzlich unmöglichen wirtschaftlichen Verhältnisse sollen nun durch ein zwangsweise vom Völkervertrag angeordnetes deutsch-polnisches Wirtschaftsabkommen geregelt werden. Niemand erwartet, daß die Verhandlungen zu einem befriedigenden Ergebnis führen werden, denn eine solche Grenze läßt sich wirtschaftlich nicht regeln und außerdem wird es hier voraussichtlich wieder zu einem der beliebten Nachsprüche der Entente kommen, bei denen das Recht der Grenzbewohner geopfert wird und zwar den polnisch-französischen Wünschen oder dem Ausgleich irgend eines Interessengegensatzes von England und Frankreich in Afrika oder Asien.

5. Auch für Eupen-Malmedy sah der Vertrag von Versailles eine Volksbefragung vor. Hier waren die Bestimmungen besonders dürftig. Artikel 34 Absatz 2 und 3 des Vertrages lautet:

„Während sechs Monaten nach Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrags werden von der belgischen Behörde in Eupen und Malmedy Listen ausgesetzt; die Einwohner dieser Gebiete sind berechtigt, darin schriftlich den Wunsch auszubringen, daß diese Gebiete ganz oder teilweise unter deutscher Souveränität verbleiben.“

Es ist Sache der belgischen Regierung, das Ergebnis dieser Äußerung der Bevölkerung zur Kenntnis des Völkerbundes zu bringen, dessen Entscheidung anzunehmen sich Belgien verpflichtet.“

Diese lauschkufartigen Bestimmungen ermöglichten den Belgiern in den beiden Hauptstädten, in Eupen und in Malmedy, je eine Liste während weniger Stunden des Tages auszulegen und jedem, der sich in diese Protokollliste eintragen wollte, zunächst formell Schwierigkeiten zu machen. Blieb er fest, so drohte man mit Ausweisung, entzog die Pässe, Lebensmittelkarten usw. Diese „Abstimmung“ in Eupen-Malmedy wurde von Belgiern einfach als ein Hohn auf die Volksabstimmungen aufgefaßt. Sie machten daraus eine schamlose verlogene Farce, die weit schlimmer ist, als wenn man ein Gebiet ohne die Bevölkerung nach ihrem Willen zu befragen mit offener Brutalität verschächert.

6. Noch übler fast war die letzte „Abstimmung“ des Jahres 1921, die Obenburger Volksbefragung. Der größte Teil des Burgenlandes war durch die Verträge von St. Germain und Grand Trianon ohne Volksbefragung an Österreich gefallen. Zwar hatten die Magyaren die Verträge unterzeichnet und amlich erklärt, sie hätten das Abstimmungsgebiet geräumt. Jedoch schuf dieselbe magyarische Regierung starke militärisch gut ausgerüstete Banden, die den Öster-

reichern den Eintritt ins Burgenland verwehrten. Die Entente aber erlaubte Österreich nicht, Militär zur Unterstützung der schwachen Gendarmerieformationen heranzuziehen, kam dagegen selbst dem Vertrag nicht nach, das Burgenland an Österreich zu übergeben. Vielmehr erzwang sie durch den italienischen Außenminister della Loggia im September 1921 in Venedig mit unverhüllten Drohungen von Österreich die Einwilligung zu einer Volksabstimmung im Odenburger Teilgebiet, das ein Siebentel des österreichischen Burgenlandes (aber seine wichtigsten Teile) umfaßt. Dieser Vertrag von Venedig ist insofern von großer Bedeutung, als er die erste Durchlöcherung der 1919 geschlossenen Verträge bedeutet. Zwar zugunsten einer durch den Gewaltfrieden schändlich geknechteten Nation; aber gleichzeitig zum Schaden eines andern geknechteten Volkes, nämlich der Burgenländer selber. Monatelang hatten die ungarischen Banden das Land auf das Ärgste unter den Augen des italienischen Generals Ferrajo, des Chefs der interalliierten Generalkommission in Odenburg, gequält und ausgefagt. Trotz mehr als 6000 Protesten gegen die von den magyarischen Behörden aufgeführten Stimmlisten wurde überraschenderweise am 14. Dezember abgestimmt, obwohl selbst der Botschafterrat sich mit einer Verlegung auf den 18. Dezember zur Abstellung wenigstens der allergrößten Mißbräuche ausdrücklich einverstanden erklärt hatte. Österreich verweigerte daraufhin die Ratifikation des Venediger Abkommens und berief vor der Abstimmung seine Wahlkommissare ab: Dem Schwindel waren nunmehr keine Schranken gesetzt. Tausende von Magyaren, die keinerlei Abstimmungsrecht hatten, Scharen von Toten, ja von Leuten, die niemals gelebt hatten, stimmten mit. Trotzdem von Österreich Wahlenthaltung proklamiert war und von den Magyaren an Betrug das äußerste geleistet wurde, lauteten aber mehr als ein Drittel der abgegebenen Stimmen für Deutschösterreich. Selbstverständlich wird Deutschösterreich das Ergebnis nicht anerkennen. Und wenn man es nach beliebigen Methoden wieder einmal dazu zwingen würde, so wird der Anspruch der Odenburger auf freie Selbstentscheidung niemals verloren gehen.

* * *

Die Bilanz der beiden Abstimmungsjahre zeigt, daß durch die Entente und ihr gefügiges Werkzeug, den Völkerbund, das natürlichste Recht einer Bevölkerung, nämlich ihr Selbstbestimmungsrecht, nachdem es seine Wirkung, uns zur Niederlegung der Waffen zu veranlassen, getan hatte, mit Füßen getreten wurde. Es zeigt sich ferner, daß zwischen den auf Grund sogenannter Volksabstimmungen getroffenen Entscheidungen und den Abtretungen zufolge eines durch nichts beschönigten Machtpruchs praktisch nicht allzu große Unterschiede bestehen. In den Rechtsverwahrungen müssen wir trotz aller Ratifizierungen, die von Parlamenten und Regierungen erpreßt wurden, die durch gefälschte oder beeinflusste Volksabstimmungen vergewaltigten Gebiete ebenso nennen, wie diejenigen, die man ohne Volksentscheid unter fremdem Joch gebeugt hat: das Memelland und das Soldauer Gebiet in Ostpreußen, das polnisch gewordene Westpreußen und Posen, Gultschin, Deutschböhmen, Deutschmähren und Deutschschlesien, Deutsch-Südtirol, das Ranalthal, das Miesthal und die Untersteiermark.

Etwas anders liegen die Dinge im Saargebiet. Dort steht eine Abstimmung noch bevor. Doch lassen die bisherigen Erfahrungen und Vorgänge, welche schwerster Vergewaltigung gleich kommen, alles Böse befürchten. Die vom Völkerbunde eingesetzte Regierungskommission gibt sich völlig, als wäre sie Beauftragter Frankreichs, als hätte sie die Aufgabe, das Saargebiet möglichst rasch kulturell und wirtschaftlich zu französisieren. Trotz der Repressalien, die natürlich zu erwarten sind, haben sich aber die deutschen Parteien des Saargebietes nicht scheut, offen die Schamlosigkeit zu enthüllen, durch welche die Rechte der Bevölkerung mit Füßen getreten werden. Noch anders liegen die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen. Fast schien der Jubel Straßburgs und anderer elsässischer

Städte Zeugnis für die selbstgewollte Rückkehr des Elsaß zu Frankreich zu sein. Wir wissen aber heute, daß es bestellte Arbeit war, daß die Tricolore und die begrüßungsgeübten elsässer Mädchen in ihren Volkstrachten aus Paris im Schnellzug herangefahren worden waren. Für uns bleibt der freie Wille der Bevölkerung das einzig Entscheidende, nicht die Sprache, nicht die Abstammung, nicht die Kulturgemeinschaft, die das Elsaß mit dem deutschen Volke verbinden. Gewiß sind alles dies Imponderabilien, aber sie kennzeichnen nicht das Volk im politischen Sinne: die Nation. So wenig wir auf die Masuren, die Litauer, die dänisch sprechenden Heimdeutschen, die Wallonen von Malmedy, die mährisch sprechenden Gultschiner oder die Kärntner Windischen verzichten wollen, obwohl sie eine fremde Sprache sprechen und vielleicht auch einer andern Rasse angehören als wir, so wenig wollen wir die deutschsprechenden und ihrer Abkunft nach allemanischen Elsaß-Lothringer gegen ihren Willen als Deutsche im politischen Sinne reklamieren. Wir haben ja auch die deutschen Schweizer niemals als Deutsche im politischen Sinne angesehen. Wohin die Entwicklung im Elsaß noch führen wird, können wir nicht übersehen, noch viel weniger können wir eingreifen. Es genügt, wenn wir mit Teilnahme die Bewegung verfolgen, wenn wir jedem Elsässer und Lothringer, der, gleichviel aus welchen Gründen, ins Reich kommt, unsere Sympathie zeigen und ihm die vollen Bruderrechte einräumen. Nur eines sollen wir bedenken: die Eigenart des Elsässers setzt heute schon wachsenden Widerstand den Zentralisierungsneigungen Frankreichs entgegen, die in dem Versuch der Entgermanisierung der Schule ihren deutlichsten Ausdruck findet. Ein zentralisierendes Deutschland wird ihm nach den Erfahrungen der Jahre 1871 bis 1918 ebenso wenig reizvoll erscheinen. Ein Deutschland, in dem alle Stämme sich ihr Leben ganz nach ihrem Geschmaç einrichten können, wird dagegen stets moralische Eroberungen jenseits des Rheines machen.

Noch eine weitere Neuerscheinung haben wir den Pariser Verträgen zu verdanken, die Freistaaten wider Willen: Danzig und Deutschösterreich. Danzig lebt in einer Knetschaft mißbesten Form. Sie bietet den Bewohnern wirtschaftlich sogar gewisse Vorteile und beläßt das Recht, wenigstens die innere Verwaltung nach eigenem Geschmaç einzurichten. Aber das Grundrecht der Selbstbestimmung ist Danzig ebenso genommen wie Deutschösterreich. Man zwang Länder, denen das gemeinsame Ziel, der Wunsch nach inniger Verknüpfung fehlte, in eine Verbindung mit Wien, das ein zu schwerer Kopf für den zerbrechlichen kleinen Körper geworden ist. Auch die geographische Lage weist die Länder in ihrer Mehrheit nicht nach Wien, von dem sie durch Gebirgsketten getrennt sind; die westlichen sind durch die Talsurhen mit dem Reiche verbunden. Mehr aber als der wirtschaftliche Widersinn lastet die Mißachtung des Willens seiner Bevölkerung auf diesem unglücklichen Staate, der seinen Bewohnern die größten Opfer auferlegen muß, ohne ihnen dafür eine Sicherheit ihrer Existenz gewährleisten zu können.

Die Entente und ihr Völkербund haben sich zwar äußerlich die Theorie Wilsons zu eigen gemacht. Aber sie ist in ihren Händen nichts als ein Kleid geworden, das die brutale, nackte Gewalt verdecken soll. Vae victis! Auch die „Volksabstimmungen“ haben daran wenig oder nichts geändert: sie sollten nicht der wahren Feststellung der Wünsche und Bedürfnisse jener Volksteile gelten, die in enger Durchdringung, trotz verschiedener Sprach- und Volkszugehörigkeit infolge wirtschaftlicher und kultureller Verbindung fast immer friedlich nebeneinander gelebt hatten, sondern sie galten der rücksichtslosen Durchsetzung eines Machtgedankens, der nur Härte kennt und dem die Schicksale und die ausgewählten Leidenschaften dieser Hunderttausende von Menschen nichts bedeuten, als eine Stufe zur Erfüllung seiner Wünsche. Nur vergiftet die Entente, wenn sie diese gefährlichen Wege beschreitet, daß aus der Erregung dieser Leidenschaften gerade den geknechteten Völkern die besten, reinsten Kräfte im Kampfe um die Erhaltung ihres Volkstums erstehen.

Kriegsschulden und Kriegsschuld

Von Dr. Georg E. Kunzer (München)

Am 5. Oktober 1918 erklärte die deutsche Regierung, daß sie das von Wilson „in der Kongreßbotschaft vom 8. Januar 1918 und in seinen späteren Rundgebungen, namentlich der Rede vom 27. September aufgestellte Programm als Grundlage für die Friedensverhandlungen“ annimmt. Wilson gab den Alliierten seinen Notenwechsel mit Deutschland bekannt „mit dem Anheimstellen, falls diese Regierungen geneigt sind, den Frieden zu den angegebenen Bedingungen und Grundsätzen herbeizuführen“, mögen ihre militärischen Ratgeber die Waffenstillstandsbedingungen den Alliierten vorschlagen. Die Alliierten erklärten mit zwei Einschränkungen „ihre Bereitschaft zum Friedensschluß mit der deutschen Regierung auf Grund der Friedensbedingungen, die in der Ansprache des Präsidenten an den Kongreß vom 8. Januar sowie der Grundsätze, die in seinen späteren Ansprachen niedergelegt sind“. Eine Einschränkung betraf die Freiheit der Meere, die andere definierte die Wiedergutmachung. Die Alliierten, hieß es, „verstehen darunter, daß Deutschland für allen durch seine Angriffe zu Lande, zu Wasser und in der Luft der Zivilbevölkerung der Alliierten und ihrem Eigentum zugefügten Schaden Ersatz leisten soll“.

Zum besseren Verständnis seien noch die wesentlichsten Forderungen Wilsons kurz zusammengestellt. Am 8. Januar 1917 forderte Wilson:

„Belgien muß geräumt und wieder aufgerichtet werden . . . Das ganze französische Territorium muß befreit und die besetzten Gebiete wiederhergestellt werden.“

Anfang Februar 1918 betonte Wilson:

„Keine Annexionen, keine Kriegsschädigungen (contributions), keine Strafzahlungen (punitive damages).“

Die 14 Punkte Wilsons fordern bezüglich der Wiedergutmachung:

„Belgien muß geräumt und wiederhergestellt werden . . .

Frankreich muß geräumt und die besetzten Gebiete müssen wiederhergestellt werden. Auch ist das Unrecht, das Frankreich 1871 in bezug auf Elsaß-Lothringen angetan worden ist, wieder gut zu machen . . .

Rumänien, Serbien und Montenegro müssen geräumt und die besetzten Gebiete wiederhergestellt werden.“

Die Verhandlungen sollten nur noch den Zweck haben, „sich über die praktischen Einzelheiten ihrer Anwendung zu verständigen“ (Note Lansing vom 8. Oktober 1918).

Deutschland wurde also lediglich verpflichtet, die Schädigungen der Zivilbevölkerung, die durch „Angriffe zu Wasser, Land und aus der Luft“ entstanden sind, gutzumachen.

Kurze Zeit nach Lansing's Botschaft führte Lloyd George in einer Rede aus, daß „in allen Ländern bei einem Prozeß der Verlierende die Kosten zu bezahlen habe“, daß „die Nation, die unrecht getan habe und einen Prozeß zur Entscheidung hervorrief, die Kosten bezahlen müsse“. „Nach Recht und

Billigkeit steht es uns zu, die gesamten Kriegskosten von Deutschland zu fordern.“

Selbst englischen Blättern wurde Lloyd Georges Forderung zu ungeheuerlich. So schrieb damals u. a. der „Economist“:

„Es wäre ein hübsches Ende eines Krieges für Freiheit und Gerechtigkeit, wenn man jetzt im Widerspruch mit . . . der seitens der Nation verpfändeten Worte Deutschland die ganze Last der Kriegskosten auferlegen wollte.“

Früher hat man davon gesprochen, daß die Schäden, die der Zivilbevölkerung zu Lande, zur See und in der Luft verursacht worden seien, wieder gutgemacht werden müßten; jeder Versuch, hieraus einen Anspruch auf Erfaz der Kriegskosten zu konstruieren, wäre nichts als gemeiner Sophismus.“

Das Wilsonsche Prinzip geriet immer mehr in den Hintergrund, bis es ganz von der Szene verdrängt war. „Der Friede ist nicht, wie man ursprünglich beabsichtigte, auf den 14 Punkten Wilsons aufgebaut worden, ebensowenig auf der Basis territorialen Gleichgewichts, sondern auf einem Kompromiß, der die Vorteile beider entbehrte und die Nachteile von beiden enthält,“ schrieb damals E. Dillon im „Daily Telegraph“. Der linksrepublikanische „Yonier „Progress“ sieht in Clemenceau den Triumphator über Wilson. Er schrieb:

„Wilson stellte den Grundsatz auf, daß die Sieger nur Anspruch auf Erfaz der sachlichen Kriegsschäden haben sollen. Hätte Clemenceau diesen Gesichtspunkt angenommen, so hätte nur Frankreich mit Belgien ausschließlich Anspruch auf Entschädigung gehabt. Die Forderungen Frankreichs hätten in Übereinstimmung gebracht werden können mit der Leistungsfähigkeit Deutschlands.“

Clemenceau hat jedoch Widerspruch gegen diese von Wilson vorgeschlagene einschränkende Form erhoben. Er verlangte, daß nicht nur der Sachschaden gutgemacht werde, sondern auch der Personenschaden. Clemenceau merkte nicht, daß alle Bundesgenossen Frankreichs den gleichen Personenschaden erlitten haben und also ebenfalls Anspruch erheben könnten, die Kriegspensionen auf Deutschland abzuwälzen . . . Lloyd George durchschaute die Sachlage vom englischen Standpunkt aus und ließ den Wilsonschen Grundsatz fallen.“

Man wird sich heute an diese Grundsätze erinnern müssen, wenn Frankreich über die deutsche Zahlungsunfähigkeit sich entrüstet. Frankreich hat selbst die große Schiebung veranlaßt, daß die Schulblüge und damit die vollkommene Erfazpflicht Deutschlands an Stelle der Wilsonschen Bedingungen und damit des Erfaßes der Zivilschäden trete.

Im Friedensvertrage heißt es nun wörtlich:

„Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Verluste und aller Schäden verantwortlich sind, welche die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezungenen Krieges erlitten haben.“

Mit vollem Recht wies Graf Brockdorff-Rantzau in der Mantelnote der deutschen Denkschrift vom 29. Mai 1919 auf diese Ungerechtigkeit hin. Er betonte, daß Deutschland im Hinblick auf die Verletzung der belgischen Neutralität die Erfazpflicht für Angriffe auf Belgien, schließlich auch noch auf Nord-

Frankreich übernahm, „da die deutschen Heere die Gebiete über Belgien erreichten“. Eine Ersatzpflicht an Italien, Serbien, Rumänien und Polen wird abgelehnt, weil Deutschland hier nicht angegriffen hat . . .“

Die Entente forderte trotzdem nicht nur für die bestrittenen Länder volle Ersatzpflicht, sondern präferierte der deutschen Regierung eine Entschädigungsliste von 18 Staaten, darunter Japan, Bolivien, Brasilien, Kuba, Haiti, Liberia, Portugal, Peru, Siam und Tschechoslowakei, Länder, die gewiß Deutschland nicht zum Kriege provoziert hatte. Das letztgenannte Land forderte 618 Millionen für den Einfall ungarischer Bolschewisten.

Die Staatsmänner der Entente fühlten es selbst, daß sie die ungeheuerlichsten Ansprüche gegenüber der Welt besonders nachhaltig begründen müssen. Darum suchte die Ententepropaganda jede Kritik wie jedes Empfinden für Deutschland durch ein gewaltiges Entrüstungsgeschrei über die deutsche Kriegsschuld zu übertönen.

Lloyd George begründete beispielsweise im Unterhaus die Wahnsinnsforderungen:

„Es sind in mehrfacher Hinsicht furchtbare Bedingungen, . . . furchtbar waren aber auch die Laten, welche diese Vergeltung fordern. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn man sagen könnte, dieser Krieg sei gegen den Willen des deutschen Volkes geführt worden. Dem ist nicht so. Und darum müssen die Friedensbedingungen die Völker lehren, was ihnen bevorsteht, wenn sie unprovokizierte Angriffskriege gegen ihre Nachbarn führen wollen, was ihr Schicksal sein mag, wenn sie bei solchen Versuchen unterliegen.“

Die Entente braucht die Schuldlüge, ausgedehnt auf das ganze Volk Deutschlands, um an ihm die Riesenerpressungen vornehmen zu können. Darum immer das Schuldgeschrei in dem Augenblick, da man neue Erpressungen vornehmen will. Darum sagte bei den Londoner Verhandlungen Lloyd George:

„Für die Alliierten ist die deutsche Verantwortlichkeit für den Krieg grundlegend. Sie ist die Basis, auf der das Gebäude des Vertrages aufgerichtet worden ist und wenn diese Anerkennung verweigert oder aufgegeben wird, ist der Vertrag hinfällig.“

Und später sagte er in derselben Rede:

„Wir wünschen deshalb ein für allemal es ganz klar auszusprechen, daß die deutsche Verantwortlichkeit für den Krieg als cause jugée behandelt wird.“

„Es ist ein Strafvertrag und weiter nichts . . . daraus folgt, daß er nur in dem Maße gültig sein kann, als es wahr ist, daß die Gegner Deutschlands nur gezwungen am Kriege teilgenommen haben“, sagt der mutige Franzose und Bekämpfer der Schuldlüge Georges Demartial, der die Schuldfrage auch als „Frage aller Fragen“ bezeichnet.

Darum hilft uns kein Moratorium und keine Anleihe, sondern nur gründliche Revision der Ententeforderungen und Prüfung der Rechtsbasis, der Schuldfrage.

Die Schuldlüge brachte die wahnsinnigen Kriegsschulden Deutschlands, brachte die dadurch mitherbeigeführte Valutatatastrophe, zerstörte die Entwicklung der Weltwirtschaft, läßt Völker und Staaten der Erde nicht wirklich zum Frieden und zur gedeihlichen Aufbauarbeit gelangen.

„Die suggestive Karte“?

Von Professor Dr. K. Haushofer, Generalmajor a. D.

Die suggestive Karte! Deutsche Gewissenhaftigkeit fragt: Darf es denn eine andere Karte geben, als ein Abbild der Erdoberfläche oder eines Teiles von ihr, das nach höchster Wesenstreue strebt, und danach, wenigstens soviel von ihr auf einem Blatt wiederzugeben, als irgendwie mit Druckerschwärze und Farbe darin unterzubringen ist? Tatsächlich finden wir unser Kartenwesen, und zwar in einem gewissen Gegensatz zu dem anderer großer Weltvölker, vorwiegend von diesem Zug fast kleinlicher Treue im Kleinen bei oft mangelnder Prägnanz geleitet: nur deshalb war es möglich, daß unsere eigenen Karten den Zerstörern der deutschen Weltgeltung mit als die brauchbarsten Werkzeuge dienen konnten! (Vgl. Wilsons Informationen über Österreich und Polen! Chéradame's: L'Europe et la question d'Autriche!)

Im Gegensatz zur deutschen Kartendarstellung ging die englische — weil sie eben beide ein Ausfluß des Nationalcharakters waren, und zwar ein besonders kennzeichnender — weit mehr vom Typisieren, vom Schaffen eines suggestiven, das Wesentliche heraushebenden, Zufälliges, Sonderlebiges eher unterdrückenden Kartenbildes aus, ganz wie England auch seine Menschen prägte: den einzelnen im Durchschnitt sicher weniger reizvoll und umfassend, oft auch weniger aufschlußreich und tief, aber für einen großen zusammenfassenden Zweck brauchbarer: Mensch und Karte! — Lebensform im Erdraum, und Abbild davon!

Ein Beispiel: Der klare inhaltsreiche Aufsatz von J. März: Die Landkarte als politisches Propagandamittel (Gartenlaube 1921 Nr. 16 Seite 261) fühlt sich in Deutschland fast als Kezerei, sagt Dinge — und belegt sie! —, die als Abweichendes empfunden werden, politisch geographische Unsinns Wahrheiten, die wir aber meist unberücksichtigt lassen, was März gerade an unseren Massen-Zusammenfügungskarten gegenüber den polnischen schlagend nachweist. Der etwa auf der gleichen Linie wie die Arbeit von März sich bewegende englische Aufsatz von Robert Louis Stevenson: „On maps“ des Bandes V des Roy Soc. Geogr. Journal bringt — für die englische Auffassung — anmutig zusammengefaßte Selbstverständlichkeiten, neben anregenden Betrachtungen über Landkarten als Tummelplatz geographischer Einbildungskraft — ein Beweis neben vielen, wie selbstverständlich die „suggestive Karte“ als politisches Hilfsmittel dem Angelsachsen, aber auch dem Franzosen, Japaner und Russen ist, wie sie es im 16. und 17. Jahrhundert dem Spanier, im 17. und 18. dem Niederländer war.

Wer jemals selbst Karten gezeichnet hat, weiß, daß diese Arbeit nur zur kleineren Hälfte wissenschaftliche, zur größeren echte Künstlerarbeit ist (freilich nicht als solche anerkannt und bezahlt!). Jedem Kunstwerk haftet Subjektives, haftet vor allem die Spur des Entwicklungsganges des Künstlers an. Damit erklärt sich — entschuldigt sich aber nicht in seinen gefährlichen Folgen für das Leben von Staat und Volk — der Unterschied zwischen der deutschen und der westeuropäischen Kartographie, der sich im gediegeneren Inhalt, dem größeren Tatsachenreichtum der unseren, dem feineren Verständnis für suggestive Wirkung, völkerpsychologische Folgen und Wiedergabe des Wesentlichen und Typischen bei den Fremden ausdrückt (denn die Mehrzahl der neu aufkommenden Mächte folgt dem fremden System: Amerika, Japan, Polen, die Tschechoslowaken).

Die deutsche Kartendarstellung kommt eben vielfach vom bienenfleißigen Verarbeiten fremder geopolitischer Erdbild-Erweiterungen, fremder Reisen, fremder Erschließung großzügiger Erdräume in raumgedrängte Darstellungen in engen Räumen her; die angelsächsische ist fast immer vom praktischen Zweck, von den Vorstellungen der vereinfachenden, nur das Wesentliche, das aber leicht erfassbar,

wiedergebenden Seekarte, vom Itinerar, von der Expeditionsaufnahme geleitet zu Raumverwendung, Zweckbestimmung geneigt; die französische und niederländische des 18. Jahrhunderts wußte beides recht glücklich zu vereinigen, wie auch vorher die portugiesische und spanische. Gerade die Seekarte lehrt schnell große Zusammenhänge überschauen, ist darauf gearbeitet, bei einem kurzen Vergleich des Kartenrißes mit dem wirklichen Bild eines erhaltenen Augenblicks, bei einem Aufreißen des Nebels der Ungewißheit, Aufschlüsse für verantwortungsschwere Fahrtrichtungs-Wahl zu geben, großzügiger Zweckbestimmung für vielfeitigen praktischen Gebrauch zu dienen. Sie ist deshalb ein besonders guter Erzieher zur suggestiven Kartenabstimmung überhaupt. Der Unterschied geht so weit, daß er sich deutlich in unsere großen Sammelkartenwerke hinein verfolgen läßt. Zum Beispiel ist die suggestivste Karte der neuen Stieler-Ausgabe leider, das Blatt des um Elsaß-Vohringen neu vergrößerten Frankreich, mit seinem starken Grenzfarbenton, während die süddeutschen Blätter zwar das Abreißen des Reichslands zeigen, aber nicht annähernd so suggestiv dabei sind. Die Propagandakarte der Südmart welche, die vom Deutschtum losgerissenen Gebiete weiß läßt (im Klischee wiedergegeben. Der Vorschlag einer Ton-Wirkung mit anderen Mitteln) ist zwar „suggestiv“ eine der besten, beleidigte aber mit Recht in der Schweiz, deren heterogene innere Zusammensetzung auf ihr nicht hätte berührt werden dürfen, deren Bild in seiner politischen, nicht völkischen Struktur hätte gezeigt werden müssen: das Schweizer Kreuz als Sonder-signatur in der Mitte bei weiß gelassener Gesamtfläche hätte etwa den Kranz abgetrennter Blutsverwandter gezeigt, ohne in selbständigen Staaten anzusetzen.

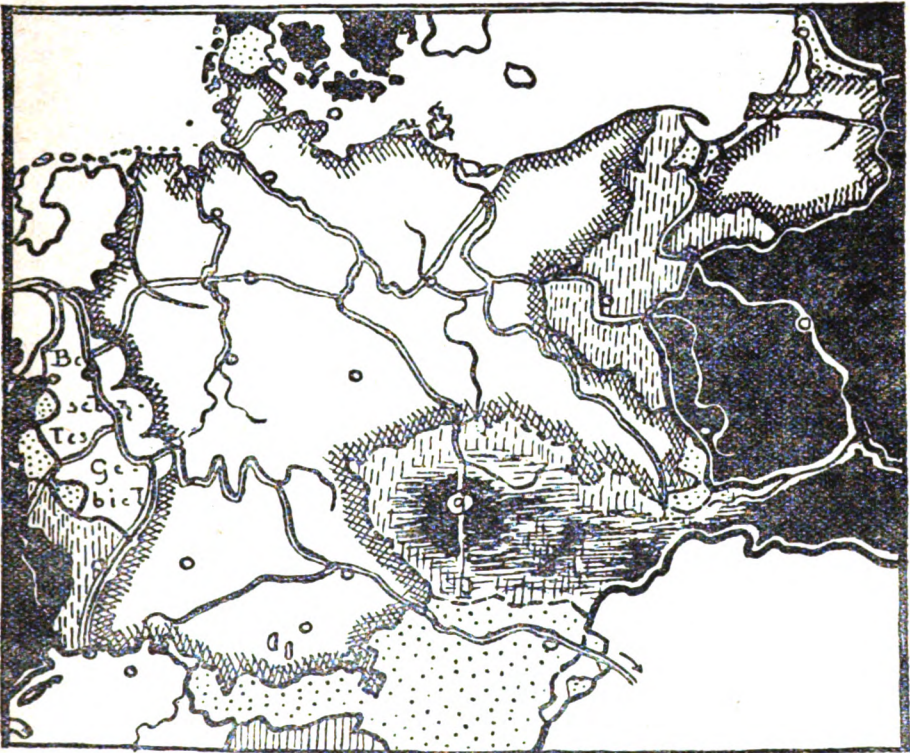
Selbstverständlich muß das suggestive Kartenbild wahr sein, denn kartographische Lügen haben ganz besonders kurze Beine. Aber es entfaltet seine politisch betonte Leistung in dem, was es an Untergeordnetem oder Unerwünschtem typifiziert, zurücktreten läßt oder verschweigt (worin zum Beispiel ja auch die Kunst des japanischen Staatsmannes weit mehr liegt, als etwa in einem Lügengebrauch nach westeuropäischem Muster), und in dem, was es für die eigene Phantasie des Beschauers überzeugend hervorhebt — so daß sie im Sinne des Künstlers weiterarbeitet —, in dem, womit es andererseits Andersdenkende nicht vergewaltigt oder verlezt, sondern sie weit mehr zu dem Gedanken anregt: Ja, es könnte auch an dieser Darstellung Wahres sein! — Gehen wir also prüfend auf sie ein!







Eine scheinbar so geringe Forderung stellt aber tatsächlich sehr große Ansprüche an die Karte, die weltüber politisch suggestiv wirksam sein soll, ohne irgendwo zu schaden, und an den Künstler, der sie schafft: Sie muß einerseits überzeugen, darf andererseits nicht verletzen, muß wahr sein, und doch schädliche Zufälligkeiten unangreifbar verschweigen oder verschleiern.

Ihre Erfüllung unterwirft auch die Karte, wie das Buch, einer gewissen Zweckbestimmung, und es entsteht sicher die Frage, ob nicht Gefahr für die Objektivität, die „Voraussetzungslosigkeit“ der Karte darin liege. Das trifft gewiß zu: Aber der Kartenzeichner muß ja immer „auswählen“, bei jedem Strich und jedem Farbenton Zufälligkeiten überwinden, und er muß endlich lernen, daß bei der großen erziehenden und beeinflussenden Kraft der Karte nicht Deutschland allein sich vom Kampf ums Dasein auf der Erde ausschalten kann, und in einer Traumwelt weiter leben, in der allein die Unfähigkeit zur Anpassung an die Umwelt keinen Schaden brächte. Wir werden also die Forderung nach der suggestiven Karte weiterhin vom deutschen Standpunkt so lange erheben müssen, bis sie erfüllt wird, und uns dazu von dem Angelsachsen Stevenson sagen lassen: „Dies ist ein ganz besonderer Fall, und ein sehr interessanter, für den weiten Wert der Geographie als Kulturkraft. Die Inspiration jedes Autors wird überraschend vermehrt werden durch eine wirklich umfassende Kenntnis alles dessen, was in einer Karte stecken kann, und ihres vollen Gebrauchs, wie auch der Grundzüge

der angewandten Erdkunde, die alle Beziehungen der menschlichen Rasse zu ihrem irdischen Wohnplatz umfasst. Dann wird gefunden werden, daß Geographie, wirklich gebraucht als Werkzeug der geistigen Schulung, Ergebnisse zeitigt, die durch andere Mittel unerreichbar sind.“ Wir haben das erlebt — am Feinde! Es fehlt noch weit zum Durchbringen dieser Erkenntnis und die „suggestive Karte,“ ist eines der wichtigsten Erziehungsmittel dazu! Wenn die Masse schon einmal zur Vorherrschaft gelangt ist: — „Let us educate our masters!“ sagt der Brit!

Die Einschränkung u. Bindung des Deutschen Lebensraums seit 1918



-  Am Raum-Raub Beteiligte.
-  Ohne Betragen entrissene Räume.
-  Nach Scheinfreiheit abgetrennt.
-  Rumpf- oder Rest-Deutschland.
-  Erzwungene Grenzen.
-  Internat. gebundene Wasserwege.

Der deutsche Kulturverfall und seine Ursache die Typisierung des Geistes

Von Maximilian Loham

Eine ganze Reihe von deutschen Zeitungen ließ die letzten Noten der Entente an die deutsche Reichsregierung von „Dr.“ Lloyd George unterschrieben sein. Lloyd George hat bekanntlich keinen Anspruch auf die Führung des Dokortitels; es liegt also sicher eine Verwechslung mit seinem Vornamen David vor, der unter jenem Dokument mit D. abgekürzt war. Eine Berliner Morgenzeitung stellte diese Tatsache mit der Beobachtung zusammen, daß der Name des früheren deutschen Reichsministers des Außern in der Entente-Presse gewöhnlich mit Dr. „von“ Simons wiedergegeben wurde. Sie knüpfte daran die Bemerkung, daß man sich offenbar im deutschen Inlande einen Minister, der nicht zur Führung des Dokortitels berechtigt ist, ebensowenig vorstellen kann, wie man sich im Auslande einen deutschen Außenminister zu denken vermag, der nicht auf ein respectables Adelsprädikat Anspruch hat. Diese Folgerung gibt, besonders unter Berücksichtigung der augenblicklichen politischen Lage, zu denken. Sie bietet nicht allein einen Anlaß zum Spott über die maßlose Titelsucht der Menschheit, sondern ist vielmehr als das Kennzeichen einer verhängnisvollen Verkennung aufzufassen, der die abendländische Kultur zum Opfer gefallen ist. Dieser große Irrtum ist die Verwechslung von Qualifiziertheit und Qualitätskennzeichen, von Attrappe und Inhalt. Er entspringt der Typisierung und Normalisierung des abendländischen Geisteswesens.

Vor kurzer Zeit trat in Genf der Völkerbundsausschuß und kurz darauf in Paris der Rat der Nationen zusammen, um über das Schicksal Oberschlesiens zu entscheiden. Wir konnten schon vorher davon überzeugt sein, daß das Resultat dieser Zusammenkünfte sich von den Resultaten der vorausgegangenen Konferenzen auf Grund der augenblicklichen politischen Einstellung nicht unterscheiden wird. Die Probleme des künftigen Wiederaufbaues werden auf Grund desselben politischen Typus und der gleichen Norm behandelt, wie es bisher üblich war. Und niemand hatte daran gedacht, daß die Probleme sich geändert haben und daß eine neue Einstellung ihrer Lösung nötig war.

Wie es auch dem größten Mathematiker unmöglich sein wird, den Aufgaben der Infinitesimalrechnung mit dem Axiom der Euklidischen Mathematik beizukommen, so konnte es den Männern in Genf und Paris nicht gelingen, Oberschlesien, das Rätsel der Reparation, mit den Grundsätzen der seit alters typifizierten und normalisierten Politik zu lösen. Aber andere Grundsätze wollten sie weder erkennen, noch anwenden, und so mußte die Lösung eben scheitern. Wir tragen zwar für das Ergebnis von Genf und Paris keine Verantwortung, aber wir sind alle das von ihm betroffene Objekt. Doch auch, wenn wir es nicht wären, gebietet es dem Denkenden die Stimme der Vernunft, den richtigen Weg, wenn wir ihn wissen, wenigstens zu zeigen, den Weg, auf dem es der Menschheit wieder möglich sein wird, aus dem Dunkel unserer Tage herauszufinden. So merkwürdig es scheinen mag, eines der Mittel, um diesen Weg zu finden, ist die richtige Einstellung der Qualifikationsfrage. Denn es ist klar, daß allein die Höchstqualifizierten die regulierenden Faktoren beim Wiederaufbau sein können. Deshalb ist die Qualifikationsfrage so wichtig, weil es nötig ist, denjenigen Kräften Wirkung zu geben, die in der Tat in der Lage sind, den Weg in die Zukunft zu schauen und zu finden.

Der Grad der Brauchbarkeit eines Menschen für die Gesellschaft brückt sich in seiner Qualifikation aus. Einen Menschen, den wir in besonderem Maße geeignet halten, eine bestimmte Tätigkeit auszuüben, nennen wir qualifiziert. Was liegt bei dieser Wichtigkeit der Qualifikation näher, als daß jeder Mensch das Bestreben hat, die Qualifikation des andern möglichst schnell und möglichst einwandfrei festzustellen. Nun sieht man freilich niemandem seine Qualifikation auf den ersten Blick an. Wer ein schlechter Menschenkenner oder auch gar zu sehr in der Enge der eigenen Interessen befangen ist, hat auch gar nicht die Fähigkeit oder mag sich nicht die Mühe nehmen, die Qualitäten des andern festzustellen. Da ist es nun namentlich den mit alter Kultur nicht nur ausge schmückten, sondern auch belasteten Völkern scheinbar gelungen, ihren einzelnen Mitglie bern die Kennzeichnung ihrer Qualifikation äußerlich aufzuprägen. Der Handarbeiter hat unter gewissen Umständen nicht nötig, seine Handfertigkeit praktisch zu beweisen, sondern es genügt, wenn er einen Brief über seine Gesellenprüfung, einen Meisterbrief seiner Innung vorzulegen vermag. Noch weiter hat dieser Brauch der äußerlichen Kennzeichnung der Qualifikation bei der Beurteilung geistiger Qualifiziertheit um sich gegriffen, die ja auch allerdings um vieles schwerer festzustellen ist, als manuelle Eignung. Es ist von den Kulturvölkern, und namentlich in Deutschland, ein System von Prüfungen eingerichtet worden, das schon dem dummen Jungen eine gewisse äußere Qualifizierung vor reifen Männern zuerkennt, wenn er nur die Reife für Obersekunda erlangt hat. „Er hat sein Einjähriges“, das bedeutete namentlich im alten Deutschland von vorn herein die Bezeichnung einer Qualität, die ihren Träger über Tausende seiner Altersgenossen erhöhte. Ist jemand gar im Besitze des Reifezeugnisses einer höheren Lehranstalt, hat er die Referendarprüfung oder ein sonstiges Staatsexamen abgelegt, ist er auf Grund einer meist nur recht mittelmäßigen wissenschaftlich-literarischen Leistung in die Lage versetzt, seinem Namen das „Dr.“ vorsetzen zu dürfen, so rechnet den Betreffenden jeder Mensch beinahe ohne Nachdenken in die Reihe der hochqualifizierten. Je höher dann das Alter, um so höher werden die äußeren Qualifikationen. Der Professorettitel und der Geheimratsname, ja sogar das Prädikat „Erzcellenz“ stellen oder stellten sich ein und brückten ihren Trägern den äußeren Stempel der Qualifiziertheit auf.

Hatten die bisher genannten äußerlich Qualifizierten wenigstens noch eine, wenn auch noch so geringe persönliche Leistung aufzubringen, um in den Besitz des Qualitätszeichens zu gelangen, war bei dem wissenschaftlichen Grade immerhin noch ein gewisses Maß von Kenntnissen die Voraussetzung und bei dem Beamtentitel jedenfalls noch die Tatsache einer langjährigen, regelmäßigen Pflichterfüllung, so unterschied man außerdem noch eine Reihe von Qualitätenträgern, die in den meisten Fällen persönlich zu ihrer Qualifizierung nicht das geringste beigetragen hatten. Wir sprechen hier vom Adel, dessen äußerliche Namensqualität mit ihren verschiedenen Graden nicht nur im alten Deutschland seinen Trägern den Ruf und die Vorteile der Qualifikation sicherte, sondern sie ihnen auch heute noch, wo es keinen Adel im gesetzlichen Sinne mehr gibt, sondern die Kennzeichen zu bloßen Namensbestandteilen geworden sind, unbedingte gesellschaftliche und wirtschaftliche Privilegien gewährleisten.

Ist nun die äußerliche Qualifizierung, Klassifizierung, Rubrizierung ganz sinnlos? Wir antworten: Nein. Sie ist zweckmäßig für den Qualifizierten selbst, und sie ist notwendig für den, der bestimmte Qualitäten sucht und braucht.

In der Reihe der sozialen Triebe spielt der Anerkennungs- und Rivalitätstrieb — das hat Schmoller eindringlich nachgewiesen — die gleiche Rolle, wie die lebensschaffenden und lebenerhaltenden Triebe in der Reihe der individuellen Triebe. Der Aufstieg des Individuums in der sozialen Gemeinschaft erfolgt keineswegs nur mit dem Ziele, sich einen größeren Besitz an materiellen Gütern zu sichern, als andere Individuen haben, sondern es ist ebenso sehr von dem

Wunsche bewegt, sich vor anderen Individuen auszuzeichnen und von den anderen Individuen anerkannt zu werden. Diesem Triebe nach Auszeichnung und Anerkennung wird die äußerliche Kennzeichnung der Qualifikation im hohen Maße gerecht und ist deshalb niemals ganz zu umgehen. Es kann darum auch nicht als unsere Aufgabe betrachtet werden, Qualitätsbezeichnungen durchaus zu eliminieren, sondern nur ein Mittel zu finden, durch das Qualität und Qualitätsbezeichnung einander angeglichen werden. Für den Qualitätsjücker und Verbraucher ist die Qualitätsbezeichnung nicht minder notwendig.

Wenn jemand mit einer Gehirnhautentzündung behaftet in eine fremde Stadt kommt, dann ist es für ihn wichtig, an äußeren Kennzeichen erkennen zu können, welche Bewohner dieser fremden Stadt die Qualifikation haben, eine erkrankte menschliche Hirnhaut heilen zu können. Er hat unter unseren Verhältnissen nur nö. i. z. die Namensschilder an den Häusern auf die Bezeichnung „praktischer Arzt“ hin zu prüfen, um mit einiger Sicherheit einen Mann festzustellen, der eine solche Qualifikation besitzt. Nun ist aber zu beachten, daß eine Anzahl dieser Ärzte in der Lage sind, auch vor ihren Namen das „Dr.“ zu schreiben. Die wenigsten Patienten überlegen sich, daß sie diese Berechtigung häufig etwa auf Grund der Tatsache erlangt haben, daß sie vor 20 Jahren einmal eine Arbeit über die Fischarten in Lappland verfaßten, durch eine Tatsache also, die mit der von ihnen ad hoc begehrien Geschicklichkeit in gar keinem Zusammenhange steht. Hier liegt also bereits der große Unterscheidungspunkt zwischen Sinn und Sinnlosigkeit der äußeren Qualifikationsbezeichnung. Die Tatsache, daß jemand einen bestimmten Beruf ausübt, daß er ihn regulär erlernt hat und mit Erfolg ausübt, durch ein äußeres Kennzeichen abzustempeln, ist von Belang. Daher sind Berufsbezeichnungen sinnvoll und nicht zu verwerfen. Qualifikationsbezeichnungen aber, die mit Berufsqualifikation schlechthin nicht das geringste zu tun haben, können in neun von zehn Fällen einfach nur als Täuschungsmittel für den Klienten bezeichnet werden.

Damit soll nicht gesagt sein, daß es sich um ein bewußtes Täuschungsmittel handelt. Wir sprechen hier nicht vom Motiv, sondern vom Effekt. Und wie dieses Titelwesen sich in seiner absurden Durchführung als ein Täuschungsmittel für die Klienten erweist, so erweist es sich, was noch schlimmer ist, als ein Täuschungsmittel für die Titelführenden selber. In den weiten Kreisen der Graduierungen herrschte und herrscht tatsächlich die Auffassung, daß mit dem Grade, den sie führen durften, tatsächliche Qualifiziertheit zwangsläufig verbunden ist. Der Prinz königlichen Geblüts war auch bei Abwesenheit jeder effektiven Leistung wirklich und zu innerst davon durchdrungen, daß er kein Mensch wie die andern alle, sondern eine königliche Hoheit sei. Der Graf fühlte sich schon dem niederen Adel und wie sehr gar dem Bürger und dem Arbeiter überlegen, auch wenn er diese Überlegenheit durch keine Tat und kein Werk jemals gezeigt hatte. Der alte Geheimrat glaubte alles und jedes besser zu verstehen als der jüngere Regierungsrat und jeder Doktor hatte das Bewußtsein, in Wahrheit über eine Fülle gelehrter Kenntnisse zu verfügen, die ihn an die Spitze aller derer stellte, die es bis zur offiziellen Beitelung ihrer Gelehrsamkeit nicht gebracht hatten. In dieser doppelten Täuschung, die das Titelwesen ausübt, liegt die Gefahr, die nicht scharf genug bekämpft werden kann.

Eine weitere, nicht minder schwere Gefahr gesellt sich hinzu: Der Kreis der Betitelten schießt sich zu einer einheitlichen Phalanx zusammen, die es vermag, jedem Eindringling von außen den Zutritt zu verwehren und innerhalb deren sich in vollkommen mechanisierter Weise Rangstufen, Grade und Titel wie eine ewige Krankheit forterben.

Nun schreit aber das Kulturbedürfnis in seinem ständigen Streben nach Erweiterung und Verfeinerung von Entwicklungsstufe zu Ent-

wicklungsstufe, immer von der niederen zur höheren Qualität fort. Wirtschaftliche und politische Krisenzeiten sind allemal solche Perioden, in denen die vorhandenen Kulturgüter und Kulturformen dem allgemeinen Kulturbedürfnis nicht mehr genügen und deswegen vernichtet und zerschlagen, oder aber zum mindesten nicht mehr begehrt werden. In einer solchen Kulturkrise leben wir seit dem Ausbruch des großen Krieges. Eine unendliche Menge von Kulturgütern und Kulturformen ist in der ganzen Kulturwelt zerschlagen und vernichtet worden. Aber auch diejenigen Kulturvölker, die aus dem großen Kampfe als die Zertrümmerer hervorgegangen sind, haben nun, eben weil es eine allgemeine Kulturkrise war, um die es sich handelte, nicht weniger als die Zertrümmerter, das Bedürfnis nach neuen, höher qualifizierten Kulturformen und Kulturgütern. Der Erfolg einer allgemeinen Normalisierung und Typisierung, der sich in Deutschland auf dem mehr geistigen Wege der Normenaufstellung von Berechtigungen, Graden und Titeln vollzogen hat, hat sich beispielsweise in Amerika, dem Lande, das dies Titelwesen nicht kennt, auf dem mehr mechanistischen Wege vollzogen, dessen umfassendster und charakteristischster Ausdruck das Taylor-System ist. So kommt es denn, daß hüben und drüben eine normalisierte und typisierte Welt nach neuen Qualitäten ruft, deren Notwendigkeit um so schärfer empfunden wird, als ja die alten vernichtet worden sind. Die typisierten und normalisierten geistigen und materiellen Güter aber, die hüben und drüben in Fülle vorhanden sind, verstopfen sowohl den geistigen, wie den materiellen Markt, eben, weil keiner sie mehr begehrt, weil jeder das Gefühl hat, daß der neue Most der Zukunft nicht in die alten Schläuche der Typen und Normalien gefüllt werden kann, die bis zum Überdruß in der Kulturwelt vorhanden sind, schon vor der Krise vorhanden waren und die Krise geradezu herbeigeführt haben.

Der Erlöser der Typisierung und Normalisierung aber kann nur der Schöpfer sein. Für den Schöpfer ist es häufig sehr charakteristisch, daß er sich der verlangten Typisierung und Normalisierung, die vom Durchschnitt der Menschen gerade in den Entwicklungsjahren erreicht wird, eben in dieser Zeit nicht anpassen kann, weil die Entwicklung sich bei ihm zu brausend und übersäumend vollzieht. Der junge Goethe hat bekanntlich nicht einmal den Doktorgrad zu erreichen vermocht, und hat doch, ohne es zu wissen, schon damals so sehr Qualität gelebt und Qualität geschaffen, daß er Tausenden von Doktoren und Professoren mit seiner Jugendgeschichte den Arbeitsstoff ihres ganzen Lebens gegeben hat. Der Schöpfer ist in den allermeisten Fällen mehr als andere und in seinen Entwicklungsjahren mehr als auf der Höhe seines Mannesalters dem Irrtum, dem Wahn und dem Abweg unterworfen. Ludwig Fulda macht einmal die sehr geistreiche Anmerkung:

Wir Kleinen geh'n zum Ziel auf gleichen Gleisen,
Die Großen kommen ihm durch Irrtum nah.
Die wollen ganz verkehrt nach Indien reisen
Und finden unterwegs Amerika!

Daß sich gegen einen solchen Schöpfermenschen die Phalanx der Typisierten und Normalisierten zusammenschließt, das ist die Trag, unter der die Menschheit nie mehr leidet, als wenn sie in tiefen Kulturdepressionen nach dem Aufstieg zu neuen Qualitäten sucht. Wirtschaftliche Schöpfermenschen der Art, wie wir sie brauchen, vermöchte wohl in der gegenwärtigen Zeit dem deutschen Volke gerade das Auslandsdeutschtum zu liefern. Die Tausende und Tausende, denen in brausender Jugend das Vaterhaus und die Heimat zu eng wird, auf die die Philister, wenn sie milde sind, mitleidig, da sie aber meist anmaßend sind, verächtlich blicken, weil sie sich gewöhnlich gegen die spießbürgerliche Ordnung vergangen haben, ehe sie, die Taugenichtse, die Heimat hinter sich lassen, gerade sie sind es oft, die draußen in der Welt wertvollere und teurere Lehrjahre durchmachen, als auf

Schulen und Universitäten, und mit reicheren Kenntnissen und Fähigkeiten zurückkommen, als sie durch Examen und Diplome erlangen können. Daß auch unter ihnen die Spreu vom Weizen zu scheiden ist, ist selbstverständlich. Aber wer im Feuer der Bewährung in einer fremden Welt nicht verbrannt, sondern zu hartem und edlem Stahl gegläht wird, der ist höher zu werten als der Brave und Gute, der den bequemen und ausgetretenen Weg zum altbekannten Ziele wendet. Das Kriterium für die Möglichkeit der Leistung, namentlich aber für die Möglichkeit der Schaffung der neueren und der höheren Qualität darf nicht in irgend einem Grade oder Titel, in irgend einem Diplom oder einer Berechtigung, er soll und muß allein in der Bewährung und in der Tat liegen, die der Schöpfer frei aus sich selbst heraus vollbracht hat.

Es wird für den Aufstieg der siegende wie für den Wiederaufstieg der besiegten Kulturwelt, es wird insbesondere für den Weg, den Deutschland trotz schwerster Ohnmacht wieder in die Welt hinaussinden muß, wenn es nicht zugrunde gehen will, entscheidend sein, ob wir uns von der Wahrheit und Wirklichkeit dieser Gedanken so zu durchdringen vermögen, daß wir ihnen praktisch Folge zu geben verstehen.

Was Deutschland retten kann, ist allein die Qualität.

Gewähr für neue Qualität, für Qualifiziertheit zur Schaffung neuer Qualitäten bieten keinerlei Grad, Titel, Diplom, Berechtigung, diese Gewähr bietet allein die im praktischen Leben bewährte Schöpferleistung. Die Frage darf nicht sein: Welches Diplom trägst du in der Tasche?, sondern es ist allein die Frage: Mit welcher selbständigen qualifizierten Leistung vermagst du dich zu bewähren und durchzusetzen? Vermögen wir das anzuerkennen und den Menschen, die solche Leistungen aufweisen können, die Führerrolle zuzuerkennen, dann werden wir mit ihrer Leistung trotz aller Ungunst der äußeren Verhältnisse den Weg in die Welt hinaussinden. Die Welt ruft nach Qualität. Der Überdruck der Qualität muß sich im geistigen Leben durchsetzen, wie sich der Überdruck der Materie in der Mechanik naturgesetzmäßig durchsetzt. Qualität braucht nicht auf Dajonettspitzen in die Welt getragen zu werden, sie ist wie der Sauerteig im Evangelium, der den ganzen Teig mit stiller und unwiderleglicher Kraft durchbringt. Freilich müssen wir verstehen, zu sehen, woher die Qualität kommen kann und nicht eine Phalanx der Typisierten und Normalisierten, der Graduierten und Titulierten bilden, die sich in ihrer Gesamtheit nur als eine Vereinigung zur Unterdrückung neuer Qualitäten darstellt.

Nicht zum erstenmal erlebt unser Volk sein heutiges Schicksal. Unsere Geschichte ist die am tiefsten zerklüftete, die am verhängnisvollsten und häufigsten abgebrochene unter den großen Völkern. Unsere Geschichte hat sich immer fortbewegt in den ungeheuersten Gegensätzen: Aufstieg und Absturz, Größe und Erbärmlichkeit liegen immer wieder erschütternd nebeneinander.

Es liegt etwas tief Widerspruchvolles, Problematisches im deutschen Wesen, eine Mischung von Eigenschaften, die sich selber immer bekämpfen und aufheben. Wir sind viel zu reich an Kraft und Befähigung, um auf die Dauer ohnmächtig zu bleiben und viel zu weich und bestimmbar, um uns dauernd zu behaupten.

K. U. v. Müller

Ernst Hädel, Italienfahrt

Briefe an die Braut*)

Rom, 28. 2. 1859.

Schon eine Woche bin ich nun in Rom und noch immer bin ich nicht dazu gekommen, Dir die ersten Eindrücke zu schildern, mein herziger Schatz, die die ewige Weltstadt auf mich gemacht hat. Du kannst aus diesem Schweigen selbst schon entnehmen, wie mächtig sie gewesen sind. Erst jetzt komme ich allmählich dazu, oder vielmehr, kann erst anfangen, diese so verschiedenartigen großen und wunderbaren Bilder einigermaßen zu ordnen, zu beherrschen und zu assimilieren.

Der erste Eindruck war nicht so, wie ich erwartet hatte; ich hatte mir Rom im ganzen antiker, auch von seiner Außenseite schöner und in mancher Beziehung größer gedacht. Aber mit jedem Tage lerne ich, fühle ich mehr, wie groß und antik die erhabene Stadt trotz allen modernen Entstellungen und Verschlechterungen dennoch immer bleibt und welch eine unerschöpfliche Fundgrube der edelsten Kunstgenüsse aller Art hier verborgen liegt.

In den ersten Tagen sieht man hier so viel Neues, Großes, Merkwürdiges aus jedem Gebiete der bildenden Kunst, so viel geschichtliche Reminiscenzen aller Art aus den verschiedensten Zeitaltern, daß man sich von ihrer Extensität wahrhaft überwältigt fühlt, erst allmählich eine nach der andern sich aneignen und nugen kann. Die Masse des Großartigen und Schönen, die hier überall den Fremden überrascht, ist so überwältigend, daß ich vorläufig ganz darauf verzichten muß, Euch auch nur eine skizzenhafte Schilderung alles einzelnen zu geben. Vielleicht kann ich es später nachholen. Vorläufig kann ich Euch nur von dem allgemeinen Eindruck schreiben und werde kurz immer wenigstens eine Übersicht oder Aufzählung alles dessen beifügen, was ich an den einzelnen Tagen gesehen.

Was mich vor allem entzückt hat, ist das klassische Altertum, welches hier großartiger, vollständiger und klarer zutage liegt als irgendwo sonst. Besonders sind es meine Lieblinge, die Griechen, welche hier durch ihre wundervollen, zahlreichen Meisterwerke der bildenden Kunst (denn auch alle schönen römischen Kunstwerke waren ja nur Nachbildungen der Griechen) in ihrer ganzen Größe, Schönheit und Naturwahrheit begreifen und erfassen lerne, und wenn es möglich wäre, noch mehr lieben, als vorher. Die wirklichen Wälder der herrlichsten Marmorstatuen, die man hier überall gefaßt findet, haben mich in einen wahren Taumel des Entzückens verjert, bei dem weiter nichts fehlte zur Seligkeit, als daß Du, liebster Schatz, sie mitgenossen hättest. Auch die Reste der kolossalen römischen Bauten, die Tempel, Paläste, Triumphbogen, Säulen usw. auf dem Forum sind großartig und wirklich wunderbar gewaltig. Natürlich tragen die zahllosen interessanten, historischen und mythischen Reminiscenzen nicht wenig dazu bei, allem diesem erhöhtes Interesse und neuen Reiz zu geben.

Während mich die alte Seite Roms, das griechisch-römische Altertum, im höchsten Grade entzückt und mehr angeregt und überwältigt hat, als ich je gedacht hatte, so hat mich dagegen eine andere, nicht minder reiche Seite Roms, das Mittelalter mit seinen majestätischen Kunstschöpfungen, namentlich aus der Malerei und Baukunst, was die meisten Leute hier mehr als das Altertum an-

*) Mit freil. Erlaubnis des Verlages R. F. Koehler, Leipzig, den soeben erschienenen Italienbriefen Hädels entnommen.

zusprechen und zu beschäftigen pflegt, relativ kalt gelassen. Alle diese ungeheuren Mengen von Bildern aus der christlichen Mythologie, denen man hier überall in Haufen begegnet, diese 10 000 Madonnen und 100 000 verschiedenen Heiligen mit ihren Wunder- und Märtyrergeschichten sind mir in toto sehr gleichgültig geblieben. Ich weiß nicht, worin es liegt, und muß mir der Gründe erst noch klar bewußt werden, aber faktisch ist es, daß die Skulptur hier mein ganzes Interesse in ungleich höherem Grade fesselt als die Malerei. Schon in Florenz war mir dies klar geworden. Zum Teil mag meine rein naturalistische Richtung daran schuld sein, zum Teil der Widerwille, der jeden aufrichtigen und natürlichen Menschen, wenigstens jeden ehrlichen Naturforscher, hier gegen alles das erfüllen muß, was die Leute hier Christentum zu nennen wagen. Es ist schmähtlich, den Blendwirkungen tolisten Aberglaubens, päpstlichen Despotismus, katholischen Gewissenszwangs den Namen einer Religion beizulegen, die in ihren idealen Fundamenten so rein und edel, so natürlich und echt menschlich ist wie die christliche, welche, meiner Ansicht nach, nach Abzug alles dogmatischen Unsinn mit dem Humanismus oder dem ursprünglichen Buddhismus oder jeder anderen wahren Naturreligion zusammenfällt. Gewiß muß der Aufenthalt in Rom jeden aufrichtigen Naturmenschen von gesundem Verstande eher zum Heiden als zum Christen machen, und wenn ich nicht schon durch die ins Tiefste und Feinste der Natur eindringenden Studien der letzten Jahre dem sogenannten Christentum der Theologen ganz entfremdet wäre, hier in Rom wäre ich sicher zum Heiden geworden. Wer kann da in der Wahl noch zweifelhaft sein — auf der einen Seite dieses edle, reine, klassische Altertum der Hellenen mit seinem wahren Naturalismus und schönen Humanismus, mit dem Streben nach Erkenntnis, Wahrheit und Vollkommenheit — auf der andern eine systematisch ausgebildete Hierarchie, die alles aufbietet, um unter dem Titel von Religion die Menschen in niedrigster Unwissenheit und schmähtlichem Aberglauben, in knechtischer Geistesherrschafft und unfreiem Gewissenszwang zu erhalten, der kein Mittel zu schlecht ist, um ihrem sogenannten heiligen Zweck zu dienen, und die in ihrem ganzen System ebenso verwerflich als in dessen Anwendung widerwärtig ist . . .

Rom, 15. 3. 1859.

. . . Gestern Abend, wo wir von einem Maler Meyer zu einem sehr vergnügten Künstlerjournee geladen waren, und sehr vergnügt um 11 Uhr bei Halbmondschein nach Haus gingen, fiel es mir ein, diese wundervolle Ruinenstadt auch einmal bei Mondschein zu sehen. Mit einiger Schwierigkeit überredete ich unsere Damen, mir zu folgen; sie konnten mir aber nachher nicht dankbar genug sein. Es war in der That das zauberischste Mondscheinbild, was man sich denken kann: diese gigantischen Trümmer in der bleichen, ungewissen Beleuchtung mit den scharfen, langen Schlagschatten, im Kolosseum die mächtigen, runden Bogenfenster, die sich scharf gegen den dunkeln Nachthimmel abhoben, vom Kapitol der Blick über die Kuppeln der Kirchenstadt; dazu die geheimnisvolle Totenstille der Riesenstadt, nur durch das flüsternde Blätschern der zahlreichen Brunnen und den unheimlichen Schrei der vielen, in den Ruinen wohnenden Eulen und Käuze unterbrochen. Es fesselte uns so mächtig, daß wir erst um 1 Uhr nach Hause kamen. Ich hätte wirklich schwärmen und dichten können, wenn mir nicht eben das Beste dazu gefehlt hätte, meine bessere Hälfte, der ich die schönsten Grüße durch den lieben, lieben Mond zuschickte . . .

Rom, 10. 5. 1859.

. . . Gestern morgen hatten wir an der S. Lucia ein prächtiges Schauspiel. Wir waren früh eben vom Baden zurückgekehrt, als wir sechs mächtige Dampfschiffe nebeneinander am Horizont bemerkten, welche sich rasch näherten und um

9 Uhr hier einliefen. Es waren sechs große Kriegsschiffe der englischen Marine, darunter das größte derselben, „Marlborough“ mit 131 Kanonen, eine wahre kolossale schwimmende Festung, gegen die alle andern Fahrzeuge wie schwimmende Zwerge ausfahen. Das Schauspiel der Einfahrt in den Golf war ganz prächtig, wie sich die Schiffe, in eleganter Vogenlinie an der Breite des Hafens herumfahrend und sich präsentierend, dann gegenüber der S. Lucia vor Anker gingen und nun die übliche Salutkanonade begann, die, da das Admiralschiff den Admiral an Bord hatte, besonders glänzend ausfiel. Zuerst feuerte das Admiralschiff seine mächtigen Salven, dann eines der Schiffe nach dem andern; hierauf wurde das Feuer von den Hafensbatterien, den Kastells und sämtlichen im Hafen liegenden neapolitanischen Kriegsschiffen, Fregatten, zuletzt auch von der ameritanischen Fregatte erwidert. Es war ein prächtiger Anblick, als die mächtigen Dampfswolken sich auf den dunkelblauen Spiegel lagerten und dann langsam und feierlich an den Bergen hinaufstiegen. Gestern und heute habe ich mich nicht genug an dem prächtigen Anblick der im Kreis grade vor der S. Lucia liegenden und von meinem Fenster aus bequem sichtbaren Kriegsdampfer erfreuen können. Heute nachmittag bin ich bei sehr hochgehender See in einer kleinen Barke zwischen ihnen herumgefahren und habe ihre kolossale Größe von außen bewundert. Wie würde mir das Herz schlagen, wenn das eine deutsche Flotte wäre! O, Hannibal Sijger! — . . .

Messina, 1. 1. 1860.

. . . Der prächtige Hafen von Messina hatte mir noch kaum je einen so schönen, lebendigen Eindruck gemacht wie an diesem besonders belebten Neujahrsmorgen. Unter den zahlreichen Jaggen, mit denen die Schiffe aller Nationen, die dicht gedrängt an dem langen Kai liegen, bunt geschmückt waren, erblickte ich, am Ende des Porto franco angelangt, auf einmal auch den so lange nicht gesehenen preußischen Adler. Es war die schnellsegelnde „Lisette“ aus Stettin, Kapitän Vahrs, welche vor zwei Tagen angekommen war und den Weg von London hierher in 18 Tagen zurückgelegt hatte. Ich kletterte sogleich hinauf; Kapitän und Steuerleute waren ausgegangen; auf dem Borderteil saßen sechs Matrosen zusammen, welche nicht wenig erstaunt waren, als ich ihnen ein „Prosit Neujahr, Landsleute!“ zurief. Es waren alles Pommern, welche zum ersten Male hier waren, recht biederes, braves Volk. Wir kamen bald so lebhaft ins Plaudern, daß ich ein paar Stunden an Bord blieb. Ich ließ mir viel von England und Spanien erzählen, wo sie in verschiedenen Häfen angelegt und auch mehrere Tage an Land gewesen waren. Ich freute mich recht über die frischen, lebendigen Anschauungen, die diese einfachen Leute in den fremden Ländern recht klar und gut aufgenommen, und über das gesunde, richtige Urteil, das sie nach ihrer Art über Land und Leute fällten. Jedenfalls war mehr Verstand, natürliche Klarheit und offene Wahrheit darin, als in den vielen verkehrten Urteilen, die ich auf der Reise von vielen Leuten unserer sogenannten hochgebildeten Klassen, namentlich des Adels, hatte anhören müssen. Diese Erfahrung bestätigte mich von neuem in meiner Ansicht, daß in unserem gemeinen deutschen Volke noch ein recht gesunder, entwicklungsfähiger Kern liegt, und daß nur von diesem, nicht von den blasierten und korrumpierten höheren Ständen, ein gesunder Umschwung unserer sozialen Verhältnisse zu hoffen ist . . .

Die vierzehn Nothelfer

Von Otto Bräes

— — Hans Thoma in Ehrfurcht — —

Sancta Katharina

bittet ums tägliche Brot

In Deutschland schwillt der Weizen rot,
In Deutschland dorrt der süße Wein,
Will nichts zu seiner Zeit gedeih'n:
Ich bit' um euer täglich Brot.

Und hättet ihr das weiße Brot
Und ginget ihr mit Wangen rot
Und tränket ihr den süßen Wein:
Was hilf' es euch denn, satt zu sein?

Nun sondert Weizen von der Spreu
Und Untreu sondert von der Treu
Und senkt ins Herz der Prüfung Lot:
Ich bit' um euer täglich Brot.

Sanct Achatius

bittet um gesunden Schlaf

Ich löf' am Abend eure Schuhe,
In denen hart Gessein euch traf,
Öffne der Träume bunte Truhe,
Schent' eurem Leib bettenden Schlaf.

Die tausendmal entweihten Hände
Tauch' ich ins Sühnebad der Neu',
Und wieder liegt wie Lenzgelände
Die See e fittichweiß und neu.

Sanct Ägidius

bittet um Fruchtbarkeit

Durch mich der Herr Gott Namenlos
Zünd't Licht dem unfruchtbaren Schoß

Ich weiß ums droffelnde Verlangen
Unseliger, die nicht empfangen,
Und wäge das ohnmächtige Fragen
Der Frauen, die nicht Kinder tragen.

Hab' mich von Gott entenden lassen,
Ein großer Kuppler, in Erdengassen,
Treib' Ungeliebte ins Umfängen
Und laß' die Leiber reisend prangen.

Und mancher hat mich wohl erkannt,
Trag' eine Ahre in der Hand.

Sancta Barbara

bittet um gut Wetter

Schwer ist mein Haar und ährenblond,
Im Aug' mir ein Blü'engarten sonnt,
Anbeter brauch' ich nicht und Ritter;
Ich bring' das löjende Gewitter.

Wenn trocken die Steine, lahm
Die Luft, und das Fruchtland gram,
Die Am'el sangmüde zirpt,
Der wölbende Atem stirbt:

Dann bin ich mit prasselnder Trommel da,
Ruf' in die Saaten fröhlich Befreiung,
Dröhne der Ernie Prophezeiung,
Ährenblond Sancta Barbara.

Sanct Martin

klagt um das Leid der großen Stadt

Der Armste war's, soweit das Land sich streckt,
Den ich mit meinem Mantel zugedeckt,
Er lag vorm Dorf an überschneitem Strauch,
Mein Klepper schnob im Mondlicht blauen Rauch.

Die Effen qualmen heute um mich her,
Aus Karren stürzen Schlacken und Leer,
Aus Tiegeln Stahle und zerichmolz'nes Blei,
In schlanke Formen strömt Gebärebrei.

So viele Kesseln trägt nicht Gottes Flur,
So viele Schafe bringt er nicht zur Schur,
Aus Wolle zu weben und aus Fa'erbblatt
Der Mäntel Hä'fte für das Leid der Stadt.

Teilt ihr nicht alle den Mantel aus,
Verschlingt euch alle der steinerne Graus!

Sanct Erasmus

fleht um gerecht Urteil

Klafft auf in jedem Wort der Bruch:
Wie schnell sinkt Gott aus eurem Sinn!
Zimmer tret' ich heimlich dahin,
Wo einer tut einen Richter'spruch
Und raun':

„Sei selbst der schwarzen Stunde Sklave,
Sei selbst, der zitternd vor dir steht,
Trag' selbst die Schuld, trag' selbst die Strafe,
Gh' dir vom Mund Gericht ausgeht!
Und gibt dir der Schächer selbst die Hand,
So hat dein Urteil vor Gott Bestand.“

Sanct Sebastian

warnt vor den Schreibern

Durch die in schmalen Herzensspalt
Des Herren Weisheit euch erschallt,
Ist meine brandende Wortgewalt. —
Sie donnert euch die Wüste des Fluchs,
Säufelt die Lenzfur des heiligen Buchs,
Weht des Guten schneehelles Gespinnst,
Prägt des Heiles güld'nen Gewinnst.

Aber die gottjauchzende Stimm'
Ist ihr eigner Horn und Grimm:
Heißer oft, als das Herz, das träge,
Langsamer, als des Pu. ses Schläge,
Namen suchend, wo keiner ist,
Wird sie sich selbst be.ä. pelnde List.
Jedes Schrittchen vom Guttunsteig,
Jedes Wörtchen vom Herzensweg
Arbeits in falsche Sucherei,
Wird, vom Herren zurückge. schnellt,
Ein die Brust zer. eis. hender Pfeil.

Sterkend meine Stimme noch gelst:
„Meidet das leichtgeflossene Wort,
Meidet das prahlende Leid der Schreier,
Stumm ist des Gottes Feier,
Unge. sag. tes der Sage Hort,
Jedes Trugwort und Schel. len ein steil
In den Blutkreis stürzender Pfeil“ . . .

Sanct Georg

ruft die Werkfreude

Da ich als Heide auf Erden ging,
Nitzschlag war mein Wiegenesing,
Meuterruf, hornüberhallt.
Aber dem Haupte der Ahnen Walb.

Da ich als Christ auf Erden war,
Spülte der Mai mir die Adern klar:
Sicher war Gr ff. war Stich, war Schlag,
Bis der Drach' auf den Blumen lag.

Jesu Christi blutenden Dorn
Riß ich zu Boden in wech. m Horn,
Unter euch bin ich zum dritten Mal
Festgewappnet in weißem Stahl.

Wo der Maurer fügt den störrischen Stein,
Der Bergmann gräbt in den Schacht hinein,
Der Kolten Pulsschlag die Erde stampft,
Die Zange siedendes Eisen trampft:

Bin erstanden, wo lichtgewiegt
Kraft in werkfrohen Augen liegt.

Sanct Blasius

vertreibt die Wucherer

Einem Jungen, der eine Gräte verflucht,
Hab' ich sie aus dem Hals gedruckt.
Wär' ich drum ein heiliger Mann?
Pack wo anders an.

Die sich an unsern Domen versammeln
Und Zahlen um Zahlen um Zahlen stammeln
O unter den heilig glühenden Scheiben —
Die Händler und Wechsler zu Paaren treiben,
Das ist meine Lust.

Ihr bietet? — Nein!

Mein Heiligenschein

Kann mir nicht feil um Münzen sein.
Aber ich weiß: Gott nimmt ihn mir ab,
Werf' ich euch nicht die Stufen hinab!

Sanct Pantaleon

eint die Stände

Ich wäge den Pflug, ich wäge die Feder, ich wäge den Hammer, Mann!
Ich wäge die Schwielen, ich wäge den Schweiß, ich wäge den Schmerz, schau an!
Ist eines im andern, ist eines durchs andere, ist jedes dienend und keines herrscht,
Mann!

Ich wäge die freie fruchtende Erde, die rote Ampel, das heiße Herz, schau an!
Wer unbesonnen in Wollust des Schenkens in ewigem Opfer sein Blut vertropft,
du schaffender Mann,

Dem geb ich den Preis! Schau an!

Sanct Margaretha

ehrt die großen Männer

Du kleine Flotte, vom Dünenstrand
Nach Dorsch und Sprotte mit prallem Segel ausgesandt,
Ihr Leut' im Schacht, schürfend im Stein,
In blauer Tracht ihr hintern Pflugherz selbthinein —
Am Alpenhang ihr Flößer und Bauer,
Städter und Bauer, hemmt euren Gang!

Wie sie mich trugen

Gotttempor —

Flügel schlugen

Aber Orgelchor:

Mit Demutschwüngen

Trag' ich ihn über euch hin!

Laßt mich lobsingen,

Großer Menschen ehrfürchtige Ränderin!

Sanct Christophorus

watet durch die Steinwüste

Sie sagen,

Ich habe das Jesuskind

Durch das Wellenschlagen

Aus Ufer des Heils getragen.

Heut hielt ich in der Hände Schrein
Umkapfelt Erdekorn. Stadthinein
Trug ich's, zitternd, durch grelle Flächen,
Durch das Gewoge von Menschenbächen,
Stemmt mich, stöhnte, schrie.
Keiner — sie müssen beieinander gehen —
Grüßte den andern. Nie
Spür' ich ein In-die-Augen-seh'n —
Abends nur, vor zuckenden Flammen,
Sah' ich Tier um Tier um Tier,
Liebesblicke aus Hassensgier,
Krallen, Tazen, Bisse, Schrammen.

Als ich wieder ans Ufer kam,
An Waldecküste, griff mich die Scham.
Warf die Erde in den Wind —
O du schweres Jesustind.

Sanct Dionysius

führt die Menschen ins Grün
Wo des Bahnhof's gegitterte Hallen,
Wo des Domes umpfeilertes Chor,
Wo der Brücke steinerne Krallen,
Jedes der Auefahrt seliges Tor,
Eng und jäh aufeinanderprallen,
Schau ich händebreitend empor,
Segnend, die in die Ferne wallen!

Ihr seid die Guten! Ihr seid die Starken!
Ihr tragt eine Sehnsucht sechs Tage lang!
Sechs Nächte fahrt ihr in Traumesbarken,
Ennstichend des Alltags raffendem Zwang!
Vorüber den stadtingrenzenden Marken
Erhebt ihr die Stimme zum Sühnegesang,
Beter in Gottes weitgrünenden Marken.

Das hüpfende Uhrwerk des Herzenschlages
Jubelt: Er hat euch wieder erfaßt,
Der große Schöpfer des siebenten Tages,
Der Feind der herzerreißenden Hast!
Er trinkt euch am Abend des schönen Gelages,
Wenn schon der Türme Stirnen verblaßt,
Mit Atem der Wälder, mit Lust des singendes Sages.

Sanct Cyriacus

befiehlt:

Ich bete, Volk, daß jeden Tag
Dichs an den Tod gemahnen mag.

Wem seine bleiche Stirne strahlt,
Nicht geizert und prahlt.
Ihm strogt die Kelter, plagt die Daube,
Erömt Wein und schöpferischer Glaube.

Ich bete, Volk, daß jeden Tag
Dichs an den Tod gemahnen mag.

Die Deutschen in der Kunst

Randbemerkungen zu Dehio

Von Professor Adolf Rapp, Tübingen

Der aus Straßburg vertriebene ehrwürdige Meister der Kunstgeschichte sammelt den Ertrag seines Gelehrtenlebens in einem Werk „Geschichte der deutschen Kunst“. Bisher konnte er zwei Teile erscheinen lassen, die bis an die Dürerzeit heranreichen. (Jedesmal ein Band Text und ein Band Abbildungen, 1919 und 1921 bei der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin und Leipzig.) Als den beherrschenden Gedanken bezeichnet er selber, daß er die Antwort suchte auf die Frage: „was offenbart uns die Kunst vom Wesen der Deutschen?“, und er fügt bei: „es gibt in der deutschen Volksgeschichte innerste Kammern, zu denen nur die Kunstgeschichte den Schlüssel hat.“

Aber die Antwort, die er auf die große Frage findet, soll hier berichtet werden, und nur darüber. Also nicht über den ganzen sachmännischen Gehalt des Buches; einen Bericht solchen Inhalts müßte ein Kunsthistoriker schreiben. Dehios „Frage“ ist die, welche für die „Kulturgeschichte“ eines Volkes (in dem allein ernst zu nehmenden Sinn des viel mißbrauchten und oft unklar angewendeten Wortes!) gestellt werden muß; aber es ist ja eben eine alte Erfahrung, daß selbständige und fruchtbare „kulturgeschichtliche“ Anschauung erst von solchen erreicht wird, die auf einem einzelnen Fachgebiet Forscher und Meister sind und da ihren festen Stand haben. Was so von verschiedenen Fachgebieten her, im lebendigen Zusammenhang natürlich, gewonnen wird, ergibt zusammengeschaute Kulturgeschichte; aber das Zusammennehmen des von Einzelforschern Dargestellten ist keine selbständige „Wissenschaft“, und selbständige Beherrschung aller, oder auch nur mehrerer wichtigsten Einzelgebiete zusammen ist heute nicht möglich. — —

Dehio sucht also die deutsche Art, wie sie sich an der Kunst entfaltet. Er findet, daß die Entfaltung erst in langen Zeiträumen vor sich gehe und daß der Deutsche in verschiedenen Zeitaltern und in seinen verschiedenen Ständen, wie sie nach einander die Führung gewinnen, ein recht verschiedenes Gesicht zeige. Eine sich gleich bleibende Eigenart hat ein Volk (auch ohne daß an Veränderungen durch Blutmischung gedacht wird) nur in gewissen mehr allgemeinen Grundzügen. Das Thema des Buches ist also genauer das, den „deutschen Menschen“ in seinen geschichtlichen Lebensaltern zu zeigen; diese auch für sich sollen gekennzeichnet werden. Mehr oder weniger aber haben die abendländischen Völker, die doch eine Gemeinschaft bilden, jeweils einen gemeinsamen Zeitgeist.

Wenn jede Fähigkeit, die einen Menschen oder ein Volk auszeichnet, schon in der Anlage da sein muß, so ist doch keineswegs zu erwarten, daß sie schon früh zutage trete. „Die Eigenart eines Volkes zeigt sich nicht in den Wurzeln, wo alle Völker scheinbar einander ähnlich sind, sondern in der Krone und den Blüten.“ Langsam und schwer haben die Deutschen ihre künstlerische Art entwickelt, und noch immer sind sie, hier wie sonst, „ein junges Volk“. Wenn wir gewohnt sind, als deutsche Besonderheit im Künstlerischen die vorwaltende Aufmerksamkeit auf das Gegenständliche, das liebevolle Eingehen auf die Einzelheiten der Umwelt, den Trieb zu einem möglichst naturtreuen Darstellen zusammen mit der Kunst beseelter Charakterzeichnung anzusehen, so findet Dehio und betont es stark, daß in den ersten Zeitaltern hiervon nichts zu erkennen ist, das Nachbilden der Erscheinungen der Umwelt gar nicht angestrebt wird. Vielmehr betätigt sich die Kunst der Germanen in Pieraten aus frei geschaffenen Linien und bildet auch in Tierfiguren ihre Vorlagen zu unorganischen, „abstrakten“ Linien um. Weit übers Mittelalter hin herrscht der Sinn fürs Lineare vor; daneben macht sich eine ausgesprochen dichterische Einbildungskraft mit dem Zug zum Phantastischen geltend, während der Sinn für Naturtreue unentwickelt bleibt.

Darum war im Kreis der bildenden Künste die Baukunst mit ihrem mathematischen Element die, in der sich der Deutsche am glücklichsten betätigt hat, und nächst ihr die Gerätekunst.

Im ersten Band wendet sich Dehio mit Schärfe gegen „die alldeutschen Schwärmer“, die überall in der Welt Spuren germanischer Erfindungs- und Schöpferkraft sehen und auch in Sachen der Kunst nachweisen möchten, daß die Germanen mehr die Gebenden als die Empfangenden und Lernenden waren, und die es nicht verschmerzen können, daß wir Jahrhunderte damit zugebracht haben, Fremdes uns anzueignen, anstatt eine Kultur aus Eigenem zu entwickeln. (1. und 2. Kapitel, dann S. 311.) Erstens hebt er hervor, daß zu allen Zeiten Formlosigkeit zu unserer Art gehöre und daß wir gerade in den Zeiten schöpferischer Erhebung uns der Welt der reinen und vornehmen Formen, wie wir sie dann immer wieder bei der Antike und im Süden fanden, als sehnsüchtig Lernende widmeten. Was den Deutschen des Mittelalters die byzantinische Kunst bot, war eben dies: es war das Antike in ihr. (I 214, 309—311, 350.) Immer bewegt sich die deutsche Kunst in Gegenpolen, die mit den Begriffen des Antiken oder Klassischen und des Barocken bezeichnet werden können; das Barocke aber ist das, was uns im Blute liegt. (I 328, II 149.) Zweitens aber hebt er hervor, wie doch die deutsche Innerlichkeit da, wo wir bei Fremden in die Schule gingen, mit der Meisterschaft in der Beherrschung der gelernten Formen eine Durchdringung der Formenwelt mit einem ureigenen Gehalt erreichte, der den fremden Vorbildern unbekannt war. Diese, im zwölften und dreizehnten wie im achtzehnten Jahrhundert überall zutage tretende, wahrhaft beglückende Erscheinung in unserer Geschichte ist ein Hauptgegenstand für dieses Buch. (Besonders schön ausgesprochen I 311.)

Das hier angedeutete Verhältnis besteht namentlich da, wo die Deutschen von den Franzosen gelernt haben. Mit dem Kultus der Form, mit einer auf Konvention und Autorität gestellten Kultur konnte sich der Deutsche nicht begnügen; sein eigenes Wesen mit seinem Drang zur Selbständigkeit mußte sich die Form unterwerfen und sie umbilden. An den Bildhauerwerken des Bamberger und Raumburger Domes zeigt Dehio, wie die deutsche Persönlichkeit sich durchsetzt: bei keinem Volke hat sie sich so früh wie bei uns freigemacht. Die Klosterkirche von Laach ist ihm ein denkwürdiges Beispiel für jene Versöhnung von Geselligkeit und persönlicher Freiheit, die „ein deutsches Ideal“ ist. Ein Denkmal aber einer merkwürdigen, nie wieder erlebten freundschaftlichen Verbindung deutscher mit französischer Art ist ihm das Straßburger Münster. Fein spricht er über die Bedeutung des französischen Geistes, der im Mittelalter schon wesentlich dieselben Eigenschaften hatte, wie im achtzehnten Jahrhundert.

Diese letzte Beobachtung erinnert an die ganz andere Ansicht, nach der das Frankreich des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sich von dem des siebzehnten und achtzehnten gerade dadurch unterscheidet, daß es unserer Art noch weit näher stehe, daß es noch vorwiegend germanisch sei. Für diese Ansicht läßt sich manches anführen, aber die Ähnlichkeit zwischen der früheren und der späteren Art, in Hinsicht auf den germanischen Bestandteil, überwiegt doch wohl die Verschiedenheit. Germanischer war das mittelalterliche Frankreich im staatlich-gesellschaftlichen Leben, dessen Träger ja der größtenteils noch germanische Adel war, und davon hauptsächlich ging auch jene Ansicht aus; in der Kunst und den geistigen Erzeugnissen ist das Verhältnis ein etwas anderes. Man ist aber in dem Versuch, Kulturäußerungen auf die Rasse und ihre Mischung zurückzuführen, oft sehr verwegen vorgegangen. Dehio warnt mit Recht davor. Sein erster Band wendet sich wiederholt sarkastisch gegen die Versuche, alle möglichen Erscheinungen im germanisch-romanischen Kulturkreis nachträglich für die germanische Rasse zu erobern, und ebenso lehnt er es ab, die Gotik etwa aus einer französischen Rasse zu erklären. Er betont, sie sei ein, allerdings nordisches,

germanisch-romanisches „Zeitprodukt“. So versteht er zum Beispiel auch die Vorliebe für die Tierfigur, wie die Tierfabel, anstatt sie aus germanischer Eigenart herzuleiten, als Zeiterscheinung; angeregt war sie durch den Orient. Das Mittelalter auf seiner Höhe strebte nach übernationaler Einigung, und die Völker, die zum Karolingerreich, dem nördlichen Teil namentlich, gehört hatten, erreichten auch eine solche. Da waren es denn die Franzosen, die die Formen dafür festzulegen verstanden. Indem er dies aber ausspricht, am Eingang seines zweiten Bandes, bekennt sich Dehio zugleich dazu, daß die Wurzeln der Gotik im germanischen Gemütsboden liegen. Von einer anderen wichtigen Erscheinung, die er im zweiten Band auf die germanische Seele zurückführt, wird gleich die Rede sein. Alles in allem zeigt er jenes vorsichtige und doch wieder beherzte Angreifen dieses heiklen Problems, wie wir es bei deutschen Historikern vielfach — bei Ranke recht ähnlich — fanden. Ubrigens ist zu wünschen, daß unsere Historiker den anthropologischen Fragen eifriger nachgehen, damit sie nicht einfach aus mangelhafter Kenntnis zur Vorsicht, zum Zweifel und zur Ablehnung kommen.

Eine feine und tiefe Beobachtung, der ein reich ausgebildeter sprachlicher Ausdruck zu Gebote steht, widmet Dehio der Teilnahme der einzelnen deutschen Landschaften an dem allgemeinen Kunstschaffen. Bei der Frage, wie weit mehr äußere und zufällige Umstände, wie weit Stammesart die Verschiedenheit bedingt, wagt er öfters sehr bemerkenswerte Urteile.

Höchst bedeutend ist die Übersicht über das fünfzehnte Jahrhundert im zweiten Band. Mit diesem Zeitalter sieht Dehio den Primat im Norden auf die germanische Seite übergehen, und während französische Mode bei uns herrschte, solange der Adel die Führung hatte, ist dieses fünfzehnte Jahrhundert ein eminent deutsches, die am wenigsten französische Epoche unserer Kunstgeschichte, weil die Kunst jetzt viel volkstümlicher geworden ist. Sie ist bürgerlich geworden wie die Gesellschaft (mitsamt einem philisterhaften, hausbadenen Zug! Da nun dieses Zeitalter, das zum mindesten in der Kunst den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit vollzieht, sich durch eine frisch-behagliche Hinwendung zur irdischen Wirklichkeit auszeichnet, so wird nun, bürgerlichem Wesen ohnehin näher liegend, neben dem alten deutschen Hang zum Phantastischen und Barocken endlich der Eifer im liebevollen Nachbilden der Erscheinungen der Umwelt wach. Die Wertschätzung des Gegenständlichen in der Kunst zeigt sich schärfer als bisher. Den ältesten wie diesen spät wachgewordenen Trieben entspricht es, daß der Deutsche am liebsten Zeichner ist. Bedeutend ist hier auch die Betrachtung, auf die das Auftreten des freien Raumes, der Tiefen- und Luftperspektive in der Malerei führt: ein germanisches Grundgefühl, die Sehnsucht nach dem Fernen, Freien, Unendlichen äußert sich da. Dehio berührt sich mit Spengler. (II 167 ff.)

All das kann nur eine einseitige Andeutung von dem Reichtum des Wertes geben. Die sachmännischen Erörterungen etwa über die romanische Baukunst, die stufenweise erfolgte Rezeption der Gotik, die Umwandlung dieses Einheitsstiles in eine deutsche Kunstweise mit Barock-Charakter usw. sind damit kaum berührt; sie breiten aber eine ungemaine Fülle von Beobachtung und eindringendem Verständnis vor dem Leser aus. Eine Menge einzelner Kunstwerke wird lehrreich besprochen; eine Arbeit von Jahrzehnten hat alle diese feinen und knappen Bemerkungen möglich gemacht. Den Text unterstützt der reiche Schatz der Abbildungen (über 1100 Stück): neben vielem Vertrauten vieles, was den meisten unbekannt und unzugänglich sein wird; die Wiedergabe ist sehr zu loben, sie ist oft ganz hervorragend. Solche Bücher kommen noch in unserem Deutschland heraus!

Weltspiegel

Zwischen den Konferenzen. Die Reihenfolge der Beratungen, wie sie in London zwischen Lloyd George und Briand vereinbart worden ist, ist umgeworfen worden. Nicht das Orientproblem, sondern die Entschädigungsfrage und in Verbindung mit ihr der Wiederaufbau Europas sollen zuerst behandelt werden. Die Tagung von Cannes wird also der Zusammenkunft der auswärtigen Minister Frankreichs, Englands und Italiens vorangehen. Noch früher werden sich Lloyd George und Briand am einladenden Gestade des Mittelmeers treffen und unter vier Augen die durch die Weihnachtstage unterbrochenen Gespräche in London fortsetzen. Eine praktische Lösung wird der Meinungsaustausch zwischen Briand, Curzon und Loretta über den Nahen Orient kaum erzielen können. Von den beiden streitenden Elementen im Osten sind, nachdem die Griechen sich um die Vermittlung der Entente bemüht und zu ihrem Schaden auf einen unmittelbaren Friedensschluß mit Angora verzichtet haben, die Türken ein selbständiger Faktor der politischen Entwicklung, nicht aber ein Objekt, über das man in Paris, London oder Rom einfach verfügen kann. Trotzdem bleibt die Gefahr bestehen, daß England schon vor der amtlichen Beratung der auswärtigen Minister im Nahen Orient Kompensationen geboten werden, für die Frankreich Entschädigungen Deutschland gegenüber erwartet. Zu sehr zurückhaltender Beurteilung des Ergebnisses von Cannes mahnen jedenfalls die arg verlausulierten Darlegungen Briands im französischen Senat. Er lehnte dort einen Nachlaß der französischen Forderungen rundweg ab. Ebenso will Belgien bekanntlich nicht auf seine Vorrechte verzichten. Briand behauptet andererseits, Frankreich könne sich der Wiederaufrichtung Mittel- und Osteuropas nicht entziehen, ja, der französische Ministerpräsident meinte sogar, Deutschland dürfe aus der Gesundung Rußlands Vorteile ziehen, wenn diese nur der Abtragung der Reparationsschuld zugute kämen.

Damit geht der französische Ministerpräsident scheinbar auf die Gedankengänge ein, die in England über die Wiedereinbeziehung Rußlands in das Weltwirtschaftssystem und die Verwendung deutscher Arbeitskraft für die Erschließung des russischen Reiches laut geworden sind. Eine sehr weitgehende Kontrolle des deutschen staatlichen Lebens soll den französischen Projekten zufolge den Gläubigern die Sicherheit dafür bieten, daß Deutschlands Zahlungskraft ganz in den Dienst der Reparation gestellt, das heißt in erster Linie für Frankreich verwendet wird. So soll auch der Ertrag dessen, was deutscher Unternehmerfönn in Rußland erreichen kann, in die Taschen von Frankreich fließen. Die militärische Vorherrschaft ist für die Franzosen nur die Folie eines umfassenden Planes zur wirtschaftlichen Ausbeutung Europas und des Ostens. Politik und wirtschaftliche Expansion streben dem gleichen Ziele zu, dem zuguterlezt die inneren Kräfte der Franzosen allerdings nicht gewachsen sein mögen, das jedoch zeitweilig zum lastenden Alpdruck werden kann: unter Anspannung des Fleißes des deutschen Volkes will sich Frankreich die Kontrolle der europäischen Produktion sichern. Die drohende Gefahr haben zuerst die Italiener erkannt, die seit dem Ende des Weltkrieges freilich nicht mit genügender Entschlossenheit für ihre eigensten Interessen eingetreten sind, sondern hin- und hergeschwankt haben. Auch England ist offenbar erwacht. Das militärische Gespenst einer Bedrohung durch Frankreich erregt aller Pressestimmen ungeachtet in England weniger Furcht, als man oft annimmt; der Briten meint, im geeigneten Augenblick jeder solchen Gefahr gewachsen zu sein. Ernster nimmt man dagegen endlich den wirtschaftlichen Ehrgeiz der Franzosen.

den die Briten viel zu lange als gleichgültig betrachtet haben. Ohne dabei seine letzten Absichten aus dem Auge zu verlieren, ist Frankreich bemüht, den Argwohn der Engländer in dieser Hinsicht zu zerstreuen. Staatssekretär Fischer und seine Begleiter sind daher in Paris, wo sie sich der Reparationskommission zur Verfügung gestellt haben, durchaus sachlich behandelt worden, und auch Rathenau, der zwar noch als Privatperson auftritt, aber als Vertrauensmann des Reichskanzlers Birth gilt, hat ebenfalls eine nicht unfreundliche Aufnahme gefunden. Die Franzosen möchten also in der Zeit vor dem Zusammenritt des Obersten Rates in Cannes ihre Bereitwilligkeit zu Auseinandersetzungen mit den Deutschen über die Finanzlage des Reiches zu erkennen geben, während sie auf der andern Seite bemüht sind, zur Verstärkung ihrer Position angebliche „Verfehlungen“ Deutschlands gegen seine vertraglichen Verpflichtungen festzustellen. Geschickt und auch schmeichelhaft für England ist Briands Äußerung, der Wiederaufbau Mittel- und Osteuropas müsse von Großbritannien und Frankreich gemeinsam eingeleitet werden. Ebenso trachtet Paris danach, die öffentliche Meinung der Amerikaner hinter sich zu haben und gibt vor, auf die amerikanischen Wünsche einzugehen, indem es sich zu dem Hughes'schen Kompromiß bekennt, die Unterseeboote nicht zum Handelskrieg zu verwenden. Auf dem Papier klingt das ja sehr schön, für England hat eine derartige Erklärung aber keine große Bedeutung, denn im Ernstfalle würde es wohl nicht leicht sein, eine einmal vorhandene französische Unterseebootsflotte an der Vernichtung des gegnerischen Handels zu verhindern. Der französische Standpunkt in der Unterseebootangelegenheit bedeutet aber — das darf man nicht übersehen — in erster Linie eine taktische Waffe im Kampfe um die Reparationen. Frankreichs Verhalten ist darauf berechnet, den Wert der französischen Freundschaft den Londonern handgreiflich vor Augen zu führen. Das Projekt eines britisch-französischen Zusammenarbeitens für die Heilung der wirtschaftlichen Wunden der alten Welt, wie es auch bei den Besprechungen der Finanzsachverständigen in Paris zutage getreten ist, dient ferner dazu, den von Frankreich auf das schärfste befahdeten Gedanken einer großen gesamteuropäischen Konferenz unter Beteiligung Deutschlands, Oesterreichs und Rußlands in den Hintergrund zu drängen. Vom grünen Tisch aus läßt sich die Entschädigungsfrage über den Kopf der Hauptbeteiligten hinweg nicht lösen. Die 60 Millionen Deutsche müssen vollberechtigt mitwirken können, denn nur von innen heraus kann die Gesundung des deutschen Volkes und mit ihm Ost- und Mitteleuropas erfolgen, Objekt fremder Politik darf Deutschland nicht bleiben. Diese Winenwahrheit muß sich erst durchsetzen, und Frankreich, ihr unerbittlicher Gegner, ist bemüht, den Tatbestand zu verdunkeln.

Paris geht inzwischen daran, den Wiederaufbau Osteuropas nach seinem Sinne zu regeln. Kerenski sitzt in Prag. Er ist einer jener Emigranten, auf die Frankreich seine Zukunftshoffnungen in Rußland baut, obwohl es bereits auch Föhler nach den Sowjets hin ausstreckt, um von den englischen, amerikanischen und italienischen Mitbewerbern nicht völlig ausgeschaltet zu werden. Von Prag aus betreibt aber der glühende Bewunderer Frankreichs, Benesch, eine sehr aktive Politik, die den Tschechen zur Führerschaft im ehemaligem Oesterreich-Ungarn zu verhelfen bestimmt ist. Auch in Wien sind die Franzosen nicht untätig, und die Abmachungen von Lana sind unter Ausnutzung der Notlage Oesterreichs von Benesch eingefädelt worden, um Oesterreich von Deutschland zu trennen und an die Kleine Entente zu ketten. König Karls zweite Fahrt nach Ungarn hat demnach doch einige von den Früchten getragen, in deren Erwartung französische militärische und klerikale Kreise das Unternehmen vorbereitet haben. Mißtrauen gegen Ungarn ist neben der wirtschaftlichen Bedrängnis ein Hauptbeweggrund für die Wendung der Wiener Regierung zu den Tschechen. Sicherlich ist der Verlust von Oedenburg eine schmerzliche Enttäuschung für Oesterreich. Aber auch da hat die französische Politik wieder erreicht, was sie anstrebte: die Entfremdung zwischen Wien und Budapest. Oesterreicher und Ungarn sind Opfer des Weltkrieges. Sie

hätten den Weg der Verständigung beschreiten sollen. Daß Wien in seinen Schwierigkeiten auch eine Auseinandersetzung mit dem tschechischen Nachbarn wünscht, ist verständlich, aber Lana kann verhängnisvoll wirken. Bei der ungeliebten Teilung Oberschlesiens hat ein tschechischer Sachverständiger, der Großindustrielle Podacz, mitgewirkt. Die Meldungen über tschechisch-südslawische Absichten auf eine Zerspaltung Österreichs wollen allen Ablehnungsversuchen Benedek' gegenüber nicht verstummen; solche Tendenzen liegen durchaus im Sinne Frankreichs das den Anschluß der Deutschen in Österreich ans Reich hintertreiben will. Lana kann eine Verstärkung der „Los von Wien-Bewegung“ in den österreichischen Ländern zur Folge haben und der Anlaß zum Einschreiten der heutehungrigen Nachbarn könnte sich unerwartet rasch finden. Für seine politischen Zwecke verschmäht Frankreich kein Mittel. Aller parlamentarischen Opposition ungeachtet, hält der ehemalige Sozialist Briand fest an den diplomatischen Beziehungen zum Vatikan. Wie in Österreich, kann der Merkantilismus auch im Orient Frankreich nützlich sein.

Es wäre müßige Spekulation, den Verlauf der Zusammenkunft von Cannes voraussagen zu wollen. Schärfste Beobachtung aller Vorgänge um uns ist aber erforderlich, um sich vor harten Enttäuschungen zu schützen. Die französischen Staatsmänner gehen mit großer Zähigkeit und unter schlauer Verhüllung ihrer eigentlichen Bestrebungen vor. Als günstig fällt der Umstand ins Gewicht, daß die Regelung der irischen Frage, wie sie Lloyd George angebahnt hat, wenigstens die Zustimmung des gemäßigten Teils der Sinnfeiner gefunden hat. Auch so ist die Auseinandersetzung nicht ideal, denn Ulster bleibt außerhalb des neuen irischen Freistaates und De Valeras Anhang ist mit den ertrotzten Rechten unzufrieden. Aber der leitende Politiker in London ist durch den Beschluß der Nationalversammlung von Dublin immerhin stark entlastet, wie auch das Gefühl, mit den Vereinigten Staaten und Japan zu einer grundsätzlichen Einigung gelangt zu sein, London den Rücken stärken mußte, um alle Kräfte der Rettung des alten Erdteils zuzuwenden und zu verhindern, daß der verblendete Ehrgeiz der Franzosen Europa auch weiterhin dem Chaos entgegentreibt.

O. G. von Wessendouf

Reservatio Poloniensis

Seit ein paar Wochen verhandeln in Oberschlesien deutsche und polnische Unterhändler über die Regelung der zukünftigen Beziehungen. Ehe man, für die Weihnachtszeit, auseinandergeht, wurde von beiden Seiten der Öffentlichkeit über den guten Fortgang der Verhandlungen berichtet und — noch mehr — über die gute Gesinnung, die Neigung zur Friedfertigkeit, die bei beiden Parteien in Erscheinung getreten sei. Aber die Gesinnung äußern sich auch andere polnische Stellen. So schreibt das polnische Blatt „Glas Narodu“, Polen habe festen Fuß an der oberen Oder gefaßt und denke an Hindenburg, Gleiwitz, Ratibor, Beuthen, Oppeln, die das direkte Ziel weiterer polnischer Kämpfe seien. Nur die weltbekannte Verrücktheit der „Woches“ kann bezweifeln, daß solche „Gedanken“ eine überaus treffliche Grundlage für die deutsch-polnischen Verhandlungen sind!

Russische Schauspielkunst

Don Artur Michel

Wir haben in Deutschland heute keine Schauspielkunst. Wir haben geniale Schauspieler und geniale Regisseure. Wir haben die Höflich und die Strauß, Wassermann und Krauß, Klöpfer und Kortner. Wir haben Reinhardt und Jekner. Aber wir haben keine im festen Boden einer einheitlichen Kunstgesinnung wurzelnde, durch Einheit der Kunstmittel und der Kunstübung zu gleichem Adel des Buchs getriebene Schauspielkunst. Wir haben — in der ersten Theaterstadt Deutschlands — kein Theater mit einem Ensemble.

Was ein Ensemble bildet: Einheit der Mittel, der Übung und der Gesinnung haben die Schauspieler des Moskauer Künstlertheaters uns vor Augen gebracht, die gegenwärtig in Berlin gastieren. Die Vorgeschichte dieses Gastspiels — die Abtrennung eines in Charkow spielenden Teils der Stanislawskischen Truppe von ihrem Rückweg nach Moskau, ihre Fahrten über Odessa und Tiflis nach Südost- und Mitteleuropa, ihre Triumphe in Wien und anderwärts — brauche ich nicht zu schildern. In Berlin, wo Stanislawskis Auftreten vor 15 Jahren Sensation erregt hatte, wurden sie mit Spannung erwartet. Die Erfolge waren diesmal nicht geringer als damals: freilich vor einem fast ganz aus Russen zusammengesetzten Publikum, während damals Deutsche den Zuschauerraum füllten. Aber das frühere Gastspiel ist viel geschrieben worden. Wer, wie ich, damals nicht dabei gewesen ist, also nicht vergleichen kann, wird sich an das jetzige Auftreten halten müssen.

Als deutscher Betrachter ist man jedenfalls auf den künstlerischen Charakter der Moskauer Truppe — bei dessen Beurteilung man davon absehen kann, daß einige ihrer führenden Kräfte, besonders Stanislawski selbst, diesmal fehlen — heute ganz anders eingestellt als vor 1½ Jahrzehnten. Wie

gegenüber der Dichtung und der bildenden Kunst, so ist gegenüber der Bühne in Deutschland der Glaube an die allein seligmachende Kraft des Realismus und Impressionismus längst insanken geraten. Zwar beherrscht der mit diesen Schlagworten zu kennzeichnende Darstellungsstil noch die Mehrzahl der Bühnen und der Schauspieler. Aber alles strebt längst von ihm weg. Die führenden Geister wollen weder Milieu noch Psychologie auf der Bühne geben oder sehen. Die Inszenierung hat sich vom realen Raum als der konkreten Heimat der an ihn gebundenen Menschen zum idealen Raum als dem abstrakten Schauplatz zeitlos-überdämlicher Menschheitskonflikte gewandelt. Der menschliche Körper soll nicht mehr konventionelle Wirklichkeiten nachzeichnen, Lebendigkeit des — wie auch immer besetzten — mimischen Ausdrucks vermitteln. Der körperliche Ausdruck wird allein nach seinem Gehalt an seelischer Spannung und der Kraft, sie zur Entladung zu bringen, beurteilt. Der schauspielerische Urdrang körperlicher Beredtheit, sich auswirkend in rhythmisch bewegter, dynamisch gegliederter Rede und Geste, setzt sich von neuem durch. Nicht der Wirklichkeitsgehalt, sondern der Intensitätsgehalt wird zum Wertmaß schauspielerischer Leistung. Die von dieser Entwicklung erzeugten Gegensätze stehen auf der deutschen Bühne heute hart nebeneinander, stehen im Kampf oder schließen Kompromisse miteinander. Das Alte ist noch mächtig, und das Neue, in bunten Formen sich äußernd, hat weder schon die Kraft noch die Macht, nachhaltige Siege zu feiern.

So tritt heute der deutsche Betrachter der Schauspielkunst der Russen mit zwiespältigen Empfindungen entgegen. Denn was sieht er? Vor allem eins, was der deutschen Schauspielkunst gänzlich fehlt: eine Ensemblekunst, ein Miteinanderwachsen aller

darstellerischen Mittel und Kräfte ohnegleichen. Diese Schauspieler stehen auf der Bühne in lebendigen körperlichen Beziehungen zueinander und zu den Wänden und Geräten, zwischen denen sie spielen. Nichts mechanisch Gestelltes, ausdruckslos Zurechtgemachtes findet sich in der Konfiguration der Menschen, ihren Gesprächen, ihrem wie auch immer gearteten Beisammensein. Der Dialog ist nicht gelehrte Rede und Antwort, sondern aufs zarteste und klarste abgetönte Ausdrucksform lebendiger Wechselbeziehungen. Hier wird nicht „gesprochen“ und „zugehört“ (und dazu, begleitend, gestikuliert). Aus der inneren Konstellation der Charaktere entwickelt sich die Form ihres Miteinandervernehmens: Art und Grad der Spannung, in der sie zueinander stehen, nebeneinander sitzen oder liegen; Tonfall und Tempo, in dem sie miteinander reden oder schweigen, sich regen oder an sich halten. Soziologie des Seelischen als letztes Darstellungsprinzip! — Wie die Menschen untereinander, so sind auf sie und das Ganze auch die begleitenden und unterbrechenden Nebengeräusche abgestimmt.

Auf dieser Kunst, menschliche Beziehungen, seelisches Milieu sichtbar zu machen, baut sich alles übrige auf. Den seelischen Gehalt, die innere Spannung der einzelnen Szene, Ton und Färbung der Beziehungen zwischen den agierenden Personen wissen die Russen so in den bildhaften Eindruck umzusetzen, optisch so zu steigern (ohne daß dabei die realistische Lebensimplizität verloren geht), daß diese Bildhaftigkeit zugleich unmerklich zum dramatischen Faktor wird, auf die folgenden Ereignisse vorbereitet oder sie läßt kontrastieren. Nicht auf dem rhythmischen, sondern auf diesem bildhaften Verhältnis der Szenen zueinander baut sich der Akt und die Aufführung auf.

Wenn in dieser Abstimmung des Bildhaften der Zauber der russischen Aufführungen auch für den ruht, der das Wort nicht versteht, so mag für die russischen Zuschauer ihr tiefster Reiz in der Gestaltung des seelischen Milieus liegen. Denn jene Kunst, den einzelnen Menschen mit der Luft, die an ihm klebt, das Beziehungsleben der Menschen,

die Fäden, die sich zwischen ihnen spinnen, die Atmosphäre, die um sie webt — das Unausprechliche, Heimlichste, Intimste dieser Beziehungskomplexe sichtbar zu machen: sie erweitert sich zu der Fähigkeit, die Stimmung einer ganzen Gemeinschaft, eines Gutes und seiner Umwelt, einer ganzen Stadt, eines Landes, des ganzen weiten Rufland spürbar zu machen. So gelingt es ihnen, besonders bei Tschekow, dieses gemeinsame seelische Milieu als den Urgrund der russischen Einzelschicksale, als das Schicksal des russischen Menschen lebendig zu machen, es so zu intensivieren, daß alle seelischen Einzelklänge: Trauer und Langeweile, Weinen und Lächeln, Humor und Vergnügtheit, Soff und Trotif, Gleichgültigkeit und Haß, Spiel und Zeitunglesen, Schlafen und Träumen, Darinaufgehen, Sichdamitabfinden und Sichheraussehen, an jenem einen Grundklang orientiert, von ihm durchdrungen, in ihn aufgelöst scheinen. Das Milieu wird bildhaft zum Schicksal.

Aber am Anfang dieser Schauspielkunst steht nicht das dramatisch bewegte Individuum, nicht der dionysische Rausch des mit der Gestalt ringenden Einzeldarstellers, sondern die Gesamtstimmung, die seelische Situation, die Szene und die Abfolge der Szenen. Das ist ihr Vorzug und ihre Schwäche. Ihr Vorzug, insofern sie aus sich ein Nuancierungsvermögen entwickelt hat, wie es kaum wiederholbar ist, und eine Sicherheit, einen Takt in der Verwendung dieses Vermögens, die die Schauspieler, wenn sie einmal nicht seelische Belastung, Leiden und Zugrundegehen darzustellen haben, also im Lustspiel befähigt, mit einer fast unwahrscheinlichen Leichtigkeit und Grazie zu agieren. In Deutschland ist kaum eine Lustspielaufführung denkbar, in der, ohne Einbuße an Wesentlichem, so sehr alle Plumpheiten, Schwerefälleiten ausgemerzt wären, wie in der Vorstellung von Ostrowskis „Jede Weisheit hat ihren Hafen“. Das gegenständlich Plump und Wüste wird — sowohl im einzelnen Darsteller wie im Zusammenspiel — durch feinst abgetönte Kontrastmomente seiner eigenen Schwere beraubt und damit dem tänzerischen Gang des

Ganzen eingeordnet. So strömt auch hier der wesentliche Eindruck — die lustspielhafte Seiterkeit — aus der Ensemblekunst.

Ihre Schwäche aber äußert sich — für unsern Blick — nicht bloß in der Darstellungsweise, sondern fast noch deutlicher in ihrem Darstellungsvermögen. Da ihre ganze künstlerische Intention auf die seelische Situation gerichtet ist, so droht immer die Gefahr, daß das Band zwischen der Situation und den Charakteren zerreißt. Zwar mag der Spielmeister immer die Situation aus den von ihm individuell gesehenen Charakteren entwickelt haben. Aber der darstellerische Drang des einzelnen Schauspielers verliert leicht die Kraft, die Charakteristik der Figur so aufzubauen, daß sich aus ihr mit sichtbarer Notwendigkeit die seelische Situation entwickelt. Diese Gefahr zeigt sich gleich von vornherein in der Herkömmlichkeit der Masken. Wie der Darsteller nicht nachdrücklich genug mit der neueren Gestalt der Figur ringt, so beschäftigt sich seine Phantasie nicht genügend mit ihrer äußeren. Es hat viele deutsche Zuschauer gegeben, denen der Jorn über diese Schablonenhaftigkeit des Aussehens besonders der Männer (die den ganzen Aufführungen oft den eigentümlich provinziellen Zug gibt) den Blick für die Vorzüge ihres Spiels geraubt hat.

Die tiefere, der beschriebenen zugrunde liegende Gefahr aber ist jene, die die Darstellungsgrundlagen angreift. In der Stärke der russischen Schauspielkunst, der realistischen Spiegelung des Kleinen, intimen Lebens, liegt zugleich diese ihre tiefste Schwäche. Nur zu leicht wird der Sinn der Darsteller von dem Einzelausdruck, den einzelnen belebten Moment belebenden Menschlichkeit abgelenkt zum Einzelausdruck an sich. Jede derartige — intellektualistische — Schauspielkunst neigt dazu, den Einzelmoment Selbst-

zweck werden zu lassen. An die Stelle künstlerischer Gestaltung tritt dann die Virtuosität, die Routine, die Erstarrung im Technischen. Dieser Gefahr sind bereits sehr viele der Moskauer Schauspieler erlegen.

Schützen kann vor ihr nur eine dauernde, scharfe Selbstkritik und Selbstzucht — die meistens aber nur gerade dort tätig ist, wo sie nicht am ehesten nottut, nämlich bei den begabtesten, den genialen Schauspielern. Denn deren darstellerischer Urtrieb hindert sie schon, die Grenzen, die Form, die Sphäre verdichteter Menschlichkeit, anders ausgedrückt: die das Wesen der Gestalt in einfachen, klaren, großen, unmittelbar sprechenden Zügen ausdrückende Grundhaltung zu verlassen, die jede Variation dieser Haltung, jedes Wort, jede Geste lebenspendend durchdringt. Man stellte beglückt fest, daß eine ganze Reihe der russischen Schauspieler, besonders der Frauen unter ihnen, diesen gesunden Urtrieb, diese schauspielerische Dämonie besitzen. Sie erst macht eine noch so interessante nationale Schauspielkunst zu einer übernationalen Angelegenheit. Allein von ihr strömt der menschliche Zauber einer Aufführung aus. Darum denken die deutschen Zuschauer zuerst an die großen Eindrücke, die sie ihr verdanken, und darum sei zum Schluß statt aller derer, die diese Eindrücke schufen, wenigstens jene eine, unergleichliche Schauspielerin genannt: Frau Germanowa. Sie beherrscht nicht bloß alle Künste realistischer Lebensspiegelung, sie entschleiern nicht bloß allen Glanz echten russischen Frauentums; sie berührt uns auch am nächsten und stärksten durch die künstlerische Größe lebendigen Aufbaues, lebendiger Entwicklung und dramatischer Abwandlung der von ihr verkörperten Gestalten. Den Maßstäben, die wir an die modernsten deutschen Schauspieler legen, ist diese Russin gewachsen.

Der Musik-Chronist

Von Schrant

Das wichtigste Ereignis der Zeitspanne, die dieser Bericht umfaßt, war die Erstausführung des „lyrisch-phantastischen“ Spieles „Die Vögel“ von dem Münchener Komponisten Walter Braunfels in der Staatsoper. Das Textbuch ist von Braunfels selbst nach der gleichnamigen Komödie des attischen Dichters Aristophanes verfaßt worden, und jeder, der das politisch-satirische, von heißendem Spott erfüllte griechische Original kennt, wird sich verwundert fragen, wie man sich von diesem spröden Stoffe zu einem Opernwerke anregen lassen kann. Und tatsächlich hat Braunfels den Aristophanes auch nur sehr frei benützt. Eigentlich hält er sich nur im ersten Akt enger an seine Vorlage; auch bei ihm ziehen die beiden biederen athenischen Bürger Hesperus und Hadesfreund aus ihrer Vaterstadt, um das Reich der Vögel zu suchen, auch bei ihm rät der eine den Gefiederten, eine Wolkenstadt zu-bauen, um den Göttern den Opferdunst der Menschen abzuschneiden und sie damit zu Unterthanen der nunmehr zur Welt Herrschaft gelangten Vögel zu machen. Dann aber verändert er die Vorgänge erheblich. Während bei Aristophanes der Plan gelingt und Prometheus die Kunde von der Not der Götter überbringt, spielt er in der Oper die Rolle eines Warners vor dem Zorn der Götter. Und als seine mahnenden Worte nicht beachtet werden, zerstört Zeus mit einem Blitzstrahl das Wolkenfuchtsheim der Vögel, diese aber beugen sich vor der im Ungewitter sich offenbarenden göttlichen Macht.

Braunfels ist aber nicht nur im äußerlichen Geschehen von seinem Vorbild abgewichen, sondern er hat dem Ganzen auch eine psychologisch und ethisch tiefer fundierte Grundlage gegeben. Während bei Aristophanes die beiden Bürger Athen aus Unzufriedenheit mit den dort bestehenden unersquidlichen Zuständen verlassen, suchen sie bei Braunfels aus ganz anderen Motiven das Reich der Vögel auf; Hadesfreund, weil er es nicht mit ansehen konnte, „wie auf Erden die holde Kunst entartet“, und Hesperus, weil er, durch die Liebe enttäuscht, „im Reich der lästigen Sängers ein ganzes Liebchen zu finden hofft, wärmer und treuer als die wilden Erdenkinder sind“. Das findet er nun zwar nicht, aber er wird durch ein ganz ins Metaphysische einmündendes Liebes-

gespräch mit der Nachtigall im Innersten gewandelt; als ein anderer, mit brennender Sehnsucht, geht er zu den Menschen zurück, die ihn nicht verstehen. Die Nachtigall verstand er eine Stunde, selig und süß sang sie von dem, was er unbewußt immer in sich getragen . . .

Man sieht: Braunfels hat sein „lyrisch-phantastisches“ Spiel aus dem Gebiet des Tendenzvollen und zeitpolitisch Bedingten in die Sphäre des Idealen und vollkommen Zeitlosen gezogen und schuf so ein Werk, das in seiner besonderen und tieferen Bedeutung eigentlich nur für die wenigen feinen und künstlerisch Empfindenden da ist. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß es irgendwie einer artistischen Grundeinstellung entsprungen wäre, vielmehr enthält es so viel des Reinen, Keinen, Allgemein-Menschlichen, daß auch der große Kreis des Publikums an ihm seine Freude haben müßte. Durch diese Reinheit und durch seine Hinneigung zum Idealen und Überfönnlichen steht es in der einstweilen noch kleinen Reihe derjenigen Opernwerke, die sich in bewußten Gegensatz zum Naturalismus in der Musik stellen, also in der Linie „Ariadne auf Naxos“, „Frau ohne Schatten“, „Rose vom Liebesgarten“ und „Palestrina“.

Für den Musiker bietet der Text außerordentliche Möglichkeiten, ja man kann sagen, daß er die Musik schon in sich trägt. Braunfels ist es gelungen, ihn vollkommen in Tönen aufzulösen, und er hat es verstanden, den mythisch-romantischen Grundcharakter des Ganzen in reicher Variation durch beide Akte hindurch festzuhalten. Man merkt das vor allem an der das ganze Werk beherrschenden Stellung, die er der Nachtigall gegeben hat, die schon im Vorspiel mit ihrem romantischen Sehnsuchtsgesang den Grundakkord des Spieles angibt. Wie herrlich erwächst dann daraus das überfönnliche, in zauberhaft-romantischen Klängen schwingende Liebesgespräch zwischen dem Menschen und der Nachtigall. Solch' eine Musik ist in ihrer reinen, allem Erdgebundenen fernem Art seit dem Tristan nicht mehr dagewesen. Zwar kann man nicht sagen, daß in ihr ein starker dramatischer Kern lebe, aber sie steht, ganz abgesehen von dem glänzenden Können, mit dem sie gemacht ist, so voll köstlicher,

nieder und durchaus selbständiger Einfälle, daß in dieser Hinsicht sich nur sehr wenige nachwagnerische Werke mit ihr messen können. Wie blüht sie z. B. auf bei manchen Ensemble stellen des ersten Aktes, wie kraftvoll und groß ist sie in der Szene des Prometheus und wie wunderbar poetisch atmet sie im Nachtigallenruf des Nachspiels aus! Was man zudem immer wieder bewundert, das ist die architektonische Kraft Drauntels', wie sie sich in der Gestaltung der einzelnen Szenen und in ihrer gegenseitigen Ausbalanzierung offenbart. Gibt es schon im ersten Akt bei dem großen Chor- und Solisten-Ensemble der durch den Lockruf der Nachtigall und des Wiedehopfes herbeigeholten Vogelscharen eine prächtige Steigerung, so ist der Aufbau des ganzen zweiten Aktes mit hörbarer Liebe des Werkes angenommen hatte. Unter den Solisten ragte neben der Nachtigall Johanna Klemperers vor allem der stimmlich und schauspielerisch gleich großartige Prometheus Friedrich Schorrs hervor. Nicht gut gelungen waren die verschiedenen Vogelmasken und Emil Birchans szenische Ausstattung konnte sich sehen lassen.

Die Aufführung der Staatsoper war sehr sorgfältig. Das Hauptverdienst daran hatte der Kapellmeister Fritz Stiedry, der sich mit hörbarer Liebe des Werkes angenommen hatte. Unter den Solisten ragte neben der Nachtigall Johanna Klemperers vor allem der stimmlich und schauspielerisch gleich großartige Prometheus Friedrich Schorrs hervor. Nicht gut gelungen waren die verschiedenen Vogelmasken und Emil Birchans szenische Ausstattung konnte sich sehen lassen.

Das eine aber ist sicher: Dieses aus dem Verlangen nach den unwirklichen Bezirken der Phantasie und den reinen Beglückungen der Kunst geborene Werk wird immer als eine der edelsten Leistungen zeitgenössischer Musik bestehen bleiben, und die Art, wie man es aufnimmt, wird ein Gradmesser sein, nicht für seinen Wert, sondern für die Reife des Publikums.

* * *

Was sich im Konzertleben zutrug, war nicht sonderlich interessant. Solange sich unsere Dirigenten und Solisten nicht auf ihre Pflicht besinnen, gerade dem Neuen und Unbekannten Geltung zu verschaffen, muß

man immer wieder feststellen, daß wenigstens neunzig Prozent der veranstalteten Konzerte gänzlich überflüssig sind. Hat es z. B. einen Sinn, zum tausendsten Male zu erzählen, daß Rikisch die Werke von Beethoven, Brahms, Smetana oder Bruckner wieder einmal besonders schön aufgeführt hat? Wir wissen alle, daß er ein bewundernswerter Dirigent ist, wir wissen, daß er alle diese bekannten Sachen in- und auswendig kann, aber ich möchte von ihm auch einmal etwas anderes hören. Gerade er, mit der Größe und Wucht seines Namens, könnte sicher den um neue Wege und Ziele ringenden jungen Komponisten ein Helfer und Führer sein.

Da nimmt sich der „Anbruch“ schon viel häufiger, seltener gespielter Werke an. So widmete er sein drittes Orchesterkonzert einer Jugendarbeit Gustav Mahlers, dem „Lagenden Lied“. Dieses in Form einer großen Chorballade angelegte Werk erfordert, wie fast alle Schöpfungen Mahlers, starke äußere Mittel: neben einem großen Orchester verlangt es gemischten Chor, Sopran-, Alt- und Tenor-Solo. In der Musik steckt schon der ganze echte Mahler; seine starke, ja manchmal fast allzu starke Neigung zu vollstümlicher Melodik, zu scharf pointierten Marschrhythmen und nicht zuletzt seine Kraft zur Gestaltung, die auch in diesem Jugendwerk schon tiefe Eindrücke schafft. Bewundernswert vor allem die plastische und lebendige Sprache des Orchesters, dem allerdings wohl die Hand des gereiften Meisters erst die letzte Formung gegeben hat.

Von bemerkenswerten Solistenkonzerten ist nicht viel zu erwähnen. Das Wichtigste waren die beiden Abende mit dem Philharmonischen Orchester, die Ferruccio Busoni gab. Er spielte sechs Klavierkonzerte von Mozart in so durchaus neuer und eigenwillig-geistvoller Weise, wie man es hier noch nicht gehört hatte. Nur er kann sich derartige Freiheiten in Phrasierung und Dynamik erlauben, denn die nachschöpferische Gewalt seines Spiels ist so groß, daß er spontan zu überzeugen vermag. Unbestreitbar ist er der größte Klavierspieler unserer Zeit.

Bücherchau

Geschichte

Von der ausgezeichneten „**Quellenammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen**“, die seit F. Kurzes Tod im Felde G. Lambek und P. Mühlmann allein herausgeben (Leipzig, V. G. Teubner, das Heft N. 3.—), sind einige Hefte schon in zweiter Auflage erschienen, und zwar sowohl aus der ersten (im Klassengebrauch erprobten), wie aus der zweiten, für das Selbststudium gegebenen Reihe. Da dieses erstklassige Hilfsmittel zum Erwerb einer anschaulichen geschichtlichen Bildung aber noch längst nicht die für die Nation erwünschteste Verbreitung genießt, sei hier auf einige der wichtigsten Neuererscheinungen empfehlend hingewiesen. P. Mühlmann führt in drei Heften die Staatsanschauungen seit der Antike vor und versteht es, aus dem ungeheuren Gebiet nicht nur die wichtigsten Autoren, sondern auch die Theorien durch Quellenstellen zu gestalten. F. Reinhold läßt den Großen Kurfürsten, A. Dinkler das Zeitalter der Aufklärung zu Worte kommen, E. Evers begleitet in zwei Heften das preußisch-deutsche Heer vom Großen Kurfürsten bis zum Weltkrieg, O. Dietrich die Geschichte Frankreichs von 1848 bis 1911, Landwehr und Pragenau die Österreichs, Fr. Baetghen charakterisiert Belgien, A. F. Raindl Polen, M. Butte die Kämpfe um die deutsch-italienischen Grenzgebiete; diese Übersicht über die Darbietungen der Geschichte selbst durch die Vermittlung berufener Fachleute schließen wir mit der Auswahl, die F. Cauer aus den literarischen Denkmälern der sittlich-geistigen Wiedergeburt zu Anfang des 19. Jahrhunderts (in Deutschland) hergestellt hat.

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. In 21. Auflage herausgegeben von Prof. Dr. A. Baldamus, 28. Auflage. Erster Band: Altertum, bearbeitet von Prof. Dr. E. Schwabe. Leipzig 1921, Wilhelm Engelmann. Geh. M. 75.—, geb. M. 90.—.

Zwischen dem großen (sechzehnbandigen) und dem kleinen (zweibändigen) „Weber“, die beide durch L. Rieß betreut werden, erscheint, für viele Leser als „rechte Mitte“ der vierbändige, den nach Baldamus Tode in dem uns vorliegenden ersten Band Professor Schwabe sehr sachkundig bearbeitet hat. Es steckt eine große Summe von Können und Leistung in der Modernisierung des

riesigen Tatsachengebietes, das von der Urgeschichte bis zum Ausgang des Altertums reicht.

F. Helmke, Das Werden und Vergehen der Völker. Zeitg. 1921, Eis-Verlag. M. 6.—.

Das Schriftchen umspannt die gesamte Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkt, Bildung und Auflösung der Volksindividualitäten zu erklären. Eines so ungeheuren Stoffes wird der Verfasser nicht überall Herr. Er kann aber denen nützlich sein, die noch ohne eigenen weltgeschichtlichen Überblick das Kommen und Gehen der Völker einmal in ganz großen Zügen kennen lernen wollen.

Otto Silbermeißter, Judas' Werdegang in vier Jahrtausenden. 1. bis 3. Auflage. Verlag Theodor Weicher, Leipzig 1921. Geh. M. 15.—, geb. M. 18.—.

Die volkstümliche Geschichte des Judentums vom Standpunkt des Antisemiten aus.

Dr. Freiherr v. Biffing, Das Griechentum und seine Weltmission. Wissenschaft und Bildung, Einzelbarstellungen aus allen Gebieten des Wissens 169. Leipzig 1921, Quelle u. Meyer. Geh. M. 10.—.

Hauptinhalt der Schrift ist nicht die griechische Geschichte, sondern die Geschichte des Hellenentums, d. h. die zweite, an Umfang so viel mächtigere Phase der Auswirkung griechischen Geistes unter der römischen Welt Herrschaft. Es ist das Buch eines Gelehrten, aber kein gelehrtes Buch. Es erzählt nicht nur, es versteht auch eine These. Es will zeigen, wie geistige Weltgeltung ohne politische Macht vergeht und zerfällt. Im Jahre 1913 zuerst ausgedacht, ist so das Buch nach 1918 zu einem schmerzlichen Bekenntnis geworden.

Matthias Gelzer, Cäsar, der Politiker und Staatsmann. Stuttgart 1921, Deutsche Verlagsanstalt. Geh. M. 32.—.

Ein führender Historiker unserer Tage nimmt die Aufgabe noch einmal auf, die Rommen in seiner Art gelöst hatte; man findet bei Gelzer nicht Rommens glanzreiche Einseitigkeit, dafür aber wohlabgewogene, trotz Vollständigkeit des Materials stets formvollendete Rührernheit eines auf das Wesentliche und Sachliche der Politik eingestellten Blickes. Indem Gelzer das Allgemeingültige heraushebt, wird seine Darstellungs- und Betrachtungsweise auch für den Politiker, nicht nur den Historiker wertvoll.

U. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Zweiter Teil. Die Germanen. 8. Auflage. Stille, Berlin. Brosch. M. 70.—, geb. M. 90.—.

Von seinem vierbändigen Lebenswerk hält Delbrück selbst diesen zweiten Band für den wichtigsten. Er umfaßt die Kämpfe Roms mit den Germanen, die Völkerwanderung und das früheste Mittelalter bis zum Ursprung des Lehnswesens. Es ist hier nicht der Ort, an die Kontroversen zu erinnern, die Delbrücks Auffstellungen einst erregten. Delbrück hält überall an seinen Anschauungen fest. So will er z. B. als besonders wesentlich seine Annahme betrachtet sehen, daß die Anerkennung des Christentums durch Konstantin nicht erfolgt wäre, wenn das damalige römische Kaisertum sich noch auf militärisch zuverlässige Legionen hätte stützen können. Auch die militärisch-taktischen Ursprünge der Vasallität und des Rittertums hebt er selbst als grundlegend hervor.

H. Schulte, Fürstentum und Einheitsstaat in der deutschen Geschichte. Öffentlich-rechtliche Abhandlungen herausgegeben von H. Triepel, E. Kaufmann, R. Smend. Band 1, Heft 1. O. Liebmann, Berlin 1921. M. 8.50.

Drei führende deutsche Staatsrechtler eröffnen die in schwerer Zeit wagemutig neugegründete Sammlung mit einer schönen Bonner Universitätsrede zum 18. Januar, die Aloys Schulte, der Historiker, im Angesicht der französischen Besatzung hielt, um den Studierenden geschichtliches Verständnis für das tragische Schicksal unseres Staates zu vertiefen: weshalb wir tausend Jahre gebraucht haben, um zum Einheitsstaat zu gelangen, und welche Folgen aus dieser staatsrechtlichen Schwäche für unser ganzes Volk und seine Art erwachsen.

G. v. Schoch, General der Infanterie, Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England vom Ausgang des Mittelalters bis zum Jahre 1815. Bücherei der Kultur und Geschichte, herausgegeben von Dr. Seb. Hausmann. Band 20. Bonn 1921, Kurt Schroeder. Brosch. Mark 22.—, geb. M. 28.—.

Mit dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches, mit dem Wiederaufstieg Frankreichs zur ersten Festlandsmacht sind die deutsch-englischen Beziehungen in ein neues Zeitalter getreten. Es ähnelt in vielem dem von Schoch dargestellten. Deutschland ist nicht Gegner, aber auch nicht ebenbürtiger, bundesfähiger Freund, sondern der gegen Frankreich zu verwendende Vasall oder Festlandsbegegnung des Inselreichs. Aus dieser

(schmerzlichen) Beziehung auf die Gegenwart ergibt sich der politische Wert des in dem vorliegenden Werk behandelten Stoffes.

Albert v. Hofmann, Das Land Italien und seine Geschichte, eine historisch-topographische Darstellung. Stuttgart 1921, Deutsche Verlagsanstalt.

A. v. Hofmann ist ein hochbegabter, gewissenhafter Geschichtsschreiber von eigenartigem Standpunkt, der sich in kurzer Zeit einen Namen gemacht hat. Seinen beiden großen Werken über Deutschland folgt jetzt dicht auf der Spur eine historisch-geographische Schilderung Italiens. Hofmann hat sich einen eigenen Stil ausgebildet, der das Geschichtliche mit Hilfe des Geographischen erläutert und umgekehrt. So wird er ein würdiger Nachfolger der Nissen und Gregorovius, wieder einmal ein Deutscher, der Italien aus dem Tiefsten kennt und seine zweitausendjährige Geschichte aus dem offenen Buch seiner Landschaft, Siedelungsgestaltung und Architektur abzulesen vermag, ohne über diese Erbschaft unserer größten Italiensfahrer sein deutsches Herz an „das schönste Land der Erde“ zu verlieren.

Dr. Johannes Böhler, Der Franzose. Eine Geschichte Frankreichs für Deutsche. Neuh u. Neusch, München 1921. M. 10.—.

Es fehlt noch an einer kurzen und guten Geschichte Frankreichs und des Franzosentums in deutscher Sprache. Auf dem Wege zu diesem dringend notwendigen Werk bedeutet Böhlers temperamentvolles Werkchen noch kein Endergebnis, aber es füllt doch zurzeit eine wirkliche Lücke aus.

Alfred Karll, Französische Regierung und Rheinländer vor 100 Jahren. (Frankfurter Historische Forschungen, Neue Folge, Heft 4.) R. F. Koehler, Leipzig 1921. 282 Seiten.

Das Buch schöpft aus den französischen Akten des damals sog. Ruhr-Departements, zu dem Köln und Aachen gehörten, und bringt eine Fülle anschaulicher Mitteilungen. Wir können uns dem Rat anschließen, den Hermann Onckens einführende Worte an die Rheinländer richten: sie möchten dies Buch lesen und, was sie darin finden, vergleichen mit der Gegenwart und dabei an die Zeiten der königlich preussischen Verwaltung denken! Auch uns anderen Deutschen im noch unbefestigten Gebiet tut das gut. Und wohl bemerkt: das Buch ist geschrieben zu einer Zeit, da niemand voraussehen konnte, daß noch einmal die Feinde Herren am Rhein sein könnten. Es hebt auch die Verdienste französischer Verwaltung hervor; denn solche gab es zur Zeit unserer verrohten Kleinstaaterzeit während das seither verfloßene Jahrhundert

dafür gesorgt hat, daß deutsche Verwaltung in allem überlegen ist. Der eigentliche Inhalt des Buches aber ist das Bild von der Ausnutzung der Rheinlande für die französischen Bedürfnisse und von der virtuos und ohne Scheu geübten Kunst der Franzosen, den Schein einer öffentlichen Meinung herzustellen. Man muß es lesen, wie und mit was für Druckmitteln Adressen, Empfänge, Festslichkeiten bestellt wurden — alles bis in die Einzelheiten vorgezeichnet! — und wie trotz der Abneigung der Bevölkerung diese Zeugnisse ihrer angeblichen Liebe zu Napoleon und seinem Reich doch vielfach zustande kamen.

Dr. Erich Keyser, Danzigs Geschichte. A. B. Hofmann & m. b. H., Danzig 1921. M. 20.—

Ein Buch des Danziger Staatsarchivars, das für die Geschichte wie die fernere Zukunft der Ostmark von Bedeutung ist. Leider fehlte bisher eine brauchbare Geschichte Danzigs. So konnte die Tendenzgeschichte des in polnisch-französischem Solde schreibenden Warschauer Juden S. Assenazy großes Unheil auf der Friedenskonferenz und später anrichten. Keyser füllt diese Lücke nun endlich aus. Sein Buch ist tendenzlos geschrieben, aber gerade dadurch überzeugend — und oft erschütternd. Der anziehende Stil, die gute und preiswerte Ausstattung verbinden sich mit den sachlichen Vorträgen.

Der Klatsch über das Geschlechtsleben Friedrichs II. — Der Fall Jean Jacques Rousseau. Von Dr. med. Gaston Vorberg in München. (Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung Band III Heft 6.) A. Marcus u. E. Webers Verlag, Bonn 1921. Einzelpreis M. 5.—

Beißt die Unhaltbarkeit der von Voltaire ausgebrachten Verleumdungen gegen Friedrich den Großen nach und schildert anschaulich das Neurasthenietum Rousseaus. Interessant ist z. B. die Folgerung, daß die fünf Kinder, die Rousseau sich selbst „rühmte“ im Findelhaus untergebracht zu haben, in Wirklichkeit gar nie zur Welt gekommen seien.

Wilhelm Schäfler, Privatdozent a. d. Univ. Frankfurt a. M. Bismarcks Sturz. Leipzig 1921. Quelle u. Meyer. Geh. M. 26.—, geb. M. 32.—

Die in letzter Zeit neuererschlossenen Quellen für das Drama von 1890 haben in dem Frankfurter Historiker einen methodisch scharfen und darstellungsgewandten Interpreten gefunden, der für Wilhelm II. gerecht, vielleicht allzugerecht ist. Die bewegten Vorgänge spielen sich anschaulich vor einem flott gezeichneten weltpolitischen Hintergrund ab. — Ein störender Druckfehler blieb auf

S. 326/7 stehen. Die Überschrift „Geschäftliche Ausblicke“ ist durch „Geschichtliche Ausblicke“, diese durch „Anlagen“ zu ersetzen.

Dr. Karl Keller, Deutschlands auswärtige Politik von Caprivi bis Bethmann Hollweg. Ein kritischer Überblick. Detmold 1921. Meyersche Hofbuchhandlung. M. 8.—

Es soll ausdrücklich auf dieses in bescheidenem Gewand auftretende, aber ganz außerordentlich gediegene Werk aufmerksam gemacht werden. Gründliches Studium der Akten und Erinnerungswerke verbindet sich mit gewissenhaftem Urteil und gesundem Fühlen. Das Buch müßte in Massen verbreitet werden. Der einzige größere Fehler darin ist, daß auch Keller dem Edwardsteinschen Phantom des englischen Bündnisangebotes zum Opfer gefallen ist. Wann wird dieses Gespenst und sein minderwertiger Urheber aufhören, deutsche Historiker zu narren?

Walter Vogel, Prof. a. d. Univ. Berlin. Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen. Mit einer farbigen Karte und 13 Kartenskizzen. Zwei Bände. „Bücherei der Kultur und Geschichte.“ Herausgegeben von Dr. Seb. Hausmann. Band 17.“ Bonn 1921, Kurt Schroeder. Jeder Band brosch. M. 27.—, geb. M. 33.—

Man möchte das vorliegende wichtige Werk des Berliner Historikers und Geographen den Büchern Kjellens vergleichen, die beim deutschen Publikum so großen Anklang gefunden haben. Im politischen Urteil dem Schweden nahekommend, an geographischem Blick nur wenig hinter ihm zurückstehend, überragt ihn Vogel durch die historische Unterbauung. Will man in großem Sinn die Rückwirkung des Kriegs in den Hauptfragen wie in einzelnen Verhältnissen (z. B. Irland, Rheinfrage, Elsaß, Tschechien, Türkei, Randstaaten, innere Krisen Englands usw.) auffassen, so wird man an Vogels Darstellung nicht vorübergehen.

Prof. Dr. Ludwig Bergsträsser, Der politische Katholizismus. Dokumente seiner Entwicklung. I. (1815 bis 1870.) „Der deutsche Staatgedanke.“ München 1921. Drei Masken Verlag.

Bergsträsser, der (nicht dem Zentrum angehörige) Geschichtsschreiber des Zentrums, gibt hier den Anfang einer kostbaren, weisheitsreich aus schwer erreichbaren Quellen geschöpften Sammlung origineller Aufzeichnungen aus dem 1. und 2. Drittel des 19. Jahrhunderts, an denen das Heranwachsen der politischen Haltung der katholischen Partei und ihres Ideentreifes zu verfolgen ist.

Helmuth Roth, Wir weißen Sklaven. Meine Erlebnisse in dreijähriger französischer Gefangenschaft. Halle/Saale 1920. Richard Mühlmann, Verlagsbuchhandlung.

Was die „Gegenliste“ in schauerlicher Eintönigkeit verbucht, die rohen Grausamkeiten, womit französischer Daß wehrlose Deutsche gequält und zum Teil gemordet hat, bringt dieser Bericht als erregend geschildertes persönliches Erlebnis.

Iskra-Bermshy, Das Elend in den deutschen Gefangenenlagern Frankreichs. Leipzig. O. Wigand.

Diese „Impressionen eines Amerikaners“ sind schon 1919 erschienen, gehören aber zu den Büchern, die der Deutsche nicht vergessen darf, um so weniger, als Volksart und Regierungsgrundzüge uns nur zu eilig zu Vergessen und Vergessen stimmen. Ein amerikanischer Zeitungsberichterstatter, der die französische Front und ihr Hinterland von 1914/5 bereifte, hat diese — von der französischen Kriegszensur verfolgten — Berichte geschrieben.

Otto König, Die Deutschen Palästinas in englischer Gefangenschaft. Dresden. Stromverlag. 1920.

Der sympathische Verfasser ist Abtömmling der schwäbischen „Templer“, die seit 1868 an verschiedenen der heiligen Stätten ihre deutschen Dörfer und Siedlungen begründet haben und aus härtesten Anfängen sämtlich zu Wohlfahrt gelangt sind, dem Land ihrer Wahl zu Gedeihen verholfen und als Pioniere deutschen Kulturschaffens gebient haben, im Gegensatz zu den zionistischen Kolonien, die rasch verloddern, sobald das Rothschildsche Gründungsgeld verbraucht ist. Die anspruchlos fesselnden Blätter aus dem großen Weltepos des Krieges erzählen den Untergang deutschen Lebens im Jordanland. Wir sehen zuerst den Zug der Tausend durch Asien: wie sich die deutschen Kriegswilligen 1914 auf eigene Kosten und Gefahr zur fernem Heimat durchschlagen, um für sie bluten zu dürfen. Dann erleben wir mit den Zurückgebliebenen die Wechselfälle des Krieges an der Palästinafront: Türkenherrschaft, Wirtschaftsnot, Neuschreckenplage, Seuchen, die durch die französischen Schulen

Syriens seit Jahrzehnten verbreitete Deutschenfeindschaft, deutsches Kriegerbehegen in den unvermutet am Rand der Wüste gefundenen deutschen Dörfern, schließlich den Durchbruch der Engländer, Schrednisse plündernder Australier und um den Wohnort kämpfender Truppen, den Abfall der bis zum Vorabend des Durchbruchs „glühend“ deutschfreundlichen deutschen Juden zum nachtesten Verrat, Internierung, Verschleppung nach Ägypten und langes Schmachten dort nach den Methoden des britischen Ausrottungskrieges gegen Reste deutschen Überseebesitzes. Einige Lichtblicke erheben gemütvoll das trostlose Verelenden der tapferen Leute: die Brüderlichkeit der evangelischen Templer mit prächtigen deutschkatholischen Mönchen, die Barmherzigkeit der Mohammedaner gegen die hilflosen Deutschen, das Eingreifen von Schotten in die englische Fühllosigkeit und Falschheit. („Die Schotten machten aus ihrer Sympathie für das Deutschtum sein Hehl und meinten, daß Schotten und Deutsche eher zusammenpackten als Schotten und Engländer.“ S. 63.) Aber ohnmächtig ist jede Keuung der Menschlichkeit gegen das beschlossene Geschid. Auch nach dem Waffenstillstand schmachten die Gefangenen fort. Nur wer nach Deutschland zurückgeht, darf in die Freiheit. Wer seine Lebensarbeit in Palästina fortsetzen will, bleibt in der ägyptischen Gefangenschaft. Warum? Weil das Vestium der Deutschen längst von den Juden eingenommen ist. Kein deutscher oder österreichischer Jude war von den Engländern interniert worden. So vertraut sich auch der Verfasser dem morchen türkischen Dampfer an, der zweitausend entwurzelte Überleedente mittellos an den Strand des alten, besiegten Deutschlands wirft; er wird sich und den Seinen noch einmal von unten auf ein Leben zimmern, wie es der Deutsche versteht. Die Feuer des Ägypteraufstufes von 1919 leuchten den abziehenden Deutschen zum Abschied, den Briten, die sich an der germanischen Sache vergangen haben, zur Warnung für eine nicht ausbleibende Zukunft, in der auch sie ihr nicht durch Kolonistenfleiß, sondern durch Schiffskanonen erworbenes Niland verlassen werden, in welchem sie eben so gefaßt sind wie der Deutsche geachtet. Der Merker

Romane

Silbe Roth, Roman von Franz Schauerweder. Preis brosch. M. 20.—, in Halbbl. M. 27.50. Verlag Heinrich Diekmann, Halle (Saale). — Ein Lied leuchtester und

doch leidenschaftlichster Liebe, das vom sterbenden Wien zum leidenden Norddeutschland klingt. Ein Buch, das man in schmale gütige Frauenhände legt und in heiligen

Stunden seiner Liebe schenkt. Schauweder findet bittere und süße Töne und singt in einer wundervollen Sprache.

Weberin Schulb. Novellen von Elisabeth Heyling. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. — Elisabeth v. Heyling ist ihrem leise singenden, beinahe wehmüttsvollen Stille treu geblieben. Sie findet immer neue Motive in der Welt der internationalen Diplomatie, des hohen Adels, die sie mit künstlerischen Händen in die Gefäße köstlich geschliffener Sprache stellt.

Der Held des Abends. Roman von Paul Oskar Höder. Verlag August Scherl, G. m. b. H. — Man kennt die elegant und fesselnd plaudernde Art des unermüdblichen Romanziers, der in seinem neuen Buche ein Problem aus dem Schauspielereleben behandelt. Höder loben, lieben seine tausende Anhänger, warum sollte es der Kritiker besonders tun?

Uns heilige Grab. Von Eberhard König. Mit vier Bildern von Ernst Liebermann. M. 16.50. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart. — Eberhard König, der deutsche Sänger, schildert in fesselndem Vortrage einen Abschnitt der Raubzüge. Es ist zu begrüßen, daß der bekannte Verlag die Reihe seiner „Deutschen Zeiten“ mit König, Lilienfein und andere fortsetzt. Noch ist der Sinn für die alte deutsche Ritterherrlichkeit im deutschen Jungen nicht erstorben, der in König gleichzeitig einen vorzüglichen Meister der deutschen Sprache kennen lernt. — Im gleichen Verlag erschien

Der Waldhof von Julius Lerche. Geschichten seiner Freunde und Feinde. Mit 8 farbigen und 40 schwarzen Bildern von Fritz Lang. In Halb. geb. M. 27.50. — Wie liebevoll betrachtet hier ein Deutscher Pflanzen und Tiere. Und mit welcher seltener Anschaulichkeit weiß er seinen kleinen und großen Lesern von all den Köstlichkeiten um uns zu erzählen. Das Buch sollte ein

Familienbuch werden, um so mehr als Fritz Lang die gleiche Liebe und seine Beobachtungsgabe des Erzählers in seinen bunten und schwarzen Bildern ebenso blühen läßt.

In seltsamem Gegensatz zu diesen unruhigen Zeiten mit ihren internationalen Bankkonferenzen, mit ihren Streiks, Plünderungen und aufgeregten Parlamentsdebatten stehen die weltferne Ruhe und Vergessenheit, mit denen die Dichtersleute an ihren Schreibtischen sitzen, Schicksale formen, Menschen gestalten, die so gar nichts mit dieser Tage Not gemein zu haben scheinen. Nur scheinen. Denn die Helden und Heldinnen nachstehend aufgeführter Romane, Novellen und Erzählungen stehen fest mit beiden Füßen im Boden dieser wurzellosten Zeit, die hinwegschreitet über das Leid der Menschen deutschen Stammes, deren Schicksal hin- und hergeworfen wird, um das die Sieger würfeln mit klappernden Würfeln. Die Menschen dieser Tage gehen stumm, verzweifelt durch die Welt, wenn sie nicht den Dichtern folgen, die die Morgenröte schauen, die das Alltagsleben meistern, da Licht sehen, wo dumpfe Ungewißheit, schwer atmende Angst sich zermüht unter der Siegerfaust. Freuen wir uns dieser deutschen Dichter, die Seher sein wollen, Ränder neuer Sonne und Mahner in deutscher Verzweiflung. Von wenigen sei hier gesprochen.

Der Schulze von Wolfshagen. Die Geschichte eines Dorfes. Von Gustav Schröder. Geh. M. 20.—, in Falbleder M. 28.—. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. 1921. — Tief gepflegt im deutschen Alter. Urwetterhaft und gesund wie das Blut der alten jäähämmigen Bauern, die die Schollen deutscher Kraft zu neuem Segen brechen. Von einem Kerngesundem für tiefdeutsch Denkende geschrieben. Die Geschichte eines Mannes, der ein ganzes Dorf rettet aus den Klauen des Schnaps-teufels und Heim und Herd baut nach Jahren von Arbeit, Not und Sorge.

Wegen des vierzehntägigen Abstandes zwischen Nr. 52 des alten und Nr. 1 des neuen Jahrganges erscheint die vorliegende Nummer in verstärktem Umfange.

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin.

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 25 a. Fernruf: Pügow 6510.

Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 14. Januar 1922

Nummer 2

Waterloo oder Jasschoda?

Von Fritz Kern

Frankreich in englischer Ansicht

Der britische Sieg im Weltkrieg, der, so wenig wie irgend ein Sieg, einen Abschluß der Weltgeschichte bedeutet, dafür aber das Gleichgewicht der Mächte auf lange hinaus ins Schwanken versetzt hat, zeigte schon bei der Friedenskonferenz 1919 den Hauptmangel, daß in Frankreich ein zweiter Sieger aufstand, der gern der erste sein wollte. England beging den Fehler, sich nicht schon beim Friedensschließen so gegen den festländischen Mitsieger zu wenden, wie seinerzeit auf dem Wiener Kongreß gegen die alliierten Preußen. Für einen deutschen Talleyrand war 1919 kein Platz, selbst wenn Deutschland in diesem Jahr nicht staatlich einem umgestülpten Handschuh geglichen und sein damaliger Herrscher Erzberger mit Talleyrand nur das Einzige gemein gehabt hätte, daß er in jedem Regime oben schwamm. Es darf heute den Phantasten oder Geschäftspolitikern, die damals Deutschland vertraten, bescheinigt werden, daß alle ihre Irrtümer und Unterlassungen nicht heranreichen an Englands Irrtum, den gefährlichen, starken Deutschen in völlige Ungefährlichkeit und Schwäche zu stoßen, und an Englands Unterlassung, die rasende Volksleidenschaft gegen Deutschland, die seit Beginn der Entente politik aufgeregt worden war, nicht rechtzeitig abzulassen. Der Mann auf der Straße, der ungebildete Zeitungsleser und Wähler tyrannisierte damals seinen Lenker Lloyd George. Die britischen Wahlwahlen nach dem Krieg haben einem Frankreich zur Herrschaft verholfen, das jetzt mit der Vereinigung von Größenwahn und Verfolgungswahn, die uns die Ärzte als häufige Krankheitsverbindung zeigen, ich zitiere Poincaré, entweder auf ein neues Waterloo oder ein neues Jasschoda zutreibt.

Sieht man die Welt von London aus an, so hat sich zwar das Weltreich in allen fernen Zonen gerundet, aber mit dem neuen Heer und den nationalistischen Schulen des Freistaates Irland und mit dem durch kein deutsches Militär mehr gebundenen Kriegsapparat Frankreichs hat die weltbeherrschende Insel nun zwei Mächte unmittelbar vor der eigenen Tür, die lästiger sind, als die defensive deutsche Flotte je war. Es scheint wohl wahr, daß das britische Reich keine europäische Macht mehr sein will. Aber was nützt eine weltüberschattende Krone, wenn der Stamm des Baumriesen ganz nah der Wurzel zwischen Sägen liegt.

Der Frieden mit Irland ist von der disziplinierten Londoner Presse als große Tat der Weisheit gepriesen worden. In Wirklichkeit aber weiß England

nur zu gut, daß die Iren, die jetzt nicht mehr Untertanen, sondern Bundesgenossen in Personalunion sind, unzufriedene Feinde bleiben und das Errungene nur als rühmreich erstrittenes Unterpfand der noch zu erlangenden völligen Freiheit auffassen. Ein solcher Nationalismus ist durch Weisheit nicht mehr zu heilen. Die Iren hatten den Engländern zugemutet, entweder zu kapitulieren oder einen Ausrottungskrieg gegen sie zu führen. Die Iren konnte man niedertwerfen; aber ein zwanzigmal stärkeres Volk von unmittelbarster Nachbarschaft und mit dem dröhnenden Schallboden Amerika in Konzentrationslagern abzumorden, das ging selbst über englische Nerven.

Dazu nun die Franzosen in modernster Kriegsausrüstung am Kanal, der kein Schutz mehr ist gegen Ferngeschütze, U-Boote, Flieger, einem abgerüsteten England gegenüber, dessen Grand Fleet in Scapa Flow oder irgendwo sonst ein sich selbst erräthendes und nur U-Boote nach deutscher Kriegserfahrung auf See schickendes Frankreich nicht besiegen könnte. Befäßen die Franzosen deutsche U-Bootskommandanten, die Stimmung Englands wäre flauer, als je zur Zeit der „deutschen Gefahr“. Gewiß könnte man im Kriegsfall den Franzosen ihr Kolonialreich fortnehmen. Aber England, das Kriege niemals unter ritterlicher Romantik betrachtet, sondern nur dann nicht gescheut hat, wenn es bei geringem eigenem Risiko entweder eine riesige Übermacht oder festländische Haudegen zur Hauptarbeit verfügbar hatte, sieht einem Krieg mit Frankreich-Irland voll Unbehagen entgegen, und dieses Unbehagen bestimmt einmal die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Kriegs, zum andern eben deshalb Englands schwache diplomatische Lage Frankreich gegenüber. Wenn nicht Amerika hilft, wird die Verlegenheit sobald nicht geringer. In Washington aber dominiert anscheinend noch die olympische Maxime: Europa hilf dir selbst, dann wird dir Amerika helfen.

Zu einem neuen Waterloo bzw. zu dessen diplomatisch auswertbarer theoretischer Möglichkeit fehlt der Festlandsdegen. Auch haben die Engländer immer noch viel zu viel Angst vor einer wirklichen Kräftigung Deutschlands. Zwar stöhnt Lloyd George und sein „Daily Chronicle“ unter der französischen Herrschaft; „Daily News“, „Nation“, „Manchester Guardian“ haben längst zurückgefunden zu der Jahrhundertalten antifranzösischen Stimmung, die das idealisierte Frankreich der Marne als hohle Vorpiegelung erkannt und den Typus Ludwigs des Bierzehnten, des ersten und zweiten Kaiserreichs als das „bauernde nationale Selbst“ des Galliers betrachtet, und „New Statesman“ nennt „unsere Freunde, die Franzosen, die größten, aufrichtigsten und gefährlichsten Feinde, die England heute in der ganzen Welt hat“. Aber die „Times“ wittern immer noch nur deutsche Gefahren. Curzon, der Außenminister, und sein „Daily Telegraph“ sind folgerichtig dabei, auf deutsche Kosten Zug-um-Zug-Geschäfte im Orient mit dem Quai d'Orsay abzuschließen, und die Nationalisten der „Morning Post“, die auf Lord Derby setzen, glauben gegen die großen Feinde der Zukunft, Rußland und Deutschland, immer wieder ein Faschoda-Frankreich in Rechnung stellen zu können. Denn Frankreich könnte ja bei einem Krieg mit England auch nichts wirklich gewinnen. Frankreich ist in seiner Weltpolitik immer unbeständig, ja flatterhaft gewesen, es hat nur eine fixe Idee, den Rhein, und es müßte doch ein Verfall der alten britischen Staatskunst sein, wenn es nicht gelingen sollte, das hypomane Frankreich der „natürlichen Grenze“ im übrigen zu gängeln. Bisher haben in britischer auswärtiger Politik die Nationalisten immer recht behalten.

England von Frankreich gesehen

Die französischen Nationalisten verstehen sich im Hauptpunkt bemerkenswert mit den englischen Jingos, und es ist sicher, daß Poincaré im Notfalle die Trifolore aus der ganzen Welt zurückzöge, um sie dauernd in Straßburg und

Wains klattern zu sehen. Deutschland hat nur zu fürchten, daß über die wirtschaftliche Wiederherstellung Europas ein modus vivendi gefunden wird, der den Angelsachsen den ruhigen Genuß der Weltausbeutung sichert, die Deutschen (wie man treffend gesagt hat) in ein Haus ohne Fenster einsperret, in das morgen die zu verarbeitenden Rohstoffe geschoben und abends verarbeitet abgeholt werden, wobei Frankreich, ebenfalls mehr oder minder eingesperrt, freiwillig Beschließerdienste in diesem Zuchthause tut. Wird dieser Modus gefunden, als Kompromiß zwischen wirtschaftlichen, politischen und militärischen Gesichtspunkten, dann wird sich Frankreich am Ende auch noch dazu verstehen, gegen Streichung seiner Ententeschulden die unbequemen Seerüstungen auf das zur Bekämpfung der Wilhelmshavener „Flotte“ erforderliche Maß einzuschränken. U-Boote sind wirklich nicht vital für Frankreich, sondern nur ein ausgezeichnetes Pressionsmittel. Man darf nie vergessen, daß der glühendste französische Nationalist, der Gründer der Entente, Delcassé, Fashoda gemacht hat. Da es für die Engländer zu einem Waterloo doch nicht mehr reicht, wird von hier aus die französische politisch-militärische Beherrschung Deutschlands nicht bedroht. Wenn aber die Engländer partout ihr Fashoda (in Angora, Flottenfragen, Wirtschaftsfragen) brauchen, dann können sie es eben haben, als Lebenselixier der Entente.

Es wäre gut, wenn die deutschen Unterhändler, die jetzt auf dem Boden von Wirtschaftserörterungen zahlreicher als bisher in Berührung mit westmächtlischer Diplomatie kommen werden, sich immer vor Augen hielten, daß Frankreich und England auf der öffentlichen Schaubühne noch lange und heftig kämpfen werden, als ob Waterloo am Horizont stünde, daß aber all' dieses Aufgebot an Schachzügen doch nur einem Fashoda zustrebt, solange beide Teile von der Entente nicht gut loskommen können, da beide sie trotz mangelnder Sympathie zur eigenen Versicherung brauchen. Nur wenn wir 1919 den Frieden nicht unterzeichnet und die Franzosen im ersten Anlauf Deutschland nach dem Volkrezept napoleonisiert hätten, dürften wir — sozusagen durch unsern Brand von Moskau hindurch — heute unser Waterloo erwarten. Im ersten Taumel aufgehalten, sind die Franzosen jetzt schon zu vernünftig, ihre Rache zu kalt geworden, als daß sie nicht Wege fänden, um ihren „Krieg nach dem Kriege“ unter Schonung der britischen Lebensinteressen fortzuführen. In diesem Geiste wird auch über den Aufbau Rußlands verhandelt werden, zum Segen des englischen und französischen Kapitals und mit allen Sicherungen dagegen, daß Rußland und Deutschland nicht zusammen wieder groß werden.

Unsern Zeitungsleser bestürmen jetzt fast täglich englische Sympathieäußerungen und sogar gewisse Dämmerungen französischer Vernunft. Diese Meldungen verführen zu quietistischem Optimismus, der zu bekämpfen ist, weil für ein Waterloo alle Voraussetzungen fehlen, ein Fashoda aber, d. h. eine weltpolitische Verständigung der Westmächte auf Kosten Mitteleuropas zwar unserer Knechtschaft etwas weniger anstößige äußere Formen geben könnte, dafür aber in Diagonale der britischen und der französischen Ausbeutungskräfte nur unsere materielle Knechtung verlängern, die Gefahr unserer seelischen Unterjochung vertiefen würde.

Unser Kriegserlebnis

Von Gawan

Nun sind es drei Jahre her, seitdem wir in großen Heerzügen die Straßen durch die Ardennen und über die Eifel an den Rhein zogen; mit dem zwiespältigen Gefühl des Leids und der Hoffnung. Ein besiegtes, sich auflösendes Heer zurück in die zusammengebrochene Heimat, der jener entsetzliche Frieden bevorstand — und doch zurück in die Heimat, unsere Heimat, deren Zukunft auf uns zu nehmen, mochte sie schwer und ungewiß sein, wir die freudige Kraft in uns fühlten.

Nun sind wir drei Jahre zurück und langsam wächst diese unsere Generation, die am schwersten von allen den Krieg erlitt, heran zur verantwortlichen Arbeit. — Gewiß, wir sind nur der Rest einer Generation und wissen es selbst am besten, daß die Wertvollsten von uns draußen in den Gräbern liegen. Aber vielleicht blieb etwas von jenen bei uns, und in uns, irgend etwas, das mehr ist als ein Erinnern und das uns das Recht gibt, auch für sie mitzusprechen und zu wirken. Denn wir waren ihre Kameraden, sie waren unsere Freunde und wir legten sie, in die Zeltbahn gehüllt, in die braune fremde Lehmerde. Sie sind wir und wir dürfen uns mit ihnen identifizieren.

Drei Jahre sind wir wieder zurück — drei Jahre, in denen wir versucht haben, nicht mehr an den Krieg zu denken, sondern nur an unserer Ausbildung zu arbeiten. Und nun wachsen wir allmählich in die verantwortliche Arbeit hinein, bald sind wir die Jahrgänge, die die deutsche Gegenwart tragen: als werktätiges Volk, als Techniker, Künstler, Dichter, Beamte und Staatsmänner — bis abermals neue, jüngere Generationen kommen und uns ablösen.

In den drei Jahren haben wir versucht, uns den Krieg aus dem Sinn zu schlagen, denn er störte uns zunächst in unserer Arbeit. Aber wir vergaßen ihn doch nicht. Und wir wollen ihn auch nicht vergessen, im Gegenteil, wir wollen nun wieder an den Krieg, an unser Kriegserlebnis denken, jetzt, da drei Jahre Distanz dazwischen liegen. Und mehr, wir wollen dieses Kriegserlebnis lebendig und fruchtbar machen; dazu aber gehört, daß wir uns seiner wieder ganz bewußt werden.

Denn unsere Kriegsjahre sind unsere Kraftquelle; sie sind so sehr Bestandteil unserer Jugend, daß wir sie gar nicht mehr hinwegdenken können, ohne uns selbst zu verleugnen und preiszugeben. Wer von uns möchte sie missen, diese Jahre der Mühsal, des Todes, des Abschieds, des Kampfes, der Pflicht; diese Jahre der Tat und des intensivsten Lebens!

Machen wir sie wieder lebendig, damit sie uns zur Zukunft helfen, und Mut geben, das Schicksal unseres Vaterlandes Deutschlands zu tragen und dieses deut-

iche Volk zu sein. Erinnern wir uns, daß wir es mit unseren Leibern und jungen Leben deckten und wir werden bereit sein, ihm auch die kommenden Jahrzehnte ohne Selbstsucht zu dienen. Erinnern wir uns, daß wir Mann an Mann da draußen in den Gräben und Batteriestellungen lagen: ein gleiches Leben, gleiche Gefahr, gemeinsame Gefangenschaft und gemeinsamen Tod erwartend und wir werden trotz Parteien, Konfessionen und Pressegezänk den gemeinsamen Weg zur Zukunft gehen, ohne uns zu beschimpfen und einander auszubeuten. Erinnern wir uns, daß wir in mancher Regennacht gefährlichste Wege gehen mußten, Kälte und Hitze, Hunger und Durst, Einsamkeit und Heimweh litten und wir werden jede Zukunft ertragen. Erinnern wir uns, daß wir mitunter draußen beteten, kurze, flammende, beschwörende Worte, und niemals vergebens — und die Ewigkeit wird uns auch jetzt wieder den Alltag und die stumpfe Gewohnheit durchleuchten!

Gewohnheit und Gewöhnlichkeit — die größten Feinde unseres Lebens. Alles wird selbstverständlich, jedes Glück, jeder Trost und alle Liebe wird selbstverständlich — es ist aber nichts selbstverständlich: nicht das Dach, unter dem wir wohnen, nicht einmal das Bett, in dem wir schlafen. Geschweige denn ein lieber Mensch, seine Neigung und gutes Wort. Alles ist Geschenk, für das man danken muß, alles ist Gnade. Es darf nichts zur Stumpfheit der Gewohnheit herabsinken und selbstverständlich werden. Hat uns nicht die schreckliche Entblößung, Einsamkeit und Lieblosigkeit des Krieges gezeigt, daß nichts selbstverständlich ist?

Wir müßten also den Krieg, unseren Krieg, unser Kriegserlebnis immerfort zum Hintergrund unserer Tage und Gegenwart machen, damit dieser blutdurchglühte und bedeutende Hintergrund auch unser Wirken, Lieben und Leiden bedeutend mache.

Konkret gesprochen: holen wir unsere Kriegstagebücher oder die Briefe, die wir aus dem Kriege schrieben, hervor. — Erinnern wir uns, denken wir nach. — Vergessen wir keinen unserer toten Kameraden. —

Und wir wollen stolz sein, diese Jugend zu sein, diese durch den Krieg geadelte Jugend, die tausendfach blutete, alles Leid durchlitt und vier Jahre lang zum Sterben bereit war. —

Und dann wollen wir Deutschlands Schicksal in die Hände nehmen.

Polnische Teilungen

Zu den deutsch-polnischen Verhandlungen

Von Dr. R. Pieper

Es ist in diesen Zeiten, in denen der Friedensvertrag von Versailles zum so- undsovielten Male versucht, einen polnischen Staat wiederherzustellen, nicht ohne ein gewisses Interesse, auf den Verfall des alten polnischen Königreiches zurückzublicken. Der Todeskeim dieses siechen Staates lag in seiner Verfassung, in dem Prinzip des Liberum veto, der Parteiucht des Adels und in der Wählbarkeit des Königs, der dem Ausland entstammen durfte — ein Umstand, der dem Ausland naturgemäß immer Anlaß zur Einmischung gab.

Die ersten entscheidenden Eingriffe des Auslandes bei einer polnischen Königswahl finden sich 1764, als Katharina II. Warschau durch ein russisches Heer besetzen ließ, und dadurch die Wahl Poniatowskys durchsetzte.

Gegenseitige Eifersucht der Nachbarstaaten führte nicht zum wenigsten zur ersten Teilung Polens, die in einer Reihe wechselseitiger Verträge festgelegt wurde. Hier finden sich zunächst zwei fast gleichlautende Abmachungen, bezeichnet als „*Traité(s), entre la Russie et l'Autriche touchant le démembrement de la Pologne* und *la Russie et la Prusse*“ usw., deren erster zwischen Rußland und Osterreich und deren zweiter zwischen Rußland und Preußen abgeschlossen ist. Die einführende Begründung dieser Verträge lautet, daß die inneren Kämpfe und Wirren in Polen einen Grad angenommen hätten, daß die vollständige Auflösung des Staates zu befürchten sei, und daß damit die Ruhe der Nachbarstaaten ernstlich gefährdet sei und sie zu vorbeugenden Maßregeln gezwungen seien.

Aus angeblichen Ansprüchen auf polnisches Gebiet schreitet Rußland zur Besetzung polnischer Gegenden, nachdem ihm Osterreich 1771 bereits mit der Besetzung von Zipß vorangegangen war.

Des weiteren werden dann in den beiden oben erwähnten Demembrationsverträgen von 1772 die Teile Polens bezeichnet, die von den vertragschließenden Mächten besetzt werden, und im dritten Artikel des russisch-österreichischen Vertrages garantiert Rußland Osterreich diejenigen Gebietssteile, die letzteres sich auf analoge Weise aneignen wird.

Ganz gleichen Inhaltes, bis in die Wahl der Worte, ist der zweite dieser Verträge zwischen Rußland und Preußen.

Maria Theresia und Friedrich der Große erließen im September 1772 Erklärungen, in denen sie ihre Rechte auf polnische Landesteile zu beweisen suchten.

In der „Erklärung der Kaiserin und Königin über ihre Forderungen an Polen vom 11. September 1772“ wird in dürren Worten gesagt, daß die drei umliegenden Monarchen bei dem gegenwärtigen Zustande Polens übereingekommen seien, ihre alten Rechte auf polnische Territorien geltend zu machen und daß Osterreich insolgedessen die und die Landesteile besetze.

Die entsprechende Erklärung des Königs von Preußen ist wesentlich weitläufiger und liest sich wie ein historisches Exposé: „Allen denen, die in der Geschichte bewandert sind, ist es bekannt, und wir haben ganz Europa die unanfechtbaren Beweise davon in einer noch eingehenderen Herleitung unserer Rechte unterbreitet, daß die polnische Krone seit mehreren Jahrhunderten denjenigen

Teil Pommerns . . . der gewöhnlich Pommerellen bezeichnet wird . . . den Herzögen von Pommern vorenthalten und in unrechtmäßigem Besitz hat . . . Indessen haben die Herzöge von Pommern niemals auf ihre Erbrechte an diesem pommerschen Herzogtum Pommerellen verzichtet und haben es immer als alten Familienbesitz betrachtet. In diesem Sinne haben sie es bei ihrem Aussterben 1637 auf ihre Univerfalerben und Nachfolger, nämlich die Kurfürsten von Brandenburg, übertragen.

. . . Wir können und wollen das Unserem Königlichen und Kurfürstlichen Hause in dieser Beziehung zugesügte Unrecht nicht länger dulden, und haben die feste Absicht, alle uns von der Vorhegung verlihenen Machtmittel anzuwenden, einmal, um unsere Rechte geltend zu machen und zweitens, um uns eine berechnigte und ausreichende Entschädigung für die uns und Unseren Ahnen so lange entzogenen Einkünfte dieser Provinzen zu sichern. Aus diesen Gründen und in dieser Absicht haben wir es für richtig befunden, die großpolnischen Districte jenseits der Neze, wie auch alle Pommerischen und Preussischen Landesteile auf beiden Ufern der Weichsel . . . zu besetzen.“

Des weiteren wird die unbedingte Anerkennung der preussischen Herrschaft verlangt, eine Huldigung der bisher polnischen Stände in Marienburg vorgeschrieben, und energische Ahndung jeden Widerstandes angedroht.

Eine Erklärung des russischen Gesandten in Warschau, Baron Stadelberg, vom 18. September 1772, wiederholt die gleichen Argumente und endet mit einer Einladung an den polnischen Reichstag, die Okkupationen anzuerkennen.

Ungefähr gleichzeitig — am 17. September 1772 — erließ der König Stanislaus-August eine Antwort auf die Erklärungen der drei Höfe, in der es mit bemerkenswerter Aufrichtigkeit heißt: „Europa weiß seit langem, welches die ursprünglichen und immer wieder neu auftretenden Gründe der polnischen Wirren sind; ebenso ist es bekannt, daß der König und der gesunde Teil der Nation alle von ihnen abhängenden Mittel angewandt haben, diesen Wirren vorzubeugen und ihre Ausbreitung zu verhindern. Unglücklicherweise war ihre Fürsorge vergeblich, und die Folgen dieser Wirren sind zweifellos entsetzlich. Die gesetzgebende Gewalt wurde von einigen mißachtet und Anarchie hat sich in fast allen Provinzen ausgebreitet. Ganz Polen wurde heimgesucht, verarmt und verwüstet — teils durch eigene, teils durch fremde Truppen. Mit einem Wort: fünf Jahre unerhörten Unglücks haben das Königreich zugrunde gerichtet und lassen es inbrünstig Frieden und Ordnung ersehnen.“

Die Großmächte drangen darauf, in Kürze den neuen Gebietserwerb durch Polen selbst anerkennen zu lassen — Drohungen, das ganze ohnmächtige Land zu teilen, führten auch zum Abschluß dreier Verträge zwischen Polen einerseits und Rußland, Preußen und Österreich anderseits (18. September 1773).

Trotz des Wetterleuchtens staatlichen Todes, welches diese erste Teilung bedeutete, vermochte sich Polen nicht mehr zu erholen. Ein gründlicher Versuch, die Verfassung zu ändern, wurde durch russische Ränke mittels der Targowiezer Konföderation vereitelt. 1792 bereits begannen unter den interessierten Mächten Verhandlungen über eine zweite polnische Teilung: 1793 erklärten der russische und der preussische Gesandte in Warschau, daß man sich durch den in Polen um sich greifenden Jakobinismus genötigt sähe, zum Schutze des eigenen Landes die polnischen Grenzprovinzen sich einzuverleiben.

Der Rest Polens wurde bis zu der bald folgenden endgültigen Teilung ganz unter russischen Einfluß gestellt, besonders in militärischer Beziehung, denn nach 1793 durfte Polen nicht mehr als 16 000 Soldaten halten. Die Verträge über die zweite Teilung Polens werden nicht mehr als „Traité(s) . . . touchant le démembrement de la Pologne“ bezeichnet, sondern als „Traité(s) de cession

et de Limites . . .“ Der mit Rußland abgeschlossene Vertrag über die zweite Teilung beginnt mit folgender Begründung: „Da die Wirren und Kämpfe, die im Königreich Polen infolge des gewaltsamen Sturzes der alten Regierung am 3. Mai 1791 ausgebrochen sind, immer weiter um sich gegriffen haben und daraus eine offenbare Gefahr für die Ruhe und Sicherheit der Nachbarstaaten geworden ist, so glaubte sich Ihre Kaiserliche Majestät verpflichtet, sich mit den Nachbarmächten über die geeignetsten Mittel in Verbindung zu setzen, die beiden angeführten Ziele zu erreichen.“

Dann folgen, genau wie bei den Verträgen über die erste Teilung, die Versicherungen ewiger Freundschaft, die Grenzveränderungen, und schließlich im vierten Artikel des Grodnoer Vertrages vom 13. Juli 1793 das alte russische Raß- und Mausspiel der Garantie des verbleibenden polnischen Besitzstandes.

Ziel einschneidender und entscheidender war aber der durch Rußland erzwungene Bündnisvertrag zwischen Polen und Rußland (Traité d'alliance) von Grodno (5./16. Oktober 1793).

Artikel I bestimmt, daß von nun an und in alle Ewigkeit zwischen Polen und Rußland beständige Freundschaft, unauflösbare Einigkeit und ein uneingeschränktes Verteidigungsbündnis bestehen sollen.

Artikel III bringt eine erneute gegenseitige Gebietsgarantie, setzt gemeinsames militärisches Vorgehen und auch nur gemeinsames Schließen von Waffenstillständen und Friedensverträgen fest.

Artikel IV bestimmt, daß der Höchstkommandierende der alliierten Armeen immer derjenigen Macht angehören soll, die das größte Truppenkontingent stellt, d. h. praktisch natürlich Rußland.

Artikel VI bestimmt, daß, da das Hauptgewicht einer Verteidigung Polens nunmehr Rußland zufalle, erkenne Seine Majestät der König und die Erlauchte Republik Polen*) an, „daß es ebenso gerecht und heilsam ist, Ihrer Majestät der russischen Kaiserin, ihren Nachfolgern und Erben, den ganzen Grad nützlichen Einflusses in militärischen und politischen Maßnahmen zu überlassen, den weise Vorsicht nach vorhergehender Übereinstimmung mit der polnischen Regierung für die Sicherheit und Ruhe der Republik empfehlen könnte.“

Artikel XV endlich, sehr dehnbar und geschickt gefaßt, heißt: „In feierlicher und bindender Form garantiert Ihre Majestät die Kaiserin von Rußland für sich und ihre Nachfolger und Erben für jetzt und für die Zukunft, alle Verfassungen, Grundgesetze und wichtigen staatlichen Anordnungen, die die Erlauchte Republik von Polen aufzustellen und im gegenwärtig versammelten Reichstag einzubringen für gut befinden wird . . . Da jedoch die Verfassung des Staates und die Form seiner Regierung wesentlichen Einfluß auf die äußere und innere Ruhe der Republik und umgekehrt auch auf die des russischen Kaiserreiches in Anbetracht der engen Verbindung, die beide Länder eingegangen sind, haben muß . . ., so verpflichten sich Seine Majestät der König und die Erlauchte Republik . . ., keine derartige Veränderung . . . zu unternehmen und zu verwirklichen, ohne sich mit Ihrer Majestät der Russischen Kaiserin, ihren Nachfolgern und Erben ins Einvernehmen zu setzen.“

Damit war die politische Selbständigkeit Polens praktisch erledigt.

Der dritte und letzte Akt des polnischen Trauerspiels ist im wesentlichen in drei wichtigen Urkunden niedergelegt: erstens der Erklärung, ausgetauscht

*) Infolge der Verfassung Polens als Wahlkönigtum heißt es in diesen Verträgen immer „le Roi et la Sérénissime République de Pologne“. Die Originale aller dieser Verträge sind französisch abgefaßt.

zwischen den Bevollmächtigten Ihrer Majestät der russischen Kaiserin und dem österreichischen Gesandten Grafen von Cobenzl in Petersburg am 3. Januar 1795; zweitens der Konvention von St. Petersburg zwischen Seiner Majestät dem König von Preußen und Ihrer Majestät der russischen Kaiserin am 24. Oktober 1795; drittens der Abdankungsurkunde Seiner Majestät des Königs von Polen vom 25. November 1795.

Die Petersburger Erklärung vom Januar 1795 erklärt im Eingang die Notwendigkeit einer definitiven Teilung Polens: „Da die Anstrengungen, zu denen Ihre Majestät die Kaiserin genötigt war, um die Revolte und den Aufstand zu unterdrücken und zu ersticken, die in Polen mit äußerst verderblichen und gefährlichen Absichten für die Nachbarmächte entstanden waren, vom glücklichsten und vollständigsten Erfolge gekrönt waren . . ., so hat sich Ihre Majestät . . . mit Ihren beiden Verbündeten, Seiner Majestät dem Römischen Kaiser und Seiner Majestät dem König von Preußen, in Verbindung gesetzt, um möglichst wirksame Maßregeln zu ergreifen, ein Wiederaufleben derartiger Unruhen wie die, welche sie in so begründeter Weise beunruhigten, zu verhindern . .

Da die beiden Souveräne nach den Erfahrungen der letzten Zeit zu der Ansicht gekommen sind, daß die polnische Republik völlig außerstande ist . . ., unter Aufrechterhaltung irgend einer Unabhängigkeit friedlich unter ihren Gesetzen zu leben, so haben sie in ihrer Weisheit . . . erkannt, daß es unbedingt notwendig sei, zu einer vollständigen Teilung dieser Republik unter die Nachbarmächte zu schreiten.“

In besonderen Konventionen wurden die neuen Grenzen festgelegt: die Verhandlungen über die endgültige Teilung dauerten zwei Jahre. Das Ende des Trauerspiels bezeichnet endlich die Abdankungsurkunde des letzten polnischen Königs vom 25. November 1795, die man nicht ohne „Furcht und Mitleid“ lesen kann:

„Wir, Stanislaus August, von Gottes Gnaden König von Polen, Großherzog von Litauen usw. usw. . . .

Da wir in dem Besiz des Thrones niemals einen anderen Vorzug und kein anderes Ziel erblickt haben als ein Mittel, Unserem Vaterlande besser zu nützen, so haben Wir den Gedanken gefaßt, ihn zu verlassen, wenn durch die Umstände Unsere Entfernung zur Vermehrung des Glückes oder wenigstens zur Verminderung des Unglücks Unserer Mitbürger beitragen könnte. Nach dem unglückseligen Aufstande . . . sind Wir gegenwärtig zu der Überzeugung gekommen, daß Unsere Fürsorge Unserem Vaterlande nicht mehr von Wert sein kann . . .

Infolgedessen haben wir Uns aus Liebe zur öffentlichen Ordnung entschlossen, in der authentischsten Weise durch diese Urkunde zu erklären, daß Wir freiwillig und aus eigenem Antrieb ausnahmslos auf alle Unsere Rechte verzichten . . .

Indem Wir vom Throne herabsteigen, entledigen Wir Uns Unserer letzten königlichen Pflicht, Ihre Majestät die Kaiserin anzuflehen, daß Sie Ihre mütterliche Güte allen denen zuwenden möge, deren König Wir waren, und daß Sie diese Ihre Seelengröße Ihrem hohen Alliierten mitteilen möge.“

Frankreichs Saarpolitik

Vom Saarländer

In ihrem Oktoberheft schreibt die „Revue de Paris“: In einem Gebiet kommt der Versailler Vertrag voll und ganz zur Anwendung und zwar zum Vorteile Frankreichs: im Saargebiet. Durch den Friedensvertrag wurde es als autonomes Gebiet von Deutschland getrennt und wird 15 Jahre lang von einer dem Völkerbund unterstehenden Regierungskommission — die die Stellung einer „Treuhanderin“ des Deutschen Reiches einzunehmen verpflichtet ist (Anmerkung des Verfassers) — verwaltet.“

Die vom Völkerbund ernannte Regierungskommission hat im Februar 1920 ihr Amt angetreten. Den Vorsitz führt ein Franzose, Staatsrat *K a u l t*. Nach einer anderen Äußerung obenerwähnter Zeitschrift hat die Kommission stets Beziehungen herzlicher Zusammenarbeit mit Frankreich unterhalten. Die Kommission hat ferner die Beibehaltung der französischen Truppen nicht als *B e s a t z u n g s - t r u p p e n*, sondern als *G a r n i s o n t r u p p e n* durchgeführt. Triumphiierend sagt das Blatt: „Sie hat weiterhin den deutschen Beamten jede Verbindung mit den rechtsrheinischen Organisationen abgeschnitten. Sie hat die Finanzautonomie geschaffen, in Saarlouis ein Landgericht gebildet, in Saarbrücken eine von der deutschen Verwaltung völlig getrennte, nur der Kommission unterstehende eigene Eisenbahndirektion gegründet. Endlich hat sie das freie politische Stimmrecht eingeführt, das den Vertretern des Landes ermöglicht, an seiner Verwaltung mitzuarbeiten.“ — Das entspricht nicht den Tatsachen. So wurde der deutsche Vertreter in der Saarregierung, Dr. *S e k t o r*, ohne Zutun der Bevölkerung auf seinen Posten berufen.

Es genügt diese eine französische Stimme für die Haltung der Regierungskommission im Saargebiet anzuführen; sie bedeutet in ihrer kurzen und prägnanten Fassung nichts anderes als den Beweis, daß die Regierungskommission ein rein französisches Machtinstrument, mithin gar nicht berechtigt ist, die Geschäfte des Saargebietes weiterzuführen, da nach dem Versailler Vertrage ausdrücklich bestimmt ist, daß das Saargebiet durch eine dem Völkerbunde unterstehende, unparteiische Kommission verwaltet werden soll, die als „Treuhanderin“ Deutschlands zu gelten hat. In welcher Weise sie dieser Aufgabe gerecht geworden ist, zeigen am besten ihre bisherigen Maßnahmen und „Erfolge“. Angefangen von den Beeinflussungen der Bevölkerung zur Wahlenthaltung bei den Wahlen zur Nationalversammlung Mitte Januar 1919 bis zur zwangsweisen Einführung der Frankenwährung und des obligatorischen französischen Sprachunterrichtes in den Volksschulen sind alle ihre Handlungen eine Kette *s y s t e m a t i s c h e r* *B e r w e l s u n g s v e r s u c h e*, die als solche nicht genügend gekennzeichnet werden können. Die Mittel, deren man sich bei Durchführung dieser Pläne bediente, waren mitunter recht zweifelhafter Natur, da man sich nicht scheute, mit gefälschten Wahlaufrufen, Bestechungsversuchen von Geschäftsleuten durch Versprechen zollfreier Lieferung notwendiger und in Deutschland nicht oder nur zu übermäßigen Preisen erhältlicher Waren operierte, wenn sie sich für den Anschluß an Frankreich aussprachen. Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang ein Aufruf, der in ungeheuren Mengen anlässlich der Wahlen zur Nationalversammlung Januar 1919 in einer Reihe von Saarorten verteilt wurde, um die Bevölkerung zur Wahlenthaltung zu veranlassen. Unterzeichnet war dieser Aufruf der „Vertrauensauschuß“; Namen fehlten. Die ungehinderte Verteilung dieses Flugblattes wurde durch folgende Anweisung sichergestellt.

„Ne pas s'opposer à la distribution ou à l'affiche de cette proclamation faite par l'autorité française. — Au besoin empêcher la population de la détruire.

17. Janvier 1919.

p. le Ct du Canton.

(Unterschrift in Anfangsbuchstaben.)

In der Übersetzung:

Vertraulich.

Der Verteilung oder dem Ansehen dieser von der französischen Behörde veranlaßten Flugblätter darf kein Widerstand geleistet werden. Nötigenfalls ist die Bevölkerung zu hindern, es zu vernichten.

17. Januar 1919.

Für den Kommandanten der Bürgermeisterei.

(Unterschrift in Anfangsbuchstaben.)

zit. Saargebiet unter der Herrschaft des Waffenstillstandes abkommens und des Versailler Vertrages. S. 26.

Auf die weiteren Beeinflussungsversuche der Bevölkerung näher einzugehen, ist im Rahmen eines Artikels nicht möglich, genauere Betrachtung verdient jedoch das Währungsproblem im Saargebiet, da dieses für die Zukunft des Landes von einschneidender Bedeutung ist.

Vor drei Jahren wurde der Franken zunächst durch das französische Militär im Saargebiet eingeführt, zuerst unbeachtet, weil er vorerst das Zahlungsmittel der Besatzung darstellte. Allmählich wuchs seine Bedeutung, und er wurde mehr und mehr entscheidend für die wirtschaftlichen Verhältnisse im Saargebiet. Ende Juni 1920 änderte sich die Lage sehr zugunsten der französischen Währung. Am 25. Juni legten die Arbeiter eines der größten saarländischen Stahlwerke die Arbeit nieder; ihr Beispiel wurde in fast allen Hüttenwerken befolgt. Die Geschichte dieses Streiks und seine Entwicklung kann hier nicht geschildert werden. Einer der Hauptgründe war jedoch der, daß die französische Bergverwaltung der Saarbergwerke nach vorheriger Verständigung mit der Regierungskommission des Völkerbundes beschlossen hatte, ab 1. Juli 1920 das gesamte Personal der Bergwerke in Franken zu entlohnen. Diese Entlohnung sollte dergestalt vor sich gehen, daß die in Franken ausgezahlte Löhnung um rund 25 Prozent höher ausfiel als die bisher in Mark geleistete. Ein geschickter Zug der systematischen Verwelschung des Saargebietes. Die Einführung der Frankenwährung ging jedoch nicht reibungslos vor sich. Es ist interessant, festzustellen, daß ein Teil der sozialdemokratischen Bergarbeiter und sämtliche christlich organisierten Bergarbeiter seinerzeit gegen die Einführung der Frankenzahlung auf den Saargruben protestierte. Auch die Einführung der Frankenzahlung in der Hüttenindustrie des Saargebietes erfolgte erst nach heftigen Kämpfen innerhalb der sozialdemokratischen Metallarbeitergewerkschaft.

Normalerweise hätte die Frankenfrage hiermit zunächst ihren Stillstand gefunden. Das Unglück wollte es, daß der Franken weiter stieg und heute den höchsten Stand von 1919 bei weitem überschritten hat, wodurch die Bergleute und Bergbeamten verhältnismäßig glänzende Wirtschaftsbedingungen erlangten. Eine gewisse Unlust in den anderen Kreisen unterstützte die neu einsetzende Propaganda für den Franken, die sich einige gewissenlose Kreaturen — siehe „Franken-Beder“ — sehr angelegen sein ließen. Unterstützt wurden diese Elemente durch die Saarregierung, die ihr wahres Gesicht gelegentlich der Forderung der Eisenbahner nach Gehaltssteigerung offenbarte. Der saarländische Verkehrsminister, der Däne Graf Moltke-Suitfeld, erklärte damals einer Abordnung saarländischer Eisenbahner, daß eine Erhöhung ihrer Bezüge in Mark nicht in Frage käme, daß sie eine wirtschaftliche Besserstellung nur durch Forderung der Frankenzahlung erzielen könnten. Die Eisenbahner lehnten diese Forderung ab. Eine Urabstimmung ergab, daß rund drei Viertel die Frankenzahlung ablehnten. Man verfiel jedoch wieder einmal auf eine der vielen unfairen Verfälschungsmittel, wie sie seitens der französischen Behörden gang und gäbe sind und berief diejenigen Eisenbahner, die für den Franken stimmten zu einer Versammlung ein, die nun auch das gewünschte Resultat erzielte, indem nämlich diesmal fast einstimmig Frankenzahlung gefordert wurde. Als dann auch noch

die Schwerindustrie und die öffentlichen Beamten Frankenzahlung erhielten, war ein großer Teil der Saarbevölkerung auf den Franken angewiesen. Im Geschäftverkehr herrscht dagegen heute noch die deutsche Mark vor. Die natürliche Folge ist ein dauernder Frankenwechsel und mit ihm das Emporschießen zahlloser Wechselstuben und Bankfilialen, die das beste Geschäft machen. Zu bedauern sind nur die Pensionäre und Hinterbliebenen des Deutschen Reiches.

Durch die zwangsweise Verallgemeinerung des Franken ergeben sich schwierigste Probleme für das Saargebiet. Die Währungsfrage hängt mit der Budgetfrage engstens zusammen. Die Aufstellung eines Budgets, das Einnahmen und Ausgaben in zwei verschiedenen Währungen verzeichnet, deren gegenseitiger Kurs den größten Schwankungen unterliegt, begegnet äußersten Schwierigkeiten. Das wußte die Regierungskommission sehr genau, als sie anlässlich des letzten Beamtenstreiks bei den Kommunalbehörden auf Einführung der Frankenzahlung für die Beamten drängte. Es ist bekannt, daß etwa drei Viertel der Gemeinden, obwohl diese Verfügung nur acht Tage Bedenkzeit ließ, die Frankenzahlung ablehnten. Diejenigen, die annahmen, taten es nur unter dem ungeheuren Druck der Verhältnisse und unter Verkennung der Rechtslage. Selbst der Protest einer Abordnung der Saarbevölkerung an den Völkerbund, die die weitaus größte Mehrheit der Bevölkerung hinter sich hatte, wurde von der Regierungskommission nicht beachtet. In dem Protestschreiben hieß es unter anderem: „Der überwiegend größte Teil der gesamten Saargebietseinwohner einschließlich der werktätigen Bevölkerung, die ihre Vertretung in den politischen Parteien haben, bekunden ihren entschiedenen Willen dahin, daß sie aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen gegen jede weitere Einführung des Franken in nachdrücklicher Weise ihre Stimme erheben.“

Demokratische Partei Deutschlands, Deutschnationale Volkspartei (Christlich-Soziale Gruppe), Liberale Volkspartei, Sozialdemokratische Partei, Zentrumspartei.

Sämtliche Kreistage des Saargebiets haben ebenfalls die Frankenzahlung abgelehnt, sämtliche Wirtschaftskreise des Saargebiets haben in einer ausführlichen Denkschrift den Nachweis erbracht, daß eine weitere Verbreitung der Frankenzahlung im Saargebiet die gesamte Wirtschaft lahmlegen müsse. Trotzdem hat erst wieder am 15. November d. J. der Vorsitzende der Regierungskommission, Rault, an die Stadtverordnetenversammlung in Saarbrücken das Ansinnen gestellt, die Frankenzahlung auch auf die Kommunalangestellten und -Arbeiter auszudehnen. Wie anzunehmen lehnte die Versammlung dies gegen fünf kommunistische und unabhängige Stimmen ab.

Die Folge wird sein, daß die Regierungskommission ihrem Willen einfach durch eine Verfügung Geltung verschafft. Eine weitere Folge wird sich zwangsläufig ergeben, die Einführung der Steuerzahlung in Franken, da die Kommunalverwaltungen bei den Kursgegensätzen durch Zahlung in Franken und Einnahmen in Mark unter der Last ihres Defizits einfach zusammenbrechen müßten.

Die Regierungskommission des Saargebietes stellt sich so als ein Instrument der französischen Annexionspolitik dar, die nichts mit den Bestimmungen des Versailler Vertrages zu tun hat. Durch Verordnungen, wie die oben erwähnten, die nur im Interesse Frankreichs unternommen werden, und durch die andererseits die deutsche Bevölkerung in ihrer bürgerlichen, moralischen und politischen Freiheit geschädigt wird, kennzeichnet sich die Regierungskommission, die „Treuhanderin“ des Deutschen Reichs, als rein französisches Machtinstrument.

Die russische Mobilmachung 1914

Von G. Franz, Archivrat im Reichsarchiv

Wir müssen es dankbar begrüßen, wenn von russischer Seite Persönlichkeiten, die handelnd im Mittelpunkt der Ereignisse gestanden haben, Beiträge zur Klärung jener Vorgänge aus den letzten Julitagen 1914 in Petersburg liefern, von denen uns eine wissenschaftliche, auf authentischem Material aufgebaute Geschichtsdarstellung kaum jemals ein objektives richtiges Bild wird geben können. Des russischen Generals Dobrorolfski Angaben im ersten Heft des „Wajenny Sbornik“, der in Belgrad erscheint, verdienen deshalb vollste Beachtung, weil er seit 1901 dem Generalstabe in Petersburg, seit 1910 der dortigen Mobilmachungsabteilung angehörte und in den kritischen Tagen des Kriegsausbruches der erste Berater des Generals Januschewitsch für alle Mobilmachungsfragen war, sodaß wir annehmen mußten, von keinem besser als von ihm Aufschluß über die durchaus noch nicht geklärten Vorgänge der Mobilmachung in Rußland zu bekommen. Und wenn wir auch annehmen müssen, daß er sich auch heute noch nicht von jenen Vorurteilen frei machen konnte, in denen offizielle und inoffizielle, aber starken politischen Einfluß ausübende Kreise Petersburgs damals lebten, so können wir uns doch aus seiner Darstellung manches heraus Schälen, was uns zur Frage des Kriegsausbruches und der Kriegsschuld von großem Werte sein muß.

Zunächst müssen wir eine Angabe von größter Bedeutung herausheben, an deren Richtigkeit zu zweifeln wir keine Veranlassung haben, weil sie uns durchaus verständlich erscheint. Dobrorolfski berichtet nämlich, in den Vorarbeiten des Generalstabes sei 1914 eine Teilmobilmachung gegen Österreich-Ungarn nicht berücksichtigt gewesen und ihre Improvisation im Juli 1914 hätte zu den verhängnisvollsten Folgen für den ganzen Heeresapparat führen müssen — wenn einige Tage später die Gesamtmobilmachung doch nötig war. Als Januschewitsch ihn am 24. Juli mit dem Material zur Teilmobilmachung zum Vortrag befiehlt, macht Dobrorolfski seinen Chef deshalb pflichtmäßig auf die schweren militärischen Bedenken, die einer Teilmobilmachung entgegenstehen, aufmerksam: es sei nötig, einen völlig neuen Aufmarschplan gegen Österreich-Ungarn zu improvisieren und hierbei die ganze Nordfront Galiziens, die ja in dem nicht mobilisierten Militärbezirk Warschau liege, ungedeckt und frei zu lassen. Der Soldat und Generalstabsoffizier Dobrorolfski hat recht, wenn er sich mit aller Macht aus organisatorischen und strategischen Gründen gegen eine solche, operativ die denkbar ungünstigsten Verhältnisse für Rußland heraufbeschwörenden Maßnahme einer Teilmobilmachung sträubt. Zum Verständnis der Lage ist es notwendig, Dobrorolfskis Darstellung ergänzend hinzuzufügen, daß aus den von der Teilmobilmachung berührten Militärbezirken Kasan und Moskau zahlreiche Verbände ihre Aufmarschräume an der preussischen oder galizischen Grenze im Bereich des Militärbezirktes Warschau hatten, außerdem in Moskau und Kasan, dem großrussischen Kerngebiet des Reiches, die Masse der auch für andere Militärbezirke bestimmten Reservisten mobil wurde. Dobrorolfski übersah naturgemäß diese Lage und die daraus notwendig folgende völlige Destruktion der Mobilmachungsbereitschaft des Gesamtheeres. Politisch verfolgte Dobrorolfski mit der Befürwortung der Gesamtmobilmachung aber einen höchst bedenklichen Kurs. Denn im Generalstabe mußte man wissen, daß Deutschland eine Gesamtmobilmachung Rußlands nicht anders als mit der unverzüglichen Eröffnung der Feindseligkeiten beantworten konnte, wollte man nicht Deutschland zutrauen, daß es von vornherein und mit vollem Bewußtsein seine überlegene militärische Stellung preisgeben wollte.

Die Einwirkung Dobrorolfskis auf den Generalstabchef Januschewitsch scheint aber angesichts der politischen Bedenken zunächst keinen Erfolg gehabt zu haben. Vom Kronrat am 24. Juli, 5 Uhr nachmittags in Krasnoje Sjeio,

kehrt Januschewitsch zu einer Sitzung des Generalstabes zurück. Es heißt dann offenbar mit Bezug auf den 24. Juli: „Der unheilvolle Gedanke der Teilmobilmachung war noch nicht verlassen. Er hatte seine Anhänger, aber nicht inmitten des Militärressorts. General Januschewitsch hatte sich endlich die ganze Gefährlichkeit der Erklärung der Teilmobilmachung zu eigen gemacht, konnte aber, wie wir später sehen werden, damit bei seinen alleruntertänigsten Vorträgen nicht durchdringen.“ Wir erfahren also, daß Januschewitsch, von Dobrorolsti umgestimmt, in den Kreisen des Hofes und Kabinetts bezüglich der Gesamtmobilmachung noch auf erheblichen Widerstand stieß.

Den 25., 26. und 27. Juli schildert Dobrorolsti als Tage der Qual für die Optimisten, zu denen er auch den Außenminister S. D. Sasonoff rechnet. „Nur diesem Optimismus ist es zuzuschreiben, wenn er dauernd für die Teilmobilmachung eintrat und den Glauben an ihre segensbringende Wirkung stützte — in Petershof.“

Erst am 28. Juli verliert Sasonoff seinen Optimismus und er äußert sich Januschewitsch gegenüber über die Unvermeidlichkeit eines allgemeinen Krieges und die Notwendigkeit, mit der Mobilmachung der Armee nicht länger zu zögern.

Es wurden darauf am 28. Juli abends beide Befehle, für die Gesamt- und Teilmobilmachung, zur Unterschrift durch den Zaren vorbereitet.

Am 29. Juli früh händigte Januschewitsch dem General Dobrorolsti das vom Zaren unterschriebene Telegramm für die Gesamtmobilmachung mit dem 30. Juli als ersten Mobilmachungstage zur weiteren Erledigung ein. Nach Einholung der drei Unterschriften des Kriegs-, Marine- und Außenministers brachte er es am Abend persönlich zur Beförderung auf das Telegraphenamt. Hier war um 9¹/₂ Uhr abends alles zur telegraphischen Absendung des Befehles fertig, als Dobrorolsti telephonisch von Januschewitsch befohlen wurde, den Befehl für die Gesamtmobilmachung nicht herauszugeben. Allerhöchst war an Stelle der Gesamtmobilmachung die Teilmobilmachung befohlen. Das Telegramm mit dem Befehl für die letztere ging etwa Mitternacht, also in der Nacht vom 29. zum 30. Juli heraus.

„Ich kehrte in das Arbeitszimmer des Generalstabschefs zurück“, sagt Dobrorolsti, „und konnte aus meiner ganzen Ver Stimmung über die erfolgte Abänderung kein Hehl machen . . . Januschewitsch übermittelte mir die Worte Seiner Majestät, daß der Zar die ganze Verantwortung für die Erklärung der Teilmobilmachung auf sich nähme; die Vertreter des Militärressorts hatten alles, was in ihren Kräften stehe, getan, damit eine Gesamtmobilmachung stattfände, aber Er habe sich entschieden, eine solche nicht durchzuführen.“

Am 30. Juli gelang es nach der Darstellung Dobrorolstis dem General Januschewitsch, Sasonoff zu überreden, dem Zaren die ganze Gefahr der Teilmobilmachung nach der politischen Seite hin vorzustellen, „welche Kaiser Wilhelm gestatte, der französischen Regierung die Einwilligung zur Neutralität zu entreißen, und wenn wir mit unserer Teilmobilmachung feststehen, wird er uns den Krieg erklären und unseren Mangel an Bereitschaft ausnutzen unter den für ihn selbst äußerst günstigen Verhältnissen.“

Etwa um 1 Uhr mittags teilte Sasonoff dem General Januschewitsch telephonisch mit, „daß der Zar, in Verbindung mit den letzten Nachrichten aus Berlin, es für berechtigt gefunden habe, die Gesamtmobilmachung der Armee und Flotte auszusprechen“. „Und nun“, habe der Minister hinzugefügt, „geben Sie Ihre Befehle, Herr General, und dann . . . verschwinden Sie für den ganzen Tag . . .“

Wenige Minuten nach 6 Uhr abends, am 30. Juli 1914, ging der Befehl für die Gesamtmobilmachung der russischen Streitkräfte hinaus. —

So also schildert uns Dobrorolfski die Entstehung jenes verhängnisvollen Befehles, der eine Lokalisierung des austro-serbischen Streitfalles unmöglich machte und den Weltkrieg entfesselte. Er legt ausdrücklich gegen die Version Bernwardinow ein, als ob die allgemeine Mobilmachung eigenmächtig von Suchomlinow und Januschewitsch nicht abgeändert wäre und sie beide gewissermaßen den Zaren getäuscht hätten.

Im Rahmen der Dobrorolfskischen Darstellung läßt sich auch die Erklärung für einen bisher nicht zu verstehenden Vorgang finden: am 29. Juli war aus Petersburg vom General Januschewitsch folgendes Telegramm nach Warschau abgegangen:

„Der 17./30. Juli wird bekannt gegeben werden als erster Tag unserer allgemeinen Mobilmachung. Die Bekanntmachung wird nach festgesetztem Telegramm erfolgen.“

Eine Zeitangabe über Abgang in Petersburg oder Ankunft in Warschau ist nicht zu ermitteln. Wenn Dobrorolfski sagt, daß ihm am 29. Juli morgens — leider ohne Zeitangabe — das Telegramm für die Gesamtmobilmachung mit der Unterschrift des Zaren eingehändigt war, so ist die gegebene und einfachste Erklärung für jenes Telegramm doch die, daß man, ehe die Absendung des formellen Mobilmachungsbefehles technisch möglich war, — Dobrorolfski verliert fast den ganzen Tag mit der Einholung der Unterschriften von den drei zuständigen Ministern — die Truppe im Reiche auf die am 30. Juli bevorstehende Gesamtmobilmachung vorbereiten wollte. Einen Vorwurf, eigenmächtig gehandelt zu haben oder zu weit gegangen zu sein, wird man daraus für den Generalstab ohne weiteres nicht konstruieren können. Gleichwohl war jenes Telegramm ein bedenklicher Schritt. Wir müssen doch annehmen, daß diese Vorbereitung auf die bevorstehende Gesamtmobilmachung nicht nur Warschau, sondern auch sämtliche übrigen Militärbezirke erhalten haben, und wir sehen die Wirkung, wenn in Grodno General Scheidemann sein 2. Armeekorps bereits am 30. Juli mobil macht, — vermutlich doch wohl voreilig und aus temperamentvoller eigener Initiative auf jene vorbereitende Nachricht hin, die, bona fide, nichts besagen sollte, als: Achtung, haltet euch bereit! Daß der Petersburger Zentrale etwaige voreilige, unter eigener Verantwortung der betreffenden Befehlshaber angeordnete Mobilmachungsmaßnahmen im Reiche, besonders an der Grenze, nicht unerwünscht oder vielleicht sogar von ihr beabsichtigt waren, können wir nicht beweisen.

Dobrorolfski gibt selbst zu, daß Rußland 1914 noch Frieden brauchte, zur Durchführung der 1913 begonnenen Heeresreform, die eine ganz gewaltige Steigerung der zahlenmäßigen Stärke und bedeutende Verbesserungen im organisatorischen Ausbau des Heeres, besonders der Artillerie und technischen Truppen, bringen und zu einem großen Teil bis 1915 zur Durchführung gelangt sein sollte. Ende 1914 wollte man in Rußland dann auch das Mobilmachungsverfahren soweit vervollkommen haben, daß jeder Militärbezirk in sich abgeschlossen mobil machen konnte. „Aber“, so sagt Dobrorolfski, „schwerlich lag es in der Absicht unserer Feinde, den Krieg bis 1915 hinauszuschieben, bis die Durchführung erwähneter Heeresreform die taktischen Chancen der russischen Armee beträchtlich gesteigert hatte“. In dieser politischen Überzeugung von dem Kriegswillen der Mittelmächte erscheint Dobrorolfski die Gefahr einer Teilmobilmachung gegen Österreich mit ihren Folgen größer als die einer Gesamtmobilmachung des noch mitten in der Reorganisation befindlichen Heeres. Das starre Mobilmachungsverfahren in Rußland gab zur Vermeidung der organisatorisch und strategisch unmöglichen Situation einer Teilmobilmachung keinen anderen Ausweg als die Gesamtmobilmachung. Im Sinne der Dobrorolfskischen Auffassung wurde die Gesamtmobilmachung aus einer Zwangslage heraus zu einer Präventivmaßnahme defensiven Charakters — aber eben nur unter jener unberechtigten und auch von Dobrorolfski nicht begründeten politischen Voraussetzung, die wir als falsch bekämpfen müssen.

Unternehmerorganisation in Europa und Amerika

Von Heinr. Göhring

I.

Nicht zuletzt als eine Errungenschaft der Revolution kann man den intensiveren Zusammenschluß des Unternehmertums betrachten. Das heispielslose Emporschnellen der gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter zu machtvollen Vereinigungen bedingte auf der anderen Seite Gegenmaßnahmen und so sehen wir allerorten — fast über Nacht — Arbeitgeberverbände entstehen. Besonders gilt dies für die Landwirtschaft und den Handel. In der Vorkriegszeit machte das Streikverbot der Landarbeiter eine Vereinigung der landwirtschaftlichen Unternehmer zu Arbeitgeberverbänden illusorisch. Die Revolution änderte dies Bild vollkommen. Die Regierung von Hinz und Kunz warf bekanntlich alle weisen Maßnahmen einer Gesetzgebung früherer Perioden einfach über den Haufen und heute gehören die Landarbeiter zu den streiklustigsten Arbeitern Deutschlands. Für den Handel trat die zwingende Notwendigkeit zur Errichtung von Arbeitgeberverbänden in die allgemeine Erkenntnis und Erscheinung, als die Angestellten dazu übergingen, ihre bisherigen Vereinigungen zu Gewerkschaften auszubauen und die gewerkschaftlichen Kampfmittel — insb. besondere Streik, passive Resistenz und andere schöne Sachen — in ihre Kampfmethoden aufzunehmen. Während in weiten Kreisen der Arbeiter der Revolutionsstaukel einer gewissen Erzüchterung Platz machte — das mit so vielen schönen Phrasen veriprochene goldene Zeitalter erwies sich nur als ein Nebelgebilde — rutschten die Angestelltenverbände immer weiter nach links in das Lager des schärfsten Radikalismus. Einen bedeutsamen Fortschritt in der Verwirklichung des Organisationsgedankens in der deutschen Unternehmerschaft stellt der Mitte 1920 erfolgte Zusammenschluß aller Unternehmerverbände in Landwirtschaft und Industrie zu einem Zentralauschuß dar. Dieser Zentralauschuß, der die geschlossene Wahrnehmung der gemeinsamen wirtschaftspolitischen Interessen der deutschen Unternehmerschaft und die einheitliche Abwehr aller gegen sie gerichteten Bestrebungen bezweckt, umfaßt bei seiner Gründung folgende Organisationen: Reichsauschuß der deutschen Landwirtschaft, Reichsverband der deutschen land- und forstwirtschaftlichen Unternehmervereinigung, Reichsverband der deutschen Industrie, Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, Reichsverband des deutschen Handwerks, Zentralverband des deutschen Großhandels, Hauptgemeinschaft des deutschen Eisenhandels, Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes, Reichsverband der Bankleitungen, Arbeitgeberverband deutscher Versicherungsunternehmungen, Zentralfelle des deutschen Transport- und Verkehrsgewerbes u. a. m.

Zusammenfassungen der ganzen Industrie in einem nationalen Verbands — ähnlich der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände — bestehen in Deutsch-Osterreich, Finnland, Italien. Älteren Datums ist die Zentralisation der Unternehmerschaft in den skandinavischen Ländern. Nach einem vorliegenden Bericht des „Komitéen tie Belysning of Statsmonopoler“ zählt der Dänische Arbeitgeberverein zurzeit reichlich 18000 Mitglieder, die etwa 200000 Arbeiter beschäftigen. Demgegenüber sind in den dänischen Gewerkschaften rund 300000 Mitglieder organisiert. Immer weiterer Ausbau des Organisationsgedankens steht auch in Dänemark an der Tagesordnung. So hat sich beispielsweise kürzlich das gesamte dänische Bekleidungs-gewerbe zu einem Arbeitgeberverband, Beklädnings industriens Sammenslutning, zusammengeschlossen; der Verband umfaßt die Herrenkonfektion, Schneidereiorganisationen, Leinen- und Wäschefabriken samt Einzelbetriebe. Eine recht straffe Organisation besitzen die Unternehmerverbände Schwedens im Schwedischen Arbeitgeberverein. An der Festigkeit dieser Vereinigung sind schon oftmals die Machtproben der schwedischen Arbeiterverbände gescheitert. Neueren Datums

ist die Zentralisation der Arbeitgeberverbände Spaniens. Hier hat nicht zuletzt der große Generalstreik in Barcelona im Winter 1919/1920 zur Verwirklichung des Organisationsgebantens unter der Unternehmerschaft beigetragen. Die Federacion Patronal konnte sich sogar die Straftprobe einer gewaltigen Aussperrung leisten, die die syndikalistische Arbeiterorganisation sprengte und wichtige Vertretungsrechte der Arbeiterschaft einschränkte. So wurden zahlreiche Fabriksbetriebsräte aufgelöst, die Fabrikausschüsse auf eine schwache Vertreterzahl herabgedrückt, und das System der direkten Unterhandlung des Arbeitgebers mit seinen Arbeitern für zahlreiche Arbeitsfragen wieder eingeführt. Die hauptsächlich aus dem Bauunternehmerverband erwachsene Federacion Patronal vereint in ihrem Vorstand 17 Vertreter aller Industriezweige und hat einen fünfköpfigen Vorstandsausschuß mit sehr weitgehenden Vollmachten. Die handfesten Praktiker überwiegen die höher geschulten Industrieunternehmen in der Verbandsführung. Für jeden Arbeiter zahlt die Mitgliedfirma drei Pesetas Eintrittsgeld, sechs Pesetas Haftgeld und sechs Pesetas Jahresbeitrag.

Keine nationale Einheitsorganisation haben die Arbeitgeberverbände Englands, Frankreichs, Belgiens und der Niederlande. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß in diesen Ländern die Organisation der Unternehmer eine mangelhafte wäre. So besitzt beispielsweise England für eine Reihe von Industriezweigen, wie Schiffbau, Textilindustrie, Bergbau usw., seit längerer Zeit schon festgefügte Vereinigungen; in Frankreich bestehen ebenfalls seit geraumer Zeit schon neben industriellen Arbeitersyndikaten solche landwirtschaftliche Unternehmer; in den Niederlanden verfügen besonders die Unternehmungen der Metallindustrie in dem Metallbund eine beachtenswerte Organisation. In einer anderen Reihe von Ländern wiederum sind in der letzten Zeit verschiedentlich Versuche zur Gründung von nationalen Einheitszentralisationen der bestehenden Arbeitgeberverbände zu verzeichnen. Man nehme nur beispielsweise die Tschechoslowakei. Hier bestand bisher keine Zentralorganisation der Arbeitgeber. In Böhmen, Mähren und Schlesien hat man einen Versuch unternommen und für sämtliche Arbeitgeberorganisationen eine Zentralstelle errichtet. In der Slowakei ist man noch nicht so weit. Die industriellen Arbeitgeber sind im Zentralverband der tschechoslowakischen Industriellen organisiert. Die Landesgruppe für die Slowakei des Industriellenverbandes umfaßt neben industriepolitischem, handels- und finanzpolitischem Referat eine Arbeitgeberamtsstelle. Neben der territorialen Gliederung hat der Verband der Industriellen auch eine fachliche Gliederung: teils Fachsektionen des Verbandes, teils selbständige Verbände, die als Fachsektionen des Industriellenverbandes wirken.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht zurzeit unter der Unternehmerschaft völlige Einigkeit darüber, daß die Lohnherabsetzungen zwangsweise durchgeführt werden müssen. Eine ganze Reihe von Arbeitgeberverbänden haben diesbezügliche Beschlüsse gefaßt, so beispielsweise schon am 15. Dezember 1920 die Nationale Vereinigung der Baumwoll-Industriellen in Boston. Nach Mitteilungen der „Weser Zeitung“ vom 7. Mai 1921 erteilten die Aktionäre der United Steel Corporation in ihrer Jahresversammlung den Direktoren Vollmacht, bei künftigen Konflikten mit Arbeiterverbänden von allen Mitteln Gebrauch machen zu dürfen, um die Interessen der Unternehmung zu vertreten. In der zur Annahme gelangten Resolution heißt es unter anderem: „Wir sind entschlossen, ohne Rücksicht auf Opfer irgend welcher Art, alle Verluste auf uns zu nehmen, die sich aus der Behauptung unserer Stellung in Arbeiterkämpfen ergeben sollten.“

II.

Ein besonderes Kapitel im Tätigkeitsfeld des organisierten Unternehmertums bildet heute der Streikschutz. Der Gedanke der Streikversicherung ist etwa zwanzig Jahre alt. Bis zum Weltkrieg konnte man in Deutschland den bestehenden

Streitversicherungs-Gesellschaften nur geringe Bedeutung beimessen; sie waren zu klein, und das Interesse namhafter Industriezweige an ihnen nur gering. Da kam die Revolution und brachte als hauptsächlichste Errungenschaft einen beispiellosen Hochgang der Streik- und Ausstandsbewegung. Streiks wirtschaftlicher und politischer Natur lösten im bunten Durcheinander sich ab. Jetzt kam der Streikschutz natürlich zur Geltung. Die Streikentschädigungsgesellschaften gewannen Mitglieder über Mitglieder; natürlich wurde aber auch den Klassen scharf zugeföhrt und diese hierdurch vielfach zu Umbildungen und Kartellierungen veranlaßt. Nennenswerte Streikentschädigungsgesellschaften sind zurzeit der Deutsche Industrie- und Gewerkschaftsverband in Dresden, die Gesellschaft des Gesamtverbandes Deutscher Metallindustrieller zur Entschädigung bei Arbeitseinstellungen, Berlin, die Entschädigungsgesellschaft der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeber für Streikverluste „Deutscher Streikschutz“, Berlin, die aus einer Verschmelzung der Deutschen Streikentschädigungsgesellschaft und der Centrale der Deutschen Arbeitgeberverbände für Streitversicherung entstanden ist, u. a. m. Heute gewinnt der Streikschutz immer mehr an Bedeutung. Nicht nur, daß er dem Unternehmer das Bewußtsein, bei allen Streitigkeiten mit Arbeitnehmern eine starke Klasse hinter sich zu haben, die das Durchhalten erleichtert, bietet, wirkt er auch noch tiefgehender. Hat doch lediglich der Hinweis auf die Mitgliedschaft bei einer Streikentschädigungsgesellschaft an mehreren Streiks zur Folge gehabt, daß die Arbeitnehmer nachgaben.

Verweilen wir nun etwas bei der Streitversicherung in den außerdeutschen Ländern. Nach Mitteilungen der „Times“ sind im letzten Jahre an der Londoner Börse mehrfach Versicherungen zur Deckung von Streikkonflikten abgeschlossen worden. Diese Abschlüsse sind aber in der Mehrheit Rückversicherungen von den Vereinigten Staaten. Die aber auch in England grassierende Streikepidemie wird eine intensivere Wirksamkeit der Unternehmer auf diesem Gebiete bedingen. Jedenfalls sind, wie „Times“ meldet, diesbezügliche Verhandlungen in der Industrie im Gange. Die „Times“ bringt einige interessante Beispiele von der Lösung der Frage der Streitversicherung in den Vereinigten Staaten. Danach hat eine elektrische Eisenbahngesellschaft mit ihren Arbeitern einen Vertrag abgeschlossen, in dem die Gesellschaft garantiert, daß die Löhne nicht unter ein gewisses Minimum fallen, wogegen die Arbeiter versprechen, unter diesen Bedingungen die Arbeit nicht niederzulegen. Die Gesellschaft hat nun eine Versicherung aufgenommen, um das Risiko im Falle eines Vertragsbruchs zu decken. Wenn trotz des Vertrages ein Streik ausbrechen sollte, so würde die Gesellschaft die Kosten der ersten Streikwoche selbst tragen und dann die Versicherung in Anspruch nehmen. In einem anderen Falle hat eine Vereinigung von Fabrikanten in den Vereinigten Staaten eine Streitversicherung zum Abschluß gebracht. Als Basis für eine annehmbare Prämie ist die Erfahrung der letzten Jahrzehnte in Betracht gezogen; die schlimmsten aufeinander folgenden fünf Jahre sind als Beispiel herausgegriffen worden. Die Prämien, die genügend gewesen wären, um den für diese Periode beanspruchten Schaden zu decken, wurden dann den heutigen Verhältnissen entsprechend vervielfältigt. Gut ausgebaute Streitversicherungsgesellschaften besitzt die Unternehmerschaft Frankreichs und Belgiens. Neueren Datums ist der Streikschutz in Italien.

Die toten Freunde

In Deutschland war es bislang unmöglich, den Gefallenen einen allgemeinen Gedenktag zu weihen; unmöglich oder unerwünscht, einen „unbekannten Soldaten“ zu ehren. Aber in der Jugend, die 1918 aus den Gräbern stieg, verdreht und von unerhörtem Erleben zermüht, ist keiner, der nicht täglich der toten Freunde denkt. Wer vier Jahre in Tuchfühlung mit dem Tode stand, hat keine Scheu, Knochenhände zu fassen. Wem Trommelfeuer ins Ohr brüllte: „Deutschland muß leben, wenn wir auch sterben müssen —,“ dem ist Deutschlands Neubau nicht Ehrgeiz, sondern Ehrendenkmal für die Gefallenen. Wer mit 20 Jahren hundertmal Todesnot, sonst Angst der Greise, durchlebte, fühlt die Pflicht, durch Tat Dank denen zu zahlen, die an seiner Stelle starben.

Vom Vermächtnis der toten Freunde spricht das Buch von Otto Brües „Neue deutsche Jugend“ (Staatspolitischer Verlag, Berlin). Dort sucht Brües die neue deutsche Jugend, „wo Jugend im engsten Verkehr mit den Gefallenen sich die neuen (in Wahrheit uralten) Werte des deutschen Lebens formt“. Als Zeugnis gibt Brües Nachlaßblätter von Helmut Noack, der 19jährig im Baltensland fiel; von den Brüdern von Rhoben; von Otto Braun, dem Sohn der Sozialistin Lily Braun, der frühreif und hochbegabt, Germane (Generalsenkel) und Jude zugleich war. (Beim Begraben von Toten spricht der „Hellenen von iphigenischer Sübsucht“, Verse des Ilias und sagt dabei zu den Soldaten: „wenn euer Geist die Vertewung nicht meistert, meistert sie euren Geist.“)

In diesen Nachlaßblättern ist Führergeist, Vorausverkündigung des neuen Deutschland. Klarer noch leuchtet der neuen deutschen Jugend dieser Führergeist aus dem Dichterdreigestirn, dem Brües ausführliche Würdigung widmet: Fock von der Waterkant, Walter Fleg aus dem Thüringerland, Hermann Löns aus dem Heidesand. Ihr Wert darf als bekannt gelten. Ihr Gemeinsames versucht Brües mit folgenden Worten umzuschreiben: „Es ist eine Vorbestimmung aus Lebensbahn, Werkstoff und Schaffensflamme, die diese drei in unserem Ausblick zum Sternbild zusammensfügt. Allen dreien auch ist Liebe zur Heimat-scholle wesenhaft und die Urzelle ihres Werkes. Ihre Gemeinsamkeit offenbart sich weiter in der Mischung von Heidentum und Christentum in Werk und Mensch; in ihnen lebt der deutsche Christus sowohl der früheren Legenden wie der heidnisch-naturgefättigten Passionsbilder des reformatorischen Dürer.“

Dieser Gedanke des deutschen Christus wird weiter ausgebaut: Es sei uns noch keine Religion geboren, die beide Hälften des deutschen Wesens eine; vielleicht sei ihre Einigung die dritte vollendetste Stufe deutschen Christentums: Die Erdenfeligkeit des Heiden und die überirdische Seligkeit des Christen in sich zu verschmelzen; „in unsere Raben zu verwandeln Jordans helle Taube“ (Bertram). Es müsse uns geschrieben werden das Evangelium jenes Christ, der ein Weib nimmt, ohne dadurch Erniedrigung und Verlust des Führertums zu be-

fürchten, sondern Erhöhung und Krönung dadurch gewinnt. Vielleicht aber werde er nicht Jesus Christus heißen.“ (Warum soll er nicht Jesus Christus heißen? Lest die Evangelien ohne Dogmengeschichte!)

Geschichte soll sein: Geschichte der deutschen Seele. Allzusehr, sagt Brües mit Recht, klammerte sich das Geschichtsbild der im Sinne nationaler Erziehung alles andere als vorbildlichen Vorkriegszeit an Daten, an Zahlen und Außerlichkeiten. „Eine Jugend aber, die sich über die untauschbaren Grundbedingungen jedes geschichtlichen Entscheids im Wesen ihrer großen Träger klar ist, wird nicht im Jahre 1921 ewig kraftlos nach den Arndt, Fichte und Kleist schießen, sondern aus sich, der Lage ihrer Innenwelt und Umwelt entsprechend, heraus schöpfen was not tut.“ Auch wer den Wert der Tradition sehr hoch stellt, wird dem zustimmen.

Was uns not tut? Als Staat zunächst die Schaffung eines „neuen Adels, einer Auswahl der Besten des Volkes“. Als sozialer Organismus: „Die Schaffung gleicher Kampfbedingungen“, eine „hertreckende“ Betrachtung der Stände, denn „Plebejer der Gesinnung sitzen in der obersten Schicht des Volkes so gut wie in der untersten“.

Führertum: „Es ist falsch, immer auf den großen Führer zu hoffen; man soll sich selbst bemühen. Die oberflächlich sorglose Jugend zu uns herüberreißen, die wir Gefäß des einen großen Führers sein wollen, ist uns Weg, Pflicht, Ziel und Wille. Auf der unsichtbaren Stirnbinde der neuen deutschen Jugend schmieren diese Worte: Ehrfurcht vor dem Werden der deutschen Seele! Liebe zum Staat! Sehnsucht nach dem alten, dem neuen Gott! Streben zur Herzengemeinschaft aller, Achtung vor jedem Beruf und jeder Berufung! Ein vorbildlich Leben an der Schwelle des Führertums. Neue deutsche Jugend ist Führerjugend.“

Führerjugend! Vielleicht liegen doch nicht alle, die Führer sein können, in Flandern. Die deutsche Jugend, die die Schlachten des Weltkrieges schlug, nähert sich jetzt den Dreißig. Bald wird sie hervortreten. Das Buch von Brües kann ihr den Weg bereiten helfen.

Das Vermächtnis der Gefallenen, das eigene Kriegserleben haben viele in der Stille durchgearbeitet und auf ihm weitergebaut. Ja, es scheint nicht zuviel gejagt, daß der neue nationale Idealismus nicht mehr, wie bei Brües, als verschwindendes Fernziel am Horizont der Zukunft leuchtet, sondern mit jener heiligen Mäßigkeit, die auch ein Kriegserbe neuer Jugend ist, bereits in Tat und Wirklichkeit umgesetzt zu werden beginnt.

Ein Gefallenendenkmal ist zu bauen, herrlicher und dauernder denn Erz: das neue Deutschland.

O. W.

Eine Rede zur Winterlichtwende 1921/22

Gehalten im Landestheater zu Stuttgart von Herbert Eulenberg

Wir geben dem Eulenberg das Wort als
Dichter, nicht als Politiker.

Wenn unsere beschwingte Vorstellungskraft — ein Flügelschlag und hinter uns Aonen! — uns nur um zwölfhundert Jahre zurückträgt, so schauen wir eine Horde von Frauen, Männern und Kindern an dieser Stelle stehen, eine Horde, deren in Tierfelle gehüllte struppige Zugehörige wir Heutigen schauernd als „Wilde“ bezeichnen würden. Wir schauen diese unsere Vorfahren, wie sie den Teich vor unserem Bühnenhaus umringen, an dessen Rand ein schwarzes Pferd geschlachtet und den Seelen der Abgeschiedenen geopfert wird. Unter den Händen der Priester fließt das Blut des Tieres dem Wasser und der Tiefe zu, die es verschlingt, und nur den in der Nähe Lauschenden verständliche Sprüche und Gebete verhallen dabei mit dem Blutrauch des Opfertieres in die kalte Winterluft.

Nicht allzu lange währte dem deutschen Heidentum aber an jenen Tagen die ernste düstere Feierlichkeit. Das Julfest der Germanen, wie es inmitten des Winters begangen wurde, galt nur zu einem Viertel der Verfertigung in das Vergangene und Gestorbene. Der Wille zum Leben, der einer betränten Hekuba trotz des Verlustes all ihrer Söhne Becher und Brot an die Lippen drückt, der mächtige Wille, der den Gott Thor, den germanischen Herkules mit dem rötlich wallenden Bart und Haar nach dem Verlust seines Riesenhammers erst drei Humpen Meth leeren läßt, dieser stete Jubellaut des Lebens ward in dem Winterlichtwendefest unserer Vorfahren am stärksten gefeiert. Mitten in der tiefsten Nacht und Kälte geschah ja das Wunder, das jedem Kind ins Bewußtsein strahlen mußte; das Licht der Sonne wandte sich uns aufs neue zu, und die abgestorben scheinende Schöpfung behnte sich unter dem Glanz des uns wärmenden Gestirns erneut dem Leben entgegen.

Den Verkündern des christlichen Glaubens, die im Laufe des achten Jahrhunderts Germanien aus seiner alten Götterlehre rissen, ward es darum besonders leicht, ihr neues Weihnachtsfest zur Feier des in Christo der Menschheit angebrochenen geistigen Lichtes als ein freudevolles Ereignis den Deutschen ins Gemüt zu pflanzen. Wenn jene düstere Einleitung, das Opfer, das man dem Winter und dem Sterben verbrachte, vorüber war, so wurde dies Sonnenwendefest zu einer ausgelassenen Lustbarkeit, wie es das Wort „Jul“, das „Freude“ und „Scherz“ bedeutet, in seinem Klang schon ausdrückt. Während des Julfestes ruhte bei den deutschen Völkern jede Arbeit und jeder Streit, also daß es auch vor der Einführung des Christentums als eigentliches Friedensfest entfacht wurde. Man tat sich zu Gelagen zusammen, bei denen mit Vorliebe öffentliche Gelübde für den Kreislauf des Lichtes abgelegt wurden, der soeben begonnen hatte. Die Geister und Götter der Unterwelt hielten ihre feierlichen Umzüge in der Dämmerung. Die Geschenke, mit denen man einander schon in der frühesten Heidenzeit um diese Tage bedachte, wurden verhüllt einander zugetragen oder in das Zimmer dessen, den man beschenken wollte, hineingeworfen. Ein besonders schöner, kindlicher und treuherziger Wesenszug unserer Vorfahren, die damit die Dankesäußerungen des Bespendeten vermeiden wollten, die ihre „schenkende Tugend“, die Nächstke noch als die höchste preist, ohne Lohn und Gegengabe betätigen mochten. Des weiteren ward ein riesiger Holzblock um die Zeit des Julfestes ins Feuer geschoben, gleichsam, um mit ihm die

Schreden des Winters zu verbrennen, und die seit Alters geheiligten Mistelzweige wurden an den Herd oder die Decke ihrer niedrigen Holzhäuser gehängt. Es waren dies lauter Bräuche, die sich besonders in den nordischen Teilen unseres Vaterlandes, in die das Christentum als neue Lehre am spätesten eindrang, wie in Scandinavien und England noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Und das eigenartigste Sinnbild der Freude jenes heidnischen Festes, der lichterbesteckte, schmuckbehängte Tannenbaum, glänzt ja am heiligen Abend jetzt fast hinter jedem Fenster in Deutschland, wo ein Heim und eine Häuslichkeit ihren warmen Schoß aufstun.

Wir Menschen der Gegenwart leben mit sonderbaren Gefühlen um diese Lichtwendezeit zwischen solchen Nesten uralter heidnischer Naturverehrung und den Zeugnissen eines christlichen Glaubens, zu dem sich unser Volk seit mehr denn tausend Jahren gewandelt hat. Auch der streng gläubige Mensch schaudert zuweilen zusammen bei den erschreckenden Widersprüchen, in die ihn der Anblick allein unserer nächsten Vergangenheit versetzt. Kind und Mitglied einer Glaubensgemeinschaft, deren Stifter die Menschen-, ja die Feindseliebe lehrte, weilt er noch, bis in sein Innerstes aufgerührt, in dem blutroten Widerschein, den der Weltkrieg, der grausamste, vernichtendste, den die Menschheit je geführt hat, auf unsere Tage schleudert. Tastend hat er sich wieder an den friedlichen Weltverkehr gewöhnt und sendet seine Briefe oder Waren erneut in alle Länder hinaus. Aber der Geist der Unverjünglichkeit, der Hier und Grausamkeit, unter dem wir als die Geschlagenen nun besonders zu leiden haben, läßt ihn wie auf feuerichwangerem Boden nicht ruhig werden und unsicher in eine Zukunft blicken, in der uns mit jedem neuen Jahr wieder ein Zusammenbruch und Untergang gleich jenem überstandenen drohen kann. Die meisten Menschen freilich gleichen den Neapolitanern und Anwohnern des Vesuv, indem sie leichtfertig dem Tage und seiner Forderung leben, ohne darüber hinaus das Künftige zu bedenken.

Aber in Deutschland sind anderseits doch zu viele durch die Ereignisse aus der politischen Gelassenheit und Stumpfsheit wachgerüttelt worden, mit der wir vor dem Kriege unsere Geschäfte besorgen und den Kaiser einen lieben Mann sein ließen. Denn außer in Rußland, das noch immer sich müht, den gewaltigsten Versuch einer neuen Gesellschaftsordnung durchzuführen, ist nirgends das Selbst- und Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen so aufgewühlt worden wie in Deutschland. In dem Durcheinander unseres Volkes fühlt sich das Einzelwesen mehr als zuvor zu der Frage verpflichtet: Wohin führt unser Weg? Und gerade bei einem Anlaß wie dem heutigen, der das aufsteigende Licht ehren und feiern will, wird mancher gern die Wunderlampe des menschlichen Geistes so hoch, wie er kann, in das dunkle Unbewußte hinausstrecken, um irgend eine Richtung, die für ihn und alle gültig ist, abzulesen.

Die Sterne des Weltalls geben ihm keine Antwort als die eines Glaubens und Vertrauens in das Schicksal und lehren ihm stumm nichts wie amor fati, Ergebung in das Verhängte. Die großen Lebensdeuter und Zweckfucher der Menschheit, die Weisen und Glaubensstifter künden dem Fragenden das Heil auf zwiefache Art: Sie retten ihn aus der Wüste und dem Wirrsal der menschlichen Welt auf das Eiland der Persönlichkeitspflege oder in ein drittes Reich, mögen sie es nun Himmel, Paradies, Walhalla, oder Nirwana nennen. In einen dieser Bezirke haben die Lebenden bislang stets ihre Seele zurückgezogen. Der flüchtige Aufenthalt auf unserem Gestirn erschien ihnen nur eine kurze Wartezeit, ein Advent vor der großen Weihnacht des Todes, in der ihnen ein neues, helleres Licht entzündet werden soll. Oder dieses Sein ward dem Einzelnen nur wie der Marmor dem Bildhauer zu seiner Lust und Kraftentfaltung gegeben, daß er es modelt nach seinem Wohlgefallen, allein sich selber Herr und Knecht. Nießsche-Zarathustra, der von den Griechen ausgegangen ist, hat diese hellenische Weisheit zuletzt gepredigt.

Über solche Erkenntnisse vom Leben hinaus hebt sich ein neuer Glaube, ein Diesseitsglaube, wie er dem ursprünglichen Wesen des deutschen Volkes sehr nahe liegt: Ein gewisser Daseinstrog, eine Bejahung dieser Welt trotz all ihrer Unzulänglichkeiten und Häßlichkeiten. Aus Beethovens Musik tönt dieses: „Und dennoch!“, oder wie er selber es einmal an den Rand seiner Noten geschrieben hat: „Es muß sein“, wie es ebenso schon aus Luthers Truglied klang:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.“

Und wie es noch früher bereits aus den Sprüchen Wotans, des deutschen Gottes, in der Edda stabreimt und stammelt:

„Wer handlos, wird Hirt — der Hinkende reitet,
Der Taube taugt noch zum Kampf;
Der Blinde ist mehr wert als der Verbrannte,
Ein Toter ist niemand zu Nutz.“

Dieser Lichtglaube ist ein Erbgut unseres Volkes, eine Gabe, die es seinen besten Söhnen und Geistern stets verliehen hat. Er spricht aus den Worten des Begründers der aus Protest geschaffenen deutschen Kirche: „Niemand gebe den Glauben auf, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will“, nicht minder als aus den Versen eines der eifrigsten Katholiken, des Cherubini'schen Wandersmanns, den wir Angelus Silesius nennen: „Hier muß es sein getan!“ oder:

„Blüh' auf, gefrorener Christ,
Der Mai ist für der Thür;
Du bleibest ewig todt,
Blühst du nicht jetzt und hier.“

In dem Gefühl solcher Lebenswürde schreckt der ihr dienende Mensch selbst vor dem Höchsten nicht zurück. Er nimmt wie die Varden, die hoheitsvollen alten Säger, an den Tafeln der Götter Platz. Er will, wie es in einem der ergreifendsten Gedichte Mörikes heißt: „Gott selbst zu eigen haben auf der Erde“, und bäumt sich gottenthronend auf wie jener tiefsinnige Ewigkeitsforscher:

„Ich bin so groß als Gott —
Er ist als ich so klein.
Er kann nicht über mir,
Ich unter ihm nicht sein.“

Oder in jenem bekannteren Trugspruch:

„Ich weiß, daß ohne mich
Gott nicht ein Nu kann leben:
Werd' ich zu nicht — er muß
Vor Not den Geist aufgeben.“

Undeutlich schwebt allen diesen frommen Sehern und Sängern schon die Vergottung des Menschengeschlechtes vor, wie jenen Weisen aus dem Morgenlande der Stern, der ihnen die Geburt des Weltheilands anzeigte. Sie ahnen die Möglichkeit einer Erhöhung unseres Geschlechts aus der Tierheit, an dessen Spitze die Wissenschaft uns als höchst entwickelte lebende Organismen gestellt hätte. Wenn auch nur erst gefühlsmäßig oder in der Verlängerung des diesseitigen Daseins im Jenseits träumen sie von einer Vervollkommnung der Menschheit, von einem

goldenen Zeitalter und Paradies, das die Sagen und Legenden der Völker an oder vor den Anfang der Menschengeschichte gestellt haben, die wir auch stolz „Welt-“ oder wie Schiller noch sagte „Universalgeschichte“ nennen.

Erst in unserer jüngsten Zeit ist man dazu übergegangen, dies dichterische Ahnen von einer Erhebung der Menschheit nüchtern und verstandesgemäß zu erkennen und zu gestalten. Statt der Züchtungs- und Veredelungsversuche, die das große achtzehnte, das pädagogische Jahrhundert an der Menschheit anstellen wollte, wendet man sich heute weniger erhaben als weltklug an die Vernunft und den Tatsachensinn der nun einmal vorhandenen Menschheit, die bisher kaum eine Minute ihres ihr verliehenen Lebenstages verbraucht hat. Ohne an ihrem seelischen Wert und Bestand viel herumärzten zu wollen, spricht man ihren Gang für die Wirklichkeit an und erhofft auf diese Weise den Sieg der Vernunft, den das Gefühl, auf das die meisten Religionen sich gestützt haben, bislang nicht erreicht hat. Dies ist die große, lichtpendende Lehre unserer bedeutenden Gesellschaftslehrer, von denen hier nur als einer der überschauesten Müller-Vyer aufgerufen werden soll, daß es der Menschheit, die sich ihren Erdball in Raum und Zeit bald ganz überwunden hat, in der Zukunft gelingen werde, als letztes auch sich selber zu bezwingen und vernunftgemäß zu beherrschen. Damit wäre natürlich noch nicht ein allgemeines Glück verbürgt. Denn dieses hängt ja zum großen Teil von der Persönlichkeit des Einzelnen ab. Aber das gewaltige Heer der Leiden, das sich nach dem Märchen der Griechen aus der Büchse der von den Göttern zu unserem Unheil beschenkten Pandora über die Sterblichen ergossen hat, würde auf diese Weise der vernünftigen Weltordnung auf das uns mögliche Mindestmaß beschränkt.

Wir wollen nicht immer alles Grau in Grau sehen, wollen es besonders nicht in einer Feststunde, die dem Sieg des Lichtes gilt. Noch halb betäubt von den Schrecken des Krieges und verängstigt von den Sorgen des Tages, vergessen wir heute oft, was wir Menschen auf dem Wege zu einer Verwirklichung irdischer Glückseligkeit erreicht haben. Gerade wir Deutschen, die wir während der schweren Kriegsjahre der Welt das Muster einer Vereinigung und Gliederungsmöglichkeit gezeigt haben, sollten jetzt nicht die ungläubigen Zweifler spielen. Wir Meister der Organisation dürfen nun nicht hoffnungslose Ausständische des Zusammenwirkens werden. Bedenken wir immer, was die Menschheit schon als Ganzes erzielt hat und wie ihr Werk, an dem wir Germanen unser tüchtig Teil mitgeholfen haben, fortgeschritten ist. Die völkervernichtenden Seuchen, die Plage aller früheren Zeiten, sind stark eingedämmt worden. Die Schrecken des Alters, die vor 100 Jahren noch jeden bedrohten, sind gemildert. Die öffentliche Sicherheit ist trotz der fürchterlichen seelischen Aufregung, in die der Krieg und die ihm folgende Umwälzung die Menschen gestürzt hat, im großen und ganzen wiederhergestellt. Freilich ist der **Kriegsgott**, den unsere Gegner in uns treffen wollten, durch ihren Sieg noch nicht niedergeschlagen. Wir sehen aus unserer heutigen Waffenlosigkeit heraus, je nach unserer Einstellung, mit Ingrimme oder spöttischer Überlegenheit, unsere Feinde nach wie vor dem Kriege frönen. Und doch fühlen oder wissen wir, daß es einst möglich sein wird, den Kriegsgeist unter den Menschen zu dämpfen und einmal ganz und gar aufzuheben. Bedenken wir, daß es heute schon in dem größten Staate der Welt, in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, gelungen ist, und zwar auf Betreiben des schwächeren Teiles der Bevölkerung, der Frauen, gelungen ist, die Macht des Bacchus, des vielnamigen Weingotts, des Freudenbringers und Wohltäters der Menschheit, wie ihn schon das Altertum pries, vollkommen zu brechen. Und es sollte undurchführbar sein, die Gewalt des Mars, des furchtbaren, männermordenden Kriegsgottes, zu bezwingen, der die Weiber in Tränen stürzt und Leiden und Not über die Länder läßt, wie es schon aus Walthar von der Vogelweide klagt?

Das Märchen der Menschheit gleicht bisher noch vielfach einer Spukgeschichte. „Dem Traum eines Raubtiers“ verglich es der unter dem Leben wie unter dem Druck eines Alps nachtwandelnde Dichter Hebbel. Aber es hat wohl noch nie ein Mensch geatmet, der sich nicht unter dem Druck des wütenden Geschicks, unter der Zeiten Spott und Geißel, verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub, dem Übermut und der Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist, der sich nicht unter all dieser erdenhaften wie geistigen Belastung des Lebens eine Erlösung erträumt hat. Sei es dort drüben, wo die Seele sich je nach seinem Glauben im Paradiese oder im Nichtsein ein neues Quartier sucht, sei es hier auf Erden in einer einheitlicheren, schöneren Zukunft seines Geschlechtes. Der Weltchmerzler und Schwarzmalers kann leicht über solch einen Schnuller lächeln und spotten, mit dem sich der Mensch als ewiges Kind über diesen kurzen Schlaf und Traum des Daseins hinwegtröstet. Im Grunde kann auch er ein solches Beruhigungsmittel nicht entbehren. Und selbst ein Schopenhauer erjann sich seinen Frieden, sein Quietiv in der vom Irdischen abgelösten Hingebung an das Schöne und seiner Betrachtung in der Kunst als einer Objektivierung des Willens. Auf diese Insel der Seligen floh der an der Menschheit verzweifelnde Denker wie der ganz erleuchtete Buddha, dessen Abbild sein Zimmer zierte, in die Betrachtung des leidlosen Nichtseins oder wie der Schwabe Hölberlin auf die Insel Idealien im griechischen Archipelagus, die sich dem irrenden Dichter wie einst Delos der kreißenden Latona bot.

Aber uns, als den Diesseits gewandten, enthüllt sich der Himmel,
 Und die Aussicht wird frei in dem erwarteten Licht.
 Einstmals klärt sich der Menschen krauses Gewimmel
 Vor der Erkenntnis, die durch den Rebel schon sicht.
 Einstmals strahlt unsern Erben und Enkeln die Sonne,
 Die auf dem Weg von der Tierheit zur Gottheit uns führt;
 Einstmals reißt dies Geschlecht zu dem Höchsten, zur W o n n e ,
 Die sein Glück an dem Glück der andern nur schürt.
 Laßt uns einzeln alle die Posten schon stellen
 Für jene Zukunft, die über den Zweifeln blüht!
 Jeder Mensch lebt, bedenkt es, die Welt zu erhellen,
 Liebend das Licht zu vermehren, das alles durchglüht.

Tageszeiten

Landschaften in Worten *)

Von Hans Thoma

Morgen

Im Mutterslehnhirtshaus war es, wo ich an einem Hochsommerfonntag früh erwachte und aus dem Fenster in den Nebelglanz des aufsteigenden Morgens hinaus sah. Nebelschleier umhüllten Tal und Wald, aus deren Glorienschein nun bald die Sonne durchbrechen mußte.

Da, aus diesem Morgenglanz heraus, aus dem Tal herauf ertönte das Gebet von Wallfahrern, die zu der Gnadenmutter in Todtmoos pilgerten mit lautem Gruß an die himmlische Mutter, ein Lobgesang und auch ein Hilferuf der gedängstigten Seele, die unsicher zwischen Gut und Böse ihren Lebensweg gehen muß: „Gegrüßet seist Du, Maria! Du bist voller Gnaden, der Herr ist mit Dir! Du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes, Jesus! Heilige Maria, Mutter Gottes! bitt' für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes! Amen.“ —

Da durchbrach der Glanz der Sonne die Nebelschleier, und der ganze Morgenhimmel war in Gold gefüllt, wie eine himmlische Verheißung. Mich umgab ein unsagbar heiliges Geheimnis, das für mich ein geoffenbartes Ereignis wurde. Ich verstand so gut den Ruf der bedrängten Menschenseele an die Mutter der Barmherzigkeit, die Bitte um Aufnahme in ihre schützenden Arme aus der Unsicherheit und den Zweifeln des Lebens.

Als die Pilger am Haus vorbeikamen und betend ihres Weges weiterzogen, schloß ich mich ihrem Beten an, bis es in der Ferne verhallte, und wie ein Echo in meinem Herzen tönte es weiter: „Gegrüßet seist Du, Maria!“ —

Und nun stieg wieder der bekannte nüchterne Alltag aus der Glorie des Morgens herauf mit seiner Geschäftigkeit, mit all den kleinen und großen Plagen und Sorgen und auch Freuden, welche Natur und Menschen auf dem Lebenspfad sich auferlegen müssen. —

Mittag

Die höchste Stunde des Tages ist auch die stillste; um die Mittagsstunde beherrscht das große Schweigen die Welt: mit munterem Gemurmel nur eilet des Bächleins kristallklar blinkendes Wasser dahin über den goldbraunen Grund von gerundeten Steinen. Mit den Gräsern und dem Moos, die seine Ufer umpolstern, spielt es neckisch und eilet davon; pfeilschnell gleitet die glatte Forelle von Dunkel zu Dunkel an schützenden Bord.

Der Tannenzweige dichtes Gewirke verhüllet den Sinnen die ruhlose Welt, und die Sonne spähet, wo ihr leuchtendes Auge das Dunkel des Dickichts durchbreche. Azurblau leuchtet das Himmelsgewölbe wie seliger Friede von oben herab . . . ruhige Freude atmet die Welt. Nur die Ameise durchwimmelt emsig den Boden, sie schleift Stoffe zu ihrem Bau; manch Würmlein wird ihr zum Raube. Und über dem goldbraunen Grunde des Wassers tanzt zitternd ein tiefblauer Funke im wechselnden Licht, das leichte Gebild der Libelle. Und ein wippend tänzelndes Böglein stelzt an den Steinen des Ufers einher. Hohe, feierliche Stunde des Mittags, bring' auch meinem unruhig pochenden Herzen deinen verfühnenden Frieden! —

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags Eugen Diederichs, Jena, dem soeben erschienenen „Jahrbuch der Seele“ von Hans Thoma entnommen.

A b e n d

Zu der Zeit des Johannistages prangt das Bernauertal im vollsten, üppigsten Grün seiner Wiesen und Viehweiden; ein mit Gold und Blumen durchwirkter grüner Teppich überdeckt seine Halben und schmiegt sich mit Üppigkeit um seine Bächlein im Tal. Da, am Vorabend des Johannistages 1912, hat sich eine kaum je gesehene Farbenpracht über das Bernauertal ausgebreitet; über das grüne Tal erhob sich im Osten über dem Steppberg ein unbeschreiblicher Abendhimmel, der seinen farbigen Glanz von Scharlachrot und Rosenrot auf das Grün herunter ausbreitete und dadurch das grüne Tal zu einer ganz eigenartigen Farbenpracht gestaltete. Es war in ein Zauberland verwandelt, das man vielleicht einem dunkel glühenden Opal vergleichen könnte. Es war ein Kampf zwischen Hochrot und Grasgrün, den die Natur aufführte. Es ging der Dämmerung entgegen: das Hochrot verblaßte nach Rosenrot und Violett hin, bis es in bläulich violetterm Grau sich auflöschte. . . . aber die Übergänge dieses Farbenzaubers waren von nicht minderer Schönheit, als der Höhepunkt des Kontrastes. Die Sommernacht türmte Gewitterwolken auf, die von Zeit zu Zeit ein blasser Blitz durchleuchtete. Die Wolken waren in der Höhe wie von mildem Sternenschein kühl beleuchtet; das verblaßte langsam und löschte sich aus in den wunderbar spielenden Lichtern der sterbenden Farben der von Wetterleuchten durchzuckten, märchenhaften Hochsommernacht, von deren Zauber man sich ungeru löst, indem man, die Tabatspfeife ausklopfend, den Nachbarn „Gut Nacht!“ zuruft und sich beim Einschlafen freut auf den schönen Johannistag.

V o l l m o n d n a c h t

Festlich schaut das Licht des goldenen Vollmondes träumerisch mild zwischen sich belämpfenden formlosen Wolkenungeheuern hervor, hinunter über den in schwarzem Schweigen stehenden Tannenwald ins grau dämmernde Wiesental, dessen sich schlängelndes Bächlein, wo es kann, nach dem Mondlicht hascht.

Ein goldig farbiger Lichtkreis umschwebt in weitem Bogen, wie ein Heiligenschein, den glänzenden Mond, den treuen Freund und Tröster der dunklen Erde, wenn sie, müd gehebt vom lauten Tag, wohligh aussieht zum freundlich milden Mondgesicht. Gefüllt ist der Kreis des farbigen Bogens von silbernen Wölllein, die wie Laubensflügel den Mond umschweben. —

In Wehmut zwischen Freud und Leid steht die abendstille Seele im goldenen Kreise des Mondscheins, im Zauberbanne seines Lichtes; sie fühlt sich getragen von den sanften Wollentauben durch den lichtdurchfluteten Himmelsraum.

Aber drohend werfen die dunkeln, finnstosig hin und her schwankenden Wolkenungeheuer finstre Schatten über die Gefilde. Die wilden Wölfe wollen das Mondlicht fressen . . . sie ängstigen die Seele; die fürchtet um ihr liebes Mondlicht.

Doch wieder steht der ruhig glänzende Mond doppelt schön im Siegestranz. Er hat die Spulgestalten zerstreut, und sie wälzen sich über den finstern Tannenwald zu seinen Füßen. Nun herrscht der mächtige Lichtzauber wieder am Himmel, ein Bild des Friedens, hervorgetaucht aus Finsternis. Die Seele glaubt und vertraut wieder auf die ungehörte Ordnung der Schöpfung, die nur vorübergehend von grimmigen Wolkenwölfen getrübt werden kann.

Weltspiegel

Konstellation von Cannes. Der Berliner Berichterstatter des „Temps“ hat hervorgehoben, daß die deutsche öffentliche Meinung jedes Mal, wenn eine Erörterung der Reparationsfragen stattfindet, sich in Hoffnungen ergeht, die regelmäßig ebenso rasch enttäuscht würden. Deutschland rechne auf das Eingreifen irgendwelcher Faktoren, sei es Englands oder Amerikas, und um so bitterer sei dann das Ermachen. Zu besonderem Optimismus liegt auch gegenwärtig kein Anlaß vor. Für die Konferenz von Cannes hat Lloyd George zwar ein Programm mitgebracht, das einen beschränkten Zahlungsausschub für das laufende Jahr vorsieht. Eine solche kurzfristige Vertagung bringt aber nicht die großzügige Lösung, auf die die Welt gespannt wartet. Der Verfalltermin wird lediglich hinausgeschoben.

Auch besteht noch keinerlei Gewißheit über den Gesamtbetrag, den Deutschland aufzubringen haben wird. 500, 700 und 800 Millionen Goldmark werden genannt, die bis zum April den Gläubigern übermittelt werden sollen.

Diesen recht zweifelhaften Vorteil soll Deutschland zudem durch Zugeständnisse so teuer bezahlen, daß ihm jeder Raum für eigene Entfaltung im Innern wie im Ausland genommen wird. Die Sanktionen verlieren einfach ihren rein militärischen Charakter und werden ins Wirtschaftliche überetzt. In dieser Form läßt sich auch in Frankreich Stimmung für ein Moratorium machen, das sonst auf das Schärfste bekämpft wird. Denn die Erdrösselung des deutschen Lebens bleibt bestehen. Ja, der gefährliche Gedanke taucht sogar auf, das Rheinland von der Besatzung durch die Entente ganz zu befreien, dafür aber die rheinischen Gegenden zu einem neutralen Staatswesen zu machen. Deutschlands Einheit wäre damit gesprengt und für weitere Abbröckelungen, wie die Lostrennung Bayerns, der Boden vorbereitet.

Deutsche Vertreter mit Dr. Rathenau an der Spitze sind ebenso wie österreichische Delegierte nach Cannes berufen worden. Dort sollen sie eine ähnliche Rolle wie die deutsche Abordnung in Spaa spielen. Das Ergebnis der damaligen Verhandlungen ist gerade von nicht ermutigender Vorbedeutung. Bilden doch gerade die gegen die Warnungen der deutschen Sachkenner uns aufgezwungenen Kohlenlieferungen den Anfang jener Kette wirtschaftlicher Fehlgriffe, die zum Zusammenbruch des Reparationsystems geführt haben. Auf Cannes soll eine allgemeine europäische Wirtschaftskonferenz folgen, bei der im März neben Deutschland auch Rußland erscheinen wird und auf der man Amerika erwartet. Frankreich hat seine Zustimmung, die einen völligen Umschwung seiner Politik gegenüber Rußland wie Deutschland ausmacht, nur gegeben, nachdem England sich zu jenem Garantiebündnis bereit erklärt hat, das in der Argumentation der Franzosen eine so starke Rolle spielte, wohl hauptsächlich auch in der Hoffnung, London werde von seiner überlieferten Abneigung gegen Bedingungen auf dem Festland nicht abgehen und Frankreich also gestatten, weiterhin in waffenstarrer Rüstung zu bleiben. Noch in Washington wurde der Bündnisgedanke glatt abgelehnt, dafür Frankreich das Recht zur Verbeibehaltung seines Heeres zugesprochen. Wenn dieses auch auf 500 000 Mann verringert werden sollte, so bleibt Frankreich durch die militärische Rückversicherung durch Großbritannien und

seine Sonderabmachungen mit Belgien und Polen die maßgebende Landmacht. Es fragt sich auch, wann eine Verkleinerung der französischen Armee eintreten wird, das vorläufig demnach ebenso drohend wie bisher dasteht. Durch den Beitritt Italiens, das den Ausgang der Levantekonferenz in Paris abwarten will, würde Frankreichs Rückendeckung noch erhöht werden. Auch bei der Wirtschaftszusammenkunft in Paris, die Cannes vorausging, ist Belgien gegen die Vorschläge der Briten aufgetreten, das Kapital für die Erneuerung Rußlands in Pfund Sterling aufzubringen. England versucht, auf diese Weise seiner Währung die bevorrechtigte Stellung wiederzugeben, die sie vor dem Kriege einnahm, schon in dessen Verlauf aber an den Dollar abgab. Die belgische Weigerung wurde als im Interesse der valutashwachen Länder, also auch der Franzosen liegend, von der Pariser Presse begrüßt. Rußland ist das Objekt, um das sich die Beratungen von Cannes drehen. Denn nach dem englischen Projekt soll Deutschland für die Entente in Rußland wirken, indem es den Erlös seiner Arbeit an die Gläubiger abführt. Paris hofft, den Deutschen in der Form der im Versailler Frieden offen gelassenen Kriegsschädigung an Rußland auch noch die Rückzahlung der französischen Anleihen an das Zarenreich aufbürden zu können. Auch Frankreich macht sich an die Sowjets heran, mit denen es trotz aller amtlichen Dementis seit einiger Zeit geliebäugelt hat. Es arbeitet auch noch immer mit den Männern der Kerenskijschen Revolution, die Paris für unbedingt franzosenfreundlich ansieht. Die Sowjets haben gegenwärtig einige äußere Schwierigkeiten zu überwinden, denen Frankreich durch das Organ seiner finnischen und polnisch-rumänischen Freunde nicht fernsteht. Die im Frieden von Dorpat Rußland überlassenen Bezirke Kareliens mit finnischer Bevölkerung befinden sich im Aufruhr. In der Ukraine spielen sich mit wohlwollender Förderung durch Polen und Rumänen Kämpfe ab, die zwar ebenfalls nicht den Bestand des Sowjetsystems bedrohen, aber immerhin als unbequeme Nadelstiche wirken. Moskau bemüht sich, durch das System der „verbündeten und befreundeten Bruderrepubliken“ abgesprungene Teile des Reiches wieder an Rußland zu fetten. Sinkförmig der Ukraine ist das gelungen, und auch die kaukasischen Staatswesen, deren Zusammenschluß zu einem Bundesstaat unter diesen Umständen belanglos wäre, sind der Zentrale so gut wie völlig untergeordnet worden. Größere Verwicklungen bereiten sich scheinbar nur in Sibirien vor. Von Washington aus wurden Veröffentlichungen über französisch-japanische Abmachungen zur Bekämpfung der Bolschewisten in Sibirien gemacht. Ihre Richtigkeit ist bestritten worden, aber auffällig ist es, daß der Sowjetgegner Semenow in Schanghai gerade Zuflucht bei den Franzosen gesucht hat. Die Beziehungen zu Japan pflegt Frankreich jedenfalls sehr, aber das bedeutet noch nicht eine Verständigung über Sibirien. Japan hat in Washington sehr geschickt operiert. Es bleibt die erste Macht in den ostasiatischen Meeren, und in China und Russisch-Ostasien wird vorläufig nichts geändert. Japan behält Zeit, seine Stellung auszubauen, und durch das Viermächteabkommen über den Stillen Ozean ist die an sich schon unwahrscheinliche Möglichkeit eines Krieges für Japan so gut wie ausgeschaltet.

In Cannes hält sich Japan stark zurück, werden seine Interessen durch die dort erörterten Probleme doch kaum berührt, Italien ist dagegen ent-

schlossen für eine die Zukunft sichernde Neugestaltung der europäischen Wirtschaftsaussichten eingetreten. Die Italiener vermögen im Nahen Orient mitzureden, und das gibt ihren Ausführungen vielleicht einiges Gewicht, aber ihre Bestrebungen stehen im Widerspruch zur griechischen und damit auch in bestimmtem Maße zur englischen Politik. Stark verstimmt sind die Italiener über die von Frankreich eingeleitete Entwicklung im ehemaligen Österreich-Ungarn. Daß Österreich nur auf dem Umwege über die Nationalstaaten und nur zu Ankäufen in diesen Kredite erhalten soll, bedeutet die völlige Fesselung der Wiener Regierung an die Kleine Entente. Zwar heißt es, daß Österreich auch mit Italien ähnliche Abmachungen treffen soll, wie sie in Vana mit den Tschechen vereinbart worden sind, aber tatsächlich gerät Österreich ins Schlepptau der ehrgeizigen Tschecho-Slowakei. Die Annahme der Franzosen, daß der Anschlußgedanke an das Reich damit für immer begraben wird, ist zwar illusorisch, denn die Vereinigung der deutschen Stämme ist eine unbedingte Notwendigkeit der Zukunft. Italien wird jedenfalls durch die Erneuerung der Donaumonarchie unter tschechischer Leitung, wie Venesch sie im Einvernehmen mit Frankreich andahnt, auf das empfindlichste geschädigt. England steht vor Neuwahlen. Sicherlich möchte Lloyd George gern als der Neuschöpfer Europas vor das Volk treten, aber er muß auch Rücksicht nehmen auf die Strömung, die, aller politischen Reibereien ungeachtet, das bisherige Verhältnis zu Frankreich aufrechterhalten will. Die britische Geschäftswelt wird von zwiespaltigen Gefühlen beherrscht. Sie möchte Deutschland als Absatzgebiet haben, aber zugleich die deutsche Konkurrenz nicht wieder hochkommen lassen. Die oberchlefsische Teilung fand die Unterstützung Englands, weil das Bestreben der Briten dahin geht, den Deutschen für die Zukunft eine Ablenkung nach Osten zu verschaffen. Je länger er mit Polen beschäftigt ist, um so später kann er sich der westlichen Welt wieder zuwenden. Lloyd Georges Bedingungen für eine Abänderung des Reparationsystems laufen auf eine gänzliche Abschneidung der deutschen Betätigung in der Welt hinaus. Das ist der Sinn des britischen Projekts, und auf dieser Basis ist die Einigung mit Frankreich vollzogen worden. England hat große Opfer gebracht durch die Aufgabe seines Anteils an den Reparationen und die Fesselung im Bündnisvertrage. Dafür hat London aber die Zustimmung Frankreichs zu der Einbeziehung Rußlands in das Wirtschaftssystem erkaufte. Die Erschließung des russischen Marktes ist in englischen Augen noch viel wichtiger als die Regelung der Reparation. Beide Probleme stehen jedoch im engsten Zusammenhang, denn ohne ein wirtschaftlich ausbalanziertes Deutschland kann Rußland nicht in die Höhe kommen. Hier liegt ein Grundfehler der Rechnung, Deutschlands Industrie abdroffeln, zugleich aber Rußland emporhelfen zu wollen. Die Canner Beschlüsse über Rußland haben in Amerika Befriedigung hervorgerufen, wo man über Frankreichs Haltung bei der Washingtoner Konferenz Unbehagen empfunden hatte. Frankreich hat freilich für sich noch starke amerikanische Sympathien, denn die Franzosen schulden den Vereinigten Staaten gewaltige Summen und fördern in Vorderasien deren Petroleuminteressen auf Grund des Abkommens von Angora.

W. G. von Weseendonk

Eine Leuchte der Wahrheit!

Wenn man die Einleitung zur History of the New York Times von Elmer Davis (Verlag der New York Times 1921), die von Herrn Ochs herrührt, liest, glaubt man sich einem Unternehmen gegenüber zu finden, das von der höchsten sittlichen Reinheit, die Unparteilichkeit, Gerechtigkeit, Vorurteilslosigkeit als einzige Leitmotive anerkennt, einzig und allein geleitet wird. Es scheint wirklich nur für thoughtful, pure-minded people bestimmt zu sein. Wenn man damit aber das Buch des Amerikaners Upton Sinclair „Der Sündenlohn“ vergleicht, worin dieser genaue Kenner der einschlägigen Verhältnisse sagt, daß die amerikanische Presse, vor allem die großen Zeitungen, die die kleineren in vollständiger Abhängigkeit hielten, mit allen Formen des Kapitalismus durch das Inzeratenwesen und Beförderung aufs innigste verflochten seien, dann tritt man den von Moral triefenden Vorführungen des hier in Betracht kommenden „Historikers“ doch sehr skeptisch gegenüber. Die amerikanische Presse scheint nach Sinclair selbst vor Mord und Gewalttaten, ungesetzlichen Handlungen aller Art, Terror gegenüber nicht folgamen Behörden, Meineid und lügnerischen Verleumdungen nicht zurück. Alle diese Anklagen werden mit unwiderleglichen Beweisen belegt. Es wäre gut, wenn die deutsche Presse sich recht eingehend mit diesem Buche, das die Korruption und Unfreiheit in dem „freiesten Lande der Welt“ so scharf beleuchtet, mehr als bisher beschäftigte.

Uns interessiert heute vor allem die Stellungnahme des großen New Yorker Blattes im Weltkriege. Da wird unser Glauben an die Vorurteilslosigkeit, ja der common sense der Herausgeber sofort stark erschüttert. Ein Artikel vom 15. Dezember 1914, auf den sie so stolz zu sein scheinen, daß sie ihn in voller Länge abdrucken, ist überschrieben „Für das deutsche Volk Frieden und Freiheit“ und fängt mit der Prophezeiung an: „Deutschland ist verdammt zur sichersten Niederlage.“ Unter der „moralischen Verurteilung der zivilisierten Welt“ kann Deutschland diese Verdamnis aufhalten, wenn es vor dem Richterstuhl der Vernunft und der menschlichen Freiheit sich lossagt von der imperialen und militärischen Rasse, welche

es ins Verderben stürzt. Die deutsche Diplomatie zwang tatsächlich England und Rußland zum Bündnis, um Deutschland zu zügeln. „Die Welt kann nicht, will nicht Deutschland diesen Krieg gewinnen lassen. Mit seiner Beherrschung Europas würden Frieden und Sicherheit von der Erde verschwinden. Vor einigen Monaten verstand die Welt Deutschland nur undeutlich, jetzt kennt sie es gründlich . . . Die Völker müssen wegen ihrer eigenen Sicherheit die allermächtigste Struktur des Militarismus im Zentrum Europas, das die Gefahrstelle der Welt, ihre größte Bedrohung geworden, ist vernichten. Nur durch die vollkommene Niederlage Deutschlands darf der Krieg beendet werden.“ Es wird dann den Deutschen der Rat gegeben, beizeiten dem Kriege ein Ende zu machen. Was hätte das genützt, fragen wir den Herausgeber, wenn nichts als die „vollkommene Niederlage Deutschlands“ die Zivilisation retten konnte? Natürlich weiß der Verfasser genau, daß Amerika in den Krieg eintreten wird; so war es ihm leicht, das Ende vorauszusehen. Welches Land kann 36 „Siegerdiktieren“, die alle für die Freiheit der Welt und den Untergang Deutschlands sittlich begeistert waren, widerstehen? Die „New York Times“ hält an der Schuldbläge fest. Natürlich weiß Herr Elmer auch genau, daß das „deutsche Gewissen“ nicht zu rechter Zeit erwacht ist, um den Kaiser an der Entfesselung des Krieges zu verhindern. Aus allen der „New York Times“ zugehenden Dokumenten — die Auslagen im Suchomlinowprozeß, die belgischen Gesandtenberichte, werden natürlich nicht erwähnt, ebensowenig die Bücher und Aufsätze G. Morels — habe es immer nur die Bestätigung der von Anfang an gehegten Meinung gewonnen. Es habe sich in Amerika auch kein Deutschfreund unter den Juristen gefunden, der es gewagt hätte, für Deutschlands Unschuld einzutreten.

Bezeichnend ist, daß sich das Blatt vor dem Senat zu verantworten hätte wegen der Frage, ob es von England Subsidien erhielt. Diese Anklage zu entkräften, wurde ihm leicht. Wozu braucht eine Zeitung Unterstützung, die von dem durchaus im englischen Fahrwasser fahrenden amerikanischen Kapitalismus gehalten wird? U. v. H.

Bildende Kunst

Von Paul Fechter

An zwei Stellen gleichzeitig gab es im Dezember Ausstellungen von Arbeiten Max Pechsteins: im Kronprinzenpalais, wo Ludwig Justi Klug seine wechselnden Revuen der jungen Kunst fortsetzt, sah man einen Teil der malerischen Ergebnisse des Jahres 1921, in der Galerie Moller gleichzeitig Aquarelle und einige Graphit, ebenfalls aus der letzten Zeit. Das Ergebnis beider Ausstellungen ist fast das gleiche: nämlich Freude an der menschlichen Kraft, die hier am Werke ist, an dieser ungebrosenen Vitalität, die sich in diesen Dingen auslebt, als sei Malen kein Beruf, kein Handwerk, sondern die herrliche wunderbarste Betätigung, die es in diesem wunderbaren Leben überhaupt gibt.

Über den Maler Pechstein reden oder schreiben ist ein etwas kompliziertes Unternehmen, weil er nämlich im Grunde ganz unkompliziert ist. Seine ganze starke Wirkungskraft beruht auf dieser inneren Einfachheit, auf der unverwirrten Gradlinigkeit seines Lebensgeföhls. *Painting is for me but another nord for feeling*, sagt der alte Constable einmal: dies Wort gilt auch für Pechstein, vor allem, wenn man statt Föhlen noch Leben sagt. Darum wirkt er gerade heute oft so unzeitgemäß, weil er zu dem geistigen, dem abstrakten Suchen der Zeit keinerlei Verhältnis hat. Man braucht nur einmal aus den Pechsteinsälen in den Raum des Kronprinzenpalais hinüberzutreten, in dem die Bilder von Marc und Feininger und den andern hängen. Dort ein Bohren, Suchen, Formen, ein Auflösen des Erlebten schon an den Wurzeln, ein Arbeiten mit verdünntem, vergeistigtem Material: bei Pechstein ein robustes Zusammenfassen unversehrten Geföhls zu einem fest geballten Gefüge kraftvoller Farben, kein Suchen, sondern ein Feststellen erlebten Daseinsglücks in einer Betätigung, die selbst wieder als Glück empfunden wird.

Man kann darüber streiten, welche der beiden Tendenzen wesentlicher und heute wichtiger ist. Nicht zu bestreiten ist, daß die stärkere unmittelbare Wirkungskraft auf seiten Pechsteins liegt. Gewiß, es ist eine Wirkungskraft rein von dieser Welt, rein empirisch, ohne Beziehung zum Transzendenten oder wenigstens nur über das Sinnlich Empfundene; aber diese Kraft ist so stark, daß die Bilder der anderen daneben zunächst wenigstens dünn und blaß und grau erscheinen. Die Welt Pechsteins wird nicht durchsichtig, nicht transparent;

aber sie strahlt das Leben, das von dieser Welt ist, so kräftig und einfach wieder, daß immer von neuem etwas Beglückendes und Bereicherndes davon ausgeht. Man fühlt, daß dieser Maler zu den ausstrahlenden Menschen gehört, die aus einem Überfluß heraus schaffen, nicht zu den saugenden, die im Wilde ihr Geföhls der Mangelhaftigkeit des Daseins wenigstens etwas aufzuheben versuchen. Es ist ein sehr natürlicher unkomplizierter Reichtum, aus dem heraus Pechstein schafft und zuweilen wird das Ergebnis, wenn die Stunde nicht günstig ist, nur Dekoration; wenn daneben aber Bilder entstehen wie das wogende Kornfeld, oder die Flugmündung, so fühlt man sich wieder trotz aller Einwände zum Ja-Sagen gezwungen. Es ist nur ein Teil unseres Lebens, der hier gestaltet ist, und neben der Stubenswelt muß die Rembrandtwelt stehen; wenn dieser Teil so stark und schön geformt ist, ist er Stärkung und Bereicherung des Ganzen. Indem dieser Maler, in seiner Lebenskraft immer noch wachsend, sein Dasein im Wert immer strahlender bestätigt, bestätigt er zugleich unser aller Leben als das von ihm verbundenen Zeitgenossen dieses Weltgeföhls.

Max Bedmann, der gleichzeitig im Graphischen Kabinett am Kurfürstendamme neue Bilder zeigte, ist etwa ebenso alt wie Pechstein. Aber er gehört mit einer Hälfte seiner Seele noch der vorigen Generation an, der impressionistischen, an das Wirkliche gebundenen — und nur die andere Hälfte möchte darüber hinaus zur Dokumentierung des Seelischen kommen. Aber auch in dieser Hälfte ringt nicht eigentlich vor der Welt Erlebtes um Ausdruck, sondern ein ehrgeiziger Wille drängt danach, den Betrachter des Werks vergewaltigend zur Anerkennung zu zwingen. In Bedmann lebt eine nicht gewöhnliche Energie: diese Energie geht aber nicht rein auf in der Hingabe an die sachlichen Erfordernisse des Werks, sondern sie bleibt unbewußt den persönlichen Wünschen des Malers verbunden. Auf diese Weise kommt ein Zug in die Arbeit hinein, der auf den Betrachter aggressiv wirkt: er soll nicht durch die überpersönliche Notwendigkeit des Werks, sondern durch die persönliche Kraftanspannung des Malers von dessen Stärke überzeugt werden. Es wirkt aber immer nur das Sachliche, weil es das Allgemeine ist; das Persönliche bleibt Sonderfall und steigert nicht die Überzeugungskraft,

sondern hemmt sie, indem es einen Beigeschmack von Sensationellem hineinbringt — eben aus jener übersteigerten Tendenz zum Überzeugenwollen heraus.

Unterstützt wird dieser Effekt durch den Widerspruch zwischen der naturalistischen Gebundenheit Beckmanns und seinem Steigerungswillen im Formalen. Er kommt nicht vom einzelnen los — und strebt doch zum großen Ausdruck. Er bleibt gegenständlich wie Hille, übersteigert dies Dingliche ins Panoptikumhafte wie Dix — und will zugleich große Form, strenge Bindung wie die Alten. Er will mit dem Einzelnen wirken — und mit dem Ganzen; aber er überbrückt den Widerspruch nicht, packt in abstrakte Komposition die ergebundene Einheit des Einzelnen und kommt nicht über die Feststellung dieser Gegensätze hinaus bis zu ihrer Vereinigung. Der Wille bleibt menschlich imponierend; zu den Ergebnissen kommt man in keinen Kontakt. Wenigstens nicht bei den Gemälden. Unter der Graphik ist manches starke Blatt, das aus sich wirkt und nicht nur aus dem Wirkungswillen des Künstlers.

Bei Gurlitt Zeichnungen von Oskar Kološka. Porträts, einiges zur Sachantate, ein paar Landschaften. Auch vor diesen Dingen bleiben für mich Hemmungen bestehen. Es ist möglich, daß sie aus einer inneren Beziehungslosigkeit zu dem Menschlichen kommen, das hinter diesen Blättern steht; zum Teil ergeben sie sich auch aus dem verborgenen Akademischen, das aus ihnen spricht. Sie sind wie zweischichtig: als ob halb künstlich das Eigentliche verborgen werden soll hinter einer deckenden Form. Infolgedessen wirkt beides nicht rein — und das Gesamtergebnis auch nicht. Die Begabung im Formalen dieser Arbeiten ist zuletzt doch nicht stark genug, um die Negation, die man vor dem Seelischen empfindet, auszugleichen. Wobei aber zu sagen ist, daß diese Feststellung hier ohne Anspruch auf Allgemeingültigkeit gemacht wird.

Und schließlich bei Flechtheim Paula Beder-Modersohn. Man hat die jung Gestorbene in den letzten Jahren so in den Vordergrund geschoben, daß sich heute bereits wider ihre Leistung begrenzender Protest regt, der sie in die Regionen gehöhrter Heimatkunst zurückverweist. Zu einem Teil ist dieser Protest berechtigt, zum andern nicht: auch hier wieder ist Malerisches und Menschliches nicht von einander zu sondern. Wer einmal die Briefe und Tagebücher von Paula Modersohn liest, erlebt einen Menschen, in dem sehr viel vom Wesentlichen besten Frauensuchens von heute tätige Lebendigkeit werden wollte. Hier spricht eine Frau, die Leben suchte, über Handeln, Arbeit, Fühlen und Leiden; hinter deren Worten man jene Kraft des Unformulierbaren, des stumm Rauben, Ungewußten spürt, das trotz und hinter allen Worten und Leistungen zuletzt das Entscheidende bleibt. Und das spürt man auch hinter den Bildern, allerdings nicht mehr rein, sondern vom Handwerk aus männlich verfälscht. Paula Beder hatte die Kraft der Vision: man spürt sie am deutlichsten hier in einer Fassung des Mädchens am Birkenstamm, in dem etwas sehr Weibliches, Dumpfes, fast Unausdrückbares ergriffen und geformt ist. Es schwingt da und dort auch noch in anderen mit, aber es schwingt nur mit, neben anderem. Neben männlichen Einwirkungen — und neben Wortschwede. Vor die schwere Weichheit dieser Seele senkt sich ein Schleier: fremde Form und Hemmungen des Materials hindern sie an reiner Auswirkung. Die Farbe bleibt oft schwer, materiell — die Vision wird von Gefühlen, die schon leicht begrifflich orientiert sind, ergriffen; der Eindruck verblaßt. Da und dort in dem kleinen Erdäpfelstilleben z. B. spricht sie noch rein: in den großen herrscht schon ein Bildgedanke über das Bildgefühl und löst die Wirkung. Es bleibt die Hochachtung vor der Frau auf Grund des Wissens um ihr Leben; die Malerin gleitet trotz all ihrer Romantik des Erdhaften oder grade darum langsam in den Schatten zurück. fechter

Bücherschau

Erdkunde, Völkerkunde, Urgeschichte

Arthur Dig, Politische Geographie. Welt-politisches Handbuch. 8. Erfter, allge-meiner Teil. Mit 22 in den Text ge-druckten Abbildungen. 1921. München und Berlin. Verlag von R. Oldenbourg. Geh. M. 28.—.

Das politische Verhältnis von Mensch und Boden, Menschheit und Erde, wie es Nagel oder Kjellen studierten, findet bei Dig ein durchaus selbständiges, gedanken- wie kenntnisreiches Lehrgebäude. In Wirtschafts-, Verkehrs-, Völker- und Kulturgeographie weiß Dig eine ungemeine Menge modern gesehener Tatsachen auf knappe, lichte Form zu bringen; vor allem sucht er die großen weltgeschichtlichen Linien herauszustellen. Mit dem Bestand geschichtlicher Entwicklung verbindet er die in die Zukunft weisenden Möglichkeiten, und ist insofern berechtigt, seinem Buch die aktivistische Aufgabe eines Handbuchs für Weltpolitik, zu deren Verständnis und Zielfindung, zu geben. Der zweite Teil, der noch mehr als dieser erste auf die Gegenwartslage eingestellt sein soll, wird hoffentlich bald erscheinen können.

Dr. Richard Lehmann, Dr. jur. h. c. Die Einführung in die erdkundliche Wissen-schaft. Wissenschaft und Bildung, Einzel-darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Bd. 164. Leipzig. 1921. Verlag von Quelle u. Meyer. Geh. M. 9.—.

Der frühere Münsterer Geograph bietet in diesem Bändchen den Niederschlag einer langen Vorlesungstätigkeit, besonders berechnet auf die Bedürfnisse des angehenden Studenten, aber durch eine Gediegenheit, die auf Durch-schnittskennntnisse Bedacht nimmt, auch zum ersten Selbststudium geeignet.

Dr. E. Hinrichs, Mensch und Erde. „Schriften der Volkshochschule Bd. 1 Heft 12.“ Ver-lag Rabigsch u. Männich. Univ. Verlags-buchhandlung Würzburg. 1921. Preis brosch. M. 4.—.

Die Umsezung der geographischen Lehr-sprache in eine für Volkshochschulen geeignete Form ist gelungen und damit dem Zwecke der preiswerten Sammlung Genüge getan.

Prof. Hermann Klaatsch, Der Verdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. med. Adolf Heil-born. 436 Seiten Legikonformat mit 388 Abbildungen, Bunntafeln und Karten. Bong u. Co., Berlin. 1921. Geh. M. 40.—, geb. in Halbleinen M. 60.—, in Ganz-leinen M. 100.—.

Die seltene Freude, ein wirklich großes und bleibendes Buch anzeigen zu können, wird dem Beurteiler von Klaatschs nachge-lassenem Werk zuteil, welches die Lebens-arbeit des zu früh verstorbenen, genialen Forschers krönt und künftiger Forschung neue Wege weist. Von kundiger Hand mit (zum Teil etwas breit geratenen) Zusätzen herausgegeben, stellt das Buch zuerst die Zusammenhänge des Menschen mit dem Tierreich fest; der zweite Teil schildert die Anfänge der Kultur; der dritte Teil legt die prähistorischen Klassen Europas klar. Jeder Abschnitt ist klassisch, zugleich ein Muster populärer Darstellungskunst. Die Klaatsche Erkenntnis, daß der Mensch primitiver ist als der Affe, womit vor 20 Jahren die in dem „Affenstammbaum“ des Menschen fest-gefahrene Darwinsche und Hückelsche Theorie revolutioniert wurde, tritt jetzt schon als fertig abgeschlossene Lehre vor den Leser. Die Klaatsche Kulturgeschichte ist die größte Reuentbedeutung, die uns dies nachgelassene Werk vermittelt.

Urgeschichte der Menschheit, Von Dr. Hoernes, 5. Aufl., besorgt von Prof. Dr. Friedrich Behn, Direktorial-Assistent am Röm.-Germ. Zentral-Museum zu Mainz und Privat-dozent an der Technischen Hochschule zu Darmstadt. (Sammlung Börschen Nr. 42.) Vereinigung wissenschaftl. Verleger Walter de Gruyter u. Co. Berlin B 10 und Leipzig. Preis M. 2.10, plus 100 Prozent Verlegerteuerungs-Zuschlag.

Nach dem Tode des Verfassers hat Behn den „kleinen“ Hoernes modernisiert, die Bronzezeit neu geschrieben, Siedlung, Haus-bau usw. und das deutsche Fundmaterial mehr herangezogen. Schade nur, daß Behn bei dieser Arbeit von dem neuen Klaatsch noch keine Kenntnis hatte, der inzwischen eine völlige Umgestaltung des urgeschichtlichen Forschungsgebietes gebracht hat.

Prof. Dr. Felix Haase, Die religiöse Psyche des russischen Volkes. „Osteuropa Institut in Breslau, Quellen und Studien fünfte Abteilung, Religionswissenschaft 2. Heft.“ Leipzig. 1921. B. G. Teubner. Geh. M. 24.—, geb. M. 30.—.

Um den Russen zu verstehen, muß man ihn in seinem Glauben aufsuchen, und hierzu muß man die Welt des Orients, das Fühlen des noch halb mittelalterlichen Ostens kennen. Haase verfügt über diese Voraussetzungen. Aus eigenem Studium Rußlands wie aus

etner umfassenden und geistvollen Ausschöpfung der russischen Literatur entwirft er ein Seelenbild des großen und noch jungen, mit unserer eigenen Zukunft schicksalsverbundenen Volkstums, das zum Erfreulichsten und Unentbehrlichsten von deutschen Werken über Rußland gehört.

Gerhard von Mutius, Osiatische Pilgerfahrt. Aus dem Tagebuch einer Reise nach China und Japan 1908/09. „Schriftenreihe der Preussischen Jahrbücher Nr. 2.“ Berlin. 1921. Verlag Georg Stilke. Brosch. M. 10.—.

Ein deutscher Diplomat, der schon vor Paplerling Ostasien als persönliches Erlebnis und als kulturphilosophische Erkenntnis in sich aufgenommen hat, veröffentlicht Aufzeichnungen, die in ihrer Kürze sowohl viel wie vieles sagen.

Friedrich Kleemann, Japan, wie es ist. Preis geb. M. 18.—. Verlag R. Voigtländer, Leipzig.

Nicht nur vor dem Kriege, sondern auch im letzten Jahre erschien ein Buch nach dem anderen, das sich in mannigfacher Weise mit dem fernen Osten, insbesondere Indien und Japan befaßte. Kleemann ist nun der Ansicht, daß Japan in Deutschland im allgemeinen überschätzt wurde. Er hat sich lange Zeit vor dem Kriege und während des Krieges in Japan aufgehalten und weiß daher ein Wort über japanische „Mitterlichkeit“ gegenüber den Kriegsgefangenen zu sagen. Er schildert Japan „wie es ist“, lobt den Japaner, wo und wie er es verdient, hält aber auch mit ungeschminktem Urteil nicht zurück, wo es ihm vonnöten scheint.

Fritz Braun, Prof. Die östlichen Grenzländer Norddeutschlands. Eine Landeskunde des Weichsellandes (Kongreßpolen), Bächerlei der Kultur und Geschichte, herausgegeben von Dr. Seb. Hausmann, Band 19. Bonn 1921. Kurt Schroeder. Brosch. M. 12.—.

Der Danziger Gelehrte vermittelt auf wenigen Seiten eine warme, anschauliche, umfassende Einfühlung in das Weichselgebiet, in Landschaft, Wirtschaft, Siedlung und die Kämpfe des deutschen und polnischen Volkstums.

Außerdem verzeichnen wir folgende Neuerscheinungen, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Prof. Dr. R. Dove, Allgemeine politische Geographie. Sammlung Götsche Bd. 800. Vereinig. wiss. Verleger. Walter de Gruyter u. Co. Berlin und Leipzig. 1920. M. 4.20.

Prof. Dr. Heinrich Winkler, Die altaiische Völker- und Sprachenwelt, Osteuropa-Institut in Breslau, Quellen und Studien, sechste Abteilung. Sprachwissenschaft. 1. Heft. Berlin. 1921. W. G. Teubner. M. 15.—.

Dr. Erich Döb, Das Klima Traktens als Grundlage der Wirtschaft. Osteuropa-Institut in Breslau, Vorträge und Aufsätze, vierte Abt. Geographie und Landeskunde. Heft 1. Leipzig. 1921. W. G. Teubner. M. 12.50.

Dr. Josef Reindl, Bayerische Landeskunde. Sammlung Götsche. Verlag Vereinigung wissenschaftl. Verleger Walter de Gruyter u. Co. Berlin und Leipzig. 1920. Preis M. 2.10, plus 100 Prozent.

Julius Kühn, Thüringer Skizzenbuch. 1. bis 3. Auflage. Koburg, C. Riemannsche Hofbuch. Geh. M. 6.50, geb. M. 10.—.

D. Pesterčetsky, Die Hungersnot in Sowjetrußland. Berlin. 1921. Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 1.—.

Dr. C. Rathjens, Die Juden in Abessinien. B. Gente. Wissenschaftlicher Verlag. Hamburg. 1921. M. 12.—.

Dr. Wilhelm Sievers, Geh. Hofrat der Geographie a. d. Univ. Gießen. Venezuela. Auslandswegweiser, herausgegeben vom Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archiv und dem Ibero-amerikanischen Institut 6. Bd. Hamburg. 1921. L. Friederichsen u. Co. M. 12.—.

Dr. H. Blumhagen, Geh. Reg.-Rat, Südafrika unter Einfluß von Südwestafrika. Auslandswegweiser, herausgegeben vom Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archiv und dem Ibero-amerikanischen Institut 7. Bd. Hamburg. 1921. L. Friederichsen u. Co. M. 22.—.
Der Merker

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin.

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Bürow 6610.
Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Neuer Bücherzettel

Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten

- Prof. Dr. J. Scheiner**, Der Bau des Bestalls. 5. Auflage. 21.—26. Tausend. Bearbeitet von Prof. Dr. P. Gutshmid. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 24. Band. Leipzig 1920, B. G. Teubner. Kart. M. 6.80, geb. M. 8.80.
- Georg Meuß**, Geschichte der neuen Zeit II. Europäische Geschichte im Zeitalter Karls V., Philipps II. und der Elisabeth. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 523. Band. Leipzig 1921, B. G. Teubner.
- Dr. Rich. Lehmann**, Dr. jur. h. c., Geographische Beobachtungen, Hilfsmittelfennis, Etorderliche Fertigkeiten usw. Wissenschaft und Bildung Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 2. Band. Leipzig 1921, Quelle u. Meyer. Geb. M. 10.—.
- Die frohe Botschaft nach Markus**, Die frohe Botschaft nach Markus, nach Matthäus, nach Lukas, nach Johannes. Aus der griechischen Urschrift übertragen von Roman Boerner. München 1922, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Ostarr. Reich. Verlegt. M. 14.—, Pappband M. 18.—.
- Prof. Ernst W. Koloff**, Im Lande der Bibel. Berlin 1922, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh. M. 26.—, geb. M. 38.—.
- Dr. med. Gustav Deber**, Die Sicherung unserer Volksernährung. Ein Wacruf. Leipzig 1921, Verlag der neue Geist (Dr. Peter Reinhold).
- J. H. Hobson**, Wiedergutmachung und Wirtschaft, Abesekt von Otto Eccius. Tübingen 1921, J. C. B. Mohr (Paul Siebed).
- Felix Wifried Freitag**, Der Wiederaufbau der menschlichen Gesellschaft auf der Grundlage einer geistlich-rituellen Wiedergeburt. Eine kritische Untersuchung der Beziehungen zwischen Naturphilosophie, Metaphysik und Gesellschaftsordnung zur Feststellung der Beziehungen zwischen Einzelneinlich und Gesellschaft. Gfurt 1921, Steigerverlag.
- Dr. Hans Heymann**, Die Welt-Aredit- und Finanzreform. Ein Wacruf zum Solidarismus. Berlin 1921, Ernst Rowohlt. M. 20.—.
- Friedrich Julius Sautter**, Deutsche Pfalmen. Detmold, Verlag der Meyerschen Buchhandlung (Wag Staerde).
- Dr. Eduard Rosenbaum**, Die Bedrohung der deutschen Wirtschaftshohheit durch den Frieden von Versailles. Die Friedenslist. Die Probleme des Friedensvertrages in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von der deutschen Liga für Vd.ferbund. III. Berlin 1920, Hans Robert Engelmann.
- Friedrich Schleiermacher**, Vaterländische Predigten. Eine Auswahl. I. Kampf und Niederlage. Berlin 1919, Staatspolitischer Verlag. M. 8.—.
- Friedrich Schleiermacher**, Vaterländische Predigten. Eine Auswahl. II. Neubaun und Erhebung. Berlin 1921, Staatspolitischer Verlag. M. 8.50.
- W. B. Woodbridge**, Das Etwas. Berichtet von W. B. Woodbridge. 1.—5. Tausend. Leipzig 1922, Georg Meiseburger.
- Friedrich Geiser**, Das Geheimnis des Gebets. Predigt, gehalten beim akademischen Gottesdienst in der Universität Uplala am 29. September 1919. Zweite Auflage. München 1921, Chr. Kaiser. M. 2.50.
- Dr. Maria Werth**, Die Madonnenverehrung. Eine religionspsychologische Studie. München 1921, Chr. Kaiser. M. 4.—.
- Dr. B. Hahn und A. v. Eickenfeld-Losk**, Regelung des Handels und Verkehrs in Rußland. Gelege und Verträge der Sowjetregierung. Herausgegeben vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel. Jena 1921, Gustav Fischer. M. 40.—.
- Barons**, Aufbau und Wiedergutmachung. Berlin EB. 68, 1921, Verlag für Soziale Wissenschaft.
- Alfred Hildebrandt**, Aus Brahmanas und Upanisaden Gedanken altindischer Philosophen. Religiöse Stimmen aller Völker. Herausgegeben von Walter Otto. Die Reli ion des alten Indien I. Jena 1921, Eugen Diederichs Verlag. Brosch. M. 25.—, geb. M. 38.—.
- Dr. Ernst Loehmer**, Soziale Fragen im Urchristentum. Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Band 172. Leipzig 1921, Quelle u. Meyer. M. 9.—.
- Jacob Rünzler**, Im Lande des Altes und der Kränen. Erlebnis in Mesopotamien während des Weltkrieges. Potsdam 1921, Tempel-Verlag M. 15.—.
- Dr. phil. Albrecht Thausing**, Das Klavierübungs-system der Schule Thausing. Die Voraussetzungen und Mittel der Beherrschung des Instrumentes. Hamburg 30, 1919, Neuland Verlag.
- Berner Mahrtols und Hans Kaefer**, Neuer Humanismus. Aufsätze und Reden an die deutsche Jugend. Berlin 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H.
- Dr. Alois Kläcker**, Der erste preussische Landtag. Ein Handbuch über die preussischen Landtagswahlen und den Landtag. Mit einem Anhang über den Staatsrat, die Provinziallandtage, Gemeindevertretungen, den Reichstag, das Staats- und Reichsministerium, die Parteiorganisationen. Berlin 1921, Herausgegeben vom Landessekretariat der preussischen Zentrumspartei.
- Johannes Hoffmann**, Schule und Lehrer in der Reichsverfassung. Ein Kommentar. Stuttgart 1921, J. C. B. Metz Nachf. M. 10.—.
- Sinke Post**, Der deutsche Mastenball. Berlin 1921, E. Fischer. Verlag.
- D. Seeberg**, Dem unbekannt gefallenen Krieger, gewidmet von D. Seeberg. Dortmund 1921, Fr. Wlly. Ruhfus.
- Gemi Meyer**, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Langensalza 1921, Wendt u. Krauwell.
- Mag Naumann**, Vom mosaischen und nichtmosaischen Juden. Der nationaldeutsche Jude in der deutschen Umwelt. Beiträge zur Klärung der deutschen Judenfrage. Erstes Sonderheft. Berlin W. 8, 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H.
- Mag Naumann**, Von Zionistischen und Jüdisch-nationalen. Der nationaldeutsche Jude in der deutschen Umwelt. Beiträge zur Klärung der deutschen Judenfrage. Zweites Sonderheft. Berlin 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H.
- Carl Ehrenstein**, Bitte um Liebe. Berlin 1921, Ernst Rowohlt.
- Prof. Dr. Georg Hamel**, Grundbegriffe der Mechanik. Mit 38 Figuren im Text. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Band 634. Wecham I. Leipzig 1921, B. G. Teubner. Kart. M. 6.80, geb. M. 8.50.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 21. Januar 1922

Nummer 3

Poincarismus

Von Fritz Kern

Vor Monaten wurde in diesen Blättern die Befürchtung geäußert, daß der voraussichtliche Nachfolger Briands, Poincaré, uns weniger durch Brutalität als durch geschicktere Behandlung Englands zu schaffen machen dürfte. Der ist kein Politiker, der nicht wandlungsfähig bliebe. Wie seinerzeit der liberale Lloyd George 1918 dem Präsidenten Poincaré über den Kopf des weicheeren Ministers Briand hinweg das „Knock out“ gegen Deutschland schenkte, so kann und wird heute dem nicht mehr berserkerhaften Lloyd George zuliebe aus dem eisenfressenden Senator Poincaré ein Ministerpräsident werden, der die europäische Solidarität im Munde führt, um uns desto sicherer zu vernichten.

Poincarés Ehrgeiz ist die Erneuerung der britisch-französischen Entente.

Bündnisse werden geschlossen mit Freunden zur gemeinsamen Verfolgung gleichlaufender Belange oder aber mit Gegnern zur friedlichen Austragung der bestehenden Gegensätze. England schließt Bündnisse im allgemeinen mit seinen Gegnern, mit seinen Freunden „nur“ Ententen. Poincaré wäre eine neue Entente lieber als ein formelles Bündnis. Er hat jedenfalls den in England ausgearbeiteten Bündnisvertrag, der gewisse Ähnlichkeiten aufweist mit dem Vertrag, den Halbane 1912 Deutschland anbot, abgelehnt. Er hat erklärt, öfter und länger, intimer und geduldiger mit Lloyd George zusammen kommen zu wollen als Briand. Natürlich solange Lloyd George noch Versuche unternimmt, Frankreich im Obersten Rat zu majorisieren oder gar auf internationalen Konferenzen zu isolieren, solange will Poincaré heides meiden. In Boulogne oder in Lypnne, dort, wo die beiden Kriegsgötter der Entente sich so oft in kritischen Augenblicken, bei deutschen Siegen, wechselseitig in die mehr oder weniger große Seele geblickt haben, dort will der Lothringer dem Walliser unter der Tarnkappe des Geheimnisses begegnen, bis er Loyds heutige Phraseologie und umgekehrt dieser Poincarés Deutschenhaß so weit sich gegenseitig zu eigen gemacht haben, daß

wieder öffentliche Zusammenkünfte ersprießlich werden, nachdem aus dem Meeting der Kriegsgesellen die neue Entente geboren sein wird.

Poincarés Ziel in dem neuesten Abschnitt seiner ehrgeiz-verzehrten Laufbahn ist: Den Krieg gegen Deutschland unter den zeitgemäßen Formen des angelsächsischen Pazifismus fortzusetzen und dadurch die Isolierung Frankreichs zu verhüten, ohne das Wachstum der französischen Festslandsvormacht zu verzögern.

Es ist dies ein Kunststück. Aber wenn sein Vetter Henri „neue Methoden der himmlischen Mechanik“ gefunden hat, so handelt es sich bei Raymond doch immerhin nur um neue Methoden politischer Mechanik. Den Poincarés ist manches möglich, auch wenn im Grunde persönlich niemand sie leiden mag. Raymond machte sich dem französischen Philister durch lauteste Verkündigung von dessen dumpfen Antiboche-Gefühlen unentbehrlich; gerade darum darf er es wagen, die Generalspolitik gegen Deutschland einer mehr machiavellistischen Methode zu opfern. Ebenso ist er als schroffster Nationalist am geeignetsten, die neue Freundschaft über den Kanal zu schließen. „Tritt dem Engländer feste auf die Hüfneraugen, dann wird er bestimmt akfordieren.“ Diese von Devalera und Harding soeben neu erprobte alte Weisheitsregel befolgt auch Poincaré.

Nichts wird er peinlicher vermeiden, als den von ihm so lange und wild geforderten Einmarsch ins Ruhrgebiet. Für den Verzicht darauf aber wird er von Lloyd George die viel gefährlicheren Methoden der Finanz-, Steuer-, Wirtschaftsaufsicht über Deutschland verlangen. Ein verstärktes Kontrollsystem, eine schlaue Ottomanisierung unseres Landes, eine pfiffige Verdoppelung der Stride, die uns umschnüren, das ist das Ziel des Expräsidenten.

Bekanntlich haben nach Poincarés These die Besetzungsfrieten im Rheinland noch nicht zu laufen begonnen, während England das nördliche Drittel mit Köln schon spätestens im Januar 1925 zu räumen beabsichtigt. Diese These des Poincarismus ist nur dazu da, um gegen realere Schädigungen unseres Landes umgetauscht zu werden. Die vorzeitige Räumung des Rheinlandes, so erwünscht sie uns sein würde, wird zum Verhängnis, wenn Poincaré sie uns und den Briten als Scheingewinn gibt.

Der Soldatenstiefel im Rheinland stampft keine französischen Sympathien, sondern nur bewußteres Deutschtum aus dem Boden der Schießplätze und bildet die letzte, so wichtige Schicksalsgemeinschaft zwischen Mainz und Trier einerseits, Saarbrücken und Straßburg andererseits. Maschinengewehre auf Paraden tun uns, solange wir doch selbst keine haben dürfen, weniger weh als die unsichtbaren Schröpfköpfe der finanziellen Schuldnechtenschaft. Wenn wir schon zahlen müssen, so zahlen wir am vorteilhaftesten für eine Besatzungsarmee. Die von uns angekauften Franken und Dollars fließen hier auf dem vespasianischen „Non olet“-Weg über Soldatenkneipen und Straßenmädchen wenigstens in die Papiermarkzirkulation zurück. Die Stunde der Befreiung kann dem deutschen Rhein nicht fehlen; möge sie lieber später und rein, als etwas früher und auf Poincarésche Manier schlagen! Der ehrliebende Rheinländer betrachtet und be-

handelt die Hagenbevölker am Rhein als von uns bezahlte, taktlose militärische Hungerleiber; er lernt im leidigen Umgang mit diesen Tagelöhnern Würde und kann davon vielleicht an das hierin stärker bedürftige unbesetzte Deutschland abgeben.

Man kann in Cannes und Genua, man kann an der ganzen Riviera diponente e levante in jedem Kurssaal Diplomaten und Journalisten der ganzen Welt zusammenrufen, man kann Formeln finden, die uns Deutsche nicht mehr en canaille behandeln, Wiederaufbauungen Europas und sämtlicher anderer Erdteile, Abrüstungen und neue Völkerbünde beschließen, soviel man will; man mag einer dankbaren Reichsregierung scheinbare Erleichterungen zubiktieren, Moratorien dekretieren, alle vierzehn Tage ein neues: Europa wird doch unruhig träumen, solange auf Lloyd Georges Schlaf der Entente-Incubus mit der frostig lächelnden Gesichtsmaske Poincarés kaut. Der napoleonische Hegemoniegedanke hat seinen Bodhisattva gefunden; im Kreislauf der ministeriellen Geburten soll dieser unerfreuliche Erlöser des französischen Nationalismus den Bund mit dem englischen Nationalismus gegen die englische Balance of power-Idee zu knüpfen versuchen.



Die Raben

Nach einer alten Sage

Als zwei Raben sich im Nebel
Schlugen, rührte Gott des einen
Leben an. Er starb erwürgt.

Trauer faßte da den andern,
Und er flatterte im Nebel
Durch ein Angstmeer ohne Festen.

Er erklog das Licht der Höhe,
Wollte es dem Toten holen,
Um sein Auge zu erhellen.

Doch die Helle, die den Flügel
Alle Tage ihm ermüdet,
War nicht kostbar und nicht heilsam.

Und er flatterte zur Erde,
Um im Staube Licht zu suchen,
Es dem Bruder einzublafen.

Zweifel schwächte nicht den Helden,
Und gewiß, das Licht zu finden,
Glaubte er es schon gefunden,

Sah es schon im toten Bruder,
Und er sorgte nur um Speise,
Die zuerst ihn legen sollte.

Einen Kornhalm brach sein Schnabel,
Gläubig trug er ihn zum Toten,
Legte ihn in seine Fänge.

Und die Fänge griffen. Neuer
Anhauch schüttelte die Federn.
Der Erwachte nahm den Kornhalm.

Gespräch mit dem Kronprinzen

Von Heinrich Petermeijer, Amsterdam

Während meines letzten Aufenthalts in meiner Heimat wurde mir die Gelegenheit geboten, mich mit dem ehemaligen Kronprinzen zu unterhalten.

Ich hielt es für richtig, als Neutraler und Journalist, in objektiver Form, meine Eindrücke zu sammeln und erhielt vom Kronprinzen die Genehmigung, beiliegenden Artikel auch in Deutschland zu veröffentlichen.

Von dem schlichten, nur mit wenigen Bildern (besonders von der Kaiserin) geschmückten Wohnzimmer des Kronprinzen hinaus schaute ich in die Ferne und versuchte, mich in die Situation eines gebildeten Menschen hineinzudenken, der hier bald drei Jahre seines Lebens verbracht hat.

Der Kronprinz tritt ein und sagt nach den beiderseitigen einleitenden Sätzen:

„Können Sie mir Länder nennen, von denen noch nicht behauptet worden ist, daß ich dort Einzug halten werde?“

Ich verzichte auf dieses allzu warme Interesse, und Sie können mitteilen, daß ich aus pekuniären Gründen bis auf weiteres hier wohnen bleibe. Natürlich wäre es mir angenehmer, auf dem Festlande zu wohnen, aber Sie kennen den fatalen deutschen Valutastand und die holländische Wohnungsnot.

Aus denselben pekuniären Gründen besucht meine Frau mich mit den Jungens nur einmal im Jahre. Wir korrespondieren regelmäßig. Zweimal im Monat schreiben wir uns, und meine Jungens bekommen alle einmal im Monat einen Zettel.

Meine Frau verwaltet die Wirtschaft, und sie tut das mit großer Hingebung. Vielleicht werden Sie einmal Gelegenheit haben, sich persönlich davon zu überzeugen. Übrigens wird sie von der Erziehung der Kinder vollkommen beschlagnahmt, denn die Umstände fordern, daß alle später selbst ihr Brot verdienen.

Mein ältester Sohn hat mir schon ein paar Mal geschrieben, daß ich endlich doch mal herüberkommen sollte, um selber die Wirtschaft in die Hand zu nehmen.

Ich werde aber solange in Holland bleiben, bis ich die feste Überzeugung erlangt habe, daß meine Rückkehr keine Beunruhigung in

Deutschland mehr verursachen wird. Ich habe bis jetzt noch keinen Menschen getroffen, der mir zu sagen wußte, wann ich als Privatmann in meiner Heimat werde leben können, um mich der Erziehung meiner Kinder zu widmen.“

Nach einer kurzen Pause sagte der Kronprinz:

„Natürlich wird jeder Mensch von seiner nächsten Umgebung beeinflusst. Ich halte das auch für richtig. Besonders hier auf Wieringen ist mir das klar geworden. Wie manche wertvolle Stunde habe ich bei den unbestechlichen Inselbewohnern verlebt, und wie klar ist mir dabei der Gedankengang des Volkes geworden. Das Schicksal hat mich in allernächsten Kontakt mit dem Volke gebracht, und ich habe das geistige Gleichgewicht dabei erhalten.“

„Wann wird Deutschland aber wirklich einen Kaiser wieder in seiner Mitte sehen?“

Langsam antwortet darauf der Kronprinz:

„In seiner Mitte haben?. Meinetwegen schon morgen. Warum sollten wir nicht in unserer Heimat geduldet werden? Sie meinten aber wohl: wann wird das Deutsche Reich wieder ein Kaisertum sein? Darüber ließe sich lange reden — aber ohne Zweck. Ich habe ja nicht darüber zu entscheiden.“

Glauben Sie mir, für unser schwer heimgesuchtes Land gibt es jetzt wichtigere Probleme als die Regierungsform.“

Der Major, der Adjutant des Kronprinzen, unterbricht:

„Vorläufig schmiedet der Kronprinz Hufeisen. Auch davon wurde in der Presse eine falsche Vorstellung gegeben. Wenn dann und wann ein Hufeisen verkauft wird, dann wird der Erlös dem Bürgermeister von Wieringen für die Armen und Bedürftigen der Insel ausgehändigt.“

Der Kronprinz verabschiedet sich:

„Ich beneide Sie aufrichtig, daß Sie jetzt Wieringen verlassen können, um wieder nach Deutschland zurückzukehren!“

Amsterdam-Berlin, September 1921.

Lassalle und Bismarck

die Väter des Reichstagswahlrechts

Von Hermann Onden*)

Es war vieles, was sie persönlich einander rasch verstehen ließ, und nicht wenig, was sie, einmal auf dem Wege, auch sachlich bald einander näher brachte: es gab sehr wesentliche Fragen, über die sie sich leichter verständigen konnten, als es mit jedem andern preussischen Politiker möglich gewesen wäre. Das war noch das wenigste, daß sie in der Einschätzung ihrer gemeinsamen politischen Gegner übereinkamen. In Bismarcks vertraulichen Briefen findet man über die öffentliche Meinung und das unpolitische Philisterium der Deutschen, über ihren rechtshaberischen Individualismus und kleinstaatlichen Besonderungstrieb, über den Mangel an politischer Zeugungskraft bei den deutschen Liberalen manche Wendungen, die mit Lassalles höhnerischen Diatriben in seinen Reden und in seinem „Vasiat-Schulze“ innig verwandt sind: so reagieren Herrennaturen gegen diese ganze Geisteswelt und Gemütsverfassung des bürgerlichen Liberalismus. Aber auch die positiven nächsten Absichten des Lassalleschen Programms fanden bei Bismarck Widerhall oder gar Zustimmung. Dieser Sozialist, der den Staat anrief, schien ihm nichts Unmögliches zu verlangen. Hatte der Minister doch schon im Juni 1863, vermutlich unter dem Eindruck der beginnenden Arbeiteragitation, einer Kommission zur Prüfung der Arbeiterfrage, die er amtlich einberief, auch die Frage vorlegen lassen, „ob der Staat in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber nicht mit der Regelung der Arbeiterverhältnisse zum Vorbild für die übrigen Fabrikbesitzer vorangehen könne“. Selbst mit den Produktivgenossenschaften im Staatskredit war er bereit, wenigstens einen Versuch zu machen, und als sich nach einigen Monaten eine Gelegenheit bieten sollte, griff er mit ungewöhnlicher Energie durch. Denn er hatte nicht nur im Schoße des Staatsministeriums nachdrücklich die Pflicht und die Fähigkeit des Staates zu betonen, den Bedürftigsten seiner Angehörigen die helfende Hand zu leihen; er stieß auch auf den Widerstand der in anderen Anschauungen aufgewachsenen lokalen Organe, die „den parteilosen Standpunkt, von welchem allein diese schwierige Angelegenheit richtig aufgefaßt und dem staatlichen Gesamtinteresse entsprechend behandelt werden kann, nicht einnahmen, sondern sich ausschließlich mit den Interessen und Einflüssen der Arbeitgeber identifizierten“; und als er im Jahre darauf im Abgeordnetenhaus wegen dieses Eingreifens in die Produktionsverhältnisse angegriffen wurde, verteidigte er sich wohl mit den Worten des jungen Friedrich des Großen: „Quand je serai roi, je serai un vrai roi des gueux.“ Mag bei diesem Vorgehen Bismarcks auch noch so viel taktische Berechnung mitspielen, die Grundstimmung, auf die Lassalle stieß, stand der seinigen jedenfalls näher als die der Manchestermänner oder die von Schulze-Deleitzsch. Noch bedingungsloser konnte man über das Ziel des allgemeinen Wahlrechts übereinkommen, wengleich die Motive auf beiden Seiten ganz verschieden lagen und auch die Art der Durchführung verschieden angesehen wurde. Bismarck wollte es im Rahmen einer Nationalpolitik, zur Überwindung aller partikularistischen Widerstände, und er rechnete den Liberalen gegenüber auf

*) Wir entnehmen diese Probe mit Einwilligung des Verlags dem soeben von Erich Marcks und R. Alex. von Müller (Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt) herausgegebenen zweibändigen Sammelwerk „Meister der Politik“, in welchem eine Reihe unserer besten Historiker sich zur biographisch-universal-geschichtlichen Darstellung großer Staatsmänner von Perikles bis auf unsere Zeit, für das gebildete deutsche Publikum, zusammengestellt haben.

die königstreuen ländlichen Massen, die noch sicher zu leiten waren. Lassalle dagegen wollte es im Rahmen seiner demokratischen Politik, die die Arbeiter von der Führung der Liberalen emanzipieren und politisch auf eigene Füße stellen sollte; er rechnete auf die Massen der Zukunft, die mit diesem Wahlrecht den Staat erobern sollten. Dazu kam, daß Bismarck, obgleich auch der preußische Konflikt ihn zur Anwendung dieses Mittels nötigen konnte, es doch zur Lösung der deutschen Frage im ganzen sich vorbehalten und für die Stunde aufsparen wollte, wo er den nationalen Entscheidungskampf entfesselte. Lassalle aber wollte es sofort und zunächst auf Preußen angewandt wissen, und zwar vermöge einer königlichen Oktroyierung, die er sich als eine loyale Zurücknahme der nach seiner demokratischen Auffassung illegalen Oktroyierung der Verfassung vom 5. Dezember 1848 und des Dreiklassenwahlrechts auslegte: indem der Konflikt dadurch mit einem Schlage beseitigt wurde, sollte gleichsam in Berlin das Banner des nationalen Parlaments aufgesteckt und ein Weg beschritten werden, der in den italienischen Ereignissen seine verlockende Parallele fand.

Die Politik Lassalles lief darauf hinaus, Bismarck möglichst rasch zu einem Entschlusse voranzubringen, den er selber dann in seiner Arbeiteragitation als seinen Erfolg ausspielen konnte. Wir sehen aus seinen Briefen, wie er um Mitte Januar 1864, wo die Intimität ihrer Besprechungen anscheinend ihren Höhepunkt erreichte, den Minister mit seinen „Zauberrezepten“ vollends zu überzeugen sucht und die „entscheidenden Beschlüsse“ schon wegen der äußeren drängenden Ereignisse unmittelbar vor der Tür sieht. Aber in eben diesen Tagen waren es gerade die äußeren Ereignisse, der Ausbruch des Krieges mit Dänemark, die Bismarck veranlaßten, die andere Karte zunächst noch in der Hinterhand zu behalten; wohl rief auch er in den nächsten Tagen einmal, ganz im Lassalleschen Sinne, den bürgerlichen Liberalen des Abgeordnetenhauses zu, ihr Verhalten beweise ihm, „wie sie dem eigentlichen Volke fernstehen“, aber gerade der Krieg, den er an der Seite Oesterreichs durchkämpfen mußte, ließ ihn die Oktroyierung zunächst hinauschieben. Zwar suchte Lassalle auch von der Öffentlichkeit her zu drängen; in dem um Mitte Februar erscheinenden *Wasiat-Schulze* hieß es zum Schlusse pathetisch: „Schon zuckt in den Höhen der Bliz des direkten und allgemeinen Wahlrechts“, und als er am 12. März 1864 wegen Hochverrats vor Gericht stand — denn was er im geheimen mit dem Minister als Ziel der Zukunft besprach, wurde ihm in staatsanwaltlicher Auslegung als Hochverrat angerechnet, wenn er es öffentlich andeutete —, wagte er sogar die letzte Prophezeiung: „Ich will nicht nur die Verfassung stürzen, sondern es vergeht vielleicht nicht mehr als ein Jahr, so habe ich sie gestürzt. Die starken Spiele können gespielt werden, Karten auf den Tisch. Und so verkünde ich Ihnen denn an diesem feierlichen Orte, es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen — und Herr von Bismarck hat die Rolle Robert Peels gespielt und das allgemeine und direkte Wahlrecht ist oktroyiert.“

Politische Kriegserfahrung

Von Florian Geyer

I.

Die militärische Kriegserfahrung des Weltkrieges kann für Deutschland nicht fruchtbar werden. (Die anderen sichern inzwischen das Zeitalter des Völkerfriedens, in dem wir jetzt leben, durch erfreuliche Vervollkommnung der 1918 noch recht primitiven Kriegsmaschinen.) Für Deutschland bleibt als Möglichkeit und Pflicht nur der Ausbau der politischen Kriegserfahrung.

II.

Nicht der parteipolitischen Kriegserfahrung. Parteipolitik behauptet heute noch, von den Deutschnationalen bis zu den Kommunisten: „Unsere Anschauungen sind es, die der Krieg vollinhaltlich bestätigt hat.“ Im stillen Kämmerlein, im engen Kreise allerdings lächeln die Auguren. Tatsache: Jede Partei mußte, mußte umlernen. Umlernen im Sinn der staatspolitischen Kriegserfahrung.

III.

Krieg ist nach Clausewitz-Ludendorff „die äußere Politik mit anderen Mitteln“; erste politische Kriegserfahrung: Krieg ist nicht bloß Machtprobe der Heere, sondern Machtprobe der Völker.

IV.

Den bürgerlichen Massen, die nur die militärische Seite des Krieges sahen (oder sehen durften?), ist der Zusammenbruch nach vier Jahren Sieg heute noch ein Rätsel. Machtprobe der Heere: Der wachsenden Obermacht des feindlichen Anpralls hat das Heer bis zum letzten Augenblick, wenn auch wankend, standgehalten. Aber — Machtprobe der Völker —: Die deutsche Heimat hat zwar bis an den Tod gehungert und flaglos ihre Söhne geopfert, aber sie, nicht das Heer, traf der Stoß, der Deutschland schließlich zu Fall brachte. Der Krieg ist nicht mit rein militärischen Mitteln geführt, nicht durch rein militärische Mittel entschieden worden, sondern durch die Wirtschaftsübermacht und die Propaganda der Entente.

V.

Der Sieger des Weltkrieges ist nicht Marshall Foch, sondern die New Yorker Börse. Zweite staatspolitische Kriegserfahrung: Die Wirtschaft ist das Schicksal. Die „Friedensberatung“ bestätigt diesen Satz täglich. Außenpolitisch heißt es heute: Keynes oder Poincaré? Innenpolitisch fordert er: Nach Zerschlagung der militärischen und politischen Macht ist das deutsche Schicksal mit wirtschaftlichen Mitteln neu zu gestalten. Der vernachlässigte nationale Machtfaktor der Wirtschaft ist durch die Arbeitsgemeinschaft der Arbeiter und Unternehmer zu höchstmöglicher politischer Wirkung zu bringen. Der Kaufmann, der einst schwerer Reserveoffizier werden konnte als mancher andere Einjährige, hat heute die führende Stellung in Deutschland.

VI.

Aus der wirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaft hat die politische zu erstehen: Große Koalition. Kapitalisten wie Proletarier müssen loskommen vom Geißel des Sozialistengesetzes. Dritte staatspolitische Kriegserfahrung: „National“ darf nicht nur leeres Wort, sondern muß materieller Inhalt sein. Nationalisierung der

Sozialisten ist nur möglich durch soziale Ausgestaltung des nationalen Gedankens. Deren erste Stufe, eine Kriegsnotwendigkeit, hätte sein müssen die rechtzeitige Gewährung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen. Wie Freiherr von Stein vor 1813 den Bauern und den Bürger durch seine Agrarreform und seine Städteordnung an den preußischen Staat fesselte, so mußte und muß der Arbeiter an das Reich gebunden werden.

VII.

Der andere Sieger des Weltkrieges ist Northcliffe. Vierte politische Kriegserfahrung: Die ungeheure Bedeutung der Presse. Propaganda? Kein Mensch war in Deutschland darauf vorbereitet. Die Versuche, sie während des Krieges durch Dilettanten — Abgeordnete und Offiziere — zu improvisieren, waren im In- und Ausland kindlich. Der Pressemann galt und gilt teilweise noch heute als lästiger und indiskreter Neugieriger. Seine Stellung in Deutschland reicht bei weitem nicht an die seines ausländischen Kollegen. In rastloser täglicher Arbeit ist die unpolitische Nation zu politisieren, in rastloser Arbeit sind im Ausland die Lügen der Feindpropaganda wegzuräumen, die Deutschland nach dem Wort eines Schweizer sieben Jahre lang zum „Spucknapf der Welt“ gemacht hat.

VIII.

Dazu positive Propaganda: Weimar und Bayreuth, Kant und Einstein: Geschenke Deutschlands an die Welt. Der Weg zu Deutschlands Rettung vom Sklaventod führt euch über die literarischen Salons in London und Paris. Unsinn ist die Konstruktion des Gegensatzes Potsdam—Weimar, des Gegensatzes zwischen Geist und Gewalt (Bismarck-Treitschke gegen Goethe). Aber hoch! Fünfte Kriegserfahrung: der Geist als politische Macht. Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Gemeinsam ist der zerrissenen Nation noch der geistige Kulturbefiz. Aufgabe ist, die Massen durch Bühnereien, Volkshochschulen, Aufbauschulen mehr als bisher an ihn heranzuführen, Hochbegabten geistige Führerstellung zu erzwingen. Gemeinsam ist dem sich selbst zerfleischenden Europa noch der abendländische Geist, an dem alle Nationen und doch wohl auch das Volk Goethes mitgebaut haben.

IX.

Der deutsche Geist aber muß sterben, wenn Versailles in Kraft bleibt. Die Not der Wissenschaft beweist es. Deutschland muß sterben, wenn Versailles in Kraft bleibt. Ein einziger Gedanke hat 60 Millionen Deutsche Tag und Nacht zu peitschen: Los von Versailles! Versailles ist Deutschlands Rechtfertigung: Durch Versailles ist erwiesen, daß der Krieg ein gerechter Verteidigungskrieg war. Sogar „Hasardspiel“ ist gegen solchen Mordversuch entschuldigt. Versailles ist aber auch die Geburtsstunde des deutschen Nationalgefühls. Dies ist die größte staatspolitische Kriegserfahrung: Das Schicksal deiner Nation ist dein Schicksal!

X.

„Deutschland ist ein guet Land, hat Brots und Weins genug — aber der Zwietracht ist kein Ende . . .“ So Hauptmanns Florian Geyer. Das Land der Vereine hat auch heut noch nicht den Verein der Deutschen, die Nation, sich innerlich zu eigen gemacht. Solche Politiker und ein solches Volk sollten wir haben, deren einziger Wahlpruch bei jedem politischen Schwertstoß der Ruf des Florian Geyer wäre: „Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!“

Eine neue deutsche Währung?

Von Regierungsrat Dr. Rudolf Dalberg

Bemerkung der Schriftleitung: In folgendem geben wir einem der vielen Vorschage Raum, die zur Behebung der Valutaschwierigkeiten seit einiger Zeit gemacht werden. Der Vorschlag Dr. Dalbergs zeichnet sich zweifellos durch Klarheit und Sachkenntnis von den meisten andern aus, obwohl wir auch hier die Bedenken des schwedischen National- onomens Cassel gegen alle derartigen Reformen und Pläne nicht unterdrücken können.

Zweifellos ist die Papiermark wegen ihrer täglich sehr erheblichen Schwankungen kein brauchbarer Wertmastab für unseren Außenhandel mehr. Kein Wunder, daß sich infolgedessen auf den verschiedenen Wirtschaftis- und Rechtsgebieten eine Tendenz zur Abkehr von der Papiermark zeigt. Es ist aber auch ferner klar, daß es nicht gelingen wird, die Wahrungszerruttung von innen her zum Beispiel durch eine Steuerpolitik zu beheben. Der hauptsächlichste Grund dafür ist der, daß unser Wahrungselend in der Hauptsache gar nicht innerwirtschaftliche Ursachen hat, vielmehr eine Folge der Reparationspolitik der Entente Deutschland gegenüber ist. Damit soll nicht die Bedeutung der Inflation durch die Rotenpresse und den ungedeckten Reichschat unterschätzt werden, sondern nur die primäre Bedeutung der ungeheuerlichen Devisenanforderungen der Entente ins rechte Licht gesetzt werden. Eine Stabilisierung der Valuta muß also vor allen Dingen von einer internationalen Finanzregelung vorbereitet werden.

Solange diese Stabilisierung aber nicht durchgeführt ist, muß die deutsche Wirtschaftspolitik wenigstens versuchen, die aus der Valutaschwankung sich ergebenden Schäden nach Möglichkeit zu vermeiden. Der deutsche Außenhandel ist auf der ganzen Linie bereits zur Fakturierung in ausländische Währung übergegangen. Aber gerade dies oder vielmehr die Fülle der diese Frage regelnden Einzelvorschriften der Industrieverbände bedeutet eine ungeheuerliche Erschwerung für den großen Exporthandel. Es ist also nötig, einheitlich diese ganze Frage zu lösen. Das ist natürlich nur möglich in der Festhaltung des erwähnten Grundgedankens, der sich in der Fakturierung der ausländischen Währung schon bisher durchgesetzt hat. Man muß also nur einen kleinen Schritt auf dem einmal eingeschlagenen Wege weitergehen und eine neue deutsche Rechnungseinheit einführen, d. h. eine stabile Gelbeinheit, mit welcher der Außenhandel rechnen kann und auch zu rechnen hat. Dieser Vorschlag bedingt nicht eine neue Notenbank, denn

es handelt sich ja nur um eine ideale Rechnungseinheit, bei welcher eine Effektivzahlung in einer der bestehenden Währungen zum Tageskurs zunächst noch zu erfolgen hat.

An welche bestehende Währung soll sich diese neue Rechnung anlehnen? Der Anschluß an die Goldmark wäre gleichbedeutend mit dem Anschluß an den Dollar, und damit an die amerikanische Währung. Da aber für den deutschen Außenhandel die englische Währung wichtiger scheint, ist es wohl zweckmäßiger, den Schilling zugrunde zu legen. Das könnte geschehen, indem man eine Bankomark (um die Bezeichnung Schilling, die zu Verwechslungen Anlaß geben könnte, zu vermeiden) einführt, die also gleich mit Schilling wäre. Eine Notenausgabe kommt für diese Währung natürlich nicht in Frage, und so kann auch der durch die Reparationspflichten an die Notenpresse vorläufig gebundene Staat diese neue Wertseinheit nicht beeinträchtigen.

Daraus wird sich zweifellos allmählich eine gangbare Währung für den Außenhandel entwickeln, mit welcher bei rein buch- und wechselmaiger Verrechnung deutsche Waren im großen gekauft werden könnten. Der argentinische Goldpeso ist ganz ähnlich international gangbares Zahlungsmittel, ohne daß in Argentinien auf Goldpeso lautende Noten oder Münzen zirkulieren. Es würde sich danach für Deutschland eine Doppelwahrung ergeben: die Papiermark für den Innenverkehr, die Bankomark für den Auenverkehr, wobei für die an den Auenverkehr unmittelbar anschließenden Geschäfte bis zu gewissen Graden auch die Bankomark zugelassen wäre. Für die eigentliche innere Zirkulation muß natürlich die Papiermark bestehen bleiben*).

*) Die näheren Einzelheiten dieses Planes werden in der demnächst bei Reimar Hobbing erscheinenden Schrift: Dalberg: „Bankomark im Außenhandel?“ auseinandergelegt werden.

Schatzmeister

Ach, Herr, in deinen weiten Staaten
An wen ist der Besitz geraten?
Wohin man kommt, da hält ein neuer Haus,
Und unabhängig will er leben, . . .
Die Goldespforten sind verrammelt,
Ein jeder kragt und scharrt und sammelt,
Und uns're Raffen bleiben leer.

(Faust 2. Teil)

Tirolische Politik

Von Fischer von Potuzyn

Unläßlich des Botschafterwechsels in Rom wurden dem neuen Vertreter des Reiches am Quirinal in nahezu sämtlichen deutschen Blättern gute Ratschläge zuteil, die in den meisten Punkten der eben aktuellen Fragen wohl erheblich auseinandergehen, in einer Ansicht indessen sich kaum unterscheiden: er möge wohlweislich Bedacht nehmen auf die ganz ungemetne italienische Empfindlichkeit, mit der Rom die Brennergrenze bewacht und es wäre kein gerade gewinnbringender Eintausch, statt einer möglichen deutsch-italienischen Verständigung der Tiroler Irredenta Wege zu bereiten. Die Gefahr wäre in einem gewissen Sinne hierfür gegeben, da die Tiroler es ausnehmend gut verstehen, von sich sprechen zu lassen. Diese Tatsache ist, wenn man sie von ihrer propagandistischen Betonung befreit, zweifellos richtig; doch steht sie eigentlich nur zum kleineren Teil mit dem Schicksale der zweihundertfünfzigtausend italienischen Staatsbürger gewordenen Deutschtiroler im Zusammenhang. Es wäre möglich, daß sogar bei einer durch den Friedensvertrag nicht zerstörten tausendjährigen Einheit des „Landes im Gebirge“ — wie seine Bezeichnung vor dieser lautete — die tirolische Frage in nicht minderem Maße die deutsche Politik beschäftigte. Es soll von vornherein hiermit ein das tatsächliche Interessenverhältnis politischer Bedeutung zwischen einem kleinen Lande und dem Reichsschicksal übersiehender Lokalpatriotismus abgelehnt werden. Die Tirolische Politik ist aber im Rahmen des Grenzdeutschtums ein sehr maßgebendes Kapitel. Die Sorge um sichere Grenzen muß das Reich heute loslösen von der militaristischen Sicherung — aber desto mehr muß die deutsche Volkseinheit, die Reichsfreude in den Grenzmarken aller Himmelsrichtungen mit Interesse und Sorge erhalten und gefördert werden. Die Entwicklung einheitlichen deutschen Grenzwillens wird der vaterländischen Erneuerung viel fördernde Kräfte abgeben.

Und in diesem Maßstabe betrachtet, ist es zweifellos weit mehr wie eine politische Kuriosität, wie allein an den tatsächlichen Ereignissen eines Jahres gemessen, das Thema „Tirol“, also des kleinsten deutschen Grenzlandes mit seiner halben Million Bewohner beiderseits des Brenners, die Nationalversammlung in Wien, das Parlament in Rom und den Reichstag — man erinnere sich nur an die Begrüßung des Tiroler Abstimmungsergebnisses — beschäftigte. In diesen drei Hauptstädten liegen drei das Volk im stärksten Maße beschäftigenden Grundlagen seines politischen Kampfes: die Homerule für den italienisch gewordenen Landesteil, die Landesrechte von Österreichisch-Tirol und der Anschluß an das Reich. Mit dem Einzuge der vier deutschsüdtiroler Abgeordneten auf dem Montecitorio, mit der freiwilligen Abstimmung Nordtirols im April bzw. Juni sind äußerlich das erstere und letztgenannte Kampfmoment am sichtbarsten hervorgetreten, während die zeitweilig zur erfolgreichen Offensive übergehende Verteidigung „gegen Wien“ in einer im Dezember ergangenen Entschließung der Tiroler Volkspartei vielleicht dadurch, daß ein früherer Bundeskanzler selbst der Verfasser dieses die „Tiroler Selbsthilfe“ ankündigenden Manifestes ist, die stärkste Pointe erhielt.

Es soll indessen im folgenden kein politischer Kalenderbericht gegeben werden — bei den erwähnten Hauptzielen ist es erklärlich, daß der Kampf um diese mit der Entwicklung der allgemeinen Lage in seinen Wechselfällen sehr verbunden war. Hier würde Politik zur Chronik werden; gerade bei der Erfassung der tirolischen Politik sozusagen der Weg in verkehrter Linie, denn wohl kein deutsches, zumindest in dieser geringen Ausdehnung, stellt eine so stark ausgesprochene, ge-

schlossene Individualität dar und ist in der Lage, aus dem Schatze überlieferter Geschichte und Rechte in so großem Ausmaße Historie in Werte der Gegenwartspolitik umzusetzen. Der Begriff des „unveräußerlichen Selbstbestimmungsrechtes Tirols“ ist so wie der der „Tiroler Landesfreiheiten“ weder als Broschürenschlager contra St. Germain, noch als separatistisches Rüstzeug contra Metternich entstanden. Er war schon die Seele der Befreiung von 1809, war da in den Kämpfen des Eugenijschen Zeitalters und gab sowohl der Übergabeurkunde der Margarethe Maultasch — deren Gemahl übrigens durch zwanzig Jahre Tirol und Brandenburg, durch „Personalunion“ verbunden, besaß — an die Habsburger 1363, wie auch der Zustimmung der Tiroler Stände zur Pragmatischen Sanktion 1720 eine von den ähnlichen Verträgen sehr besondere Note. Der Tiroler Trutz, auf ein ganz besonderes Tiroler Recht stets Bedacht zu nehmen, ist wohl aus der schon unter Herzog Friedl „mit der leeren Tasche“ im Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts erfolgten Befreiung des Bauernstandes und 1420 in einem Landtage schon stark ausgeprägten „konservativen Landesdemokratie“ entstanden. Sie schuf ein freiwilliges Vertrauensverhältnis zur nach und nach erstehenden Habsburgermonarchie, die die Selbständigkeit dem Kaiser als „geführter Graf von Tirol“ übertrug. Als sich dieser der Herrscherpflicht entschlug, da hörte jede rechtliche Beinträchtigung, geschweige denn Bindung desselben, tatsächlich auf und wurde auch nicht wieder aufgegeben, denn die Tiroler Landesvertretung stimmte lediglich zu, daß Tirol mit den übrigen Ländern in einen vorläufigen staatsrechtlichen Verband trete, um dem Diktat des Friedensvertrages äußerlich Genüge zu leisten. „In dem Augenblicke jedoch“ — spricht sich in einem vor kurzem erschienenen Aufsatze Abgeordneter Dr. Steidle aus — „in welchem sich das Diktat lockert oder der Zwang des Friedensvertrages auf die eine oder andere Weise zu wirken aufhört oder der Druck der Verhältnisse stärker sein wird, als der Schmachvertrag von St. Germain, gewinnt Tirol gegenüber der österreichischen Republik seine volle, rechtlich begründete Handlungs- und Selbstbestimmungsfreiheit wieder . . .“

Ist einerseits daher der Selbständigkeitsbegriff nicht etwa als separatistische Spielerei, sondern als rechtlicher Grundstein der tirolischen Politik anzusehen, so kann andererseits von wirklicher Politik nur gesprochen werden, wenn auf diesem Fundamente nicht ein utopisches Kartenhaus, sondern ein mit dem Sturmwetter der Wirklichkeiten und Möglichkeiten rechnender Bau aufgeführt wird, ein Bau auch im deutschen Stile und nicht in einem volksfremden! Die Zeit von heute dürfte der tirolischen Politik nur den Raum geben, vermöge ihrer aus starker und lebendiger Quelle historischer Rechte und Tradition entspringenden eigenen selbstbewußten Energie, die allseits wachsamste und allinmer bereite Garde im geschlossenen Kampfe deutschen Grenzums, besonders jenes der Alpenländer zu sein und so das große Morgen deutscher Vereinigung zu erharren, wo dann Tirol Andreas Hofers Ruf zum zweiten Male anheben mag: „Es ist Zeit!“

Staat und Kultur

Eine Frage der Gegenwart

Von Rudolf Eucken

Zu den zahlreichen Fragen, die uns heute umdrängen und entzweien, gehört das Verhältnis von Staat und Kultur. Ist der Staat nur ein Diener der Kultur, oder hat er eine selbständige Aufgabe und einen selbständigen Wert? Weltbürgertum und nationale Gestaltung geraten dabei leicht in einen schroffen Gegensatz. Die Art dieser Auseinandersetzung entscheidet aber über den Charakter des gemeinsamen Lebens. Ältere und jüngere Gedankenmassen verbinden sich dabei eng, die Not der Zeit drängt hier zu einer klaren Entscheidung.

*

In dem Aufbau und in der Durchbildung der Kultur hat die Neuzeit ihre Eigentümlichkeit und ihre Größe gefunden; unterwarf das Mittelalter alles Streben der Herrschaft der Religion, so fühlte die neuere Menschheit sich stark genug, sich das Leben selbst zu bereiten, nun erst schien sie eine volle Mündigkeit zu erreichen. Dem gehobenen Selbstvertrauen entsprach eine gewaltige Kraftentfaltung; sowohl in der Gesamtrichtung als in den einzelnen Gebieten wurde das menschliche Leben auf sich selbst gestellt, kühnen Mutes durfte es wagen, die ganze Wirklichkeit vernünftig zu machen und alle Vernunft zu verwirklichen. Träger und Gefäß der Kultur aber war der Mensch, das geistige und selbsttätige Leben; dieses Wesen zu voller Bewußtheit und Herrschaft zu führen, das dünkte die höchste Aufgabe der Menschheit, diese Aufgabe verdrängte alle Unterschiede und Gegensätze, kleinlich konnte es scheinen, für sich selbst etwas Besonderes zu erstreben.

*

Hatte die Aufklärung diesem Streben eine zu verstandesmäßige Art gegeben, so überwand die Höhe der deutschen Kultur alle Enge durch einen unversajalen Humanismus, der dem Streben eine innere Verklärung und eine unbegrenzte Weite verlieh. Namentlich wurde die Kunst ein Vermögen, alle Nöte und Sorgen zu überwinden und alles Kleine abzustreifen, Schiller und Goethe waren einig, von der Phantasie ein höheres Leben zu erwarten:

„Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Flüchtet aus dem engen, dumpfen Leben,
In des Ideales Reich.“

Solche Wendung von der sichtbaren Welt konnte leicht eine Geringschätzung des Staatslebens erzeugen, dieses erschien wohl als ein Reich bloßer Notwendigkeit, das man gern hinter sich ließ, eine solche Denkweise spricht z. B. aus den Worten von Friedrich Schlegel:

„Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes, in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung.“

Fichte dachte von vornherein größer vom Staate, aber auch bei ihm überwog zunächst der Kosmopolitismus; so erklärte er unmittelbar vor dem Zusammenbruch des damaligen Staatsgefüges als das „Vaterland des ausgebildeten Europäers im allgemeinen Europa, insbesondere in jedem Zeitalter denjenigen Staat, der auf der Höhe der Kultur steht,“ er fügt hinzu: „und in diesem Weltbürgerfinne können wir uns dann über die Schicksale der Staaten vollkommen beruhigen“. Er hat harte Worte gegen solche gesprochen, welche fest an dem sinnlichen Vaterlande halten.

*

Ihn selbst aber führte bald die dringende Not der Zeit und die heiße Liebe zu seinem Volke zu einer großen Wandlung; wie eine Erleuchtung kam es auf ihn; was er aber in jener Wendung zum Vaterland ergriff, das entsprach der historischen und nationalen Denkweise, die um jene Zeit aufkam und bald die Gesinnung der aufstrebenden Generation beherrschte. Der Zug zur Eigentümlichkeit und Mannigfaltigkeit der Völker wurde immer stärker, er hat, wie wir wissen, dem Dasein mehr Frische, mehr Anschaulichkeit, mehr Wärme verliehen, er hat einen Reichtum edler Antriebe erzeugt. Aus solcher Überzeugung konnte Schleiermacher einen Kosmopolitismus entschieden verwerfen, der „anstatt auf sein Volk und mit seinem Vaterlande zu wirken, sich weiter ausstreckt und auf das Ganze anlegt,“ und meinte er: „alle, die Gott zu etwas Großem berufen hat, in dem Gebiet der Wissenschaft und in den Angelegenheiten der Religion, sind immer solche gewesen, die vom ganzen Herzen ihrem Vaterland und ihrem Volk anhängen und dieses fördern, heilen, stärken wollten.

*

Diese Bewegung zur Nation war zunächst mehr literarisch als politisch, indem sie zu einer Versenkung in die Geschichte, die Sprache, die Sitten, das Recht des eigenen Volkes aufrief, aber bald trieb sie auch zum Verlangen nach einem nationalen Staat, nur er konnte die Kräfte zusammenfassen und zu vereinter Wirkung führen. Nun wurde klar, wieviel dem Menschen fehlt, wenn er nicht einem Staate angehört, der seiner eigenen Art entspricht, klar, daß ein Volk durch die Bildung eines nationalen Staates eine höhere Stufe des Lebens erklimmt; nur der Staat erzeugt einen gemeinsamen Willen, nur er hat die Kraft, diesen Willen gegen alle Widerstände durchzusetzen; nur das Teilhaben an einem solchen Staat gibt dem Menschenleben einen männlichen und ausgeprägten Charakter. Manche Gründe haben im 19. Jahrhundert dahin gewirkt, den Staat bedeutender zu machen: die technischere Gestaltung, die genauere Gliederung, die Überwindung der räumlichen und zeitlichen Entfernungen usw., aber die Hauptsache blieb die Überzeugung, daß der Staat einer Seele entbehrt, wenn ihn nicht die eigentümliche Art seines Volkes belebt.

*

Solche Schätzung des nationalen Staates verträgt sich ganz wohl mit einer übernationalen Kultur, nur darf diese übernationale Kultur nicht eine verstandesmäßige Art wie die Aufklärung besitzen, die umfassende Einheit darf nicht die Mannigfaltigkeit und die Selbsttätigkeit der einzelnen Teilnehmer vernichten. Es läßt sich hier nicht alles aus einem einzigen überlegenen Punkt ableiten, sondern

jeder Punkt muß das Ganze mittragen und in dies seine eigene Art hineinlegen. Das aber fordert unbedingt ein selbständiges Wirken des Staates und der geistigen Individualität eines Volkes. Eine Kultur, die nicht von einem gemeinsamen Willen des Volkes getragen wird und sich nicht in ihm verkörpert, ist in großer Gefahr, sich auf besondere Kreise zu beschränken und einem weichlichen Aethetismus zu verfallen; fehlt einem Volk ein selbständiger Staat, so fehlt ihm auch das geistige Rückenmark. Er wird geneigt sein, den Widerständen und Hemmungen des Lebens möglichst auszuweichen; er unterliegt einer passiven Denkweise, welche willenlos alles über sich ergehen läßt und zufrieden ist, den Ereignissen einen angenehmen Ansruch zu geben.

*

Wieviel einem Volk fehlt, das einer genügenden Staatsmacht entbehrt, und wie wenig eine Blüte der Kultur einen solchen Mangel ersetzen kann, das erweist die Geschichte mit voller Deutlichkeit. Das griechische Volk hatte auch im späteren Altertum die Führung der Kultur, aber nach dem Verlust der politischen Selbständigkeit blieb es auf den guten Willen der Römer angewiesen, und mußte es trotz aller Begabung fremden Geboten gehorchen. Was half ihm dabei, daß die Blüte der römischen Jugend gern in die Schule der Griechen ging, und daß ein Kaiser wie Mark Aurel seine Selbstbetrachtungen in griechischer Sprache schrieb? Die Griechen waren und blieben Untergebene. — Welche Bedeutung der Besitz eines nationalen Staates auch für das Gedeihen der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse hat, das bekundet augenscheinlich die Geschichte der Hanse. Gegen das Ende des Mittelalters beherrschten die Hanseaten mit überlegener Macht die nördlichen Meere. Sie durften den Kampf mit ganzen Königreichen wagen, auch ihre Bauten zeigen eine hohe Kultur. Wodurch ist es gekommen, daß andere Völker sie überflügelt, und daß sie von der folgenreichen Beherrschung Amerikas ausgeschlossen wurden? Es kam daher, daß Deutschland um jene Zeit keine selbständige Staatsmacht hatte, und daß daher dem wirtschaftlichen Bestreben ein fester Halt fehlte. Heute gedenken manche sehnsuchtsvoll der Zeit der Denker und Dichter; haben sie vergessen, in welcher traurigen und unwürdigen Stellung sich um jene Zeit, als Ganzes betrachtet, unser Vaterland damals befand? Das Mißverhältnis einer hohen Kultur und einer ohnmächtigen Politik konnte nicht deutlicher bekundet werden, als es damals vorlag. Auch die leitenden Denker und Dichter haben jenes Mißverhältnis schmerzlich empfunden.

*

Was aber sollen wir jetzt tun? Können wir uns auf unser Sondergebiet beschränken, würde solche Absonderung nicht ein geistiges Sinken unseres Volkes ergeben? Verkennen wir nicht die Zeichen der Zeit. Sie treibt die Menschheit immer zwingender zu einer Verbindung ihres Wirkens und Schaffens. Heute z. B. beschäftigen uns stark die Fragen einer Weltwirtschaft, die Industrie der Völker ist durch tausendfache Beziehungen gegenseitig verkettet, die soziale Bewegung durchdringt die Welt und schöpft daraus eine besondere Kraft, ethische Annäherungen und Förderungen sind in erfreulichem Aufstieg, selbst auf dem religiösen Gebiete, wo sonst die verschiedenen Gestaltungen den Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu erheben pflegten, tritt ein gemeinsames Streben aus den

Gegensätzen hervor. Aber diese gegenseitige Annäherung darf uns nicht zu einer abstrakten Gleichförmigkeit führen, es muß das Charakteristische der Völker gewahrt werden, ohne einen festen Charakter und ohne eine geistige Widerstandskraft kann keine echte Kultur bestehen. Für einen solchen Charakter aber ist unentbehrlich eine Organisierung eines Gesamtwillens, wie er sich nur im Staate vollziehen kann. Letzthin liegt bei dieser Frage alles daran, wie wir die geistige Leistung und den moralischen Stand der Menschheit zu verstehen und zu beurteilen haben. Die Kulturschwärmerei pflegt einem bequemen Optimismus zu huldigen. Es sieht aus, als ob klare Begriffe und gute Vorsätze alle Übel überwinden können. Nun hat eben der Weltkrieg uns deutlich eingepreßt, wie dunkle und unheimliche Mächte den Menschen beherrschen, und wie zerstörend die Macht der Lüge und des Scheines ist; dagegen vermögen freundliche Bilder wenig, nur ein geschlossener moralischer Wille und eine Verfestigung des Daseins in Selbsttätigkeit kann den Kampf gegen jene Hemmungen unternehmen. Das Leben ist einmal nicht Genuß und Ergötzung, sondern Kampf und Überwindung. Diese Forderung richtet sich an die ganze Menschheit. Sie wird sich aber nicht erfüllen lassen, wenn nicht feste Zusammenhänge gewonnen werden und dem Leben eine ausgeprägte Eigentümlichkeit verleihen; sonst verläuft das Kulturleben ins Matte und Flache.

Demnach wollen wir Deutsche unser Kulturstreben nicht in einen Gegensatz zur Staatsbildung und zur Staatsgefinnung bringen. Wir haben neuerdings viel Schweres erduldet. Nach jahrhundertelanger Arbeit hatten wir unter Führung hervorragender Persönlichkeiten eine bedeutende politische Stellung errungen. Nun hat ein Zusammenwirken von Schicksal und Schuld uns tief gebeugt. Unsere Tradition ist zerbrochen, unsere wirtschaftlichen und moralischen Verhältnisse sind in einem kläglichen Stande, dazu die schroffe Spaltung innerhalb unseres Volkes, das Zerfallen in einzelne Parteien, das Auseinandergehen der Ziele und Werte. Wir können begreifen, daß demgegenüber sich manche Kräfte ausschließlich der Kulturarbeit widmen, die so viel dankbarer ist, und die sich mühelos den Sorgen und Nöten des politischen Lebens entwinden kann. Die Versuchung liegt hier nahe, aber sie bleibt eine gefährliche und verderbliche Sache. Wir dürfen ihr nicht nachgeben, wenn wir nicht den Kern unseres Wesens einbüßen möchten. Gewiß steht das Geistige und Göttliche, das im Menschenwesen waltet, jenseits der Unterschiede der einzelnen Völker. Aber den Weg zu seiner Höhe zeigen uns die Nationen mit ihrer geistigen Ausprägung. Hier ist jedem eine besondere Aufgabe und Pflicht auferlegt, die in guten und bösen Tagen zu erfüllen ist; daß die Aufgabe mühsam und undankbar ist, das kann nur eine niedere Denkart abschrecken, der Tüchtige und Großdenkende wird eben in den Hemmungen und Verwicklungen einen starken Antrieb finden, seinem bedrückten und bedrängten Volk nach besten Kräften zu helfen. Dunkle Wolken hängen jetzt über dem deutschen Volke, aber wer auf die Macht des schaffenden Lebens und zugleich auf den ursprünglichen Kern seines Volkes vertraut, der darf überzeugt sein, daß dieses Volk den Weg zu sich selbst finden wird, wenn es nur seine ganze Kraft an seine geistige Selbsterhaltung setzt.

Die beiden Freunde

Von Hellmuth von Molke

Molke hätte auch ein großer Schriftsteller werden können. Einer unserer ersten Stilisten schwor später der Dichtung ab und befriedigte sein Formbedürfnis im Ausfeilen des berühmten preussischen Generalstabsstils der klaren Prägnanz an eigenen und fremden Schriftsätzen.

Wir bringen nachfolgend das 1. Kapitel der einzigen Novelle, die Molke schrieb und die nur wenigen bekannt ist. Der persönlich-biographische Untergrund der Jugenddichtung des großen Schweigers ist soeben durch Siegfried Molke auf Grund von Briefen geklärt worden. (Lothmann Verlag, Leipzig.)

Es war im Jahre 1762, an einem heiteren Sommerabende, dessen Ruhe so oft im schneidenden Gegensatz mit den Stürmen der Zeit steht, als zwei junge Krieger in lebhaftem Gespräch längs den schönen Ufern der Elbe hinschritten. Die Sonne vollendete ihre unumwölkte Bahn, und ihre letzten Strahlen vergoldeten eine Landschaft, welche, unlängst der Schauplatz von Krieg und Schlachten, jetzt ein Bild stillen Friedens war. Tausende der Ehrgeizigen, welche dort gekämpft, waren nicht mehr; ihre Pläne, ihre kühnen Entwürfe und ihre Leiden barg das grüne Grattuch, welches ein neuer Frühling über sie ausgebreitet. Dieselben Berge, welche von dem Donner der Geschütze erbebt, wiederholten nun das Geläute friedlicher Herden, zertrretene Saaten keimten fröhlich wieder empor, und derselbe Strom, den einst so viel Blut gerödet, trug jetzt den Widerschein einer lachenden Gegend.

So verwischt die freundliche Natur mit wohlwollender Hand die Spuren, welche Haß und Feindschaft der Menschen ihr vergebens aufzudrücken streben. Die Stürme ziehen über sie hin und sind vergessen. Nur das Gemüt der Menschen gleicht dem vom Strome geknickten und zu Boden geworfenen Rohre, das sich nicht wieder zu erheben vermag.

Die blaue, eng anschließende Tracht der beiden Wanderer, ihre silbernen Schärpen und jene militärische Haltung, welche ein altes Erbteil des preussischen Heeres zu sein scheint, zeigten, daß sie unter König Friedrichs Fahnen fochten, obgleich ihr jugendliches Alter vermuten ließ, daß sie nur die letzten Feldzüge dieses langen Kampfes mitgemacht hätten, den erst die gänzliche Erschöpfung endigen sollte.

Der eine der beiden jungen Männer war von großem, kernhaftem Wuchs. Eine Ablernase und schwarze Locken gaben seinem regelmäßig schönen Gesicht einen kräftigen Ausdruck. In seinem ganzen Wesen sprach sich die fröhliche, auf Selbstvertrauen gebaute Sorglosigkeit aus, mit welcher die Natur offene Gemüter beschenkt, deren Mangel an Tiefe sie durch Geradheit und mutige Laune ersetzt.

Sein Gefährte war ein sehr schlanker Jüngling, das Bild eines Nordländers. Blonde Locken umgaben ein ziemlich blaßes, aber höchst ausdrucksvolles Gesicht, welches, ohne Ansprüche auf Schönheit machen zu können, von überaus erusten und edlen Zügen belebt war. Seine Haltung war elegant, und er schien so sehr zu Hause in der militärischen Tracht, als ob er an dem Degen emporgewachsen wäre, welcher an seiner Hüfte hing.

Beide Jünglinge bildeten einen interessanten Gegensatz in ihrem Äußern. Die Mienen des ersteren gaben, wie ein Spiegel, treu und augenblicklich alle Eindrücke zurück, welche sie von außen empfangen, während die Züge des letzteren nur durch das bewegt wurden, was in ihm selbst voring. Jener glich dem Spiegel eines Sees, welcher das Bild seiner Umgebung ist, aber von jedem Lüftchen gekräuselt, von jedem Sturm erregt wird; dieser war wie ein tiefer Strom, der mit glatter Oberfläche unaufhaltsam hinzieht und nur da, wo Felsen auf seinem Grunde sich ihm entgegen setzen, sie schäumend überwältigt.

Aber die Verschiedenheit der Charaktere, welche sich schon beim ersten Anblick der Personen ausdrückt, hindert keineswegs eine innige Freundschaft, man möchte sagen, sie begründet sie vielmehr. Ernste, verschlossene Gemüther geben sich der rücksichtslos fröhlichen Offenheit anderer gern hin, und diese ahnen wiederum nichts Böses in dem Schweigen jener. Je weniger sie geneigt sind, sich anzuschließen, je fester halten sie die Verbindungen, welche sie einmal als geprüft anerkennen. Einer ersetzt, was dem anderen fehlt, und gibt da nach, wo er die Überlegenheit dieses fühlt, ja, gemeiniglich überschätzt. Als die beiden Freunde (denn das waren sie) eine hervorpringende Höhe erreicht, von wo man den Strom weit aufwärts überblickte, hielten sie inne.

„Siehe dort, Ernst“, hub der muntere Gefährte mit großer Lebhaftigkeit an, „dort hinter jenem Berge, wo das Kreuz auf der kleinen Kapelle blüht, da liegt Schloß Eichenbach. Ich erkannte den Punkt schon vom Gebirge aus und erwartete gewiß nicht, daß wir noch heute hier stehen und ihn ansehen würden, und den unerreichbaren Mond, bloß weil das bißchen Wasser dazwischen liegt.“

„Und weil das bißchen Wasser“, fügte der andere hinzu, „vom Serbellonischen Korps besetzt ist.“

„Beim Himmel!“ rief der erstere, „hätte Prinz Heinrich das Mädchen gesehen, welches in jenem Schlosse wohnt, der Fluß wäre schon überschritten und das Serbellonische Korps geschlagen.“

„Du vergißt, Gustav“, sagte sein Freund, „daß der Prinz noch einige andere Rücksichten zu nehmen hat, und daß ein hübsches Mädchen wohl Operationsobjekt für einen Mann, nicht füglich für ein Heer sein kann.“

„Höre, Ernst“, fing nach einem kurzen Stillschweigen der lebhafteste Gefährte an, „du weißt, daß ich vorläufig zu der hohen Ehre eines Kommandanten jenes verwünschten Städtchens verdammt bin, um es gegen etwaige Patrouillen zu sichern. Obgleich ich nun glaube, daß die Patrouillen Besseres zu tun haben werden, als ein Nest wegzunehmen, in welchem der heilige Nepomuk auf dem Markt unstreitig das hübscheste Gesicht ist, und wo man kaum einen Trunk sauren Landweins bekommt, einen Platz, der ohnehin mit Mauern versehen ist, als ob er das Serail des Großherrn oder die Schätze eines französischen Lagers enthielte; dennoch darf ich meinen Posten jetzt nicht verlassen. Ernst! laß mich ernsthaft mit dir sprechen. Nein, lache nicht; auch ich kann ebenso verwünscht feierlich sein wie du, wenn es nämlich der Mühe wert ist. Aus eben dem Grunde, weshalb ich jetzt nicht fort kann, aus eben dem Grunde kann ich dir Urlaub erteilen. Eichenbach liegt seitwärts der österreichischen Linie und ist noch unbesezt. Auf, Ernst, nach dem Schloß, in zwei Stunden bist du da und hältst für mich um Zdas Hand an!“

„Um — Gustav, bist du toll geworden? um die Hand der Gräfin Zda, der jungen Gräfin Eichenbach?“

„Nun ja!“ fuhr jener fort, „meintest du, ich würde um die Alte anhalten? Bernünftig bin ich geworden, und daß ich wirklich heiraten will, müßte dir das sattsam beweisen. Siehe, als ich, vier Wochen später als du dort warst, in Eichenbach stand, da erblickte ich sie zuerst, und bei dem Leichtsinne, welchen du mir so freigebig zuzuerkennen beliebst, ich habe sie nicht vergessen!“

„Also wirklich?“ sagte Ernst mit ziemlich feierlicher Stimme, „also trotz der Wechsel eines Feldzuges, und doch warst du nur kurze Zeit in Eichenbach.“

„Drei glückliche Wochen schwanden in diesem Zauberschloße. Ich sah sie täglich, hörte sie singen, und beim Himmel, Ernst, als die Trommeln zum Abmarsch wirbelten, da meinte ich wie ein Schuljunge! Mir fiel es ein, so gut wie der König sagt: „Schleien ist mein!“ und besetzt es und verteidigt sich gegen ganz Europa, so gut kann ich sagen: Jda ist mein, ich habe das Schloß besetzt, und der Teufel soll mich nicht herausbringen! Kurz, ich war zu allen Tollheiten fähig, und siehe, Brüderchen, ich machte einen klügeren Streich, als du in vier Wochen aushecktest, während du in Eichenbach warst: ich verlobte mich!“

„Nein, das ist nicht möglich, das ist unmöglich, Gustav!“ rief Ernst sehr bewegt. „Jda ist fröhlich, ernst, lebhaft und leichten Sinnes; aber —“

„Höre, Ernst“, fuhr der andere fort, „du weißt, ich schwankte nicht lange zwischen zwei Entscheidungen. Eine ergreife ich, und mag es auch die falsche sein, so ergreife ich sie mit ganzer Macht. Zwar war ich ein armer Teufel, bis mein seliger Onkel, dem der Himmel den vernünftigen Gedanken segne, mich kürzlich mit seinen zeitlichen Gütern bedachte. Damals konnte ich das nicht wissen und hätte daher wohl eigentlich nicht ans Heiraten denken sollen. Aber gerade weil ich arm war, konnte ich hoffen, reich zu werden, was dem, der reich ist, nie begegnen kann. Jda selbst nun, obschon sie so, wie du sie schilderst, mir eigentlich nicht erschienen ist, Jda wußte selbst gar nicht, wie ihr geschah. Höre zu; denn bis jetzt bist du mir allemal mit anderen Dingen in die Quere gekommen, so oft ich über diesen Gegenstand mit dir sprechen wollte, der mir doch wahrhaftig immer auf der Seele lag.“

Bei der gewöhnlichen Ordnung der Dinge legt die Konvenienz dem Menschen tausend Fesseln an, die er in den sturmvollen Zeiten eines Krieges abstreift. Wer dem Tode stündlich ins Auge blickt, dem ist das Leben der Verstellung nicht wert. Der Soldat hat nicht Ursache, sich anders zu zeigen, als er ist; er fühlt seinen Wert und seine Kraft und trägt nichts Erborgtes zur Schau. Aber gerade das ist es, was ein Mädchen gewinnt. Kämpft doch jede von ihnen einen Kampf gegen unser ganzes Geschlecht, gegen die fürchterlichen Waffen der Lügen, der Verstellung und Schmeichelei, einen Kampf, in welchem ihre Leidenschaften, ihre Herzengüte zu Feinden, ihr Gefühl zum Verräter und ihre Schönheit zur Gefahr werden! Und doch kämpft sie um nichts Geringeres, als um das Glück ihres ganzen Lebens. Wie sollte da ein Mädchen nicht Wahrheit lieben? Ohne sie fühlt man, daß man sich bei dem raschen Zusammentreffen innig vereinen oder ewig trennen muß. Ernst ist das Gefühl, welches die Seele des Mannes durchdringt und ihn bereit macht, sein Leben für den Gegenstand seiner Liebe zu opfern; dies Gefühl spricht sich auch ohne Worte in jeder Handlung, in jedem Blick aus und ist der beste Freiverber. So kam es, daß Jda für mich bald ebensoviel fühlte, als ich für sie, obgleich sie es nicht ahnte. Die Liebe eines Mädchens will erworben sein; aber einmal erlangt, ist sie eine Lavine, die unaufhaltjam forteilt und durch sich selbst wächst, während die unsere so oft der Flamme gleicht, die ohne Nahrung erlischt.

Nichts ist rührender als der Kampf eines edlen Mädchens gegen das aufkeimende, sie rasch unterjochende Gefühl. Es war eine kleine Gesellschaft auf Eichenbach, als die Marchorder auf den nächsten Morgen ankam. Als der Oberst

die Keuigkeit bei der Abendtafel erzählte, da begegneten sich unjere Blicke unwillkürlich, aber große Tränen standen in Ida's seelenvollem Auge, und obgleich ihr Mund lächelte, als sie uns eine glückliche Reise wünschte, so zitterte doch ihre Stimme. Ernst, da dachte ich nicht mehr an die Abreise, sondern an das Glück, geliebt zu sein; gewiß, mein Blick mußte ihr das sagen, denn sie wendete sich ab und errötete vor Scham und Zorn über ihr eigenes Gefühl.

In solchen Fällen sind die Mütter und Tanten die natürlichen Alliierten der Töchter und Nichten. Die alte Gräfin, welcher der ganze Handel keineswegs entgangen war, rückte sogleich gegen mich ins Feld und verhinderte eine Erklärung, welche mir auf der Zunge schwebte, indem sie mit unendlich vielem Interesse mein Gutachten über einen Fasan einforderte, von welchem ich wirklich, glaub' ich, den für die Gesellschaft bestimmten Teller in der Zerstreung vor mich genommen hatte.

Lieber Gott, wie konnte ich auch so etwas denken! Nie ist mir ein Fasan so ungelegen gekommen; selbst Ida lachte über meine Verlegenheit.

Die Gesellschaft ging auseinander, und ein Hartgefühl, das ich ehren mußte, obgleich ich im ersten Augenblick darüber mißgestimmt war, ließ Ida jedes fernere Zwiegespräch vermeiden. Vergebens suchte ich die alte Gräfin in eine Unterhaltung zu verwickeln, als ihre Gäste fort waren, vergebens fragte ich nach den schrecklich gepuhten Damen, die, eine Musterkarte der Torheiten aus fünf Jahrhunderten, um uns hergingen. Die sonst über diesen Punkt so geschwägige alte Gräfin wußte durch ihre Antworten jedesmal das Gespräch so abzuschneiden, als ob die Materie bis auf den letzten Buchstaben erschöpft wäre. Als ich sah, daß alles umsonst war, machte ich die Einleitung zu einer Art von vorläufigem Abschiede. Aber die Gräfin unterbrach mich mit der Versicherung, daß der Kaffee gewiß fertig sein würde, wie früh wir auch ausbrächen.

Die Dame hatte mich während unseres Aufenthaltes immer mit großer Güte behandelt, weshalb mich ihre jetzige Kälte empörte. Selbst Ida schien um meinwillen zu leiden und glaubte, so viel Härte vergüten zu müssen. Mit einer Stimme, die ich nie vergeße und die zwischen lebhaftem Gefühl und mädchenhafter Schüchternheit wankte, bot sie mir Lebewohl mit den Worten: „Reisen Sie glücklich, Graf Warten, denken Sie mit Güte an uns, und Gott beschütze Sie!“ Darauf wendete sie sich zu ihrer Begleiterin, welche schnell mit ihr abging, um ihre Bewegung und, ich glaube, ihre Tränen zu verbergen. Aber ich — lache nicht, Ernst! ich hätte aufs Knie sinken mögen; denn es war mir, als ob ein Engel des Lichts mich gesegnet hätte.“

Ernst hatte mit einer Spannung zugehört, welche zeigte, wieviel Theil er an der Erzählung seines Freundes nahm. Er lächelte; aber sein Lächeln erzählte die Geschichte inneren Kampfes und des Entfagens schöner Hoffnungen.

„Unruhig und unter tausend Entwürfen“, fuhr Gustav fort, „brachte ich die Nacht zu. Frühmorgens um fünf Uhr wirbelten die Trommeln im alten Schloßhofe, Pferde wieherten, Waffen klrzten, kurz, alles wurde wach; nur die beiden Damen schienen fest zu schlafen. Zwar kam es mir vor, als ob die Gardine an ihrem Fenster sich ein wenig bewege, aber vergebens blickte ich nach ihr selbst empor. Da schwenkten die Züge ab, und mit gepreßtem Herzen folgte ich nach. Als ich über die Zugbrücke den Berg hinabritt, war mir, als ob die Welt hinter mir läge, und wie wir unten im Dorfe angekommen waren, drehte ich, fast ohne zu wissen, mein Pferd links herum und ritt durch die kleine Schlucht, welche nach dem Pfortchen in der Mauer des Parkes führt. Ich wollte sie noch einmal sehen, das war alles, wovon ich mir Rechenschaft geben konnte. Ein unbestimmtes Gefühl leitete mich. Ich band mein Pferd an und trat in den Garten.“

„Du kennst“, erzählte Gustav weiter, „das schöne Plätzchen auf dem vorspringenden Felsen über der Elbe, von wo man die Dresdner Straße überfliehet, wenn sie eine Viertelstunde unterhalb den Walb verläßt, welcher Eichenbach umgibt. O Ernst, sie war da! Am Ende der hohen Lindenallee stand sie im Golde der Morgenjonne wie ein Wesen des Elementes, welches sie umfloß. — Ernst, so ein Anblick ist mehr, als alle Schwüre der Liebe! Sie war also doch auf gewesen, und jetzt war sie da, um mich zu sehen, obschon in einer Entfernung, gegen die kein Grandison etwas, ja ihr eigenes Zartgefühl nichts einwenden konnte. Leise schlich ich heran, ganz nahe. Lange stand sie unbeweglich, nur Seufzer hoben ihren Busen, während der meinige vor Freude pochte. Endlich machte sie eine Bewegung mit der Hand, wie zum Lebewohl. Da hielt ich mich nicht länger. Ich sprang hervor und drückte sie in meine Arme. „Nein“, schrie ich, „wir trennen uns nicht auf ewig! Die Ehre ruft mich jetzt von hier; aber ich will sterben oder dich erkämpfen. Ja, nur einen Trost gib mir mit in das Getümmel der Schlachten, und eine Welt will ich bezwingen; die Hoffnung, daß du mich liebst!“ Ihr Auge war verweint, sie schwieg vor Schrecken; aber ich drückte tausend Küsse auf ihre Lippen, ehe sie es hindern konnte. Da hörten wir Leute. Ich schwang mich auf die Mauer. „Ja!“ rief ich, „wir sind verlobt; du sollst von mir hören!“ Ich winkte ihr ein Lebewohl zu, sprang hinab, und in zehn Minuten war ich zurück bei den Truppen.“

„Und Ja, und die Gräfin Eichenbach“, fiel Ernst ein, „was antwortete sie dir?“

„Nichts!“ entgegnete Gustav. „Sie jagte nichts, weil ich alles sah.“

„Nun, Gott erhalte dir deine gute Meinung von dir selbst! In der ganzen Erzählung hast du ganz allein gehandelt, ganz allein gesprochen, und doch bist du deiner Sache ganz gewiß. Möchtest du nur nicht auch ganz allein gesehen haben.“

„Beim Himmel“, entgegnete Gustav, „was verlangst du mehr von Be weisen? Aber freilich, Leute deines Schlages, Leute, die nie tolle Streiche, aber auch nie kluge machen, Leute, deren Gläser stets noch voll sind, wenn wieder ein Geschenk wird, deren Freude wie das Auffliegen einer Pulvertonne ist, die nur desto dunklere Nacht zurückläßt, solche Leute glauben stets einem Worte mehr als einem Blick. Mag es sein, daß ihr euch nie täuscht; aber ihr kennt auch nicht die Wonne, die Seligkeit, sich vertrauensvoll hinzugeben. Nein zum Teufel! Du sollst mich nicht irre machen. Gesteh' es nur, du bist selbst ein bißchen verliebt und eifersüchtig; aber sie liebt dich nicht, denn sonst könnte sie so nicht gegen mich sein. Darum vermiedest du stets, mit mir über deinen Aufenthalt in Eichenbach zu sprechen. Geh', Brüderchen, da bist du einmal zu spät gekommen. — Gottlob denn, Ernst“, fuhr der junge Mann mit feierlicher Stimme fort, „es wäre schrecklich gewesen, zwischen Freundschaft und Liebe zu wählen, wo ein Gefühl das andere vernichten müßte wie bei zweien Schiffbrüchigen, die nach einem Brett haschen. Jedes wäre um den Preis des andern zu teuer erkauft. Nein, beides oder die erste Kugel in dem nächsten Gefecht!“

Die Vorliebe für das Phantastische

Von Kurt Engelbrecht

Die schlichte Wirklichkeit, so wie sie sich unseren Sinnen darstellt, hat an sich nichts Phantastisches. Und wenn wir es trotzdem darin sehen, so ist es erst wieder unsere eigene Phantasie, die kraft ihrer schöpferischen und gestaltenden Fähigkeiten, das Phantastische in die Welt der ruhigen, gleichmäßigen und kalten Erscheinungen hineinverlegt. Die Wirklichkeit ist stets gradlinig und eindeutig. Erst unsere Phantasie liebt es, sie umzubiegen, ihr einen zweiten, höheren oder niedrigeren Sinn unterzuschieben, ihr weitere, vielfältige Deutungen zu geben.

Vielgestaltig ist natürlich die Wirklichkeit in dem Wechsel, den Raum und Zeit bedingen. Vielsinnig und vieldeutig wird sie jedoch erst durch ein schöpferisches Tun des Menschengesistes. So kann man sich der Vielgestaltigkeit der Natur — um ein Beispiel anzuführen — von Herzen freuen. Raum und Zeit stellen die Natur in einen Wechsel hinein, der die einförmigste Landschaft heute so und morgen ganz anders vor unser Auge treten läßt. Und dieser Wechsel ist etwas Tatsächliches, von unserm eignen Willen ganz Unabhängiges, das sich nach bestimmten Voraussetzungen vollzieht, die wieder durch die Eigenheiten von Raum und Zeit bedingt werden. Man kann seine helle Freude an diesem Wechsel haben und dennoch ein ganz phantasieloser Mensch sein, der einfach mit dem zufrieden ist, was seinen aufnahmefrohen Sinnen dargeboten wird. Man kann auch ein volles Genüge finden an den Dingen und Erscheinungen der wirklichen Welt, da sie in ihrem reichen Wechsel auch den größten Ansprüchen gerecht zu werden vermögen.

Verkehrt ist es deshalb, zu meinen, daß nur der schöpferisch gestaltende Geist die höchste Schönheit in den Dingen zu erfassen imstande sei. Keine Genußfreude ist keineswegs durch ein gewisses Maß von Phantasie bedingt. Ich glaube vielmehr, daß eine ruhigere Freude, ein unge störter Genuß demjenigen erwächst, der nicht durch seine Phantasie ständig dazu getrieben wird, die Erscheinungen umzuformen und in neue Gewänder zu kleiden.

Die Phantasie bringt in der Welt des Sichtbaren — ähnlich wie die Liebe in der Welt seelischer Eindrücke — ein Glück ohne Ruh mit sich, ein Glück, das in seiner Unvollkommenheit seinen Hauptreiz enthält.

Deswegen soll man den Künstler nicht um eines besonderen Glückes willen beneiden, daß er etwa vor allen andern Menschen inmitten der wirklichen und greifbaren Erscheinungswelt genießen dürfe. Der Kundige wird ob solchen Reides überlegen lächeln. Er weiß es besser. Gerade die Phantasie, ohne deren Besitz natürlich kein Künstler auszukommen vermöchte, stellt ihn den klaren und eindeutigen Dingen in der Welt unsicher und taufend gegenüber, und er ist nie gewiß, ob er ihrer Herr werden oder ob er an ihnen scheitern wird.

Denn er befindet sich immer in einem Zwiespalt. Die Phantasie eröffnet ihm den Blick in ein Land unbegrenzter Gestaltungsmöglichkeiten. Die Phantasien des Geistes fragen nicht nach einem möglich oder unmöglich; sie weiten ihre Flügel nach freiem Gefallen; sie gleichen den Träumen, die keinerlei Gebundenheiten kennen mögen.

Für den Künstler aber heißt es alsdann, das Unfassliche zu ergreifen, das Formlose in Gestalt zu bringen, das Entschwebende zu fesseln und in den Bereich des Sichtbaren herabzuziehen, so daß es auch für andere ein Stück Wirklichkeit werde, da es doch der Wirklichkeit so fern und fremd erschien.

Und hier nun tritt die deutsche Eigenart in ihr volles Recht, wo die Phantasie im Kunstwerk sich ihr köstlich freies und weites Reich schafft. Wir können und wollen dem Romanen keineswegs den Besitz der Phantasie streitig machen. Wenn er jedoch behauptet, wir Deutsche wären phantasielos und unsere Kunst wäre phantasielos, so liegt das, wenn wir nicht böswillige Verkleinerungssucht als Grund annehmen wollen, lediglich an einer völligen Verständnislosigkeit für das Wesen unserer Phantasie und für die Sonderheit des Phantastischen in unserer Kunst.

Wo die Phantasie des Romanen ihre Gebilde zu gestalten versucht, bleibt sie ausschließlich im überlegen Geistreichen, im launig Witzigen stecken. So ist dann auch nur folgerichtig die Phantastik des Romanen vorwiegend auf das Formale eingestellt. Ganz anders ist es beim deutschen Künstler. Es genügt ihm nicht, das Phantastische rein in seiner Absonderlichkeit und Wirklichkeitsfremdheit zu gestalten. Er sucht einen höheren Sinn aus den Träumen seiner Phantasie, die er ebenso reich und lebhaft in seinem Geiste herbergt wie der Romane, herauszukristallisieren, er gibt den Gebilden ein tieferes seelisches Leben mit auf ihren Weg in die Welt der Formen, ein Leben, das aus seinem Innersten stammt und von der innigen Teilnahme seines Gemütes Kunde gibt.

So ist die Phantastik bei Dürer, Cranach und bei den wirklichkeitsfrohen Holländern, so bei Runge und Schwind, Böcklin und Thoma zu verstehen.

Es ist bei dem echten deutschen Künstler gewissermaßen eine drängende sehnende Flucht aus dem Gewöhnlichen und Alltäglichen, wenn er sich seinen Träumen hingibt und jene wunderbaren Gebilde hervorbringt, an denen gegenwärtige und kommende Geschlechter herumdeuteln, ohne doch den verborgenen Sinn voll zu erfassen. Das Phantastische ist mit seiner Persönlichkeit eng verwachsen und kann nur aus ihr befriedigend erklärt werden. Es ist nicht der Ausdruck eines krankhaften Geistes, einer Gemütsverwirrung — wie es der Franzose gern darstellen möchte — im Gegenteil, es ist ein Zeichen der Gesundheit und der starken Seelenkraft, sich frei zu machen von hemmenden Ketten und das Unglück zu einem Glück, das Dunkel zum Licht umzubilden.

Freilich müssen wir uns offen eingestehen, daß auch dem nüchternen deutschen Alltagsmenschen — besonders in unserer vielfach so phantasieneindlichen Gegenwart — das Verständnis für das Phantastische in unserer Kunst abgeht. Von einer Vorliebe für das Phantastische jedoch, wie sie der deutsche Künstler immer hegen wird, mag der moderne, im Zahlen- und Maschinenge triebe stehende Mensch kaum noch etwas begreifen. Gebilde wie Dürers allegorische Kupferstiche, Teniers und Brueghels phantastische Szenen wurden zu ihrer Zeit ohne weiteres verstanden und als ein Ausdruck germanischer Empfindungsweise aufgenommen. Unsere Künstler heute haben noch dieselbe Vorliebe für das Phantastische, aber sie richten damit ungewollt eine höchst bedauerliche Scheidemauer auf zwischen sich und einem so häufig nur noch an das Allergreifbarste gewöhnten Publikum.

Auch hier tut ein Besinnen not, das zu einem Wiedergewinnen köstlichen urdeutschen Seelengutes führen muß. Es geht uns viel mehr verloren, als wir wohl meinen, wenn uns der Sinn für das Phantasiegeborene in unserer Kunst abhanden kommt. Unser Leben ist vielfach so geradlinig geworden wie die Wirklichkeit selbst. Und geben wir es nur zu, es ist damit auch herzlich nüchtern geworden. Wir tragen aber unverkennbar und unauslöschlich, wenn uns das

leben nicht bereits versteinte und zu einer Maschine oder Zahl machte, eine Sehnsucht in unsern Herzen, aus dem engen Gitter, mit dem uns die Alltäglichkeit umzäunt, herauszukommen. Schon der bunte Wechselreichtum der Erscheinungen selber weht in unsere Seele einen Ahnungshauch davon herüber, daß es jenseits der Wirklichkeit eine glückvollere Welt geistiger Freiheit gibt, die wir uns zu eigen machen dürfen.

So hängt denn das Phantastische bei uns Deutschen meist auch irgendwie mit dem religiösen Stimmungs- und Vorstellungsleben zusammen. Die Visionen des Daniel und der Apokalypse haben nirgend so stark anregend und befruchtend auf die Phantasie gewirkt wie in der deutschen Kunst, die diesen geheimnisvollsten biblischen Büchern die Stoffe zu einigen ihrer wirkungsvollsten Schöpfungen entnahm.

Wem freilich die satte Selbstzufriedenheit als höchstes Glück erscheint, wer jenes Hinausdrängen über sich selbst nicht kennt, wie es edlere Geister stets kennzeichnet, der mag die Phantasie getrost weiter als etwas Störendes empfinden und das Phantastische als eine Verrücktheit belächeln. Es wird keine Brücke zwischen ihm und der Kunst geben. Nur wollen wir uns aber mit allen Kräften dagegen wehren, daß jener selbstzufriedene, in jeder Wirklichkeit satte Geist irgendwie bestimmenden Einfluß in unserer Kunst erhält. Denn beide vertragen sich nimmer. Wo jener Geist nüchterner Phantasiefreudigkeit in unsere Kunst einzudringen vermöchte, da wäre ihr das Lobesurteil gesprochen. Alle Anzeichen sprechen jedoch dafür, daß mit dem deutschen Idealismus auch wieder der Sinn für das Phantastische in gutem deutschen Verständnis lebendig und wirksam werden will. Es wird damit eine neue Freude am deutschen Kunstschaffen gewonnen werden und wir dürfen hoffen, daß unsere künstlerische Kultur neue Gipfel erklimmen wird.

für ein Kind

Ich lade dich ein:

Wir wollen im Wald, wo Finken schlagen,
Borm Dorf, in Wiesen, in Hecken am Rain,
Falter fangen, Vögel jagen,
Bogen schießen, Bälle schlagen,
Zum Sommer wollen wir Bruder jagen
Eitel Freud' soll dein Herz sein.

Hans Schielhuth

Weltspiegel

Briands Sturz. Die Tagung des Obersten Rates in Cannes hat ein plötzliches Ende durch die mit Briands Abgang verbundene Vertagung gefunden. Soweit Deutschland dabei in Frage kam, war von ihr nicht viel zu erhoffen. Die verschiedenen Pläne, die aufgetaucht waren, liefen nicht auf eine wirkliche Erleichterung der Zahlungslasten, sondern nur auf eine Verschiebung in der Verteilung der Leistungen hinaus. 720 Millionen bares Geld wollte man Deutschland abverlangen und ihm dazu Sachleistungen im Betrage von 1450 Millionen auferlegen, für die Kredite des Reiches in Anspruch genommen werden mußten. Diese Forderungen überstiegen bei weitem Deutschlands Erfüllungsfähigkeit. Der Oberste Rat ist nicht mehr dazu gekommen, sich abschließend mit diesem Projekt zu befassen, für dessen Durchführung Deutschland eine Kontrolle seines Staatslebens, die Veränderung des Statuts der Reichsbank, die Erhöhung der Inlandskohlenpreise auf den Stand des Weltmarktes, die Heranziehung aller Devisen für die Reparation sowie die Unterbindung jeglicher Kapitalausfuhr zugeben sollte. Ungeachtet der Stodung, die durch Briands Abgang eingetreten ist, hat nunmehr die Reparationskommission beschlossen, Deutschland unter allem Vorbehalt späterer Entscheidung einen vorläufigen Zahlungsausschub zu gewähren. Rathenau hat der Kommission als Höchstbetrag die Zahlung von 200 Millionen Mark in drei Raten zu 80, 90 und 30 Millionen angeboten. Die Kommission verlangt ab 18. Januar alle 10 Tage 31 Millionen, so daß etwa zwei Monate gewonnen sind. Durch den Schritt der Reparationskommission, die dazu auf Grund des Friedensvertrages befugt ist, wird lediglich ein vorübergehender Zustand geschaffen, der über die Fälligkeitstermine des 15. Januar und 15. Februar hinwegzuhelfen bestimmt ist. Deutschland soll auch ein Programm für Garantien und Finanzreformen vorlegen. Es wäre voreilig, in der Erklärung des Reparationsausschusses ein Entgegentommen für Deutschland erblicken zu wollen, denn sie betont ausdrücklich ihr Recht, gegebenenfalls alle fälligen Raten zu verlangen. Briand hat zwar auch in seiner letzten Kammerrede den Entschluß der Reparationskommission erwähnt, über den Kopf der französischen Vertreter hinweg Deutschland ein Moratorium zuzubilligen. Aber es kommt alles auf die damit verknüpften Bedingungen an. Das Provisorium, das der Reparationsausschub geschaffen hat, erlaubt noch keinerlei Schlüsse zu ziehen; er zeigt nur, daß auch die Kommission, die sich alle Türen offen hält, in dem Verhalten Deutschlands keine Verfehlung sieht, aus der Frankreich das Recht zu Zwangsmagnahmen herleiten könnte. Alles Weitere muß erst die Zukunft klären.

Raymond Poincaré ist mit der Bildung des neuen Ministeriums beauftragt worden; eine andere Möglichkeit hatte Millerand nicht, nachdem die französische Kammer Briands Politik abgelehnt hat. Als Publizist hat Poincaré eine sehr schroffe Richtung vertreten und dabei auch nicht mit Kritiken an Briand gespart. Wenn Poincaré jetzt die Regierung in die Hand nimmt, so wird er Wasser in seinen Wein gießen müssen. Denn schließlich kann auch er nach außen hin keine wesentlich anders gerichtete Politik betreiben als sein Vorgänger. Lloyd Georges Denkschrift zeigt, daß der Bündnisplan, der übrigens die Überflüssigkeit des Genfer Völkerbundes so recht unterstreicht, von Frankreich keinerlei Zugeständnisse hinsichtlich des Versailler Friedensvertrages, d. h. also über die Besetzung der linksrheinischen Gebiete, und auch keine Verminderung des französischen Heeres verlangte. Poincarés politische Tendenzen gehen nicht viel weiter, wenn man nicht auf Worte, sondern auf deren Sinn den Nachdruck legt. Er verlangt nämlich als Vorbedingung des Bündnisses, das er auf Polen ausgedehnt wissen will, eine Einigung mit England über den deutschen Zahlungsplan. Eine solche Verständigung hatte Briand mit England angebahnt,

und auf diesem Gebiete es sogar verhindert, daß irgendeine durchgreifende Regelung erfolgte. Der französische Standpunkt hatte also im wesentlichen bereits gesiegt. Briand hatte Lloyd Georges Einverständnis zum Bündnis offenbar durch den Druck in der Unterseebootsfrage und durch Hervorkehrung französischer Zugehörnisse im Nahen Orient erreicht, über deren Tragweite die Pariser Konferenz der Minister des Äußeren Ausschluß geben sollte. Es scheint, daß die Zustimmung Frankreichs zur Moskischen Resolution über die Nichtverwendung von Unterseebooten zum Handelskrieg England bereits für den Bündnisplan gewonnen hat. Der Weltkrieg hat erwiesen, wie verschiedenartiger Auslegungen seerechtliche Grundsätze fähig sind. Im Ernstfalle läßt sich der Begriff des Handelskrieges so einengen, daß Frankreich von einer vorhandenen Unterseebootswaffe doch Gebrauch machen könnte, denn es behält ja die Freiheit des Unterseebootbaues und zugleich damit die Möglichkeit, die erforderlichen besonders ausgebildeten Mannschaften und technischen Anlagen beizubehalten. So ist Lloyd Georges Wort von der allgemeinen Furcht Englands vor der Unterseebootswaffe, nicht nur vor französischen Booten durchaus verständlich.

Auch Poincaré kann nicht viel mehr erreichen. Briands Rücktritt hängt aber stark mit inneren Fragen zusammen. Clemenceau hat bei der Präsidentenwahl den Unbann der Franzosen erfahren. Briand begann allzu selbständig zu werden, und Frankreich hat Angst vor Persönlichkeiten von großem Einfluß. Das wird sich auch Poincaré sagen. Es ist nicht bedeutungslos, daß Poincaré durch seine Freunde erklären läßt, auch er denke nicht daran, vom Pfade der Vernunft abzuweichen. Mit Lloyd George ist er bereits zusammengetroffen. Der Sturz Briands hat in Amerika Aufsehen erregt und in England ist er teilweise als eine gegen die Verbündeten gerichtete Demonstration aufgefaßt worden. Poincaré will sich mit London und Washington nicht überwerfen. Dazu besitzt er auf dem Gebiete der internationalen Politik eine viel zu große Erfahrung! Neben den Vorgängen in Europa trat zwar die im Abflauen begriffene Washingtoner Konferenz zurück. Sie hat noch eine Resolution über das Verbot der giftigen Gase durchgebracht, das auf den toten Punkt geratene ostasiatische Problem aber ruhen lassen. Poincaré hat sich beeilt, Sarraut mit der Fortsetzung der Arbeiten in Washington zu beauftragen, um Amerika einen Gefallen zu erweisen, das auf seine Konferenz so großen Wert legt. Der angelsächsische Block hat sich dort vorbereitet; ist Amerika mit Poincaré einverstanden, so ist die Aussicht auf Gewinnung Englands um so größer. Lloyd Georges Lage ist durch die Sprengung der Zusammenkunft von Cannes für die kommenden Neuwahlen jedenfalls nicht erleichtert worden. In England zeigt sich überhaupt das Bestreben, Poincaré entgegenzukommen, gilt doch die Entente cordiale als Grundlage der britischen Kontinentalpolitik. Wie Poincaré spricht sich Lord Grey gegen die „Politik des Kampensichts“ aus, jener sich häufenden Konferenzen vor aller Öffentlichkeit, denen er und Poincaré die gewohnte Methode der Kabinettsdiplomatie vorziehen. Die Wirtschaftskonferenz von Genua mit ihrer neuen Vereinigung der Nationen hält Grey für unvereinbar mit dem Völkerbund. Deshalb hat auch Lloyd George in seinem Programm von der Einladung des Völkerbundes nach Genua und dem Versuche gesprochen, einschließlichs Amerikas, Rußlands und Deutschlands eine neue umfassende Liga der Nationen zu bilden, die also die ebenso kostspielige wie unnötige Genfer Einrichtung ersetzen würde. Amerika zeigt bislang wenig Lust zur Teilnahme an der Konferenz von Genua, bei der Poincaré selbst nicht erscheinen, sondern sich durch Bevollmächtigte vertreten lassen möchte. Er will im Gegensatz zu Briand das Regierungshaupt nicht festlegen lassen. In Genua soll das Reparationsproblem nicht behandelt werden. Rußland steht dort durchaus im Vordergrund. Der englische Plan ging darauf, Deutschland bei der Erhellung Rußlands heranzuziehen und die Erträge deutscher Arbeit der Reparationsleistung zugute kommen zu lassen. Briand wollte den Deutschen noch die Rückerstattung der russischen Vorkriegsschulden an Frankreich in der Form

von Entschädigungen an Rußland auf Grund des Versailler Friedens aufbürden. Der Zweck der Konferenz von Genua, zu der Lloyd George bei dem Auseinandergehen der Canner Zusammenkunft die Deutschen noch ausdrücklich eingeladen hat, ist jedenfalls der, Deutschland von eigener Betätigung in Rußland abzuschneiden und ihm dort Fesseln aufzuerlegen. Die wichtigste Folge des Entschlusses, eine allgemeine europäische Wirtschaftskonferenz einzuberufen, ist die Stärkung des Ansehens der bolschewistischen Regierung.

Poincaré will die Erneuerung Europas nicht über Deutschland, sondern über die neuen Staaten leiten, die nach dem Weltkriege emporgeschossen sind. Auch in diesem Punkte weicht er höchstens in der Nuance von Briand ab. Deutschland soll der Fronarbeiter der Entente bleiben und durch einen Ring Frankreichs ergebener Vasallenstaaten im Zustand der Unterdrückung erhalten werden. So ist Polen Frankreichs Wächter im Osten.

Polen soll deshalb auch nach dem Vorschlage Poincarés in das englisch-französische Militärbündnis aufgenommen und gegen „deutsche“ Angriffe beschützt werden. Es trennt Deutschland von Rußland und ist dazu ausersehen, Frankreich auf dem Umwege über die polnische Industrie den Zutritt zum russischen Marke zu öffnen, denn Paris wiegt sich in der Illusion, die Textilproduktion von Lodz wiederzuerwecken und neues geschäftliches Leben in Polen erstehen zu lassen. Den Tschechen und den übrigen Mächten der Kleinen Entente will Poincaré seine besondere Aufmerksamkeit widmen. Ein Vertreter der Wiener Regierung war schließlich doch nicht nach Cannes geladen worden, aber die österreichischen Reparationen sind einer wohlwollenden Prüfung sicher, so lange der Anschlußgedanke dadurch getötet werden kann. Osterreich wird auf die Kleine Entente angewiesen. Da das deutsche Empfinden der Osterreichler aber nicht erstickt werden kann, soll es den Frankreich ergebenden Nachbarn wirtschaftlich ausgeliefert werden. Dem zutage tretenden verstärkten Interesse Frankreichs für die österreichisch-ungarischen Nachfolgestaaten wird man in Italien mit berechtigtem Mißtrauen begegnen. Dort ist man stolz auf die Konferenz von Genua, zu deren Zustandekommen Italiens einsichtige Haltung nicht unwesentlich beigetragen hat. Poincaré hat in seinen Presseäußerungen immer viel schöne Worte für die lateinische Schwester übrig gehabt, aber seine ausgesprochenen Hegemonieabsichten müssen mit den berechtigten Großmachtansprüchen der Italiener in Konflikt geraten. Mit Spanien steht Frankreich schon in einem scharfen Handelskonflikt, der durch die politischen Zwistigkeiten über Marokko noch verstärkt wird. Das Kabinett Maura ist wegen des von Frankreich geschürten Aufstandes in Marokko zurückgetreten, weil der Kriegsminister La Cierva gegen die militärische Nebenregierung der Junta, der Offiziersvereinigungen, aufzutreten versucht hat. Jedoch wird Maura, den alle Parteiführer als den allein maßgebenden Mann bezeichnen, unter Ausschiffung La Ciervas die Regierungsbildung wieder übernehmen. Mauras Autorität braucht Spanien schon, weil in Cannes die seine Interessen aufs engste berührende Frage von Tanger aufgeworfen worden ist. Bisher scheint das englische, auch für Spanien annehmbare Projekt der Internationalisierung dieses Hafens an Boden gewonnen zu haben.

Auch wenn Poincaré äußerlich Entgegenkommen zu zeigen trachtet, wird sein Regime das Element der Unruhe in Europa stärken und den Kontinent nicht zum dauernden Frieden kommen lassen, der nun einmal ohne die Befundung Deutschlands nicht erreicht werden kann.

D. G. von Wesendonk

Das Politische Colleg

Wir sind aus Kreisen des Politischen Collegs im „Gewissen“ in mehr persönlicher als sachlicher Weise angegriffen worden wegen unseres Artikels: Liberalismus des Herzens oder vielmehr nur wegen des Titels. Man kann sich anscheinend nicht dazu aufraffen, in „konservativ“ und „liberal“ etwas anderes als Parteiprogramm zu sehen. Wir bringen trotzdem nachfolgenden werdenden Artikel. Die Schriftlitz.

Das Politische Colleg ist ein aus privater Initiative heraus entstandenes Institut, das seine Aufgabe darin sieht, außerhalb der Parteien politische Schulung zu fördern. Parteien selbst werden selten der Versuchung entgehen können, diese Schulung durch Drill eines Programms zu ersetzen; eine nicht ungefährliche Trübung des politischen Blickes von vornherein, denn jedes Programm hat etwas utopisches an sich, stellt Ziele bereits gegenständlich vor, wenn das auch nicht immer in der krassen Form des Sozialismus geschieht. Dabei kommt dann die sachliche Schulung, d. h. die Einstellung auf die politische Gegenwart mit ihren Möglichkeiten und Gefahren zu kurz.

Das politische Colleg sieht seine Aufgabe natürlich auch in einer Lehrtätigkeit, glaubt aber, daß diese nur fruchtbar wird, wenn ihr eine gemeinsame sachliche Arbeit der Lehrenden vorhergegangen ist. Diese sachliche Arbeit geschieht in der Form einzelner Arbeitsstellen, die, zusammen eine Arbeitsgemeinschaft, doch jede einzeln ein bestimmtes Gebiet konkreter politischer Fragen erforscht. Ein gemeinsamer technischer Apparat (Archive, Bibliothek, Sekretariat) erleichtert dies. In der Arbeitsstelle I bearbeitet Boehm die Nationalitäten- und Stammesprobleme, in II Herrsahrd berufsständische Fragen, in IV Nobel das Partei- und Gewerkschaftswesen des Auslandes; die Arbeitsstelle V dient dem Studium außerpolitischer Vorgänge, (Martin Spahn, Stadler, Karl Hoffmann, Moeller van den Bruck). — Die Gesamtleitung liegt in den Händen Martin Spahns, des bekannten Historikers der Kölner Univerſität.

Es dürfte klar sein, daß eine Lehrtätigkeit, die diese wissenschaftliche Tagesarbeit zum Hintergrund und zur Voraussetzung hat, besonders fruchtbar ist, nicht zuletzt dadurch, daß die Gefahr der politischen Phrase hier nicht so unmittelbar ist, als wenn Parteiveranstaltungen ihr Parteiprogramm literarisch und rhetorisch umzugießen suchen. Beispielsweise wird unzweifelhaft die wissenschaftlich anspruchsvolle und umfassende Behandlung der Fragen des Reichswirtschaftsrats Dr. Herrsahrd eine besondere Berechtigung und Möglichkeit geben, über diese Dinge mitzusprechen, freilich jenseits der Parteiprogramme.

Die erwähnte Lehrtätigkeit geht bisher zumeist in der Form politischer Lehrkurse vor sich, dergestalt, daß Angehörige bestimmter Berufsgruppen gesondert sich für eine Woche frei machen, um an solchen Kursen teilzunehmen. In der nächsten Zeit werden Lehrkurse für praktische Berufe, für Studenten, für Jugendführer, für Lehrer, für Journalisten, für Kommunalbeamte u. s. f. stattfinden.

Eine eigene Pressestelle unterstützt die umfangreiche publizistische Tätigkeit der Mitarbeiter des Politischen Collegs. Die letzte aus diesem Kreis kommende Publikation ist die demnächst bei Paetel erscheinende „Neue Front“.

—el

Federstriche

Vom Umgang mit Gegnern

Ein Knigge für Deutsche

1. Die Einladung nach Genua

Endlich war das ausgehungerte, abgewirtschaftete Rußland vom Rat der Weltmächte gnädig zur ersten Konferenz wiederzugelassen. Das Tor der Welt tat sich auf für den armen Hinterwäldler, vorausgesetzt, daß er vorher reu- und demütig schwöre, alle Bestimmungen des Obersten Rates auf der kommenden Konferenz vorbehaltlos anzuerkennen. Karlchen Friedlieb hatte auf diesen befreienden Augenblick schon lange gewartet und beeilte sich, dem russischen Minister des Auswärtigen Tschitscherin einen Antwortentwurf zu übersenden. Wir drucken ihn links von der Antwort ab, die Tschitscherin tatsächlich an den Obersten Rat deponierte, noch bevor er überhaupt wirklich eingeladen war.

Karlchen Friedlieb

Die russische Regierung beeilt sich, das Erwachen des Weltgewissens, der Solidarität Europas und der wirtschaftlichen Vernunft aufrichtigst zu begrüßen. Sie wird ihre Delegierten zum angegebenen Termin nach Genua entsenden und sie im Geist des Wiederaufbaus Europas und der Völkerverföhnung instruieren. Sie hatte nie daran gezweifelt, daß ihre eigene humanitäre Gesinnung den Widerhall der anderen Mächte finden werde und gibt, wenn sie auch nicht im Voraus vorbehaltlos ihr noch unbekanntes Beschlüsse anerkennen kann, doch aus freien Stücken die Versicherung ab, allem beizutreten, was ihrem Geist der aufrichtigen Friedensliebe entspricht.“

Karlchen Friedlieb ist totunglücklich. Er versteht nicht, was in der russischen Antwort alles drinliegt. Es geht den Russen doch so schlecht. Wehe wenn nun weder Genua noch London zustandekommt. Welche Tollkühnheit, wo die menschliche Sprache doch so reich an möglichen Silberverbindungen ist!

Tschitscherin

„Neuter teilt mit, daß der Oberste Rat Genua als Sitz der Wirtschaftskonferenz vorschlägt. Die russische Regierung findet, daß Genua zu weit entfernt ist und daß die Verbindungen dorthin ungenügend sind. Sie schlägt London vor.“

2. Irländischer Stil.

Nachdem die 4 Millionen unbewaffneter Iren durch ihren beispiellosen Willenskrieg gegen 60 Millionen bewaffnete Engländer im Dezember 1921 einen gewaltigen Sieg, die Anerkennung der Selbstregierung, eigenes Heer, eigene Flotte usw., erzwungen hatten, gaben sie sich sofort das Wort, nun

weder dem Feind zu danken, noch sich auszurufen. Ihr Führer Devalera trat von der Regierung zurück, um gegen den Vertrag protestieren zu können, der Irland so ungeheuer viel, aber noch nicht das Letzte gab. Die irischen Friedensunterhändler aber, die sich von den Engländern geschickt durch

ein Ultimatum hatten zur Unterzeichnung zwingen lassen, traten vor den Dail Eireann und sagten:

Der erste (Michael Collins, Finanzminister der irischen Republik): „Nach meiner Meinung gibt uns der Vertrag Freiheit, keine absolute Freiheit, die alle Nationen erhoffen und für die sie kämpfen, aber Freiheit, um zu diesem Ziele zu gelangen.“ —

Der zweite (Mr. Duggan, Erster Offizier der irisch-republikanischen „Armee“): „Ich hatte, als ich den Vertrag unterzeichnete, eine alles beherrschende Tatsache im Sinn, nämlich daß Britannien militärisch härter ist als Irland. Der Vertrag mißfällt mir ebenso wie jedem andern. Wenn aber das irische Volk unter diesen Friedensbedingungen, die es vom Feind und seiner Maschinen befreien und ihm die absolute Kontrolle über alles innerhalb der vier Meere Irlands gibt, seine Freiheit nicht verwirklichen kann, dann wird das der Fehler des irischen Volkes sein.“

Der dritte (Robert Barton, Minister für Volkswirtschaft): „Ich versuche nicht mich vor der Anklage zu schützen, daß ich den Eid der Treue, den ich der Republik geleistet, gebrochen habe, — meine Unterschrift beweist diese Tatsache — dieser Eid war und ist noch für mich das Heiligste auf Erden. Ich brach meinen Eid, weil ich Eidbruch als das Geringere der zu wählenden Gewalttätigkeiten, denen ich unbarmherzig ausgeliefert war, erachtete, und zwischen denen zu wählen ich gezwungen war. Binnen eineinhalb Stunden zwang uns Lloyd George zur Unterzeichnung, oder der sofortige Krieg begann. Die Lage war, daß, wenn nicht jeder von uns unterzeichnete und versprach, den Vertrag Ihnen anzuempfehlen, neue Horden von Wilden sich über unser Land ergießen würden, um es zu zerstampfen, zu

quälen und zu kreuzigen. Ich selbst hätte den Krieg vorgezogen. Das sagte ich auch meinen Kollegen. Aber für die Nation konnte ich, ohne Beratung, diese Verantwortlichkeit nicht auf mich nehmen. Ich zeichnete und habe jetzt meinen Auftrag erfüllt. — Ich empfehle Ihnen die Annahme des Vertrages, den ich unterzeichnet habe.“

Der vierte (E. Childers, erster Sekretär): „Durch eigene Handlung kann ein Land seine Unabhängigkeit nicht aufgeben. Die Versammlung hat keine Macht, das zu tun.“

Der fünfte (A. Griffith, jetziger irischer Ministerpräsident, damals Außenminister): „Es war der erste Vertrag, der Irland Gleichheit mit den übrigen Gliedern des Reiches gewährte, und aus diesem Grunde stehe ich für ihn ein. Wir haben die Fahne zurückgebracht. Nach 700 Jahren haben wir die Krönung Irlands von britischen Truppen zurückgebracht. Ich muß diesem Vertrag treu bleiben. Sollte aber dies Land von England, dem es jetzt gleichsteht, oder von dem König angegriffen oder ungerecht behandelt werden, dann muß ich meinem Land den Treueid halten, und dieser Treueid wird dann Widerstand von mir erheischen.“

So ist also der Stil noch nicht aus der Welt verschwunden, der einst dem Perserkönig, der Übergabe forderte, indem er von der Zahl seiner Schützen sprach, deren Pfeile die Sonne verfinsterten, die griechische Antwort erteilte: „Gut. So werden wir im Schatten fechten.“

Wir preisen uns glücklich, daß auch unserem armen Vaterland die Vorführung in Walter Rathenau einen hervorragenden Stilisten geschenkt hat; doch dürfte dieser sich bisher vielleicht mehr in der phrygischen Tonart gelbt haben als in der griechischen.

Der verbotene Sattler

oder:

Wie die deutsche Republik durch die „Frankfurter Zeitung“ gerettet wurde.

I. Akt.

Ein wörtlich abgedruckter Artikel der „Frankfurter Zeitung“, 66. Jahrgang Nr. 969.

„Gegen die deutsche Republik.

Die Pflege der staatsbürgerlichen Erziehung scheint an manchen Gymnasien in Bayern unter eigenartigen Gesichtspunkten zu erfolgen. Die sozialdemokratische „Münchener Post“ macht auf das „Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der bayerischen Gymnasien“, verfaßt von Dr. Hanns Stieh, Oberstudienrat und Gymnasialrektor, aufmerksam, dessen siebente von Hermann Schreidmüller, Professor am Gymnasium Kaiserslautern, herausgegebene Auflage vom Jahre 1920 im dritten Teil, der die Neuzeit behandelt, auf Seite 290 folgenden Satz enthält: „Am 11. Februar (1919) wurde zum vorläufigen Reichspräsidenten gewählt: Friedrich Ebert, ein 1871 in Heidelberg geborener früherer Sattler, so recht der Vertreter der durch den Umsturz plötzlich in die Höhe gehobenen Volksmänner.“ Die „Münchener Post“ bemerkt hierzu, daß der Hinweis auf den „früheren Sattler“ eine bewußte und gewollte Herabsetzung des Reichspräsidenten in den Augen der Schüler bedeute und mit dem Typ der „gehobenen Volksmänner“ das politische System, die demokratische Republik getroffen werden sollte. Man dürfe zwar annehmen, daß Reichs-

präsident Ebert den Vorstoß des Kaiserslautener Gymnasial-Professors nicht allzu tragisch nehmen werde. Ebert sei ja ähnliches aus den Spalten der reaktionären Presse gewöhnt. Aber da es sich nicht um eine Auslassung des „Riesbacher Anzeigers“, sondern um ein offizielles Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der bayerischen Gymnasien handele, dürfe eine Äußerung des bayerischen Kultusministers, und falls dieser versagen sollte, ein Einschreiten des Ministerpräsidenten erwartet werden. Habe doch Graf Berchtesgaden bei seiner Regierungsübernahme feierlich verkündet, daß er es als seine Hauptaufgabe ansehe, die Autorität der Verfassung und der Gesetze gegen jedermann zu verteidigen, der es wage, sie anzutasten.“

2. Akt.

Eine Seite aus dem Lehrbuch der deutschen Geschichte für höhere Republikaner, Frankfurt 1925, im Verlag der „Frankfurter Zeitung“.

„Am 11. Februar (1919) wurde zum vorläufigen Reichspräsidenten gewählt: Friedrich Karl August (von) Ebert, ein als kostbarste Frucht des unseligen Krieges 1870/71 auf dem Schloß zu Heidelberg geborener Aristokrat, der zwar nie, wie böswillige Schänder der Republik und ihrer Gesetze vorgeben, sich mit einem schmutzigen Handwerk befaßt hat (wie bezeichnenderweise der „Husschmied von Bieringen“, der Sproß der ordinären Hohenzollern), vielmehr in edler und vollkommener Verhüllung seines Adels so recht als Vertreter der ohne Umsturz ganz allmählich sich herabsenkenden Volksmänner sich Anspielungen verbittet“ ...

C. J. W.

Wir beginnen demnächst mit dem Abdruck zweier Artikelfolgen:

Das amerikanische Credo. Von H. L. Meuden, Baltimore, dem bekannten amerikanischen Satiriker, und

Kolonialpsychologie. Von Dr. Schulz-Erwerth, ehemaligem Gouverneur von Samoa, 3. Bt. Brüssel.

Bücherschau

Kunst

Katon Springer, Handbuch der Kunstgeschichte. Frühchristliche Kunst und Mittelalter. Erste umgearbeitete Auflage, bearb. von J. Neuwirth, Stuttgart 1921, Alfred Kröner, Verlag, geb. M. 70.—

Es konnte nicht ausbleiben, daß die einander rasch folgenden Neubearbeitungen der mittelalterlichen Kunstgeschichte durch Neuwirth den ursprünglichen Text der Springer'schen Kunstgeschichte mehr und mehr verändern. Namentlich die altchristliche und die orientalische Kunst ist in zunehmendem Grad ein neues Werk geworden. Auf diese Weise hält sich der Anspruch des beliebtesten kunstgeschichtlichen Handbuchs deutscher Zunge unverkennbar, und je mehr sich der alte Springer dem Fortschritt der Wissenschaft anpaßt, desto fester bewahrt er seine Stellung in jedem kunstfinnigen Haus.

Erwin Swift Balch und **Eugenia Macfarlane Balch**, Die bildenden Künste der Erde. Alleinberechtigte deutsche Ausgabe von Erwin Bildmann. Würzburg 1921. Gebr. Remminger Verlagsbuchh. M. 80.—

Eine Übersicht vor allem über asiatische, primitive und neuzeitliche Kunst. Der Standpunkt, von dem aus der amerikanische Verfasser die europäische Kunst betrachtet, entspricht nicht unseren deutschen Maßstäben.

Otto Rummel, Die Kunst Ostasiens. Mit 168 Tafeln usw. Bruno Cassirer, 1921. M. 70.—

Dieser neueste Band der Cassirer'schen „Kunst des Ostens“ ist geradezu eine Offenbarung und darf als die köstlichste kunstgeschichtliche Erscheinung des Jahres gewürdigt werden. Zum erstenmal tritt chinesisch-japanische Kunst in ganz großer Qualität zusammengestellt vor das deutsche Laienpublikum. Der verdienstvolle Berliner Museumsdirektor aber, der hier aus den Sammlungen und Tempeln des Ostens bildlich schöpft, durfte uns zugleich mit der Entdeckung überraschen, daß Deutschland ostasiatische Kunst besitzt, die sich ebenbürtig zwischen das Beste mischen darf. Da das Berliner Asiatische Museum immer noch der Eröffnung harret, bedeutet Rummel's Buch tatsächlich — nach der Akademieausstellung von 1912 — die erste Zugänglichmachung der unter Bode errungenen Schätze, die uns jetzt an die Zeit deutscher Weltgeltung erinnern. Freuen wir uns dieses Geschenks einer reicheren Zeit an die unsrige, die es hoffentlich ausnützt und Ostasien, statt wie so häufig an der „Stapelware unserer Teegeschäfte“ an dem Kunstbestand beurteilen

Grenzboten I 1922

lernt, mit dessen Darbietung der entdeckungsfrohe Verlag sich selbst übertroffen hat.

Dr. Johannes Schinnerer, Die Grundzüge der gotischen Baukunst. Zweite Auflage. Verlag R. Voigtländer, Leipzig. Preis geb. M. 8.—

Das kleine, mit vielen Abbildungen und Tafeln ausgestattete Buch bietet eine ganz vortreffliche Einführung in den Stoff, dessen genauere Kenntnis keinem Gebildeten fehlen sollte.

H. Meiners und **W. Ewald**, Kunstidentmaler zwischen Raas und Mosel. München, J. Brudmann. 1921. Geb. M. 75.—

Dieses stattliche Quartwert mit 250 schönen Abbildungen erweckt verschiedene, starke Empfindungen. Zunächst gehört es in das Kapitel „Wir Barbaren“. Zwei deutsche Kunstgelehrte durchforschen während des Krieges im Kampfgebiet der 5. Armee von den Franzosen selbst halbvergesene mittelalterliche Bauwerke und retten sie für Wissenschaft und Kunstgenuß. Sodann aber eröffnet diese Entdeckungsfahrt in altes Trierer und Reger Bischofsgebiet wichtigste Einblicke in geschichtliche und kunstgeschichtliche Zusammenhänge unserer alten Westmark. Hier steigt Lotharingen, das heilumstrittene deutschfranzösische Grenzland, als Vermittlerland mittelalterlicher Kirchenkunst aus dem Grabe.

Werner Weisbach, Der Barock als Kunst der Gegenreformation. Berlin, B. Cassirer, 1921. Geb. M. 80.—

Seit Schmarow, Riegl, Wölfflin hat die Kunstgeschichte viel über die stilistischen Eigenschaften des Barock geforscht und seinen Gegensatz zur Renaissance wesentlich als eine Angelegenheit formeller Entwicklung untersucht. Das neue Buch des Berliner Kunsthistorikers Weisbach sucht einen anderen Weg. Es geht vom Inhaltlichen der Kunst aus und zeigt, wie dieses die Form bedingt. Es zergliedert ausgezeichnet die seelische Haltung der Gegenreformation und erläutert, wie aus der Mischung des heroischen Ideals mit religiös-ekstatischer Erregung die großen Abwandlungen des Barockstils der katholischen Länder hervorgehen. Die wichtige Abhandlung ist bildlich entsprechend vornehm ausgestattet.

Franz Roh, holländische Malerei. 200 Reproduktionen mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen. 1.—15. Tafelband. Jena, Diederichs, 1921. Halbl. M. 60.—, Ganzl. M. 75.—

Die durch den unbergeblischen Ernst Heidrich eingeführte Sammlung ist durch Roh um einen kapitalen Band vermehrt. Von den Doelenstücken des beginnenden 16. Jahrhunderts bis an die Grenze des 18. Jahrhunderts ist keine wesentliche Gruppe unvertreten in Reproduktionen, die aus der photographischen Technik das Beste herausholen. Die umfangreiche Einleitung hat fast den Rang einer selbständigen holländischen Kunstgeschichte, beruht überall auf den neuesten Forschungen und weiß in hohem Sinn und intuitivem Können zum historischen wie ästhetischen Erleben der großen Holländer hinzuführen.

**Wilhelm H. Valentiner, Rembrandt, Wieder-
gefundene Gemälde Stuttgart. 1921.
Deutsche Verlagsanstalt N. 100.—**

Es ist ebenso für die Fruchtbarkeit Rembrandts wie für den Eifer der Kunstforschung und des Kunsthandels bezeichnend, daß im letzten Jahrzehnt nicht weniger als hundert Gemälde des größten germanischen Malers neu aufgefunden sind. Als Anhang zu den beiden früher erschienenen Rembrandtbänden der „Klassiker der Kunst“ bietet Valentiner nun in einer die Vortriedensausgaben fast noch überragenden Güte der Ausstattung diese sämtlichen Herrlichkeiten. Eine bemerkenswerte Herausgeberleistung und eine Fundgrube von Genüssen, die auch für Rembrandtkenner größtenteils neu sind. Es soll freilich nicht verschwiegen werden, daß diese Veröffentlichung Valentiners auch die Kritik auf den Plan gerufen hat. W. Martin, der Direktor des Haager Mauritshuis, will von den 700 jetzt Rembrandt zugeschriebenen Bildern nur 500 als echt gelten lassen und begründet seine Kritik in einer höchst anregenden Artikelserie des „Kunstwanderers“.

**H. Samann, Rembrandts Radierungen. Dritte
Auflage. Berlin. Bruno Cassirer. Mit
139 Abbildungen.**

Das Erstlingswerk des Marburger Kunsthistorikers beweist seine Brauchbarkeit, in die graphische Kunst Rembrandts einzuführen, dadurch, daß es schon in dritter Auflage erscheint, die trotz dem Kriege nach kürzerem Zeitraum nötig wurde als seinerzeit die zweite. Die Ausstattung entspricht dem Cassirerschen Verlag; doch möchte man für

eine neue Auflage wünschen, daß bei den doppelseitigen Abbildungen der jede Bildwirkung erschlagende Rand vermieden werde, indem sie zum Aufklappen eingestiftet werden.

**Kurt Freise, Karl Vollenfeld, Heinrich Wich-
mann, Rembrandts Handzeichnungen. 1. Bd.
Rijtsprentenkabinet zu Amsterdam. Zweite
vermehrte Auflage. Parchim i. M. 1921.
Hermann Freise's Verlag.**

Die drei Herausgeber beabsichtigen, das gesamte Handzeichnungsmaterial Rembrandts nach und nach zu veröffentlichen, einschließlich der zweifelhaften Blätter, wodurch eben auch die Echtheitsfrage ihrer Lösung nähergeführt werden soll. Aber nicht nur für die Forschung, auch für den Liebhaber ist dies Unternehmen von der größten Bedeutung. Der vorliegende Einleitungsband, welcher in erster Auflage vor dem Kriege erschienen war, enthält das Material des Amsterdamer staatlichen Kupferstichkabinetts preiswert in vorzüglicher, abermals mit den Originalen verglichenen Nachbildungen. Der Fortgang des Wertes berechtigt zu großen Erwartungen.

**Gustav Floerke, Arnold Böcklin und seine
Kunst. Aufzeichnungen. 3. Auflage. München
1921. F. Bruckmann A. G. Geh. M. 24.—
Geb. M. 36.—**

Floerkes Böcklinwert, früher unter etwas anderem Titel erschienen und als das anregendste Buch bekannt, in dem man mit Böcklin lebt, schaut und lernt, hat in der neuen Auflage durch straffere Beschränkung auf das biographisch-ästhetische Thema noch gewonnen. Der Merker

Außerdem verzeichnen wir folgende Neuerscheinungen:

**Dr. A. Suhl, Eine Führung durchs Bild-
museum Leipzig. Leipzig. 1921. Verlag
Leipziger Buchdruckerei A. G. M. 8.—**

**Dr. Karl Zimmermann, Was heißt Kunst-
genuß. Eine allgemeinverständliche Ein-
führung in die Ästhetik nach acht Vorträgen
und Übungen. „Veröffentlichung der
Dresdner Volkshochschulen. Herausge-
geben von Dr. Karl Reuschel.“ Verlag
von C. Heinrich, Dresden-Neustadt. Geh.
M. 7.—**

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmuth Franke in Berlin.

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a. Fernruf: 4306/6510.
Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defauer Straße 88/87

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Neuer Bücherzettel

Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten

Georg Deyke, *Kants Einführung in die Kritik der reinen Vernunft*. In neues und reines Deutsch überf. Habel 1921, Coleman.

Volkverein für das katholische Deutschland, *Stirnabende*, eine Sammlung von Vorträgen. Erstes Heft. Dritte, unveränderte Auflage. 9.—11. Kaufend. R.-Glöckner 1921, Volkvereins-Verlag G. m. b. H.

Kliffred Brehm, *Kleine Schriften*. Mit 26 Abbildungen auf 8 Tafeln. Leipzig 1921, Bibliographisches Institut. R. 37.—

Hilke von Beckerath, *Das niederdeutsche Dorf*, der Heimatbücher 3. Band. Mit 78 Bildtafeln. Die Einzelzeichnung ist von Fritz Tibbert, Hamburg. Hannische Welt für den niederdeutschen Rund herausgegeben von Prof. Dr. Hans Mich. Braunschweig 1921, Georg Westermann. R. 70.—

Karl Helfferich, *Georg von Siemens*, ein Lebensbild aus Deutschlands großer Zeit. Erster Band. Berlin 1921, Julius Springer. Geh. R. 42.—, geb. R. 52.—

Albert Schneider, *Der Siebe Dreiklang*. Ein Märchen für seine Menschen. Die Trube, eine Sammlung literarischer Kopfarbeiten in prächtigen Gewändern. Erstes Buch. Leipzig-Gausich. Merkur-Verlag. R. 15.—

Gustav Wyneken, *Der Europäische Geist*. Gesammelte Aufsätze über Religion und Kunst. Ravensburg a. d. Eise 1922, Adolf Saak. Geh. R. 24.—, geb. R. 30.—

Robert Heinz Heygrodt, *Die Lyrik Rainer Maria Rilkes*. Versuch einer Entwicklungsgeschichte. Freiburg i. Br. 1921, J. Bielefeld Verlag. Drosch. R. 25.—, R. R. 30.—

von . . ., *Ehemaliger belgischer Offizier, Unbesiegt!* Der Roman des deutschen Offiziers. Berlegt durch den Stern-Bücherverlag (Roch u. Co.), Leipzig.

Hermann Rudermann, *Um das Leben der Ungedeborenen*. Zweite vermehrte Auflage. 6. bis 10. Laufend. Berlin 1922, Ferd. Dummlers Verlagbuchhandlung. R. 9.—

Erhard Bernheim, *Wie eine Revolution zugrunde ging*. Eine Schilderung und eine Naganwendung. Stuttgart 1921, J. G. B. Diez Nachf. G. m. b. H. R. 8.—

Gg. Engelbert Graf, *Stammt der Mensch vom Affen ab?* Mit 10 Abbildungen. Proletarische Jugend-Sammlung sozialistischer Jugendschriften. Berlin 1921, Verlagsgenossenschaft „Freiheit“ e. G. m. b. H. R. 4.—

Johannes Leo, *Das Werden des deutschen Nationalbewußtseins* von der Urzeit bis zur Glaubenshaltung. Hilfsbücher für Volkshochschulen. Göttingen, Friedrich Andreas Berthes N.-G. R. 5.—

Bruno Goll, *Deutsche Kultur*. Eine geschichtliche Betrachtung. Mit 12 Abbildungen. Deutscher Geist 1. Herausgegeben von Prof. Dr. Felix Krueger. Leipzig 1921, H. Roggländers Verlag. R. 7.—

Rudolf Enden und **Carson Chang**, *Das Lebensproblem in China und in Europa*. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. R. 28.—

Wilhelm Bohé, *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen*. Auch eine Lebensgeschichte. Die Zeit Napoleons 1803—1816. Berlin 1921, G. S. Mittler u. Sohn. Geh. R. 35.—, Pappband R. 44.—, Ganzleinenband R. 52.—

Otto Euler, *Dantes Göttliche Komödie*. Nach ihrem wesentlichen Inhalt dargestellt. R.-Glöckner 1921, Volkvereins-Verlag G. m. b. H. R. 7.20.

Otto Mann, *Griechisches Mittelmeergebiet*. Jedermanns Büchererei. Natur aller Länder. Religion und Kultur aller Völker. Wissen und Technik aller Zeiten. Abteilung Erdkunde. Herausgegeben von Kurt Krause und Rudolf Reinhard. Breslau 1922, Ferdinand Hirt. Kart. R. 12.50, geb. R. 15.—

Alexander Brückner, *Polnische Literatur*. Jedermanns Büchererei. Natur aller Länder. Religion und Kultur aller Völker. Wissen und Technik aller Zeiten. Abteilung Literaturgeschichte. Herausgegeben von Paul Mefer. Breslau 1922, Ferdinand Hirt. Kart. R. 12.50, geb. R. 15.—

Friedrich von Sager, *Ocean. Drama*. Leipzig 1921, L. Staackmann.

Dr. Karl Strupp, *Grundzüge des positiven Völkerrechts*. Der Staatsbürger. Sammlung zur Einführung in das öffentliche Recht, herausgegeben von Rechtsanwalt G. Kamps. Bonn, Band 2/3. Bonn 1921, Ludwig Röhrscheid.

Heinz Marr, *Proletarisches Verlangen*. Ein Beitrag zur Psychologie der Massen. Jena 1921, Eugen Diederichs. Drosch. R. 10.—

Josef Kramp, S. J., *Mehlturgie und Gottesreich*. Darlegung und Erklärung der kirchlichen Mehlfornulare. Dritter (Schluß) Teil. Von Ohermontag bis letzten Sonntag nach Pfingsten. Erste und zweite Auflage. Ecclesia Drans. Zur Einführung in den Geist der Liturgie. Herausgegeben von Dr. Alfons Herwegen, Abt von Maria Raach. 8. Bändchen. Freiburg i. Br. 1921, Herder u. Co. G. m. b. H.

Josef Kramp, S. J., *Mehlturgie und Gottesreich*. Darlegung und Erklärung der kirchlichen Mehlfornulare. Zweiter Teil von Septuagesima bis Ostersonntag. Erste und zweite Auflage. Ecclesia Drans. Zur Einführung in den Geist der Liturgie. Herausgegeben von Dr. Alfons Herwegen, Abt von Maria Raach. 7. Band. Freiburg i. Br. 1921, Herder u. Co. G. m. b. H.

Josef Kreitmaier S. J., *Beuroner Kunst*. Eine Ausdrucksform der christlichen Musik. Mit 37 Tafeln. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. Br. 1921, Herder u. Co. G. m. b. H.

Wilhelm Müller-Esebnitz, *Die Sendung des Oberflutenants Heutich am 8. bis 10. September 1914*. Auf Grund der Kriegsakten und persönlichen Mitteilungen bearbeitet. Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv. 1. Heft. Berlin 1922, G. S. Mittler u. Sohn. R. 12.—

Rudolf Wiegler, *Deutsche Wirtschaftspionage im Weltkrieg*. Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, zweites Heft. Berlin 1922, G. S. Mittler u. Sohn. R. 15.—

Ronrad Gaenisch, *Neue Wahlen der Kulturpolitik*. Aus der Reformpraxis der deutschen Republik. Stuttgart und Berlin 1921, J. G. B. Diez Nachf. Stuttgart, Buchhandlung Bormwärts, Berlin. R. 18.—

Dr. Friedrich Schönmann, *Amerikafunde*, eine zeitgemäße Forderung. Bremen 1921, Angelfischen-Verlag G. m. b. H. R. 8.—

Dr. phil. Nat. Hans Andrs, *Die Kirche als Keimzelle der Weltbergstiftung*. Ein Ordnungsbaueith im Lichte biologischer Betrachtung. Leipzig, Bier Quellen-Verlag. R. 12.—

Die Rose von Tilsit

Vaterländisches Drama in vier Akten von
Henriette Clara von Förster

Preis broschiert Mark 7.50; gebunden Mark 15.—

Aus Briefen an die Verfasserin:

Berlin-Wilmersdorf, Aschaffenburg Str. 6a, den 25. 11. 21.

Mit großer Freude habe ich bei den beiden Aufführungen der „Rose von Tilsit“ im Jahre 1913 die Rolle Napoleons gespielt und kann nur sagen, daß die Wirkung des Stückes auf das Publikum tief und nachhaltig gewesen ist, wie mir späterhin noch viele Zuschriften bewiesen haben. Ich möchte glauben, daß auch heute noch eine Neubelebung des Werkes lebhaftem Interesse vaterländisch gesinnter Kreise begegnen würde.

Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung

Ihnen ergeben Carl Clewing.

Dob-Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 22^b

„Unsere Heimat“

Die Zeitschrift der Ost- und Westpreußen

Begründet und Herausgegeben vom Ostdeutschen Heimatdienst und den Heimatvereinen in den alten Provinzen Ost- und Westpreußen. Organ des Reichsverbandes heimattreuer Ost- und Westpreußen.

Die Zeitschrift will:

Den engen Zusammenschluß aller Ost- und Westpreußen zum Schutze ihrer Heimat fördern! — Die polnische Propaganda gegen die deutsche Ostmark abwehren! — Den polnischen Korridor überbrücken! — Die Landsleute im Reich mit Nachrichten aus der Heimat versorgen!

„Unsere Heimat“ erscheint jeden Sonnabend

und ist zum Preise von 5.— M. vierteljährlich durch die Post oder durch den Heimatverlag, Königsberg i. Pr., Hintertragheim 20, zu beziehen.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 28. Januar 1922

Nummer 4

Deutschlands Lage in Europa

Von Fritz Kern

Unsre mitteleuropäische Lage hat zu verschiedenen Zeiten politisch völlig Verschiedenes bedeutet. Der großartige Plänenangriff der Römer, um gleichzeitig von der Rhein- und Donaulinie her Deutschland zu erobern, und sein Scheitern hat auf unsere heutige Lage so wenig unmittelbare Beziehung mehr, wie die darauffolgende Epoche, in welcher *Germania germinans*, das männerreiche Ursprungsland der großen Völkerwanderung, nach Ost und West seine überschüssigen Scharen bis zum Schwarzen Meer, bis nach Britanien, Spanien und Nordafrika fluten ließ. Unmittelbar beginnt die zur Gegenwart hinführende geographisch-politische Geschichtslinie etwa mit dem Vertrag von Verdun: Ostfrancien liegt zwischen Frankoromanen, Lombardoromanen, Slawen und Scandinaviern, wie wir selbst, — und doch gänzlich anders.

Nirgendwo grenzte ein kräftiger Staat an Ostfrancien. Auch Ostfrancien, die Placenta Deutschlands, ist kein kräftiger Staat. Eine Handvoll wikingischer oder ungarischer Plünderer vermag fast ungestraft im Land umherzukreuzen. Trotzdem steht dies schwache Ostfrancien fest, weil keine Macht da ist, es umzuwerfen. Als nun gar die Ottonen die gesammelte Kraft des sächsischen Stammes dem deutschen Königtum zur Verfügung stellen, da ist dies Deutschland, obwohl als Staat ganz und gar unfertig, durch die Masse und Volkskraft seiner Bewohner, noch mehr jedoch durch die Zerrissenheit der damaligen französischen Provinzen, italienischen Gaue und slawischen Völkerschaften, also durch die *Schwäche der Nachbarn* die vormaltende Macht Europas. Unsere mitteleuropäische Lage wird uns damals zum Vorteil — allerdings einem verhängnisvollen Vorteil, weil

er uns verwöhnt, uns verleitet, auch ohne Aufbau eines eignen starken Staates nichts von außen zu fürchten und alles mögliche rings herum an uns zu raffen.

So konnte das deutsche Reich der mittelalterlichen Kaiser (911—1250) Italien und das Kaisertum gewinnen, — das fressende Nessushemd des deutschen Herkules, — das deutschfranzösische Zwischenland (Niederlande, Lothringen, Burgund) an sich ziehen — was nach 1250 den Franzosen zum Übungsfeld ihrer Ausdehnungspolitik wurde, — und schließlich die östlichen Grenzvölker zwischen Elbe und Weipussee, zwischen Main und Theiß unter deutsche Führung stellen. Diese Ostausbreitung war dauerhafter Gewinn, aber auch nur, soweit Volksjebelung gelang, also bis zur Memel, Oder, March und Drau.

Gegen die damals meist schwachen und zersplitterten Franzosen, Polen, Tschechen, Dänen usw. bot unsere zentrale Lage überwiegend strategische Vorteile als Ausfallstellung. Wirtschaftliche Vorteile aber begannen sich für das Herzland Europas zu entwickeln, je mehr der Handel zwischen Süd und Nord, Ost und West des Erdteils an Bedeutung gewann.

Vergleichen wir damit das Bild, wie es sich ein halbes Jahrtausend nach dem endgültigen Zerfall des deutschen Kaisertums darstellt (1750), so hat sich der Vorteil fast ausschließlich zum Nachteil gewandelt.

Großmächte sind entstanden in West und Ost, und die älteste, aber freilich stets mehr scheinbare, nur aus Mangel an Wettbewerb einst überragende Großmacht der Deutschen ist zersplittert. Schwere, strategisch fast entscheidende Grenzverluste sind infolgedessen schon eingetreten (Niederlande, Lothringen, Elsaß, Schweiz, Pommerellen usw.). Das Europa vorgelagerte England hat, seitdem es Großmacht ist, den Deutschen und Niederländern den wichtigsten Teil des Welthandels weggefangen. Frankreich und Rußland, vorübergehend sogar Spanien und Schweden, halten Deutschland in der Zange. Die mitteleuropäische Ausfallstellung hat sich infolge der Erstärkung der Ränder, der Zersplitterung der Mitte Europas in eine schwer bedrohte belagerte Festung verwandelt. In dem „unfertigen“ machtleeren Europa des frühen Mittelalters konnte die leidlich kompakte Mitte überströmen nach allen Seiten. Jetzt aber haben sich die Ränder mit Macht gefüllt und dringen vor gegen die Mitte, welche sich gleichen Schritts zu verstärken versäumt hat. Dennoch ist trotz jener klaffenden Wunden an den Grenzen diese deutsche Mitte Europas noch durch Volkskraft so stark, daß der konzentrische Druck nur dann lebensgefährlich wird, wenn zugleich die beiden größten Glieder des Reichsmonstrums, Preußen und Osterreich, in Fehde stehen. Und selbst dem Angriff von drei Großmächten widersteht Preußen, weil Friedrich ein Mann ist. Gegen Napoleon, wie einst gegen die Römer, erwies Mitteleuropa, so gefährdet es ist, und so traurig auch seine eigenen Ausbreitungsversuche zusammengebrochen waren, sich in schwerer Defensive siegreich. Deutschland vermochte nicht Europa zu beherrschen; aber es ließ sich auch nicht dauernd knechten. Jedoch so weit war es gekommen, daß nicht mehr die eigene Kraft allein, sondern nur in Verbindung mit der Uneinigkeit der anderen europäischen Mächte, Deutschland die Freiheit jurückgab.

Geistig beförderte in den Jahrhunderten westeuropäischer Überlegenheit Deutschlands zentrale Lage unser empfängliches Offensein für das Fremde, während unsere eigenen großen Welttage, das Zeitalter der Kirchenreformation und das Zeitalter des deutschen Idealismus empfangenes Licht reicher zurückgaben; doch wurden seine Strahlen nicht so willig überall aufgenommen, wie umgekehrt das Land der Mitte alles Fremde empfang.

Erst als nach erkämpfter Freiheit (1815) auch die Einheit gewonnen war (1870) — nicht ohne neue schmerzliche, geschichtlich begründete Verluste (Österreich), — ließen Freiheit, Einheit und Macht erneut auch die Wirtschaft die Gunft der zentralen Lage ausschöpfen.

Aber der fast explosive Ausbruch des so lange durch politische Schicksale niedergehaltenen politischen Gedeihens zog England auf die Seite der Plankmächte Frankreich und Rußland. Unsere Rüstung und unser Bündnisystem hielt mit dem Druck der feindlichen Einkreisung nicht Schritt. Die wirtschaftlichen Vorteile unserer geographischen Lage wurden zum Vorwurf und Kriegsgrund gegen uns, der strategische Nachteil unserer Lage — verdoppelt durch die neue Möglichkeit des Hungerkriegs — zum Anreiz, alle Ränder gegen die Mitte zu pressen. Dem konnte nur vermehrte Rüstung, Machtsinn, Einigkeit des ganzen Volkes wehren; aber offen nach allen Seiten, friedlich nach außen, verständigungsbereit war der deutsche Geist. Frühere Erfahrungen mit der Kraft des deutschen Volkes spornten den Feindbund zur äußersten Anstrengung. Auch wir vervielfachten die Abwehr, steigerten die Verteidigung, bis die ganze Welt über uns herzog, aber wir unterlagen der Zahl und besseren strategischen Lage der Gegner. Und nun soll Mitteleuropa ewig gefesselt bleiben. Wehrlos, mehr als nur einen Pfahl im Fleisch, auf leisesten Wink eines Feindes gewalttätigem Druck von allen Seiten ausgesetzt, so liegen wir da, und den Fesseln, die man uns rings vom Leib des Volkstums riß, sollen immer weitere folgen. Fast ein Drittel der Deutschen in der Welt lebt heute außerhalb des Reichs.

Deutschlands Lage ist — nachdem die einzigartige Gelegenheit im Mittelalter unbegriffen blieb — zur Beherrschung Europas nicht geeignet, so wenig wie man früher Burgen in die flache Mitte einer Stadt gelegt hat; sie wurden am Rand der Stadt, mit dem Rücken gegen das Freie gelehnt erbaut, und wo Berghöhen fehlten, mit Wassergräben geschützt. Uns fehlen natürliche Grenzen; die künstlichen der Wehrmacht sind uns verboten. Die Sicherheit Deutschlands, die Unverletzlichkeit seiner Grenzen, die Selbstbestimmung seines Staates scheint für immer dahin. Beherrschung Europas haben wir seit sieben Jahrhunderten nicht mehr gesucht (und auch vorher nicht planmäßig). Aber das heutige entwaffnete, überfüllte Deutschland, von waffenstarrenden, herrschsüchtigen Völkern umgeben, weiß nicht einmal, wie es seine Freiheit und seinen Frieden schützen soll, zumal auch die Spannungen zwischen den Großmächten uns nicht mehr dieselben Aussichten bieten, seitdem Weltprobleme die europäischen Fragen mehr und mehr in die zweite Reihe gedrängt haben. In diesen Umständen nun, die an die schwersten unserer Geschichte erinnern, bewahrt uns freilich auch wieder die mittlere Lage unseres Landes wirtschaftliche Vorteile aus der letzten Zeit unserer

Macht. Wie unser wirtschaftlicher Aufschwung nach 1870 auch mit der günstigen Verkehrslage zusammenhing, die uns zum natürlichen Umschlagsplatz zwischen Ost und West, Nord und Süd des Erdteils bestimmt, so wird uns diese unverwundliche Gunst bei dem Wiederaufbau Europas, insbesondere Rußlands zu Hilfe kommen. Der weitere Ausbau unseres Systems von Wasserstraßen wird dabei mitwirken. Freilich ist es unmöglich, daß auch die vorteilhaftesten geographischen oder gewerblichen Bedingungen uns wieder Wohlfahrt oder gar die wirtschaftliche Oberhand in größeren Teilen Europas gewinnen lassen, solange sich unsere politische Lage so trostlos gestaltet. Denn ohne Freiheit ist nichts zu gewinnen; man vergesse das nie!

Dem Kaiser in Doorn

Seinen Freunden und seinen Feinden

Zum 27. Januar 1922

Stark sein im Schmerz. Nicht wünschen, was unerreichbar oder wertlos. Zufrieden mit dem Tag, der kommt, in allem das Gute suchen und Freude an der Natur und an den Menschen haben, wie sie nun einmal sind. Für tausend bittere Stunden sich mit einer einzigen trösten, welche schön ist und aus Herz und Können immer sein Bestes geben, auch wenn es keinen Dank erzielt. Wer das lernt und kann, ist ein Glücklicher, Freier und Stolzter, und immer schön wird sein Leben sein. Wer mißtrauisch ist, begeht ein Unrecht gegen andere und schädigt sich selbst. Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, solange er uns nicht das Gegenteil beweist. Die Welt ist so groß und wir Menschen sind so klein; da kann sich doch nicht alles um uns allein drehen. Wenn uns was schadet, was wehe tut, wer kann wissen, ob das nicht notwendig ist zum Nutzen der ganzen Schöpfung. In jedem Ding der Welt, ob es tot ist oder atmet, lebt der große weise Wille des allmächtigen und allwissenden Schöpfers. Uns kleinen Menschen fehlt nur der Verstand, um ihn zu begreifen. Wie alles ist, so muß es sein in der Welt, und wie es auch sein mag, immer ist es gut im Sinne des Schöpfers.

(Aus des Kaisers Arbeitszimmer)

Das Koalitionsproblem

Von Dr. Alphons Nobel

Der Versuch, das Koalitionsproblem oder besser die zur Koalition drängenden Zeitumstände soziologisch zu erfassen, müßte auf einer genauen Wesensbetrachtung der heutigen Parteien aufgebaut sein. Das Wort „Partei“ hängt mit *pars* zusammen. Und das scheint kein sprachlicher Zufall, denn „Partei“ kann den Begriff „Teil“ sicherlich noch in einem tieferen Sinn enthalten, als nur der wäre, daß es sich rein äußerlich bei Parteien umerspaltungen und Teilungen der politischen Gesamtheit einer Nation handelt. Einen tieferen Sinn als diese Selbstverständlichkeit hat der Name „Partei“ erst dann, wenn das Teil-sein ins bewußte Denken der Partei übergeht, Prinzip ihres Handelns wird, indem sie sich bestrebt, auch die Funktion des Teils zu erfüllen. Dies ist zweifellos bei der Mehrzahl der europäischen Parteien heute der Fall — und dies ist das Koalitionsproblem.

Was mit der „Funktion des Teils“ gemeint ist, dürfte klar werden, wenn man (nur zu diesem Zwecke) zwei Wesensarten von politischen Parteien unterscheidet: eine Gruppe von Parteien (es sind meist radikale und extreme Parteien) behauptet irgendwie der Kern der Nation darzustellen, zum Träger seiner Zukunft bestimmt zu sein und glaubt alle Andersdenkenden im Irrtum befangen; eine solche Partei muß notwendig alle anderen vernichten und deren Anhänger in sich einbeziehen wollen, sie erhebt ja den Anspruch alleiniger Daseinsberechtigung, identifiziert sich mit der Nation (in der sozialistischen Terminologie mit dem „Volke“) dessen historische Idee, dessen Werte und Ziele sie allein zu vertreten angibt.

Im Gegensatz zu dieser sich naturgemäß isolierenden Parteigattung steht eine andere Gruppe politischer Parteien, die von vornherein zum Kompromiß neigen aus dem Bewußtsein heraus, eben nur Partei, das heißt Teil, zu sein. Daß dem mitunter eine Resignation im Glauben an die Durchschlagkraft des Programms zugrunde liegt, ist in diesem Zusammenhange unerheblich. Andererseits schließt diese Einstellung keineswegs ein fanatisches Bekenntnis zum Programm aus. Worauf es hier ankommt, ist die Bereitschaft, auch anderen Parteien Dasein, und mehr, Daseinsberechtigung zuzusprechen.

Das klassische Beispiel für solche Einstellung war das englische Zweiparteiensystem der Vorkriegszeit. Es wurde an dieser Stelle bereits von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet*). Jede der beiden großen englischen Parteien, Liberale sowohl wie Unionisten, erkannte die andere auch in der Opposition als wesentlichen Bestandteil des Staates an und wünschte keinesfalls, daß der Gegner zusammenschumpfe oder gar verschwinde, sondern auf dem Wechsel der Macht, dem

*) Bergl. Grenzboten, Heft 48, Nobel: Zweiparteiensystem in England.

Schaukelssystem (Regierungspartei — Opposition — und wieder Regierungspartei und so fort in fast regelmäßigem Turnus) beruhte das ungeschriebene Staatsrecht des englischen Parlamentarismus.

Und nun in der Nachkriegszeit: die von den ungeheuersten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Problemen belastete Politik aller europäischen Länder trieb die im englischen Zweiparteiensystem ausgesprochene Tendenz noch weiter. Die Parteien, oder vielmehr die Gruppe der Parteien, die sich als Teil empfinden und das Dasein der anderen Teile nicht ignorieren, werden dazu getrieben, aus dieser Erkenntnis eine weitere (vielleicht nicht die letzte) Konsequenz zu ziehen: das Zusammenarbeiten mit anderen Teilen. Das englische Zweiparteiensystem war auch ein Zusammenarbeiten, aber auf lange Sicht hin, in der stillschweigenden Vereinbarung, einander ablösend die Last des Staates zu tragen. Heute aber ist kein einziges der innerpolitischen Gerüste Europas mehr elastisch genug dazu. — So liegt das gleichzeitige Zusammenarbeiten mehrerer Parteien als Norm der europäischen Sunenpolitik in der Logik der Entwicklung.

Diese Zusammenarbeit aber ist die Koalition. Kabinette bilden sich nicht mehr aus einer Partei heraus, sondern sind schon in ihrem Entstehen Kompromisse, das heißt Ergebnisse der Zusammenarbeit mehrerer Parteien der betreffenden Parlamente. Diese Parteien verpflichten sich durch diesen Kompromiß, gemeinsam und solidarisch die Politik des Kabinetts zu tragen. Diese Koalitionspolitik ist zweifellos mehr als bloße Taktik, schließt sie doch immer irgendwie ein Aufgeben gewisser Programmpunkte in sich. Die Koalition in Deutschland, ihre Entstehung, ihre Ausbreitungs- und Abbröckelungstendenzen brauchen hier nicht auseinandergelegt zu werden. Interessanter dürfte für uns ein Blick auf das übrige Europa sein.

Gerade eben hat Poincaré in Frankreich versucht, eine große Koalition aller Kammergruppen von rechts bis zu den Radikalsozialisten einschließlich zustande zu bringen. Bekanntlich ist ihm das nicht gelungen, weil die Radikalsozialisten abgesagt haben. (Radikalsozialisten ist eine bürgerliche Gruppe.) Immerhin geht sein Kabinett durch sehr viele Parlamentsgruppen hindurch, wenn auch noch nicht zu sehen ist, ob der alte Nationalblock so geschlossen, wie er von 1918 bis 1921 war, hergestellt ist. Er begann im Frühjahr 1921 auseinander zu bröckeln, in dem die äußerste Rechte (Léon Daudet) nicht zuletzt infolge der Treibereien Poincarés sich abwandte. Gehört diese Chauvinistische Rechte doch zu jener Parteigattung, die wir die „sich isolierende“ nannten. Aus ihrer Tendenz heraus, das Frankreich darzustellen und alle anderen als Verräter der Sache Frankreichs zu brandmarken. Solche Parteien lassen sich natürlich ebenso schwer wie die Kommunisten zur Koalition, das heißt zum Kompromiß und zur Zusammenarbeit mit den anderen Teilen des Volkes gewinnen. Denn auch die Kommunisten glauben, die Zukunft und die einzigsten Repräsentanten des wirklichen Volkswillens zu sein.

Ähnlich ist die Koalitionsbildung auch in Italien vor sich gegangen. Hier hat sich aber, umgekehrt wie in Frankreich, die Tendenz zur Koalition immer

mehr verfiährt. Es liegt dies an den besonderen italienischen Parteiverhältnissen, vornehmlich an dem plötzlichen Auftreten und raschen Erstarken der katholischen Volkspartei, die eine immer wachsende Anzahl von Ministerfüßen beanspruchte. Die letzten Monate haben eine interessante, übrigens typische (vergl. England) Folgeerscheinung der Koalition gebracht. Es ist nämlich gelungen, die vielen liberalen Gruppen zusammen mit Teilen der Reformsozialisten (bürgerliche Gruppe!) zu einer neuen Partei, der demokratischen Partei, zusammenzuschweißen. Freilich ist nicht sicher, ob diese Neubildung, die vorläufig nur im Parlament glückte, analoge Bewegung draußen im Lande auslösen wird. Dies vorausgesetzt, muß fortan mit den drei Parteien: Demokraten, Volkspartei, Sozialisten gerechnet werden, während bisher die italienische Kammer in eine Unmenge kleiner Gruppen zerfiel.

Diese Zusammenfassung darf deshalb typisch genannt werden, weil sich in ihr eine auch anderswo zu beobachtende Rückwirkung der Koalition auf das Parteileben ausdrückt. Gruppen, die in einer Koalition zusammen Politik machen, werden, wenn sonst keine Hemmungen bestehen, die Tendenz haben, sich auch parteilich zusammenzuschließen. In der idealsten Form ist das in England geschehen, wo die „Koalition“ Lloyd Georges längst mehr als ein Bündnis der Liberalen und Unionisten ist. Die englische Koalition nähert sich auch organisatorisch immer mehr der Form einer Partei.

Die Koalition oder der Regierungsbund war in der Vorkriegszeit eine mehr oder weniger sporadische Erscheinung in der Innenpolitik der Länder. Heute ist er zweifellos mehr, und man wird sagen können, daß die Koalition als politische Form nicht mehr verschwindet. Im Gegenteil. Wir sehen am englischen und italienischen Beispiel, daß sie zu Neuformungen im Parteileben Anlaß wird, die dem eigentlichen Parlamentarismus über den Kopf wachsen. Parteien, die Koalition machen, sind eben nicht mehr Parteien im alten Sinne. Ob sie freilich so Wege zur Volksgemeinschaft werden können, erscheint zum mindesten fraglich, denn Volksgemeinschaft soll organische und nicht organisatorische Einheit sein. Eine organische Einheit verträgt aber selbständige oder gar einander bekämpfende Teile nicht.

Aus der Vorgeschichte des Krieges

Der Bonner Historiker W. Plaghoff untersucht im Dezemberheft 1921 der „Westmar“ neue ausländische Veröffentlichungen, wie Poincarés Buch und die Siebertschen Akten, und kommt dabei zu Formulierungen, welche Verbreitung verdienen. Ich hebe einige der für das heutige Geschichtsbewußtsein wichtigsten Punkte heraus.

Die Reichsgründung von 1871 hat durch die Störung des bisherigen europäischen „Gleichgewichts“ schon den Keim zur Entente gelegt, gemäß dem Ausspruch des britischen Botschafters in Rom, der Mitte der neunziger Jahre zu seinem deutschen Kollegen bemerkte: „Wieviel gemüthlicher und bequemer war es doch in der Politik, als England, Frankreich und Rußland den europäischen Areopag bildeten und höchstens gelegentlich Osterreich herangezogen zu werden brauchte.“

Frankreich hat niemals nur nach Revanche gestrebt, sondern stets nach Rheingewalt und Hegemonie zurückverlangt, und wenn Bismarck durch seine Bündnispolitik Frankreich isolierte, so geschah dies selbstverständlich in defensiver Absicht. In diesem Zusammenhang erwähnt Plaghoff Disraelis Bereitschaft, im Oktober 1876 Deutschland den Besitz Elsaß-Lothringens zu garantieren, wobei er der Königin und dem Außenminister gegenüber die Äußerung tat: „Wir wünschen Frankreich nicht schwächer, als es ist; aber als es stärker war, schuf es uns eine Fülle von Ungelegenheiten.“ Lloyd George, der Frankreich wieder stärker gemacht hat, mag sich dieses Wortes erinnern. Im übrigen bedeutete die deutsche Gegenleistung die Garantie Konstantinopels, also den Krieg mit Rußland, war also unannehmbar, und so scheiterte diese Erwägung von 1876 an demselben entscheidenden Punkt wie die Chamberlainischen Wünsche um die Jahrhundertwende*). Im Jahre 1880 trat dann schon die Konstellation von 1912 schattenhaft in die Erscheinung: Balkankrieg gegen die Türkei unter russisch-französischer Agide mit britischer Duldung, damit Einleitung des konzentrischen Angriffes auf Mitteleuropa. Die Kombination scheiterte 1880 weniger an Rußland, als an dem mangelnden militärischen Selbstvertrauen der Franzosen. Im späteren russisch-französischen Zweibund seit 1892 bremste der Zar zunächst die französische Kriegslust; doch trat dies Moment immer mehr zurück, seit England als stiller Teilhaber des Zweibundes sich betätigte. England als das in Wirklichkeit aufreizende Element der europäischen Lage seit 1904 tritt bei Plaghoff scharf heraus. Wenn Grey 1912 den Russen zu deren Beruhigung sagt, die Halbanelische Berliner Mission bezwecke neue Beziehungen zu Deutschland herzustellen, ähnlich denen, die zwischen Rußland und Deutschland und zwischen Frankreich und Deutschland bestehen, so ist dies der reine Hohn auf diejenigen Deutschen, die bei Halbane ernsthafte Verständigungsabsichten witterten. Paléologue hatte recht, wenn er 1912 die deutsch-englische Spannung mit der preußisch-französischen Schwüle von 1866 bis 1870 verglich. Sehr interessant ist freilich, daß Grey im Februar 1912 den Russen, um sie in der persischen Frage nachgiebig zu stimmen, mit einem blitzschnellen Umschwung Englands von der Entente zu Deutschland hinüber drohte. England hat stets mehrere Pfeile im Köcher. Daß England den Russen so drohte, ist freilich noch lange kein Beweis für den Ernst der Schwertungsmöglichkeit. Jedoch niemals waren wir der Verständigung mit England näher, als im Augenblick unbeirrter Steigerung unserer Macht bis zu

*) Die Edwardsteinschen Phantasien, an die heute noch neun Zehntel der Historiker glauben, sind jetzt von Hagen in den Preußischen Jahrbüchern 1921 gründlich erledigt worden. Auch Plaghoff verhält sich Edwardstein gegenüber kritisch.

dem Punkt, da der Krieg mit uns nicht mehr lohnte. Wie Briand, Harding, De Valera nur dadurch, daß sie England intensive Ungelegenheiten schaffen, mit ihm zu Vereinbarungen gelangen, so war bei uns die Tirpitzsche Politik auf dem richtigen Wege. Die Fehler, die wir machten, liegen teils in der lässigen Behandlung der russischen Dardanellenwünsche, teils in der Diplomatie des Juli 1914. Die 1914 schon gegenüber 1912 gewachsene englische Verständigungsneigung (Bagdadvertrag) war weniger durch die Bethmann-Rühlmannschen Bemühungen, als durch die dahinterstehenden Tirpitzschen Argumente herbeigeführt worden, und wenn wir heute sehen, wie Amerika sich England auf dem Wege über Flottenrüstungen heranholt, so können wir nur mit bitterster Wehmut der durch deutsche Blindheit im Juli 1914 verlorenen Möglichkeiten unserer Entwicklung uns erinnern.

Die zum Krieg treibenden Kreise innerhalb der Entente entzündeten ihn an der orientalischen Frage, was vor 1870 schon Beust vergeblich den Franzosen empfohlen hatte. Und gleichzeitig mit der Vorbereitung des Balkankrieges von 1912 sahen Japan und Rußland für den Fall eines europäischen Krieges die Befestigung Kiautschou durch Japan und die Zurückziehung der russischen Truppen aus Ostasien vor. Alles konvergierete gegen Deutschland. Poincaré aber haule seit 1912 die Abmachungen mit Rußland unter dem Gesichtspunkt der politischen und militärischen Kriegsvorbereitung aus. Seine Bemühungen, England in derselben Richtung voranzutreiben, fanden nur halbes Entgegenkommen. Greys Politik blieb undurchsichtig. Er tat nichts, um die Entente Freunde von ihrer Kriegslust abzubringen, aber auch nichts Direktes mehr, um sie hineinzuweisen. Je akuter die Kriegsgefahr auf dem Festland wurde, desto mehr hielt England seit 1912 zurück. Es wird alles darauf ankommen, wie man diese Zurückhaltung auslegt, als bloße Verschleierung des tödlichen Streiches, oder als tatsächlichen Übergang zu der Möglichkeit friedlichen Ausgleichs mit dem schon zu stark gewordenen, jedoch immerhin durch die Entente genügend beengten und verständigungsreif gemachten Deutschland. Auch Blaghoff kann diese Frage auf Grund des heute vorliegenden Materials nicht lösen. Es ist nach den bisherigen Veröffentlichungen noch nicht möglich, den britischen Staatsmännern in Herz und Nieren zu sehen. Nur das eine wird man behaupten dürfen, daß für die deutsche Politik an sich ein messer dünner Weg zur Vermeidung des Krieges bei voller Behauptung unserer Macht vorlag; so groß war doch schon seit 1912 in steigendem Grad die britische Bedenkllichkeit gegen einen Weltkrieg geworden. In Berlin und London fühlte man von 1912 bis 1914 wachsende Entspannung. Dagegen herrschte zweifellos in Paris und Petersburg 1914 „dicke Luft“; aber den Krieg erwarteten auch die Kriegsgegner dort noch nicht für 1914. Als dann der Muechelmord von Sarajewo eine österreichisch-serbische Klärung erzwang, stand die Diplomatie der Mittelmächte vor einer ungeheuer schwierigen Aufgabe, die zu ihrer Bewältigung einen Meister erforderte. Die europäische Lage konnte im Juli 1914 vielleicht für lange Sicht gereinigt, sie konnte aber auch bis zum Zusammenbruch des Erdteils verfinstert werden. Mit Blaghoff wird man mindestens beklagen müssen, daß die deutsche Diplomatie sich 1914 in die Rolle des Angreifers drängen ließ und so den Grund legte zu der Schuldflüge, die jetzt, nachdem ihr Zweck, die moralische Befestigung Deutschlands erreicht ist, allmählich vor drei Mächten zu weichen beginnt,

vor der geschichtlichen Wahrheit,

vor der Vermutung, daß der, welcher aus einem Kriege den Nutzen gezogen hat, wohl auch an seiner Entstehung nicht unbeteiligt ist,

und schließlich vor der Suche nach dem Schuldigen des nächsten Krieges, welche seit Washington die Beliebtheit der Frage nach dem Schuldigen des letzten Krieges abzulösen beginnt.

f. K.

Die Generation unserer Väter

Von Otmar Vest

I.

Der deutsche wie der europäische Zusammenbruch ist zugleich der Bankrott einer Generation. „Schuld ist dies ganze Geschlecht.“ Es ist die Generation, die um 1890 in Deutschland allzu rasch zur Macht gelangte, nachdem die Generation des Kaisers Friedrich fast ausgefallen war, und die heute noch die obersten Führer stellt.

(Zugleich die Generation, die um 1890 auf den Unglücksgedanken kam, uns in die Welt zu setzen. Wahrhaftig, ein gesegnetes Geburtsjahr: 1914 juist das gefeßliche Alter, um die ganze Schwere des Krieges vier Jahre lang zu tragen, dann das Chaos und darauf über 40 Jahre Schuldknechtschaft. Es ist nicht zu sagen, wie wir uns auf das Jahr 1957 freuen, in welchem uns nach dem Reparationsplan endlich ein schuldenfreier Lebensabend winkt — im Alter von 70 Jahren!)

II.

Die Generation unserer Väter übernahm 1890 ein herrlich blühendes Reich, dessen Adler seine Schwingen zur Weltmacht breitete. Dieses Erbe von 1890 haben die Herren in wenigen Jahrzehnten verwirtschaftet. Was sie uns hinterlassen, ist — Konkurs. Schicksal? Nein, auch Schuld. Wessen Schuld? Schuld der Sozialdemokratie? Hat sie nicht, in pazifistisch-internationalem Denken befangen, die ständige außenpolitische Bedrohung der Nation unterschätzt? Oder hat sie vielleicht umgekehrt die soziale Frage zu wenig energisch verfochten, so daß diese im unglücklichsten Moment, im Kriege, den nationalen Behauptungswillen zersplitterte? Schuld der Demokratie? Hat sie über innenpolitischen Wünschen die Außenpolitik übersehen, oder hat sie dem Gottesgnadentum zu wenig Widerstand entgegengesetzt? Schuld der Rechten? Hat sie vielleicht die Monarchie zu lange vor den Gefahren des allgemeinen Wahlrechts geschützt, bis die Kaiserkrone gewaltsam zerbrach, oder hat sie durch nationale Überspannung der Einkreisung Vorschub geleistet? Schuld des Militarismus oder des Pazifismus? Schuld kaiserlicher Selbstherrlichkeit oder Schuld der Landesfürsten, die von ihren verfassungsmäßigen Einspruchsrechten zu wenig Gebrauch machten? Schuld der Diplomatie oder des „Zentralrindviehs“ (Eckardstein)? Schuld des Volkes, von dem der Kaiser sagen konnte: „Was wollen sie denn — es jubelt uns ja alles zu?“ Oder Schuld derer, die es im Untertanenverstand erhielten?

Über all diese Fragen kann die Geschichte heute noch nicht endgültig urteilen. Zweierlei aber ergibt sich aus Briefen und Erinnerungen: erstens: von jedem Standpunkte aus wurden die Fehler gesehen; zweitens: aber alle ließen den Starren laufen, wie er lief, bis in den Abgrund. Sagt man zu viel, wenn man

behauptet: Der grundlegende Charakterzug der abtretenden Generation war die — Charakterlosigkeit? Diese Erscheinung hatte einen Weltanschauungsgrund: Die Generation der materialistischen Weltanschauung verzweifelte von vornherein daran, Welt und Leben in Mannesstat zu händigen. Sie stand im Banne der Milieu-theorie des Naturalismus, die ebenfalls um 1890 zur Herrschaft gelangte. Der Mensch war Objekt des Geschehens, nicht Subjekt der Weltgestaltung. Die Dichtung der Generation unserer Väter predigte das, die Philosophie schwieg seit Nietzsche's Umnachtung, die Religion stand im Schatten. Wie hätte eine solche Zeit einen großen Führer zeugen können?

III.

Wie in Deutschland, so in Europa: Die abtretende Generation übernahm die unbedingte Herrschaft Europas über die Welt und hat sie in wenigen Jahrzehnten verwirtschaftet. Der Kontinent ist wirtschaftlich abhängig von Amerika, über das Saargebiet entscheiden Chinesen, über Ostpreußen Japaner, am Rhein stehen Senegalneger. Wenn vollends der asiatische Bolschewismus Deutschland doch noch überfluten würde, so wäre der Rhein demnach — die Grenze zwischen Asien und Afrika. Die Gründe sind die gleichen: Kurzsichtiger Egoismus, materialistisches Denken, Passivität. „Schuld ist dies ganze Geschlecht.“ Lloyd George, der es wissen muß, hat geäußert, daß die Staatsmänner 1914 „in den Krieg hineingeschlittert“ sind. Das bedarf der Ergänzung: die Staatsmänner der Entente sind 1919 ebenso in den Frieden hineingeschlittert, der kein Friede ist. Jetzt müht sich Europa allmählich, aus dem „Delirium von 1919“ — ein englischer Ausdruck — herauszukommen. Das wird aber schwer halten, solange in Frankreich ein Poincaré, diese karikaturistische Personifikation einer — pardon — bantrotten Generation — den Staat leitet.

IV.

Gewiß, Verallgemeinerungen sind gefährlich, und die Spannung zwischen den Generationen ist in jedem Zeitalter groß. Es scheint aber doch, daß sie selten so unüberbrückbar war wie zwischen der Generation der Kriegsschuldigen und der der Kriegsteilnehmer.

Die Völker aber rufen nach Führerjugend.

Der deutsche Viermeerekanal

Von Regierungsbaumeister Franz Woas-Wiesbaden

Kanäle werden gegenwärtig gerade genug in Deutschland geplant; ihrer drei, die eine besondere Bedeutung haben, befinden sich sogar schon in der Ausführung; nämlich:

1. die Verlängerung des „Mittelkanals“ über Hannover hinaus zur Elbe und Havel;
2. der „Rhein-Main-Donau-Kanal“, der bisher bei Aschaffenburg sein Ende gefunden hat und darüber hinaus über Bamberg und Nürnberg nach Kelheim an die Donau führen soll;
3. der „Rhein-Neckar-Donau-Kanal“, der seinen Anfang in Mannheim nehmen soll, um über Heidelberg und Stuttgart zunächst Plochingen und späterhin einmal bei Ulm die Donau zu erreichen.

Es handelt sich hierbei um Unternehmungen, die alles in allem 10 bis 15 Milliarden erfordern, und darum ist es aller Anerkennung wert, daß man in den Kreisen, die es trifft, soviel an Unternehmungsgeist und Kapital aufgebracht hat, um diese Bauten zunächst wenigstens einmal in Angriff zu nehmen. Ob man sie aber in der Tat wird völlig durchführen können — das steht noch sehr dahin.

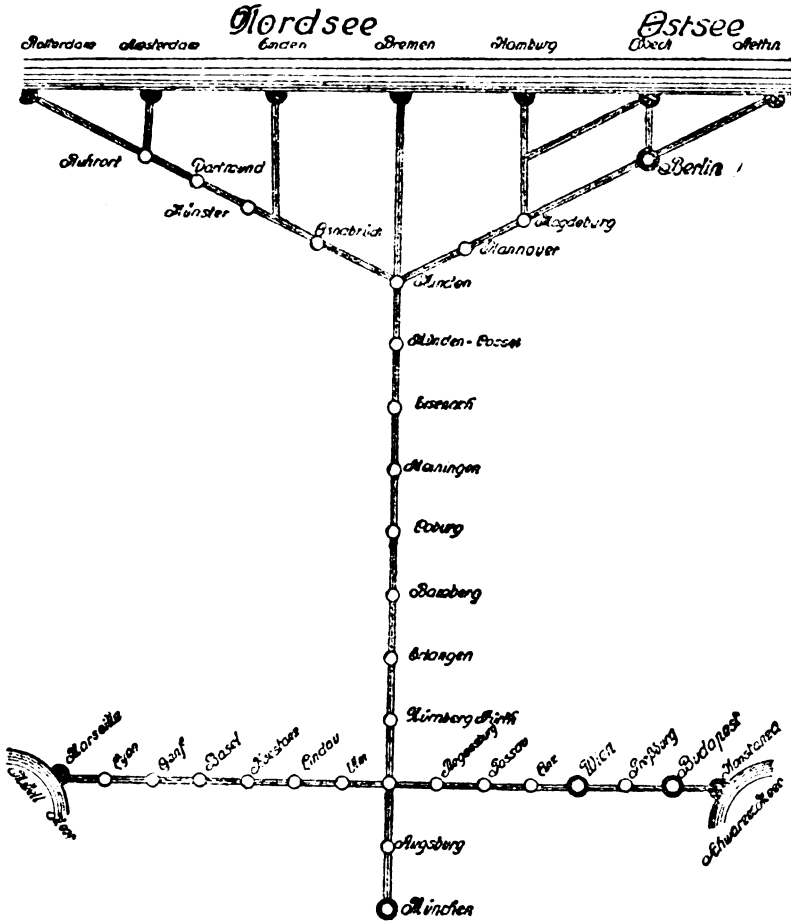
Das Schicksal solch großer Vorhaben hängt zumeist von einzelnen Persönlichkeiten ab. Wenn sich tatkräftige Männer dahinterlegen, die alle Widerstände zu überwinden verstehen, dann kommen sie zur Ausführung. Den beiden letztgenannten Plänen ist dieses Glück zuteil geworden; der verstorbene Bayernkönig war der erste und kräftigste Beförderer der Rhein-Main-Donau-Verbindung, und sein Geist wirkt noch heute nach. Am Neckar war es der Großgewerbetreibende A. B o s c h, der unablässig trieb und den Plan mit vielem Gelde förderte. Somit sind beide Unternehmungen wenigstens soweit gediehen, daß schon lange die ersten Spatenstiche getan werden konnten. Für den Anfang ist auch beiderseits die geldliche Grundlage geschaffen worden, indem die betreffenden gewerblichen Kreise, die in Betracht kommenden Städte, die Einzelländer und auch das Reich sich daran beteiligen.

Trotz alledem möchte ich nicht darauf schwören, daß gerade diese beiden Unternehmungen in absehbarer Zeit ganz so zur Durchführung kommen werden, wie man es heute im Sinne hat. Ja, es wäre für Deutschland besser: es geschehe das nicht.

Nun soll damit keineswegs gesagt sein, daß etwa die beiden Kanäle nutzlos für Deutschland wären. Nein! Aber ein anderer Kanalzug ist für unser Reich wichtiger als diese beiden Kanäle zusammen. Leider fehlt es nur für diesen an einem so tatkräftigen Beförderer, wie ihn die beiden anderen gefunden haben. Dabei war er einst da. Es war dies der Senator F. W. M e y e r in Hameln, der seit Jahrzehnten für die Verbindung der Weser mit der Donau eingetreten ist, in neuerer Zeit aber, hohen Alters wegen, davon zurückzutreten gezwungen wurde. Diese Weser-Main-Donau-Verbindung ist damit stark in Verzug geraten: hier zeichnet und rechnet man noch; am Main und Neckar gräbt und mauert man schon.

Der deutsche Viermeerekanal

Und doch ist tatsächlich der Kanalzug in der Wefer-Richtung derjenige, den Deutschland zunächst und vor allen Dingen braucht. Gemeinsam ist allen drei Kanalplänen, um die es sich handelt, die entschiedene Richtung auf die Donau zu: man will durch sie und die Donau dem Deutschen Reiche ein Tor nach Südosten hin weit aufstoßen; aber was erreicht man in Wirklichkeit damit, wenn man auf diese Weise die Donau nach rückwärts zu gerade nur bis zum Rhein



hin verlängert? Für das ganze Deutsche Reich verhältnismäßig wenig, indem man nur einen Teil von Westdeutschland und einen kleinen Zipfel Südwestdeutschlands an die an sich doch so hochbedeutsame Donaustrecke anknüpfen würde — und zu allem Unglück obenein noch zu dem Ende einer weiteren Begünstigung fremdländischer Nordseehäfen, die uns ohnedies Schaden gerade genug antun.

Anders liegen die Dinge bei der Verbindung der Weser mit der Donau anstatt des Rheines. Die Weser ist — und bleibt — der einzige deutsche Strom, der uns durch die aufgelegte „Internationalisierung“ nicht genommen wurde. Hier sind wir die Herren im Stromtal wie an der Mündung. Ist es nicht unsere Pflicht, nun in erster Reihe von diesem Vorteil Gebrauch zu machen? —

Damit brauchen die anderen Donau-Verbindungen durchaus nicht außer acht gelassen werden; man baue ruhig daran weiter; ja, die Strecke von der Donau bis Bamberg bildet sogar die Voraussetzung für die Durchführung der Weser-Donau-Verbindung; ist sie doch beiden Kanalzügen, dem nach der Donau und der Weser, gemeinsam.

Von welcher Bedeutung für Deutschland aber gerade die Verbindung der Donau mit der Weser ist, ergibt sich leicht aus der beigelegten Karte. Diese ist mehr ein Gerippe als eine richtige Landkarte; die vielfachen Krümmungen, die in Wirklichkeit die vorhandenen oder künftigen Wasserstraßen machen, sind hier unterdrückt; nur das Bestehen des Wasserweges ist festgelegt, und zwar durch eine (dreifach ausgezogene) Linie. Die jütische Halbinsel ist dabei als unwesentlich für vorliegende Betrachtung fortgelassen.

Die Karte stellt teilweise *Gegenwart*, teilweise *Zukunft* dar: Nördlich von Münden-Kassel ist, lediglich mit der Ausnahme des Kanalstückes Hannover-Magdeburg, alles *Gegenwart*; d. h. alle die hier eingezeichneten Wasserstraßen bestehen. Dagegen ist südlich von Münden-Kassel alles *Zukunft*, d. h. der gesamte Wasserweg von hier bis zur Donau sowie von hier aus nach Osten wie nach Westen muß erst noch entsprechend ausgebaut werden; einmal muß die Donau selbst erst noch durchweg zur Großschiffahrtsstraße gemacht werden, und andermal muß sie nach Westen hin (durch den geplanten Bodenseekanal) mit dem Oberrhein sowie mit der Rhone in Verbindung gebracht werden. Freilich erscheint dies *beides* — namentlich das letztere — arge Zukunftsmusik; aber nur gemacht! Die Pläne sind da; der Wille ist da — einmal kommt all das doch zur Ausführung. Dazu ist es viel zu wichtig für den Verkehr einer Reihe kraftvoll emporstrebender Staaten. Welch großartige Zukunft, die damit vor uns aufsteigt — im Besonderen aber für unser Deutschland!

Selbst an *zwei* Meeren gelegen, sieht es sich einst angeschlossen an *zwei* *weitere* Meere. Alles hängt dann an dem Kanalstück Münden-Kassel-Bamberg-Donau, das durch das Herz Deutschlands geht; und darum müßte vor allem *da für* gesorgt werden, daß dieses Stück des künftigen „Viermeerekanals“ so bald als möglich zur Ausführung gelangt — allen anderen Kanalplänen vorausgehend! —

Deutsches Werden

(Randbemerkungen zu Wilhelm Schäfers neuem Buch)

Von Otto Brües

Allgemeine Voraussetzungen

Dem Kriege, als einem Gipfel sichtbaren Geschehens, mußte notwendig eine lebhafteste Erörterung des Begriffes Geschichte folgen, die in Spenglers bekanntem Werk ihren am weitesten bemerkten Höhepunkt erklomm. Der Meinungen sind viele. Eine Gruppe, vaterländisch gesinnt, leitet den Zusammenbruch aus einer Mißachtung der Lehren unserer Geschichte ab; eine andere, europäisch eingestellt, glaubt aus dem bisherigen Verlauf der Geschichte die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der Staaten zum Erdteil abzulesen zu können; eine dritte Gruppe verwirft die Geschichte, weil sie in ihr ein einziges Schlachtfeld mit den Niederlagen der Menschheit sieht und allein durch unbeschwertes und unbekümmertes Vorwärtsschauen die Zukunft gestalten will. Aber damit sind die Unterschiede der von der Gesinnung her bestimmten Denkweisen noch nicht aufgezählt. Wiewiele Fragen knüpfen sich erst an, wenn man die Geschehnisse als Taten einzelner oder einer Gesamtheit, wenn man sie als heldisch oder Massenwerk, wenn man sie als idealistisch oder materialistisch, als Notwendigkeit oder Zufall, als Gottesleugnung oder Offenbarung deuten soll?

Verwickelter noch ist der Begriff der deutschen Geschichte. Von dem Augenblick an, — es war auch vom Maßstab der Ewigkeit her ein Jahrhundertaugenblick — in dem dem germanischen Urstamm das christliche Kreuz aufgepfropft wurde, mußte in dem deutschen Menschen eine Neigung, ja ein geheimer Zwang zur geschichtlichen Betrachtung erwachen. Sie war nichts anderes als die Sehnsucht, die entgegengesetzten Wesensteile zu erklären und in ihrer Schicksalsbestimmung zu deuten. Dies Ergebnis der geschichtlichen Auffassung seiner selbst hat der Deutsche nun nicht zunächst in der Geschichtsschreibung niedergelegt, sondern in der langen Kette deutscher Selbstbiographien von der Mystik der Hildegard von Bingen und der Mechthild von Magdeburg bis zum Pietismus, zu Goethe und zu Nietzsche. So gewagt es sein mag, für die Fülle solcher Selbstdarstellungen einen gemeinsamen Nenner zu suchen (Th. Klauber und W. Mahrholtz sind zum ersten Male wesentlich oder doch wenigstens sammelnd in sie hineingetaucht), so verlockend und wahrscheinlich ist es doch, den Nenner bei aller deutschen Untauschbarkeit des Einzelnen, ja, bei aller Eigenbrödelei, bei allem Krauztum zu finden in der freilich bei jedem Selbstbiographen anders liegenden Mitte zwischen Heidentum und Christentum.

Eine andere Gemeinsamkeit, die Ernst Bertram in seinem Nietzsche-Buch durch das Kapitel vom „Deutschen Werden“ in vorbildlicher Weise entwickelt, ist die, daß der Deutsche sich immer als unfertig, immer als ein Unvollendeter empfindet; das war der tiefere und vom Standpunkt klarer romanischer Formung erklärlichere Grund für jenen uns angetanen Vorwurf des Barbarentums. So muß der Deutsche um so mehr die Vorstufen seines Werdens zu erkennen trachten, als er aus schmerzlicher Bestimmung und faustisch sich immer wieder den Boden unter den Füßen wegzieht. Es kommt hinzu, daß die deutsche Seele mehr als jede andere Volksseele eine Tauschseele ist, was sie nicht besiedeln kann, solange sie in ihren reinsten Daseinsstunden zu sich selbst zurückfindet; aber daß so viele fremde Mächte über sie hinweggegangen sind, erschwert dem Beobachter der Geschichte seine Aufgabe bis zur Unentwirrbarkeit.

Die letzte Klippe, die der Geschichtsdeuter umfahren muß, ist seine eigene menschliche Unzulänglichkeit, und sie ist ihm, wie allen schöpferischen Geistern, zwiespältig Hemmnis und Förderung. Um jede Zeit schwebt, wie um jeden

Menschen, eine Atmosphäre, die er atmen muß. Bis hoch hinauf, wo die Einsamen haufen, streckt sie sich; wer aber vermisst sich, jene Höhe der Vorurteilslosigkeit zu erklimmen? Mir gibt nur die aus Wort und Brief junger Deutschen und aus lebendigem Verkehr gewonnene Überzeugung, nicht aber eigene Einsicht den Mut, die Aufgabe des gegenwärtigen Geschichtsschreibers solchermaßen zu formulieren: nach dem notwendigen und schicksalsbestimmten Umweg von fünf und mehr Jahrzehnten, in denen der Deutschen Macht die Seele mehr und mehr und ganz entwich, soll der Späher in die Geschichte zeigen, wie in dem Gleichgewicht von Macht und Seele das Geschick eines Volkes wohl geborgen ist, wie die Störung des Zungenausflugs, wie die Überlastung einer Wage die Katastrophen herbeiführt und auch hier, um mit Herder zu reden, dem großen Fresskomaler der „Philosophie der Geschichte der Menschheit“, die „Identität der Gegensätze“ das Leben schafft. Wer nun des Glaubens war, daß unsere Geschichtsbetrachtung, zumal in den Schulen, zu sehr Kriegsgeschichte und Fürstengeschichte, zu wenig das Seelenwerden betonte; wer andererseits mit Furcht erlebt, wie eine ideologische Auffassung lieber den Volksgenossen hungern und sterben läßt, statt eine politische Unentrinnbarkeit anzuerkennen — der muß das Erscheinen des Buches als Beglückung empfinden, dem diese Zeilen gewidmet sind: ich meine Wilhelm Schäfers (bei Georg Müller in München herausgegebene) Dreizehn Bücher von der deutschen Seele. Denn sie stellen die deutsche Geschichte in dem vollendeten Gleichgewicht von Macht und Seele dar.

Persönliche Voraussetzungen

Vielfältig genug sind auch des Buches Persönliche Voraussetzungen. Erst mit diesem letzten Werk erschließt sich ganz der schmale, zuchtvolle Pfad dieses Künstlers. Vor den Strapazen seiner ersten Versuche hatte Schäfer eingesehen, wie wenig auf die schwere Stofflichkeit, wieviel auf ihre Bewältigung ankäme, was damals in der schöpferischen Frühe Schäfers erwacht war, als er seine stofferefüllten Bauerngeschichten verwarf und das laute Geschehen der Bühne hinter sich ließ, ist ihm in der bestrahlten Mittagshöhe seines Lebens ein Pfund geworden, mit dem er unbedenklich wuchern konnte. Überwindung des Stoffes durch die Form ist zwar der Leitstern aller Kunst, doch liegt ja gerade darin Schäfers Bedeutung, daß er einer Zeit der Verwilderung in Wort, Satz, Bau und Form kritisch und vor allem schöpferisch die gültigen epischen Gesetze entwickelt hat. Überwindung des Stoffes durch die Form war ihm Aufgabe, Mühsal und Lust bei der Schöpfung seiner Anekdoten, die nicht allein in sich von wunderbarer Leuchtkraft sind, die auch alle irgendwie wertvolleren epischen Arbeiten der letzten Jahre beeinflussten, oder doch wenigstens ihnen in der Art gleichkamen. Überwindung des Stoffes durch die Form ist auch ganz klar die Aufgabe Schäfers, als er aus vorhandenen Lebensquellen schöpfte zur Rundung des Staufer-Vern-Romanes, Überwindung des Stoffes durch die Form auch die Stoßrichtung des Pestalozzi-Romanes, in dem er nach der Tragödie des Künstlers die des Erziehers darzustellen strebte. Was Wunder, wenn der, der von der kleinen, scheinwerferhaft strahlenden Anekdote ausging und das vollere Lichtbündel des Lebens um die Gestalten zweier gewichtiger Menschen legte, nun kühn in ein Flammenmeer vordrang: Überwindung des gewaltigsten Stoffes durch die Form ist die Aufgabe des neuen Buches gewesen. Dieser gewaltigste Stoff heißt „das deutsche Werden“.

Es ist der Punkt, wo der Künstler in Schäfer, den er in Staufer-Vern spiegelte, und der Erzieher, den er in Pestalozzi wiederfand, sich einen; wo Schönheitsdurst und Sittengesetz, Ausleben und Vorleben sich decken: „Es war in den Tagen der ersten Siegesnachrichten, als ich in den mir herzlich vertrauten Chorälen Bachscher Bearbeitungen das Luther-Lied aufschlug. Wie ich da an die Worte kam: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin! Sie habens kein Gewinn! Das Reich muß uns doch bleiben!“ erklang mir Klang und Stimme. Wo ist unser Reich?“

Es mußte ein Buch des Verzichtes werden. Des Verzichtes auf leichtere Arbeit, denn ohne jahrelanges Studium der Geschichte konnte sich keine Zeile des Wertes fügen. Des Verzichtes auf einen letzten Rest des persönlichen Ehrgeizes, denn auf den kommt es vor dem Heiligtum deutscher Volkwerdung nicht mehr an. Des Verzichtes auf Wirkung, denn der Wurf führte weiter als alle anderen Arbeiten von dem Bedürfnis des Tages hinweg. Aber, und das ist das wichtigste, auch ein Buch des Verzichtes auf Gelingen mußte daraus werden. Denn wenn auch Schäfer in seinem Lebensabriß behauptet, das deutsche Werden sei „eine Odyssee im großen Ausmaß, wenn aus dem Ballast fürstengeschichtlicher Vorgänge das Schicksal der suchenden leidenden Volksseele aufgedeckt und gestaltet wird“, so hinkt bei diesem Meister des Gleichnisses der Vergleich. Ist doch in Odyssee und Ilias, Gudrun und Nibelungenlied das Geschehen irgendwie durch die Zeit oder in den handelnden Göttern und Menschen begrenzt, irgendwie eine Einheit zustande gekommen, so körperlich, wie es der Begriff der „deutschen Seele“ an sich nicht ist. Sie bleibt trotz jener Annahme Schäfers ein Begriff, wenn auch einer voll heiligsten Gehaltes, und wird sichtbar nur durch das Schicksal der Menschen. Wenn Schäfer aus hundert Schicksalen, wie dem Dietrichs von Bern und Heinrichs des Vierten, wie dem eines Hutten, eines Dürer, eines Bach, eines Kavalis, in noch so mitreißender Verdichtung sein Wert zum Spiegel deutschen Werdens zusammenfügte: hundert solcher Gestalten — und hier rühren wir ja an Sinn und Berechtigung aller Kunst — hundert solcher Gestalten haben nicht die eine, die große, die stellvertretende Kraft, als wenn ein deutsches Menschenschicksal als Mittelpunkt eines Wertes, in dem sich alle Vorgänge auf ihn beziehen, bis in die letzten Winkel offengelegt wird. Das mußte Schäfer vorher aufgegangen sein, und daß er doch gewagt hat, darin liegt der letzte Verzicht und der letzte Gewinn.

Denn so sehr Schäfers Anekdotenbände aus ungeichertem Gelände erkämpft waren, so kühn seine Romane angelegt sein mochten — waren sie doch Leistungen, deren Gelingen noch ganz in die Hand des Künstlers gelegt war. Aber in diesem Wagnis der Dreizehn Bücher von der deutschen Seele liegt es beschlossen, daß sie nur annähernd das in sie gelegte Ziel verwirklichen können. Eine runde Erzählung schreiben, das liegt im Bereich menschlicher Möglichkeiten; die Geschichte unseres Volkes dichten — liegt außerhalb dieses Bereiches. Denn sie ist so vielgestaltig, daß der schärfste Spiegel immer nur Bruchteile fangen kann. Daß aber Wilhelm Schäfer hier den Mut zum Bruchteil, zum Fragmentarischen aufbrachte, rückt ihn ganz anders hinauf, als man erwarten dürfte. Rückt ihn unter die, die zuviel wollen und lieber zerbrechen, als ein Kleineres vollenden. Auch Schäfer schiebt nun in das blonde Haar der rheinischen Dichtung wieder die bitter süße blaue Blume: „Die romantische Dichtart,“ sagt Friedrich Schlegel, „ist noch im Werden; ja es liegt in ihrer Natur, daß sie nie vollendet werden kann!“ Wilhelm Schäfer griff nach dem höchsten Kranz, dem der Vergabung.

Gehalt und Gestalt

Wie in jedem dieser dreizehn Bücher das Gleichgewicht von Macht und Seele, von Politik und Musik, (so drückt Thomas Mann in den Betrachtungen eines Unpolitischen den Gegensatz aus) dargestellt ist, das zeigt das „Buch der Preußen“. Nicht mit spartanischen Laten und römischem Ernst hebt es an, sondern mit einer bitteren Kennzeichnung des Wortes vom „Volk der Denker und Dichter“, schildert den stillen Johann Peter Hebel (in einer Dankbarkeit, die Schäfer hier wohl ansteht) und die sanften schwäbischen Dichter, spricht von Mörike und Stifter, Hebel und Grillparzer und Schopenhauer, leitet dann in der Schilderung des Schillertages zum Politischen hinüber, umreißt in den Kapiteln über Friedrich Bisz, die Eisenbahn und die wirtschaftliche Haltung der Zeit, um dann erst in den Kapiteln vom preußischen Bundestagegesandten, vom Regenten und vom Landtag, vom dänischen Krieg und von Gastein, vom Bünd-

nadelgewehr, vom norddeutschen Bund und vom neuen Napoleon hinüberzuführen zur Emser Depesche, zu den Männern, die nach Frankreich hineinführten, nach Metz, Sedan und dem Ringkampf der Völker bis nach Versailles.

So ist der zweiaktige Mythos der meisten Bücher, das Buch der Propheten ausgenommen, in dem nur seelische Angelegenheiten aus dem Sprachfilber ausgetrieben wurden. In dem „Schuldbuch der Götter“ malt Schäfer den germanischen Mythos nach, im „Buch der Könige“ greift er die alte Sage auf, daß die Griechen Abkömmlinge eines von Norden eingewanderten germanischen Stammes, der „blonden Räuber der Frühe“ wären und zeichnet in großen Umrissen von Armin zu Dietrich von Bern und Karl dem Großen die großen Gestalten, um die die Sage goldene Kronen legte. Das „Buch der Kirche“ zeigt den Einbruch des Christentums bis zu den Kreuzzügen, bis nach Canossa und zur Scholastik, das „Buch der Kaiser“ spiegelt der Ottonen und Staufer Taten, das „Buch der Bürger“ bespricht in wunderbaren Worten, deren kostbarste Schäfer, der Malerfreund in den „Rheinlanden“ der „Schilderzunft“, dem „Genter Altar“, dem „Spiegel der Wirklichkeit“ und dem „Altar von Ikenheim“ widmet, das Aufkommen jener ersten deutschen, so ganz auf Zusammenschluß und Führergeist gestellten Demokratie. Das „Buch der Freiheit“ zeichnet kühnen Schwunges die Kurbe von Meister Eckhart und Seuse zu Dürer, Holbein, Erasmus, Hutten, Luther, Melanchthon, Zwingli und Kopernikus; das „Buch der Zwietracht“ gibt von Lohola zu Wallenstein und dem Frieden von Münster die Gegenreformation. „Das Buch der Fürsten“ beginnt mit der Schilderung des roi Soleil und führt über Holland und Rembrandt zum Großen Kurfürsten, zu August dem Starken, zum Prinzen Eugen, zum Alten Fritz, zu Maria Theresia, Joseph dem Zweiten, das Buch der Propheten, dem Bach, Goethe, die Romantiker und ein wunderbares Kapitel über Faust den stärksten Glanz geben, folgt, von dem Beethovengebilde wie mit der Wucht einer Egmont-Ouvertüre eingeleitet, das „Buch der Erhebung“ - Jena, Auerstädt, Kant, Kleist, Fichte, Tauroggen, Völkerschlacht, Caub. - Im „Buch der Minister“ ergießt sich der ganze Spott des Volksmannes Schäfer auf Metternich und die schwachen Könige, das „Buch der Preußen“ führt zum Frankfurter Frieden, und mit dem Kapitel „Elsass-Lothringen“ leitet Schäfer „Das Schuldbuch der Menschen“ ein, das bis in die Gegenwart führt. Entschlossen in idealistischem Sinne geführt, malt es die Gefahren der wachsenden Städte und die Gefahren einer wachsenden Macht, der der Atem der Seele erstirbt, malt die Mahnworte Nietzsche, Raabes und Kellers, sieht in der Abdankung Bismarcks die „Weltenwende“, zeigt in zwingenden Sätzen, wie Gewinnucht und Not „aus einem Bauernland ein Fabrikland“ machten, wie aber „mit jedem rauchenden Schornstein, mit jedem tausenden Schwungrad das Dasein der Deutschen in der Fremde verpflichtet“ wurde, schildert endlich den Weltkrieg als die völlige Unterwerfung des europäischen Menschen unter den Moloch Maschine und schließt mit dem notträchtigen Ausblick, wie das Deutschland der Politik und das der Musik, eingespannt zwischen westliche Zivilisation und östliches Chaos, zwischen Versailles und Moskau, zwischen Frost und Blut, das Schlachtfeld Europas sein wird:

„Das Land der Mitte zu heißen, ist Deutschlands Geschick: zwischen Moskau und Versailles liegen die Gräber seiner gefallenen Söhne, zwischen Moskau und Versailles liegt seine kommende Not . . .

Alle Kämpfe der Menschheit werden der deutschen Seele auferlegt sein, bis sie, Besiegter und Sieger in einem, der kommenden Eintracht Christophorus wird; bis einmal Wiederkunft ist, bis endlich den Kindern Gottes auf Erden die grüne Wiese, das blanke Meer und der blaue Himmel gehören.“

Es wäre verfehlt, Schäfers Darstellung nun mit der Sonde der Geschichtsfälschung auf Fehler zu untersuchen; die ihm als bewußten Protestanten, der

dieses Bekenntnis in einer nicht unwichtigen Darlegung jüngst noch begründet hat, entgegnet werden und die in einseitiger Betonung wirtschaftlicher und politischer Zweckstellungen seine Anschauungen von den letzten fünf Jahrzehnten bekämpfen werden, verkennen, daß es sich um das Werk eines Künstlers handelt, den man nur schlagen kann, wenn seine Gesinnung oder sein Wort unrein ist. Abgesehen davon, daß dem Leser nicht verborgen bleibt, wie eingehend Wilhelm Schäfer für dies Werk und vorher schon als der Verfasser seiner, ganze Epochen mit einem Wort beleuchtender Anekdoten, Geschichte studiert hat, entzieht sich dieses Buch jeder philologischen Anmaßung.

Friedrich Gundolf wagt in der Einleitung seines Buches über Stefan George die Behauptung, von der Literatur der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts würden dereinst nur die Geschichtswerke Mommsens, Ranke's und Treitschke's übrig bleiben; auch wer diesen Satz befehlen möchte, kann sich der hohen Einschätzung dieser Männer und ihrer Werke nicht entziehen. Weil es die sprachliche Form ist, die den Gehalt hinüberrettet in die Zukunft, weil es die leidenschaftliche Darstellung ist, die jene Bücher in den Bereich der Kunst hebt, da Geschichte schreiben fortschreitendes Geschehen aufzeigen heißt, der reichste Lebensstoff ist, den die Formung zum Kristall schleift, weil diese Männer Größeres gewollt haben als die Dichter ihrer Zeit, verleiht ihnen der strenge Gundolf den Kranz. Schäfer kann getrost in diese Reihe sich einfügen: ob er nun seiner beschwingten Prosa Halt gibt durch die Pfeiler des Stabreims, ob er die Sätze mit musikalischem Ohr formt, ob er kühnere Bilder wagt als je, ob er gar mit Überänglichkeit ziseliert — immer ist er der Meister der Prosa, mehr als in jedem früheren Buch. In den letzten Kapiteln mischt sich zwar hier und da ein abgegriffenes Wort ein; das wird schwinden, wenn die notwendige Volksausgabe einmal erscheint. Wort und Sinn decken sich in ergreifender Notwendigkeit, und Schäfer, dessen sicherlich unverrückbarer Prosa zuweilen etwas Dozieren des anhaftete — das Fremdwort steht hier mit Fug — ist durch die Hingabe an die Gehebe des hymnischen Sages ganz frei und stark geworden.

Man könnte dieses Buch wohl kühler und mit reiferer Überschau in seine aus der Größe des Wagnisses stammenden Mängel anzeigen. Doch möchte ich, und das ist durch das Wesen dieses Buches nicht verwehrt, mit einem ganz persönlichen Erlebnis die Betrachtung schließen. Die deutschen Jugendbewegungen, in denen das kostbare Gut unserer Zukunft reifen soll, sind unter sich zerspalten und zerrissen wie die deutsche Landschaft, die Meer und Gebürge, Wald und Heide, Karst und fruchtbares Gefild umfaßt. Ihre Gemeinsamkeit, sofern sie wirklich für die Zukunft etwas bedeuten, liegt in der idealistischen Einstellung. Um so tiefer sie gefühlt wird, um so mehr verpflichtet sie zu einer Betrachtung des deutschen Werdens ohne Vorurteil und Eifer. Es war ein deutscher Wandervogel, der mir im Felde, eine Stunde vor seinem Tode, heiß und zornig entgegenwarf: „Daß wir eine solche Geschichte haben, sollte uns in alle Ewigkeit einen!“ Er wußte nicht, wie es noch kommen würde; aber das Schäfer'sche Buch ist wie eine Vollstreckung seines Testaments. Weil in ihm Männer und Zeiten danach gewertet sind, ob sie Großes gewollt haben, ob sie es reinen Herzens taten, ob sie sich im Geiste der Selbstopferung an ihr Ziel verschwendet haben, ist es ein Buch für alle deutschen Menschen. Wer es gelesen und die in ihm erschlossenen Bezirke durchwandert hat, der ist der Geschichte nicht mehr sklavisch verpflichtet, der hat die Hände frei für den Bau der Zukunft. Und so möchte ich das Buch benennen mit einem Wort, das zwar gewagt erscheint, aber gewagt werden darf, solange Wagen besser ist als Stillestehn: ein Brevier der deutschen Jugend.

Chinesische Ethik

Von Carsun Chang, Professor an der Reichsuniversität Peking

Die politische und sittliche Erschütterung des chinesischen Volkes hat die besten Männer des Landes veranlaßt, neben den rings auf China eindringenden materialistischen Einflüssen Europas, Anknüpfungen auch mit dem idealistischen Gedankenleben des Westens zu suchen. Es ist eine Ehre für deutsche Art, daß Rudolf Eucken es war, den China mit der Verehrung, die es weisen Männern zollt, um eine gedankliche Verbindung der östlichen und westlichen Ethik eruchte. Da Eucken nicht nach China kommen konnte, hielt sich ein Abgesandter der Peking-Universität in China auf, bis das Werk geschrieben war, das soeben unter folgendem Titel erschienen ist: „Rudolf Eucken und Carsun Chang. Das Lebensproblem in China und in Europa.“ Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 28.—.

Wir veröffentlichen daraus die Abwägung der Vorzüge und Nachteile der chinesischen Moral durch den gelehrten Chinesen. Die Schriftg.

Vorzüge:

Die Ethik Kungfzes mit ihrer Pflicht, Kinder zu haben und die Vorfahren in Ehren zu halten, schuf ein starkes Familienleben und damit den Grundpfeiler des chinesischen Volkes.

Sie wies jedem seine bestimmte soziale Stellung als Herrscher, Untertan, Eltern, Kinder, Lehrer, Schüler usw. an und entwickelte in jedem das Gefühl für seine Pflichten als Glied im Gesamtorganismus.

Vom konfuzianischen Standpunkt ist das Gesetz nur ein Hilfsmittel der Moralität. Die Sittlichkeit besitzt im praktischen Leben größere Macht als die gesetzliche Verordnung.

Es wird viel Wert auf Selbstzucht gelegt und der materielle Genuß verachtet.

Diesen vier Vorteilen entsprechen vier Nachteile:

Jeder ist zu stark an die Familie gebunden, so überwiegt der Familiengebanke den Staatsgedanken.

Jeder bleibt in der Gesellschaft nur ein Teil des Ganzen, so fehlt ihm eigene Initiative und Selbständigkeit.

Die sozialen Grundlagen wurzeln in der Sittlichkeit, darum fehlt der Geist der Gesetzesbeobachtung.

Die traditionellen Pflichten dieser Ethik beschränken die Bewegungs- und Gedankenfreiheit des praktischen Lebens, dadurch wird die schöpferische Kraft gehemmt. Bei zu anhaltender Meditation verliert der Mensch den Sinn für das Naturstudium und vernachlässigt das materielle Leben; deshalb ist China in dieser Beziehung zurückgeblieben.

Das amerikanische Credo

Von H. E. Mendon, Baltimore

I.

Über den Mann aus dem Volke — in Amerika — hat sich eine Fülle irriger Urteile angesammelt, deren Umfang und deren Tragweite ganz erstaunlich ist. Nicht nur der Ausländer erkennt seine Gedankenwelt vollständig, auch die eigenen Landsleute, die ihm an Bildung überlegen sind, machen sich oft ein falsches Bild, und sogar ihm selbst fehlt es an dem richtigen Verständnis für seine Eigenart.

Diese letzte Behauptung mag auf den ersten Blick nur als die betätigte Neigung zum Paradoxen erscheinen, aber die buchstäbliche Wahrheit tritt nach kurzer Prüfung zutage. Wenn man an den Durchschnittsamerikaner die Frage richtet, welche Leidenschaft sein Gefühlsleben am meisten beherrscht, so wird er wahrscheinlich neunmal in zehn Fällen seinen glühenden, unauslöschlichen Freiheitsdrang anführen. Er hält sich in der Tat für den Hauptvertreter der Freiheit in der ganzen Welt, und alle anderen, die sich zur Freiheit bekennen, lediglich für sein halb furchtames, halb mißgünstiges Gefolge. Wer seinem Feureifer keinen rechten Glauben schenken wollte, würde ihm eine ebenso schwere Beleidigung zufügen, als wenn er die Ehre der Republik, oder die Tugenden seiner Gattin für fragwürdig hielte. Und doch muß es jedem unbefangenen Beobachter ohne weiteres einleuchten, daß dieser inbrünstige Eifer im Laufe von 150 Jahren die alte echte Blut zum großen Teil eingebüßt hat und in das Stadium einer nur noch in Talmiglanz schimmernden Kultform herabgesunken ist. In Wirklichkeit genießt der moderne Amerikaner wohl weniger persönliche Freiheit als irgend ein anderes Mitglied der Christenheit — und selbst seine politische Unabhängigkeit wird zusehends von dem neuen Dogma erdrückt —, von dem Dogma, daß gewisse von der Regierung aufgestellte Theorien mustergültig und rechtmäßig, andere dagegen unerträglich und verbrecherisch sind.

Die Gesetze, die den Kreis seiner Bewegungsfreiheit einschränken, mehren sich von Jahr zu Jahr. Es ist ihm jetzt in der Tat zur Unmöglichkeit geworden, irgend etwas aufzuweisen, das, sei es in Worten oder Taten, als unverfälschte, persönliche Eigenart anzusprechen wäre, ohne sich mit dem strengen, schier unverständlichen Strafgesetz in Widerspruch zu setzen.

Und der unparteiische Zuschauer wäre wohl nicht erstaunt, wenn das Motto „In God we trust“ (wir vertrauen auf Gott) eines Tages durch die Washingtoner Junter-Partei von den Münzen der Republik getilgt und durch das viel passendere Lösungswort „Verboten“ ersetzt werden würde. Und man müßte schon recht romantisch veranlagt sein, um sich zu wundern, wenn dann auch die Göttin der Freiheit von dem Silberdollar entfernt würde, um der plastischen Darstellung eines Schutzmanns mit der Pickelhaube das Feld zu räumen.

Aberdies geht diese allmähliche (und in letzter Zeit mit beschleunigtem Tempo fortschreitende) Verletzung der Freiheit fast ohne Protest von statten. Der Amerikaner hat sich an die Entziehung seiner verfassungsmäßigen Rechte und an die engherzige Kontrolle seiner Lebensführung durch ein Heer von Spionen, Briefzensoren, Denunzianten und „agents provocateurs“ so gewöhnt, daß er keinen ernstgemeinten Einspruch mehr erhebt.

Es ist zweifellos eine vielsagende Tatsache, daß bei den neuen, nahezu unglaublichen Maßnahmen des Spionage-Gesetzes und anderen ähnlichen Verfügungen der einzig bekundete Widerpruch entweder von direkt in Mitleidenschaft gezogenen Personen herrührte (von denen neun Zehntel Sozialisten, Pazifisten

oder deutschfreundlicher Gesinnung bezichtigte Staatsbürger, die daher nach amerikanischem Gesetz vollkommen rechtslos waren) oder von einer kleinen Gruppe berufsmäßiger, zum großen Teil naturalisierter fremdländischer Apostel der Willensfreiheit ausging.

Als Gesamtheit ließ sich das amerikanische Volk diese ganzen Vergewaltigungen sowohl während der Kriegszeit, als nach dem Kriege geduldig und fügsam gefallen, genau in derselben Weise, wie es den Eingriff in seine selbstverständlichen Rechte durch das Amendement zum Alkoholverbot genehmigt hat. Und, was noch schlimmer ist, es ertrug sie nicht nur passiv, sondern billigte sie auch aktiv; die Amerikaner wandten sich mit demselben Ungestüm gegen die wenigen Protestler, wie gegen die ursprünglichen Opfer, und waren mit jedem Vorschlag, der auch ihrer Bestrafung galt, von ganzem Herzen einverstanden. Das wirklich überraschende Phänomen des Krieges bestand nicht in der grotesken Vernichtung der Freiheit im Namen der Freiheit, sondern in der Tatsache, daß diese Widerrechtlichkeit von statten ging, ohne eine Stimmung zu zeitigen, die sich als allgemeine Entrüstung hätte deuten lassen. Man könnte sich unmöglich denken, daß die Soldaten der Jackson-Armee, oder selbst des Granischen Heeres, sich ohne heftigen Kampf ähnlichen despotischen Gewaltmaßnahmen unterworfen hätten. Aber in unseren Tagen werden sie mit der größten Gemütsruhe beurteilt. Die Nachkommen jener Amerikaner, die John Adams für die Gesetze des Jahres 1789 gegen verdächtige Fremde und Aufrührerbestrebungen (Alien and Seditious Acts) in so melodramatischer Weise strafte, unterließen es jetzt, ein Wort gegen die viel drastischeren Verordnungen von 1917 zu reden. Und was noch mehr bedeutet, sie hatten nichts dagegen zu sagen, daß der Unschuldige ebenso wie der Schuldige durch die Ausübung dieses Gesetzes betroffen wurde, eine grobe Verletzung der einfachsten Gerechtigkeitsgrundsätze und der juristischen Regeln.

Der Amerikaner hat also, als er auf die Probe gestellt wurde, das verleugnet, was vermuthlich sein höchster Stolz ist und ein Beispiel dafür geliefert, daß der Mensch an chronischer Untauglichkeit zur richtigen Selbsterkenntnis leidet. Aber wenn er sich nun in dieser Beziehung falsch beurteilt hat und noch immer falsch beurteilt, so mag er für diese Schwäche einen gewissen Trost in der reichen Fülle schiefer Urtheile finden, die das Ausland ihm freigebig spendet. Bis zum heutigen Tage haben die Franzosen und Engländer, trotz der nahen Berührung in fünf langen, gemeinsamen Kriegsjahren, keine Ahnung von der Wesensart des Amerikaners. Das bekunden sie bei jeder Erörterung, die sich auf ihn bezieht, insbesondere bei jeder Diskussion, die in der Kammer über dieses Thema stattfindet. Wir wissen durch unsere Vertrauensmänner, daß der Amerikaner nach der verschwiegenen, aber in Frankreich allgemein verbreiteten Anschauung ein leichtfertiger Geselle ist, dem man weder einen Krug Wein, noch eine Jungfrau, noch ein Haushuhn anvertrauen kann, eine sinnlos entstellende Verallgemeinerung der Verirrungen, die sich die Soldaten in der Fremde zu schulden kommen ließen, wo sie nicht mehr unter dem moralischen Druck stehen, der in der Heimat auf sie ausgeübt wird und der dort ihr ganzes Verhalten beeinflusst. Und wir hören von ebenso zuverlässig glaubwürdiger Seite, daß auch der Engländer den Amerikaner für einen soliden, aber unbegabten Dummkopf hält, der für die höhere Technik des Krieges, und für seine maschinenmäßige Disziplin ganz ungeeignet ist — ein zweiter derber Irrtum! Denn der Amerikaner besitzt tatsächlich gerade für die Künste, welche der moderne Krieg hauptsächlich erfordert, eine außerordentliche Begabung und Findigkeit, und es gibt seit der Auffälligkeit der Preußen in der ganzen Welt keinen so streng gedrückten Menschen wie den Amerikaner. Er hat es in der That auf diesem Gebiet so weit gebracht, daß es ihm fast unmöglich geworden ist, sich als etwas anderes zu betrachten, denn als das gefügige Mitglied irgend einer großen, mächtigen und unbegreiflich despotischen Organisation, sei es nun eine

kirchliche Gemeinschaft, eine Gewerkschaft, eine politische Partei, eine armselige Bruderschaft oder was es sonst noch von dergleichen schönen Dingen gibt. Nicht selten gehört er sogar mit der gleichen unbeirrbaren Treue mehreren Verbänden an. Aber dies ist sein Leben, wie bereits erwähnt, durch Gesetze geregelt, die ihm fast jede Kleinigkeit seines öffentlichen und persönlichen Verhaltens vorschreiben; und jedes Zeichen des Ungehorsams mit schrecklicher Härte strafen. Und diese Gesetze werden von den Polizisten nachdrücklich geltend gemacht, die jede zufällige Lücke aus dem Stegreif ergänzen und ihre Amtsgewalt in vollendetem Sinne als Kerkermeister, als Tierbändiger und als Rekrutenunteroffiziere ausüben.

Abgesehen von ihrer speziellen irrigen Auffassung, sind die Engländer und Franzosen auch noch an dem allgemeinen Irrtum stark beteiligt, in dem sich alle Ausländer befinden. Sie machen den Fehler, mit fast apodiktischer Sicherheit voranzusetzen, daß die Amerikaner eingefleischte Mamonisten sind, denen der Dollar über alles geht. Diese Auffassung ist überall auf dem europäischen Kontinent verbreitet. Dem Deutschen bedeuten die Vereinigten Staaten das Dollarland — Dollarica — und die wichtigste Persönlichkeit in Amerika scheint ihm nächst dem Schutzmann, der Bestechungsgelder einsteckt, und dem schnüffelnden Zugenrichter, der ein öffentliches Amt bekleidet, die Dollarprinzessin. Der Italiener stellt sich unser Land gewissermaßen als wüste Wildnis vor, wo reslos alles, — von der Religion bis zur Schönheit, von der gebührenden Ruhe bis zum Menschenleben dem Profit geopfert wird. Die Stimmung, mit der er über das Weltmeer fährt, hat viel Ähnlichkeit mit dem Eifer, mit dem unsere abenteuerlustigen Schuljungen durchzubrennen pflegten, um gegen die Indianer zu kämpfen. Einige, die vom Glück begünstigt sind, kehren nach ein paar Jahren mit einem Vermögen und prahlerischen Räubergeschichten in die Heimat zurück; andere, die den Eingefessenen nicht gewachsen sind, werden im Dienste hingemordet und finden ihr Grab unter der Schlacke jener fürchterlichen, gottverlassenen Bergwerksstädte. Vom ersten bis zum letzten Tage ist ihr ganzes Sinnen darauf gerichtet, sich wieder aus dem Staube zu machen; jeder Italiener wünscht nur, so schnell als möglich mit seiner Beute das Weite zu suchen und sie in irgend einem stillen Tal zu genießen, wo Leben und Besitz vor anderer Leute Späzier einigermäßen sicher sind. Ebenso denkt der Russe, der Skandinavier, der Bergbewohner aus dem Balkan und auch der Grieche und Armentier. Wenn sie sich ein Bild von Amerika machen, so bedeutet es für sie nur den Schauplatz eines übermenschlichen, erbarmungslosen Kampfes um das Gold, in dem die Einsätze hoch und die Wettkämpfer dementsprechend leidenschaftlich sind. Nach ihrer Meinung ist der Amerikaner ein Mensch, für den — mit Ausnahme des Dollars — nichts unter der Sonne irgend welchen Wert besitzt, — weder die Wahrheit, noch die Schönheit, noch die philosophische Beschaulichkeit oder die herkömmlichen Anstandsformen im menschlichen Verkehr.

Diese Anschauung enthält natürlich viel Übertriebenes und Unverstandenes, trotz der Tatsache, daß sogar die Amerikaner, die sie immer wieder zu hören bekommen, ihr durch die Gewohnheit schließlich eine gewisse Berechtigung zugestehen. Die Selbsterkenntnis läßt, wie bereits erwähnt, den Amerikaner arg im Stich und im vorliegenden Falle täuscht er sich fast ebenso, als wenn er sich selbst zum freiesten Menschen krönt — zum Freibürger mit der ungefesselten Hand und loderndem Auge! Was den Ausländer anbetrifft, so verfällt er in den typischen fremdschen Fehler, seine eigene größte Schwäche in andere hineinzuprojizieren. Tatsächlich ist er, nicht aber der eingeborene Amerikaner, ein unverbesserlicher, gedankenarmer, gieriger Geldsucher. Er kommt nach den Vereinigten Staaten, um Geld, Geld und nochmals Geld zu gewinnen, und indem er unbeirrt diesem einzigen Ziele zusteuert, nimmt er fälschlicherweise an, daß der Amerikaner dasselbe Geschäft betreibt und zwar in derselben fanatischen Methode wie er. Von dem ganzen vielgestaltigen, bunten Leben des Landes ist er mit Ausnahme des einen Aktes, des Gelderwerbs, fast hermetisch abgesperrt und so zieht er den Schluß,

daß dieser eine Akt das ganze Programm ausfüllt. Hier kommen den unzuverlässigen Einflüsterungen seiner halb unbewußten Leidenschaft logischere Erfahrungen zu Hilfe. Er, der mit der Sprache nicht vertraut und von jedem freien gesellschaftlichen Verkehr ausgeschlossen ist, der, wenn man ihn überhaupt als Menschen gelten läßt, zum mindesten als ein entschieden untergeordnetes Mitglied der Gattung betrachtet wird, ist zu der härtesten Arbeit gezwungen, die am schlechtesten bezahlt wird. So hält er denn den Amerikaner für einen hartherzigen Arbeitgeber und schreibt die Ausnutzung, deren Opfer er ist, einer geradezu fabelhaften Übertrumpfung seiner eigenen Habsucht zu.

Aberdies scheint der größere Erfolg und die höhere Stellung der geborenen Amerikaner diese Anschauung zu rechtfertigen. In einem Wettkampf, an dem alle teilnehmen können und der bis aufs Messer geht, heimst der Eingeseffene immer den ersten Preis ein.

Ich verteidige diese Art Logik nicht, aber sie läßt sich nicht weggleugnen, und ihre Folge ist das im Auslande allgemein verbreitete Urteil über Amerika und die Amerikaner. Denn der Ausländer, der zu Hause bleibt, bildet sich seine Ansicht nicht nach Dr. Wilsons funkelnder, schwelgender Phraseologie oder nach dem begeistertsten Idealismus so bedeutender Ur-Amerikaner wie Otto S. Kahn, Adolph S. Ochs, S. Stanwood Mendon, Jacob S. Schiff, Samuel Goldfish, Louis D. Brandeis, Julius Rosenwald, Paul Warburg, Richter Otto Kasalsky, Adolph Zukor, den Ehrenwerten Julius Kahn, Simon Guggenheim, Stephen S. Wise und Barney Baruch, sondern nach den Räubergeschichten der heimgelehrten „Amerikaner“, das heißt ihrer eigenen bäurischen Landsleute, die, nachdem sie den Kampf mit dem Drachen bestanden haben, ins Vaterland zurückgekommen sind, um sich ihre Beute schmecken zu lassen und mit ihren Wunden zu prahlen.

Wie gesagt hat sich der Eingeborene durch diese irrige Auffassung so stark beeinflussen lassen, daß er sie selbst unterstützt oder richtiger gesagt, daß er sie mit Beschämung duldet. Sein geschwollener Idealismus ist zum größten Teil nichts anderes als eine beabsichtigte Gegenwirkung — ein augenscheinliches Bemühen, sie zu entkräften und Lügen zu strafen. Er fühlt sich am allermeisten geschmeichelt, wenn irgend ein Politiker, der auf den Stimmenfang ausgeht oder ein Gottesmann, den es nach einem guten Schmaus gelüstet, ihm sagt, daß er wirklich ein hochgeinnter Altruist, der einzig echte Altruist in der ganzen Welt ist. Das ist das sicherste Mittel, ihn für sich zu gewinnen, und unweigerlich wirft er sich in die Brust, wenn ihm diese faden Schmeicheleien zu teil werden. In Wirklichkeit ist er, wie sich das von selbst versteht, — nicht uneigennütziger, als jedes andere gesunde Säugetier. Seine Ideale wurzeln samt und sonders in seinem eigenen Interesse oder in der Furcht, die des Pudels Kern ist; seine Mildtätigkeit bleibt immer mit einem Häkchen daran hängen. Er ist ebenso unfähig, sich eine Handlungsweise zu seinem eigenen unfehlbaren Nachteil vorzunehmen, als der Engländer, der Franzose, der Italiener oder der Deutsche. Aber die Behauptung, daß der Gewinn, auf den er es abgesehen hat, stets oder auch nur in den meisten Fällen ein pekuniärer ist, — die Schlussfolgerung, daß er ein habgüchtiger oder fogar — seit einigen Jahren ein raffigieriger Krämer ist, — schlägt der Wahrheit direkt ins Gesicht.

(Fortsetzung folgt)

Weltspiegel

Sieg des Chauvinismus. Der Erfolg der Konferenz von Genua hängt ganz wesentlich davon ab, ob Amerika sich bereit finden wird, an den Beratungen zum wirtschaftlichen Aufbau Europas teilzunehmen, denn ohne die Mitwirkung des amerikanischen Kapitals läßt sich die wirtschaftliche Krise nicht überwinden. Auch das Wiederaufbauprotokoll, das in Paris vorbereitet wurde, aber noch keine endgültige Gestalt angenommen hat, bleibt unvollständig, solange die Amerikaner abseits stehen. Die Neigung der Vereinigten Staaten in Cannes, tätig mitzuarbeiten, ist nicht besonders groß. An Rußland hat Amerika zwar ein lebhaftes Interesse, aber der amerikanische Unternehmer glaubt dort wohl auch ohne die Europäer fertig zu werden, die bei einer Erstartung der alten Welt bald unbequeme Rivalen werden können. Jenseits des Ozeans darf man freilich nicht vergessen, daß ausgeglichene Zustände die Vorbedingung jeder wirtschaftlichen Erschließung Rußlands und des europäischen Kontinents sind. So sind Politik und Wirtschaft nicht auseinander zu halten. Wären es wirklich rein wirtschaftliche Probleme, die in Genua behandelt werden sollen, so würde sich Amerika eher damit befassen, aber man fürchtet in den Vereinigten Staaten, in die politischen Sünden hineingerissen zu werden. In ihnen, denen das von eigenen Problemen in Anspruch genommene Amerika fern bleiben will, reiben sich die besten Kräfte und Köpfe der alten Welt auf. Das Schauspiel, das sie bietet, ist wirklich nicht dazu angetan, Amerika anzuloden. Präsident Harding hatte gehofft, aus der Konferenz von Washington die Vorstufe zu einer wahrhaften Vereinigung der Völker zu machen, die ohne die Belastung durch den Versailler Friedensvertrag in zwangloser Form die sich bietenden Fragen nach Möglichkeit besprechen und regeln würde. Das große Viermächteabkommen über den Stillen Ozean und die Vereinbarung über die Herabsetzung der Zahl der Großkampfschiffe schienen verheißungsvolle Ansätze zu bieten, aber der Fortgang enttäuschte. Über Ostasien ist nichts Bindendes abgeschlossen worden. Japan ist bemüht, unter Umgehung der Washingtoner Konferenz sich unmittelbar mit den Chinesen zu verständigen. Das ist der Sinn der japanischen Angebote wegen Kiautschous.

Als positiver Ertrag von Washington, dessen Verhandlungen im Sande zu versickern drohen, bleibt die englisch-amerikanische Annäherung übrig, die in ihren Grundzügen schon vor der Tagung in der Bundeshauptstadt angebahnt war. Die Stärke dieses Zusammenschlusses unterschätzt zu haben, wird von englischer Seite Briand vorgehalten. Er hat durch seine militärischen Forderungen, mit denen er freilich durchdrang, die amerikanische Öffentlichkeit verärgert. Dieser Unmut fand seinen Niederschlag in der Resolution Mac Cormick, in der die amerikanische Regierung vom Senat aufgefordert wird, die Budgets und insbesondere die Ausgaben für Landrüstungen solcher Staaten darzulegen, die den Vereinigten Staaten Geld schulden. Dieser Schritt bezieht sich unzweideutig auf Frankreich. Zugleich betont Amerika seinen Entschluß, auf die vorläufig bis April gestundeten Vorschüsse aus dem Weltkrieg keine Nachlässe an Kapital und Zinsen zu gewähren. Die Franzosen benutzen diese Haltung, um Amerika vorzuführen, Frankreich müsse durch die uneingeschränkte Erfüllung der Reparationsansprüche zahlungsfähig gemacht werden. Es brauche sein Heer, um sich vor neuen Katastrophen zu schützen und den deutschen Schuldner zur Erfüllung seiner Verpflichtungen anzuhalten, eine gewundene und durchaus ansehbare Beweisführung. Poincaré dürfte kaum der Mann sein, gerade in der Frage der Landrüstungen andere Wege

zu beschreiten als sein Vorgänger, so sehr er es auch darauf anlegen mag, die in Amerika noch immer vorhandenen Sympathien für Frankreich zu vermehren. Seinem Regime hat er durch die Bestellung des Marschalls Pétain zum Generalinspektor der Armee einen ausgesprochen militaristischen Anstrich gegeben. Sein ganzes Kabinett trägt nationalistischen Charakter. Das entspricht freilich den Wünschen der Kammer, die mit ganz erheblicher Mehrheit Poincarés Programm angenommen hat. Für den, der von der ersten Rundgebung des neuen Mannes eine oratorische Meisterleistung erwartete, bedeutet diese Rede vor Kammer und Senat freilich eine Enttäuschung. Briand war ein größerer Meister der Sprache, aber verzichtete Poincaré bei seinem ersten Auftreten auf rednerischen Schmuck; so war seine Ausführung nichtsdestoweniger als ein propagandistisches Manöver.

Als ob in der Zwischenzeit die Zahlungsunfähigkeit Deutschlands gar nicht ernstlich untersucht worden wäre, ließ sich Poincaré über die künstliche Verschlechterung der deutschen Finanzverhältnisse, die ungenügende Steuerlast und die systematischen Vermüßlungen Nordfrankreichs aus. Auch das Gutachten der juristischen Kommission der Entente über die Auslieferung der Kriegsschuldigen wußte er auszuschlachten, um für sich in Amerika und England Stimmung zu machen. Aber dort hat man anscheinend den Grundzug seiner Wünsche nicht mißverstanden. Mit dem Versailler Frieden und dem Londoner Diktat gebend Poincaré Garantien und Zwangsmaßnahmen durchzusetzen, auf die er seine Politik der Unterdrückung Deutschlands aufbauen kann. Mit vergeblicher aber begreiflicher Erregung wehrt sich der neue Ministerpräsident gegen die schweren Anklagen, die in den Berichten seines Freundes Tswoiski enthalten sind. Mit der einfachen Behauptung, sie seien gefälscht, kommt er über diese Zeugnisse nicht hinweg, auf die er vor seiner Berufung zum Regierungssamt kein Wort der sachlichen Erwiderung gefunden hat. Die Sprache dieser vernichtenden Dokumente wirkt um so stärker, als sie sich zu den Darstellungen der belgischen Gesandten fügen und nur das Bild jenes Poincaré ergänzen, der vor dem Kriege der dritten Republik durch die Entente cordiale zu einer Machtposition verhelfen wollte, wie sie Frankreich als Königtum und Kaiserreich genossen hatte.

Besondere Mühe, seine nationalistischen Neigungen zu beschönigen, hat sich Poincaré übrigens nicht gegeben, nur sucht er seine Ansprüche so zu drehen, daß Frankreich nicht als hungrig nach Hegemonie, sondern als Verteidiger der Gerechtigkeit dasteht. Aber das sind Phrasen, die heute nicht mehr verfangen. Poincaré, der den Weltkrieg als Präsident erlebte und durch Clemenceau den von ihm später vielfach als ungenügend kritisierten Versailler Frieden schließen ließ, ist ein Mann, der auf die Durchsetzung seiner Ziele nicht so leicht verzichten wird. Er mag angesichts des Widerhalls, den seine chauvinistischen Äußerungen in London, Washington und Rom ausgelöst haben, die Tonart ändern, er wird aber seine letzten Absichten nicht aus dem Auge verlieren. Sein nächstes Hauptziel bleibt die Niederhaltung Deutschlands. Auch Briand wollte nichts anderes, und von ihm war durchaus nichts besonderes zu erwarten. Solange die Geistesverfassung in Frankreich herrscht, wie sie beim nationalen Vlod oder bei den Radikalsozialen vom Schlage Herrviot zutage tritt, ist die Frage der Person, die an der Spitze des französischen Staatswesens steht, verhältnismäßig belanglos. Nur die Stellung von Paris zu den Verbündeten und zu Amerika wird dadurch beeinflusst. Aber Deutschland darf, das zeigen London und Cannes wie der Ministerwechsel in Paris, in Frankreich nicht auf Verständnis für seine Lage rechnen. Auch in Genua wird es nicht wesentlich anders sein, wo die Entschädigungsfrage an sich nicht erörtert werden soll. Die wird mit der Reparationskommission zu behandeln sein. Ihr sind nach dem Diktat von Cannes am 27. d. Mts. die deutschen Vorschläge für Sicherheiten zu unterbreiten, die eine Veränderung der Zahlungsgrundlagen des Londoner Ultimatus vom Mai 1920 in den Augen der Entente rechtfertigen sollen. Tarifierhöhungen für Eisenbahn und Post, gesteigerte Kohlen-

preise, eine Kontrolle der Reichsbank und Beaufsichtigung der deutschen Ausfuhr von Waren und Kapital kommen in Frage. Bei der Tendenz Poincarés wird noch viel weniger als bei Briand jenes großzügige Anpacken des Entschädigungskomplexes zu erwarten sein, das allein Deutschland in die Lage versetzt, an den Aufbauberatungen von Genua anders als rein theoretisch teilzunehmen.

Wird sich jedoch Poincaré darauf beschränken, durch rückwärtsloseste Anwendung des Versailler Friedens und des Londoner Ultimatums das deutsche Volk zur Fronarbeit zu zwingen? Zwangsmaßnahmen schweben ihm vor. Die Rheingrenze möchte er über die 15 Jahre des Versailler Friedens hinaus besetzt halten. Das Projekt der Schaffung autonomer, von Preußen oder Deutschland gelösteter Staaten am Rhein wird er ebensowenig fallen lassen wie das Briand noch in Cannes tat. Darüber hinaus wird er Süddeutschland vom Reichsverband zu lösen trachten, polnische Wünsche auf eine Umstürzung der Abstimmungsergebnisse in Ost- und Westpreußen nähren, den Tschechen weiteren Appetit auf Teile Oberschlesiens machen und sogar die Aufmerksamkeit der Dänen auf die deutsch gebliebenen Gegenden Schlesiens lenken. Die Zertrümmerung des Deutschen Reichs ist nun einmal das Ideal der von Poincaré vertretenen Kreise. Ihnen liegt nichts an der Erneuerung Deutschlands. Entsteht dort das Chaos, so lassen sich die angebotenen Abspaltungspläne um so leichter verwirklichen und Frankreichs Grenze kann an den Rhein vorgeschoben werden.

Sinter den Kulissen hat Belgien, und zwar auch König Albert persönlich, eine lebhaftere Wirksamkeit für Poincaré entfaltet. Die Belgier fürchteten für ihre Priorität auf die deutschen Zahlungen. Ihnen war Briand aller Versicherungen hinsichtlich der Barzahlungen doch nicht energisch genug. Dabei haben Theunis und Jaspar die diplomatische Lage sehr gewandt ausgenützt, in dem sie in Cannes eine militärische Vereinbarung mit England ausgemacht haben, die Brüssel endlich das ersehnte Gegengewicht gegen das Bündnis mit Frankreich bietet. England ist sichtlich enttäuscht darüber, daß Poincaré, der während der Kabinettsbildung seine freundschaftlichen Gefühle für Frankreich stark betonte, das französisch-englische Bündnis nicht in den Vordergrund seines Programms stellte. Ihm gilt die Kleine Entente mehr und auch den Völkerbund schätzt er höher. Poincaré wollte aber zugleich auf die innere Entwicklung in England Rücksicht nehmen und durch allzu ausgesprochene Betonung des längst nicht überall populären Bündnisplanes der künftigen Entscheidung nicht vorgreifen. Durch das Scheitern von Cannes sind die Wahlen zunächst verschoben worden. Wie verlautet, will Lloyd George die endgültige Bildung der irischen Regierung in Dublin und die Konferenz von Genua abwarten. Inzwischen treten die Parteien bereits in den Wahlkampf ein. Lord Derby hat von der gemeinsamen englisch-französischen Grenze am Rhein gesprochen, Asquith Maßnahmen zur Erleichterung des Wirtschaftslebens gefordert. Clynes droht mit Unruhen wegen der Arbeitslosigkeit. In Ägypten kommt man nicht vorwärts und Indien bereitet Sorgen. Grey bekämpft wie Poincaré die Konferenzen. Die Stille und gründliche Tätigkeit der Kanzleien soll an die Stelle der Schaugepränge treten. Die Ergebnisse aller bisherigen Methoden waren kläglich, weil noch nicht der Geist herrscht, der eine sachliche Verständigung erlaubt, sondern noch immer Leidenschaften und selbstsüchtige Gefühle die Richtung bestimmen.

O. G. von Wesendonk

Neue Romane

Bericht von Paul Burg

Gustav Frenssen, der Vater des vielumfrittenen „Hörn Uhl“ hat uns nun einen neuen und sehr umfangreichen Bekenntnisroman, „Der Pastor von Poggsee“ (G. Grote, Berlin) beschert, einen Pastorenroman, in dem wohl sehr, sehr viel Eigenleben des weiland dithmarschen Pastors Frenssen steckt und der auch in all und jedem Zug, das Volk zu sehen, das Weib zu schildern, ganz und gar wieder ein echter, vollsäftiger Frenssen ist. Darüber hinaus aber bekennt sich der Dichter froh als goethescher Christ und frei als nationaldenkender Deutscher. — Das nachgelassene Romanbuch „Auepp“ des uns emigrirten Ludwig Thoma (Albert Langen, München) kann ich leider heute hier nur mit Namen anführen, weil es mir noch nicht vorliegt. Aber auf einen neuen Mann will ich dafür um so nachdrücklicher hinweisen; er heißt Georg M. P. R o s e und ist ein bei uns in der Verbannung lebender Blame, ehemals belgischer Offizier, hat unter dem Titel „Unbesiegt! Der Roman des deutschen Offiziers“ (im Sternbücherverlag, Leipzig) einen vor Begeisterung kimmenden Hymnus auf den deutschen Offizier geschrieben, einen Roman, der aus wahren, echt kindhaftem Herzen quoll und diesem so arg geschändeten, so hochbewährten deutschen Siande Balsam auf blutende Wunde sein wird, zumal er vom ehrlich bekennenden Ausländer und ehemend Gegner kommt. R o s e ist ein lyrisch wie dramatisch gleichermaßen hochbedeutungsvolles Talent und sein Roman ein brausender Sang, der uns umrauscht wie Orgelton.

Genug für die Frauen heut der gleiche, dem Sternbücherverlag durch Personalunion verbundene Verlag Max Koch (Leipzig-Stö.) mit gleich drei Büchern von Arthur Brausewetter. Das R o s e'sche Thema des deutschen Ostens verbreitert der reife Zeitroman „Die Badesungen von Poppot“, ein Brausewetterbuch, dessen Titel sozusagen schon alles sagt und das ihn wohl den gleichen Erfolg bringen wird, wie einst das oimärkische „Wer die Heimat liebt wie Du“ (Westermann, Braunschweig). Es spricht vom Leben unserer zerrissenen Zeit. Ferner liegt das Brausewetter'sche Buch der Lebensweisheit „Mehr Liebe!“ grad im fünfzigsten Tausend (!) auf und ist aus diesem Anlaß vom Verlage außerordentlich geschmackvoll ausgestattet sowie mit vielen feinkünstlerischen Textzeichnungen versehen.

Aber außerdem bringt der beliebte Hauptpastor an St. Marien zu Danzig endlich auch noch ein neues Buch Lebensweisheit unter dem Titel „Sonne ins Leben, Gedanken, die der Tag gebracht“, vom Verlage in der gleichen opulenten Weise wie „Mehr Liebe“ ausgestattet. Die Preise beginnen mit acht Mark beim broschirten und enden mit 120 Mark beim ganzledernen Exemplar, für jeden Geschmack und jede Börje zeitgemäß.

Brausewetter's Poppoter Badesungen ergänzt des glänzenden schweizerischen Erzählers Jakob B o s h a r t „Ein Auser in der Wüste“ (Gretlein, Leipzig), auch ein Menschheitspiegel unserer Zeit und zugleich ein Bedruf des reifen und berufenen Meisters von hoher Finne. Er sieht die kommende Zeit und warnt eindringlich. B o s h a r t im Reigen der Gretleinschen Schweizerautoren — das ist ein Ereignis und eine Errungenschaft! Das Ereignis des Grunowverlages (Leipzig) aber ist der Roman „Douglas Webb“ von Reinhold Conrad M u s c h l e r. Man muß sich diesen neuen, etwas philiströs klingenden Dichternamen gut merken, denn hier tritt ein zweiter Albrecht Schaeffer auf den Plan, schafft sich ein Könner vom Range Bonfels und Jakob Wassermanns Raum. Sternwarte Kairo . . . eine Sängerin, ein Musiker, modernste Menschen, mondäne Welt im prangenden Orient! — Ein wirklicher, reiner und adliger Dichter, der zugleich einen auch für den anspruchsvollsten und verwöhntesten Leser verblüffenden Roman von stärkstem Ausmaße schrieb! — Ereignis.

Ungewöhnlich und in jedem Belang bedeutend sind dann auch diese Romane: „Heinrich von Plate“ von Eduard von der Hellen. Der bewährte Klassiker-Herausgeber des Cotta'schen Verlages schrieb hier in reifem Alter aus sehr viel Eigenem den „Roman eines Privilegierten“, spielend in der bedeutsamen Zeit des Kurswechsels im jungen Deutschen Reiche anno 1890, als Bismarck gehen mußte. Es ist doch wohl der Hof Carl Alexanders von Weimar, an dem der junge Held des Buches jene frappanten Erlebnisse hat? — Schade, daß nicht auch des Kaisers Wilhelm II. mündliche und briefliche (!) Bekenntnisse an jenen so glänzend und dabei so gütig farifizierten Serenissimus mit in den Roman verflochten sind, wie wir ja zeitgenössische Politik und Dichtung letzters schon in einem Cottaroman eng verflochten fanden!

Berliner Bühne

Von Artur Michel

Einen Reigen heiterer Neuaufführungen ließ die Weihnachts- und Neujahrszeit an dem Beobachter des Berliner Theaterlebens vorbeiziehen. Brauch ich zu sagen, daß unter Festerkeit in einer Stadt wie Berlin sehr verschiedenes verstanden wird? Eine Welt liegt zwischen dem lazziven Schwank panischer Herkunft, dessen starke Würze dem Publikum des Lustspielhauses ein fragwürdiges Vergnügen bereitete, und etwa Ludwig Tieck's altberliner Literaturkomödie „Der gestiefelte Kater“, die in der Volksbühne die Menge der Zuschauer in echte Lustigkeit versetzte; und wieder aus anderen Bezirken kommt Restroys altwiener Zauberposse „Lumpaci Bagabundus“, die die Neujahrsgabe des staatlichen Schauspielhauses bildete.

Über die Aufführung der Restroyschen Posse ist nicht viel zu sagen. Nicht viel dagegen (was freilich viel sagen will), aber auch nicht viel dafür. Sie übernahm bewußt von der älteren Tradition die Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Inszenierung, die Primitivität der Zaubermechanik und eine gemütlich-harmlose (leider nicht sehr lebendige) Spielweise, die dazu pakte, daß hier sogar die Feen und Feenkönige gut wienerisch reden und sich mit einem Servus, Ew. Gnaden! von einander verabschieden. Aber dies alles wollte sich nicht recht in die Riefenmaße der Bühne fügen. Es fehlte die Kleinbürgerlich-märchenhafte Enge, in die solche Stücke ursprünglich und damit endgültig hineingedacht, hineinkomponiert sind. So wirkten besonders die Interieurs zu weiträumig und, bei der sparsamen Ausstattung, zu leer, zu ausdruckslos. Die Schauspieler aber hatten gar keine Beziehung zu diesen unverhältnismäßig großen Wandflächen, diesen ausgedehnten Zimmern. Es fehlte den Vorgängen die räumliche Dichtigkeit, die Atmosphäre. Sie ensthrömte auch nicht der Darstellung. Altwienerntum läßt sich selbst von einem echten Wiener wie Karl Eisinger einem Zufallsensemble — wie es nun ein-

mal auf den heutigen Bühnen, auch im Staatstheater, trotz allem Bemühen Fehners, sich findet — nicht von heute auf morgen einimpfen.

Abgesehen von manchen ledernen Einzelleistungen standen auch die führenden Schauspieler nur in mechanischen Beziehungen zueinander. Es ist bezeichnend, daß selbst die beiden Hauptdarsteller (das dritte Mitglied des „Niederlichen Kleeblatts“ war farblos) fremd nebeneinander her spielten. Karl Eisinger, der den Knieriem gab, ist in Berlin beinahe der einzige echte Komödiant alten Schlages, vom Stamm der Girardi: ein behaglich-saftiger Schauspieler von einer sanften, süßigen Fidelität. Er hat das gute Können früherer Generationen, das sich wie von selbst in lebendigen, vermenslichenden Ausdruck umlegt. Der Darsteller des Schneiders Zwirn dagegen, Fritz Hirsch (er fiel zuerst im „Sturm“ auf), ist zwar der quackfüßrigste Schauspieler, den man sich denken kann; aber seine federnde Zappligkeit steht nicht im Dienste des Ausdrucks. Er ist — dank einer unbegrenzten Fülle von Einfällen — urkomisch (während Eisinger urlustig ist), aber menschlich uninteressant. Denn er „belebt“ nicht eine „Gestalt“, sondern reißt eine Schablone in die wirbelnde Bewegung seiner Beine, seiner Hände, seiner Zunge.

Dagegen bewies die Aufführung des „Gestiefelten Katers“ in der Volksbühne, daß der zielsthere Wille und die feste Hand eines phantasiereichen Spielleiters auch eine mittlere Theatertruppe zu einer starken, lebendigen Gesamtleistung zusammenzwingen kann. Jürgen Fehling hatte eine fast vergessene Literaturkomödie der Romantik ausgegraben. Auf die Bühne aber stellte er „eine lustige Komposition, die ganz Schaum und leichter Scherz ist“ (um mit des Dichters eigenen Worten zu reden). Für Tieck ist ja das Märchen vom gestiefelten Kater nur

Mittel, die rationalistische Überheblichkeit eines „aufgeklärten“ Publikums und Kunst- richtertums lächerlich zu machen. Dieses Publikum macht er zum Helden seiner Komödie, indem er zwischen Zuschauerraum und Märchenbühne einen zweiten Zuschauerraum auf die Bühne schiebt und dort sein Publikum sich versammeln läßt, ehe der Vorhang der Märchenbühne hoch geht und das Spiel auf ihr anhebt. So hat er sich die Möglichkeit geschaffen, vor Beginn und während des Spiels und in den Zwischenakten das Publikum über das Märchen sich unterhalten, streiten, aneinandergeraten, das Spiel von Zwischenbemerkungen und Disputen unterbrechen zu lassen und schließlich gar einen regelrechten Theaterstandal herauszubeschwören. Tied ironisiert mit schonungsloser, aber unendlich wisiger Bosheit die Phantasielosigkeit dieses vernunftstolzen Publikums, das doch auf jede Sentimentalität, jedes Gefinnungsprozentum, jeden Stimmungszauber hereinfällt, während es an der echten Poesie, die heimlich durch das Spiel zieht, ahnungslos vorbeigeht.

Fehling hatte den satirischen, scherzhaften Charakter des Werkes in Tempo und Aufbau der Aufführung umgesetzt. Sorglich und umständlich, zwischen Dekorationen wie aus einem Kindertheater und in einem kindlich bescheidenen Aufsatzen, wurde das Märchen mit betonter Kadenzität und Stillsichtigkeit gespielt. So wirkte es als Hemmung und Gegengewicht gegen die drängende Hast, die Anruhe, und die Spannung der Publikums- genen, deren heftige Bewegung der Auf- führung das Grundtempo, deren dissonanz- reicher, oft und öfter wild sich überschlagender Rärm ihr den Grundton gab. So wurde aus dem literarischen Experiment zur all- gemeinen Überraschung der Gewinn eines

echten Theaterstücks, dessen Pulse frisch- lebendig schlugen.

Von der meistbesprochenen und meist- besuchten Sylvesteraufführung aber, nämlich Max Reinhardts Inszenierung der Offen- bachschen Operette „Orpheus in der Unter- welt“ im Großen Schauspielhause, reden ist Berlegenheit. Sie bringt Augenweide über Augenweide. Reinhardts temperamentvolle Kunst in der Entfaltung und Bewegung von Menschengharen — in diesem Fall: von Göttergharen — feiert großartige Triumphe. Wenn am Schluß des zweiten Aktes der ganze Götterhimmel in den Wirbel des Tanzes hineingerät, die Paare der Götter und Göttinnen, die Züge der Nymphen und Dämonen, gekleidet in den Schimmer alles Lichts und aller Farben, die Himmel und Hölle schmücken, in einem kosmischen Reigen über die Weite der Bühne wogen und end- lich über das Orchester weg und mitten durch die Arena zwischen dem Publikum hindurch hinaustanzten, dann glaubt man diesem dreitausendköpfigen Publikum seine Begeisterung. Wer, sachlich eingestellt, Art und Geist der Aufführung gegen den Sinn der Operette hält, wer steht, wie hier das von göttlichem Witz Verkleinerte, das Tra- vestierte, Ironisierte, ins Große, Grobe ver- zogen, pathetisch aufgedonnert, wie die geist- reiche Operette gerade zu dem wird, was sie bekämpft, zur Großen Oper, wie insolge- dessen nicht bloß der graziös-ironische, son- dern auch der lyrische Gehalt an wesentlichen Stellen vernachlässigt, verwischt, zerstört wird, wird anders urteilen, und wohl diesen Gesamtcharakter der Aufführung auch dafür verantwortlich machen, daß von den be- rühmten Einzeldarstellern kein einziger einen tieferen, singulären Eindruck bei ihm zurückließ.

Bücherchau

Weltanschauung

D. Nathan Söderblom, Zur religiösen Frage der Gegenwart. Zwei Vorträge. 1. Sehen wir einer religiösen Erneuerung entgegen? 2. Der Kirche Christi in dieser Zeit. Autorisierte Übersetzung von Peter Kay. Leipzig 1921, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. M. 4.—

Beq vom äußerlichen Organisieren, hin zu vertiefter christlicher Verkündigung! Die Mahnung ist besonders wertvoll aus dem Mund des Oberhirten der schwedischen Kirche, deren äußere Formen jetzt oft als Heilmittel für die Nöte unserer deutschen evangelischen Kirche aufgefaßt werden.

Joseph Kramp S. J., Meßliturgie und Gottesreich. Darlegung und Erklärung der kirchlichen Meßformulare. Zweiter und dritter Teil. Erste und zweite Auflage. Ecclesia Drans. Zur Einführung in den Geist der Liturgie. Herausgegeben von Dr. Idefonso Herwegen, Abt von Maria Laach 7/8. Band. Freiburg i. Br. 1921, Herber u. Co. G. m. b. H.

Für den Nichtkatholiken ist dies Werk besonders geeignet, um in das gewaltige Erbgut einzuführen, welches die römische Kirche aus dem mythischen, allegorischen, geschichtlichen Schatz vieler Menschenalter in ihrem Kult bewahrt.

Prof. Dr. Emil Frhr. v. Dugern, Dynamische Weltanschauung. Jena 1920, Gustav Fischer. M. 4.50.

Sucht die Überbrückung der Kluft zwischen Physik und Biologie auf einem Wege, der durch die Hypothese gekennzeichnet wird: „Die Eigenschaften der Seele sind für mich Eigenschaften der Gene und die Gene sind Kräfte.“ Durch diese Annahme gewinnt Dugern die Möglichkeit, die vitalistische Kraft mit den Kräften, welche die anorganische Natur bewegen, in ein System von Beziehungen zu ordnen.

Prof. Dr. Emil Frhr. v. Dugern, Über die Prinzipien der Bewegung, das Wesen der Energie und die Ursachen der Stoßgesetze. Jena 1921, Gustav Fischer. M. 5.—

Auch in dieser physikalischen Abhandlung regiert das Bedürfnis des Biologen, dem Wesen von ordnenden Kräften und dem Schöpfungsbegriff Gellung zu verschaffen.

Robert Droste, Gott, Materie, Unendlichkeit, Zeit, Raum, Bewegung, Kraft, Nacht, Arbeit, Recht Eigentum. (Naturphilosophische Bruchstücke aus meiner Entwicklungstheorie.) Leipzig, Xenien-Verlag.

Ein verworrener und wissenschaftlich wertloser Anlauf. Der Verfasser sollte sich anderer Arbeit zuwenden als der Philosophie.

H. Peine, Worte von Friedrich Wilhelm Förster. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1921. Berlin. Preis geb. M. 7.50.

Sinnsprüche, die nicht den politischen Phantasten, sondern den Ethiker und religiösen Denker zeigen.

Franz Rosenzweig, Der Etern der Erlösung. Im Jahre der Schöpfung 5681. Frankfurt a. M. J. Kauffmann Verlag. Br. M. 88.—

Der Titel des Buchs scheint eine jüdisch-orthodoxe Erbauungsschrift anzukündigen. In Wirklichkeit ist der Verfasser, der sich durch sein (auch in den Grenzboten angezeigtes) Buch über „Segel und der Staat“ bekannt gemacht hat, von der modernen Philosophie ausgegangen, und dieses religiös-philosophische Werk, eine Art von mythischem Zionismus, demnach ein Kind unserer Zeit. Wenige werden dem Verfasser auf dem Wege folgen, der in einem geistig erneuerten und zu einer Erlösungsmythik umgebogenen Judentum das Heil der Menschheit sieht. Aber als Urkunde der Intellektuellenfrömmigkeit unserer Tage, dieser in keinen alten Formen und naiven Gegenständlichkeiten mehr wurzelnden und deshalb in heftigem Überschwang taumelnden Frömmigkeit ist das Buch außerordentlich. Es bezweckt freilich auch Wissenschaft, Metaphysik. Aber das Wort Hegels, daß Erbaulichkeit und Wissenschaft sich schwer vertragen, gilt auch hier.

Rudolf Kraus, Dr.-Ing., Philosophische Tagesfragen. Verlag von Wilhelm Braumüller. Wien und Leipzig.

Der Verfasser will uns eine Philosophie des Alltags bringen, die das Glückseligkeitsstreben befriedigt, das in der möglichst natürlichen Entwicklung unserer Organbetätigung zu finden ist, die sich mit der Entwicklungstendenz der großen Menschheit deckt, „deren Umgrenzung wir gewöhnlich Moral nennen“. Solidieren wir damit, so werden wir unser verhängnisvolles typisches Erlebnis haben. Moral ist meistens „das, was man von anderen verlangt“. Es gibt daher viele Arten von Moral; stets ist jedoch der Egoismus der entscheidende Faktor, die Sucht

jedes Individuums, sich selbst durchzusetzen, leblich begrenzt durch den Egoismus der anderen". Die verschiedenen Stufen der Moral von den Vorstufen bis zu den Zielen und dem Urgrund der Sittlichkeit sind dem Verfasser, der auf dem Standpunkt der Klugheitsmoral steht, unbekannt geblieben. Im übrigen erfrischen uns wohl zu beachtende Äußerungen über Gewalt und Recht, Kirchentum, Erziehung, Politik und Wirtschaft. Auch an einem Allheilsmittel, um die Außenpolitik der großen Masse zu entreißen und sie dennoch zu befriedigen, fehlt es nicht: Schulbildung, frei von clerikalem Einfluß, Verbreitung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und allgemeiner Geschichte, Schaffung von kleinem Grundbesitz für jedermann (wobei erst zu untersuchen wäre, ob jedermann das auch will), damit die Masse bodenständig werde, und ein eigenes direkt gewähltes Parlament für auswärtige Angelegenheiten.

Dr. Oswald Spengler, Pessimismus? Schriftenreihe der Preussischen Jahrbücher Nr. 4. Verlag von Georg Stilke. Berlin. 1921. Brosch. M. 3.—.

Erweiterter Abdruck der im Aprilheft 1921 der „Preussischen Jahrbücher“ erschienenen Selbstbeurteilung des durch seine Einseitigkeiten blendenden Modellschriftstellers.

Janus Sylvester, Türmer und Stürmer des Geistes. Ein Beitrag zur Philosophie der Kultur. 1. bis 3. Tausend. Freiburg i. B. 1921. Verlag von Julius Volpe. M. 14.—.

Ein selbst geistreicher elssässer Denker rechnet hier grimmig-satirisch mit den falschen Geistespropheten unserer Tage, Spengler und Blüher ab, ebenso mit dem Mißbrauch Goethes durch die Persönlichkeits-Zürlinge. Ein erfrischender, hocherfreulicher Gedanken-Regen!

Die Schriftleitung bittet die Berliner Leser die um drei Tage verspätete Zustellung der letzten und dieser Nummer wegen technischer Schwierigkeiten im Vertriebe entschuldigen zu wollen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin.

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85 a. Fernruf: Sägow 6510.
Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Sigmund von Gleich, Wahrheit gegen Unwahrheit über Rudolf Steiner. Widerlegung und Kennzeichnung der Heftchrift des Generalmajors z. D. Gerold von Gleich: „Rudolf Steiner als Prophet, ein Mahnwort an das deutsche Volk.“ 1. und 2. Auflage. Stuttgart. 1921. Der kommende Tag, Verlag A. G.

Die traurige Schmähchrift eines wunderlichen Sohnes gegen seinen eigenen hochangesehenen Vater. Steiner und die anderen Mentner der theosophischen Volksverdummung dürfen sich dieses Anhängers und Angestellten wohllich freuen! Bem die Aktiengesellschaftsaffären der Theosophen noch nicht zur Erkenntnis ihres Wesens genügen, wird vielleicht an derartigen Familientragödien hell. Durch Gratisverteilung des widerwärtigen Pamphlets vermehrt der Steinerjüngling seine Schande und unser Mitleid mit dem Vater.

Karl Engler, Sind wir schon in der Endzeit? Reichen der Zeit mit endgeschichtlichem Charakter. Neumünster, Vereinsbuchhandlung G. Hloff u. Co. M. 2.—.

Der auch früher schon mit eschatologischen Schriften hervorgetretene Verfasser glaubt für seine in der Gedankenwelt des Tausendjährigen Reiches stehenden Leser die Zeichen unserer Zeit als „Anfänge, zum mindesten aber Vorjufe der Endzeit“ deuten zu sollen.

Der Merker

Außerdem verzeichnen wir folgende bei der Schriftleitung eingegangene Neuerscheinungen:

Karl Lubowski, Die Dinge außer uns. Friedensphilosophische Betrachtungen. Leipzig 1921, Otto Wigand. M. 7.50.

Maurice Reinhold von Stern, Weltanschauung Ergebnisse freien Denkens. Linz a. d. D. 1921, Fidelis Steurer. Geh. M. 12.—, geb. M. 18.—.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 4. Februar 1922

Nummer 5

Macht

Von *.*

I.

Man klagt in der deutschen Republik viel über Verwirrung und feindliche Bedrückung; man sehnt sich nach Ruhe und Ordnung, entwirft Ordnungs- und Wiederaufbauprogramme; man müht sich, durch ein Höchstmaß materieller Leistungen und die Detoeuerung aufrichtiger Willfährigkeit die Feinde ringsum milde zu stimmen; man betrachtet die Dinge nach deutscher Art „objektiv“, würdigt den Radikalismus im Innern als natürliche Reaktion gegen einen fluchwürdigen Absolutismus und Militarismus und hat sich schon daran gewöhnt, in dem Vernichtungswillen unserer Feinde die berechtigte Eigenart einer uns fremden „Mentalität“ zu erblicken.

Es wird sehr viel politisiert, mutige Leute in den Parlamenten sprechen sogar hin und wieder von der notwendigen Herstellung der Staatsautorität. Schließlich bedeutet ja Politik so etwas wie Staatskunst, und den „Rader“ Staat kann man sich sogar in der Ära der Volkshouveränität ohne Autorität nicht recht vorstellen. Selbstverständlich ist die Staatsautorität nur in ihrer Wirkung nach Innen gedacht. Sie außenpolitisch zu fordern, wäre unstaatsmännisch; denn eine solche Forderung könnte die Aufrichtigkeit unseres Wohlverhaltens zweifelhaft machen, womöglich ein neues Ultimatum oder neue Sanktionen zur Folge haben.

Nur vereinzelt hört man das kernige Wort von „staatlicher Macht“, und wenn es ertönt, dann erhebt sich scharfer Widerspruch, nicht allein bei der Konkurrenz, nämlich denjenigen, die an Stelle einer nationalen staatlichen Macht die Herrschaft einer internationalen proletarischen Gesellschaft setzen möchten, sondern auch auf den Bänken der sogenannten bürgerlichen Parteien und — nicht zu vergessen — auf den Ministeresseln. Dem einen ist das Wort eine unerträgliche Provokation, dem anderen ein mit der „neuen politischen Ethik“ nicht zu vereinbarender Begriff.

Wir Deutschen zeigen damit, daß wir teils Staatsfeinde, teils politische Kinder sind und bisher aus unserer wechselvollen Geschichte nichts gelernt haben.

Um aber den eigenen Volksgenossen in deutscher Objektivität gerecht zu werden, möge zugestanden sein, daß die durch den verlorenen Krieg, durch Hunger und Entwaffnung erzeugte seelische und körperliche Ermattung die Gedankenwelt des deutschen Volkes naturgemäß stark beeindruckt und verwirrt haben.

Um so wichtiger ist es, den geistigen Kampf gegen solche krankhaften Irrungen aufzunehmen und ihn durchzuführen, ehe die Irrungen zu Zwangsvorstellungen geworden sind. Denn träte das ein, dann wäre das deutsche Volk als Nation dem Tode verfallen.

II.

Die Streitfrage, ob die Uneinigkeit und Zerfahrenheit des deutschen Volkes eine Folge seiner Geschichte oder ob die deutsche Geschichte durch den Mangel an politischem Instinkt bedingt wurde, soll hier nicht entschieden werden. Feststehend ist die Tatsache, daß wir Deutschen von Natur mehr zur Zersplitterung als zur Gemeinschaft neigen. Das Wesen aller Macht ist aber Einheit. Wir haben deshalb nur in denjenigen Perioden unserer Geschichte eine Macht bedeutet, wo wir „Zwingherren“ zur Einheit fanden, Zwingherren in Gestalt von zielbewußten und fest zufassenden Monarchen und Staatsmännern oder in Gestalt von fremder Bedrückung, die schließlich elementare einheitliche nationale Bewegungen auslöste.

Gegner des politischen Machtgedankens machen geltend, daß die Blüte deutscher Kultur in der Tiefe der Kurve deutscher Machtentwicklung gelegen sei, daß eine deutsche Kulturnation auch ohne machtsstaatlichen Verband bestanden hätte und recht wohl denkbar sei. Dem ist entgegenzuhalten, daß sich die sogenannte deutsche Kulturnation weder nach innen noch nach außen durchgesetzt hat und nicht durchsetzen konnte, daß sie den notwendigen nationalen Rückhalt für ihr Dasein aber an Preußen fand, an dem „barbarischen“ Preußen, das den deutschen Machtgedanken so uneigennützig hochhielt und trug.

Es kann ferner eingewandt werden, daß gerade in der Zeit vor und nach der Reichsbegründung die deutsche Kultur einen ausgesprochenen Tiefstand zeigte. Diese Erscheinung wird aber durchaus verständlich, wenn man bedenkt, daß vor der Reichsgründung die besten Kräfte unseres Volkes aufgingen in dem Kampfe um eine feste einheitliche Machtgestaltung, und daß nach der Reichsgründung eine Periode wirtschaftlicher Entwicklung einsetzte, die alle schöpferische Begabung in den Dienst der Naturwissenschaften und der technisch-wirtschaftlichen Neugestaltung zwang. Der Kulturwert der hervorragenden deutschen Leistungen auf diesen Gebieten liegt weniger in dem Ergebnis als in den Arbeitsmethoden, die den Stempel deutscher Art tragen und eben deshalb als Kulturwert gewürdigt werden müssen. Vergessen wir auch nicht, daß sich durch die machtsstaatliche Organisation der Kreis derjenigen, die bewußt an deutscher Kultur teilnahmen, ständig erweiterte, und daß gerade die letzten Jahrzehnte deutlich die Ansätze zu neuem kulturellem Aufstieg zeigten.

Zimmerhin war das Bewußtsein des gemeinsamen nationalen Wertelerbisses in der Kultur nicht stark genug, um die auseinanderstrebenden Kräfte zu meistern, die auf staatlichem und gesellschaftlichem Gebiete einer wirklich machtbildenden Gemeinschaft entgegenwirkten.

Den Zeitgedanken Bismarckscher Staatskunst, der darin gipfelte, daß Deutschland angeichts seiner politisch so unglücklichen Lage in der Mitte Europas stark sein müsse, um sich überhaupt als freie Nation behaupten zu können, daß deshalb die innere Politik den Erfordernissen der äußeren unbedingt unterzuordnen sei, diesen Gedanken hat das deutsche Volk nie begriffen, weder in seiner Masse noch in seiner Führerschaft. Es vergeudete sein politisches Interesse im Kampfe gegen den Staat oder um die Herrschaft der Partei im Staat. Der Sinn für das Wesen unbedingter staatlicher Macht verkümmerte mehr und mehr, verkümmerte gerade in einer Zeit, wo der Eintritt in die Weltwirtschaft eine Steigerung der Macht erforderte. Man behauptet heute in nachträglicher Weisheit, Deutschland habe in der Vorkriegszeit bei Bedrohung seiner Lebensnotwendigkeiten unklugerweise mit dem Säbel gerasselt und vergift, daß unser vielgeschmähter Militarismus das einzige Machtmoment war, mit dem wir aufwarten konnten. Eine deutsche Volksgemeinschaft in kulturellem und politischem Sinne gab es ebensowenig wie außenpolitische Gegengewichte, die man hätte in die Waagschale werfen können. Eine durch innere Geschlossenheit und eine machtpolitisch orientierte Außenpolitik gesicherte Nation bedarf des Säbelgerassels nicht, solange sie in den Grenzen ihrer Kulturbestimmung bleibt. Für sie ist der bewaffnete Arm kein Drohmittel, sondern ein Werkzeug politischen Handelns.

Wer die innere Entwicklung Deutschlands in der Vorkriegszeit verfolgt und sich klar gemacht hat, wie wenig entwickelt der Machtsinn unseres Volkes war, wie fern unseren führenden Staatsmännern die Überzeugung vom Primat der äußeren Politik vor der inneren lag und wie wenig sie dem Machtgedanken durch Schaffung von Rückversicherungen Rechnung trugen, dem enthüllt sich die ganze Hohlheit der Lüge von einer deutschen Kriegsschuld. Aber gleichzeitig wird er zur Erkenntnis kommen, daß der Mangel an Machtsinn und Machtwillen eine Lage geschaffen hatte, die unseren Gegnern einen Vernichtungskrieg gegen Deutschland als aussichtsreich und lochend erscheinen ließ und daß, wenn mangelnde politische Veranlagung und Befähigung im Lichte eines bekannten Napoleonischen Ausspruches Verbrechen sind, in gewissem Sinne von einer tragischen Schuld — nur um eine solche, nicht um eine an Rechtsnormen zu messende moralische Schuld kann es sich handeln — der beiden letzten Generationen und ihrer politischen Führer gegenüber dem als ewig gedachten deutschen Volke gesprochen werden kann. Eine bewusste moralische Schuld an der Weltkatastrophe fällt einzig und allein unsern Feinden zu, nämlich die Schuld, die politische Schwäche einer friedlichen Kulturnation zur Befriedigung völkischer Selbstsucht kriegerisch ausgenutzt zu haben und durch einen Krieg nach dem Krieg die völkische Vernichtung dieser Nation planmäßig zu erstreben.

Die Emanzipation Persiens

Von einem ehemaligen Diplomaten

Anmerkung. Seit der Abfassung des nachstehenden Aufsatzes hat sich die Lage Persiens weiter gebessert. Die vom Kriegsminister Sir dar Sipah geleiteten Operationen in der Küstengegend des Schwarzen Meeres haben mit der Gefangennahme Mirza Rüsschül Khan geendet. Die persische Regierung hat nun alle Küste frei gegen die kurdischen Banden Simko, der in der Gegend südlich vom Urmiasee auftritt. Ferner hat das persische Parlament die Gewährung von Petroleumkonzessionen an die amerikanische Standard Oil Company in Nordpersien genehmigt. Die Einwände der von der Anglo Persian Oil Company abhängigen North Persian Oils Ltd. sind von der Teheraner Regierung als nicht stichhaltig zurückgewiesen worden. Damit ist zum ersten Male amerikanisches Kapital in größerem Ausmaße in Persien interessiert worden.

Mit Wehmut verzeichnen die englischen Blätter die letzte Phase der Entwicklung in Persien, wo der neue britische Gesandte Sir Percy Loraine heute nur das endgültige Erlöschen des britischen Einflusses feststellen kann. Der letzte Überrest der britischen Berater mit Armitage Smith an der Spitze hat Teheran verlassen, und die südpersischen Schützen, aus denen die Engländer ein Gegenstück zu der unter russischem Einfluß stehenden Kosakenbrigade hatten machen wollen, werden aufgelöst. Denn die Perser weigern sich, die britischen Offiziere dieser Truppe weiter im Dienst zu behalten. England gönnt den Persern eine einigermaßen brauchbare militärische Macht nicht, um nämlich zu zeigen, daß Persien ohne britische Unterstützung die Ordnung im Innern nicht aufrecht zu erhalten vermag, sowie, weil es das Vorhandensein einer solchen Truppe offenbar fürchtet. Es hat sich deshalb geweigert, diese Streitkraft der Teheraner Regierung zu übergeben. Zweifellos hat die Entlassung der südpersischen Schützen die Regierung des Schah für einige Zeit der Machtmittel in Südpersien beraubt, aber diese Schwierigkeit ist überwunden worden. Englische Stimmen deuten ferner an, daß große Grundbesitzer und gewisse Stämme die Gelegenheit ergreifen könnten, ihre Unabhängigkeit von Teheran noch stärker zu betonen, als sie das schon heute zu tun pflegen. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß von britischer Seite versucht werden wird, mit Elementen wie Ferman Ferman unter der Hand zu wühlen. Auf die gleiche Absicht deutet auch das Interesse, das von englischer Seite plötzlich an der Lage der Nestorianer in Persien kundgegeben wird. Bisher haben sich die Christen auf persischem Boden, Nestorianer oder Armenier, niemals zu beschweren gehabt. Gerade die Armenier sind von der persischen Regierung öfters in angesehenen Stellungen verwandt worden, man denke nur an den früheren Berliner Gesandten Dvhaneß Khan oder an den Führer der Freiheitsbewegung gegen Muhammed Schah Jefrem. Bei einer Übersicht über das, was den Engländern in Persien überhaupt noch verblieben ist, kam die „Morning Post“ zu dem Ergebnis, daß die

jüdpersischen Ölfelder, die sich die Londoner Admiralität unter der Leitung Winston Churchills im Jahre 1914 gesichert hat, neben der Imperial Bank of Persia ungefähr den einzigen Aktivposten bilden. Das konservative Organ hofft, die *Bachtiaren*, mit denen die Anglo Persian Oil Company für den kriegerischen Stamm vorteilhafte Abmachungen getroffen hat, würden auf seiten der Engländer beharren. Auch hier zeigt sich also das Bestreben, einen persischen Stamm gegen die Zentralregierung auszuspielen. In London weiß man nämlich sehr genau, daß die Verträge über die Ölorkommen mit Lokalgrößen, wie dem Scheich von Muhammerah oder dem Khan der *Bachtiaren*, in Teheran nicht anerkannt werden und daß die persische Regierung nicht ungern darangehen würde, die gesamte Petroleumkonzession auf eine neue Grundlage zu stellen. Teheran ist genau darüber unterrichtet, daß sich die Amerikaner für alle Petroleumvorkommen in der Welt interessieren, weil sie im Öl das Betriebsmittel der Zukunft erkennen, und daß sie gegen die Verteilung der britischen Mandate im Orient in erster Linie Einspruch erhoben haben, weil die Amerikaner von der Ausbeutung der Ölfelder im Zweistromlande nicht ausgeschlossen werden wollen. Diese Petroleumfelder bilden aber nur die Fortsetzung der südpersischen Vorkommen. Auch erinnert man sich in Persien noch immer daran, mit welchem Eifer sich der amerikanische Reformler Morgan Shuster seiner Aufgabe, die persischen Finanzen zu gesunden, widmete, bis ihm Russen und Engländer das Handwerk legten. Den beiden Schutzmächten konnte nämlich nichts ungelegener kommen, als daß Persien zahlungsfähig wurde und sich von dem Schuldenruck seiner Geldgeber befreite. Die Russen witterten zudem in Shuster einen Mann, der möglicherweise der Ausbreitung des englischen Einflusses in der Rußland zugehörigen Zone Persiens förderlich sein konnte.

Die Perser waren stets gute Politiker. Wenn Iran in der Zeit vor dem Weltkriege immer mehr in die Fänge seiner Nachbarn, der Russen und Engländer, zu geraten schien, so lag das an der Wehrlosigkeit der Perser, die von ihren Ausbeutern noch künstlich verstärkt wurde. Aber durch geschicktes Schaukelspiel haben die Perser auch unter den schwierigsten Verhältnissen manches erreicht, und zum mindesten die endgültige Aufsaugung hinausgezögert. Das ist Iran zum Heil geworden. Noch sind alle Hemmnisse nicht beseitigt. Im Innern gibt es an manchen Stellen Reibungen. So bildete die Provinz Chorassan den Gegenstand gewisser Besorgnisse, weil der bisherige stellvertretende Gouverneur Muhammed Tagi den neuen Inhaber des Postens, den *Bachtiaren* Samsam-es-Saltaneh, nicht anerkennen wollte. In Gilan, in der Gegend von Rescht, war Mirza Rutschul Khan mit seinen Dschengeli-Deuten unbotmäßig. Aber die tendenziöse Nachricht aus angloindischer Quelle, Chorassan habe sich unabhängig erklärt, hat sich nicht bestätigt, die Provinz ist jetzt fest in der Hand des Gouverneurs Samsam-es-Saltaneh und auch am Rande des Kaspischen Meeres ist es ruhiger geworden, seitdem zwischen der Regierung von Teheran und den Bolschewisten ein gutes Verhältnis hergestellt worden ist. Der Kriegsminister Sardar Sipah (General Reza Khan) hat durch energisches Eingreifen die Straße von Kastrin nach Rescht gesäubert und Rutschul Khan in die unwegsame Landschaft Talisch getrieben. Russische Bolschewisten befinden sich nicht mehr in Nordpersien. Nur der Hafen-

plaz Enseli ist noch in der Hand persischer Aufrührer, deren der Kriegsminister aber bald Herr zu werden glaubt. Auch mit kurdischen Stämmen an der Westgrenze hat die Regierung zu tun, aber auch hier erwartet man eine baldige Beilegung der Schwierigkeiten.

Großes Aufsehen hat es erregt, daß der Teheraner Gesandte der Moskauer Regierung Rothstein einen wegen gewisser Vergehen angeklagten Russen den persischen Gerichten überlassen hat. Damit sind die Kapitulationen zum ersten Mal praktisch durchbrochen worden. Für die persische Regierung bedeutet dies einen Erfolg, der nicht unwesentlich zur Stärkung der Stellung des Kabinetts Karram es Saltaneh beitragen wird.

Die Vorbedingung für die Sicherung der Ruhe im Reiche des Schah ist die Schaffung einer brauchbaren und zuverlässigen Militärmacht. Die persische Presse hat das Verschwinden der „ungebetenen“ englischen Verater begrüßt. Nunmehr ist Iran in der Lage, sich selbst diejenigen Kräfte heranzuholen, die es für seinen Aufbau braucht. Für die Justizverwaltung sind bereits Franzosen nach Persien berufen worden, und der Ministerpräsident Karram es Saltaneh könnte nichts Besseres tun, als die bewährten schwedischen Offiziere wieder zu verwenden, die einst, unbekümmert um alle Schikanen von russischer und englischer Seite, eine glänzende Truppe aus der ihnen anvertrauten Gendarmerie zu machen verstanden haben.

Inzwischen hat der Kriegsminister eine zuverlässige reguläre Wehrmacht von rund 100 000 Mann aufgestellt, zu der noch die Aufgebote der Stämme, wie der Bachtianen mit 5000 Mann, zu rechnen sind. Diese Armee besteht aus den Kosaken, der Gendarmerie, den Truppen in Chorassan, den zurzeit mit Operationen gegen die Kurden im Westen beschäftigten Abteilungen, und der aus den Überresten der südpersischen Schützen gebildeten neuen Formation in der Provinz Fars.

Der Ministerpräsident hat ferner bereits wichtige Beziehungen zum Auslande angeknüpft. Der Unterrichtsminister Mumtaz-ed dauleh ist in besonderer Mission nach Angora gesandt worden, und zu Afghanistan werden diplomatische und konsularische Beziehungen aufgenommen. Damit wird der unhaltbare Zustand beseitigt, daß die zwei iranischen Nachbarstaaten sich gegenseitig von einander völlig abschließen. Dies hatte bisher seinen Grund teilweise darin, daß die Afghanen als Sunniten und die Perser als Schiiten ihren gegenseitigen Verkehr stark einzuschränken pflegten. Aber auch die Engländer wachten eifersüchtig darüber, daß die Afghanen mit keiner fremden Macht in Berührung traten. Der persische Thronfolger Muhammad Hassan Mirza, der Bruder des Schahs Ahmed, hat eine Rundreise durch die europäischen Hauptstädte unternommen, bei der er mit den verschiedenen Staatshäuptern und maßgebenden Politikern in persönliche Fühlung kam. Persien ist also auf dem besten Wege, seine wahre Unabhängigkeit wiederzugewinnen. Befreit vom äußeren Druck, ist es in der Lage, seine Kräfte frei zu entfalten, zumal nachdem die russischen Konzessionen durch den Vertrag mit Moskau vom 26. Februar d. J. beseitigt und die englischen Konzessionen von Teheran im Mai für hinfällig erklärt worden sind.

Für Lord Curzon, den britischen Staatssekretär des Auswärtigen, mag es sehr schmerzlich sein, das Ende der bisherigen englischen Demutterungspolitik in Persien erleben und besiegeln zu müssen. Gerade er, dessen Werke über Persien und Mittelasien starke Beachtung gefunden haben, war einer der Hauptverfechter des Gedankens, aus Persien, Afghanistan, Mesopotamien, Palästina und Arabien eine britische Brücke zwischen Indien und Ägypten zu bilden und zugleich Indien durch ein Glacis gegen Einfälle von Nordwesten her zu sichern. Die Mandatsgebiete in Palästina und Mesopotamien, die ressortmäßig vom Kolonialminister Churchill abhängen, sind das Überbleibsel dieser umfassenden politischen Idee. Durchbrochen wurde der Plan der englischen Brücke vom Nil zum Ganges durch die Festsetzung der Franzosen in Syrien. Wenn heute weite Kreise in England darüber klagen, daß Großbritannien's Ansehen in Mittelasien völlig geschwunden sei, nachdem beim Ende des Weltkrieges nur noch der Union Jack in jenen Landstrichen etwas gegolten habe, so ist diese Tatsache nicht allein dem wachsenden Selbstbewußtsein der Völker des Orients zuzuschreiben oder der bolschewistischen Propaganda, die Lord Curzon in einer Note an Tschitscherin so stark beklagt hat. London, das stolz darauf war, in Jahrhunderte langer praktischer Tätigkeit den Schlüssel zur Beherrschung des Ostens gefunden zu haben, hat neuerdings gerade dort die schwersten psychologischen Fehler begangen. Seine Politik im Orient war seit dem Weltkrieg durchaus schwankend. Der Versuch, die Türkei zu zerschlagen und die osmanischen Khalifen unter britischer Aufsicht zu Schattenwesen zu machen, wie sie einst die Abassiden in Ägypten gewesen waren, war der Grundirrtum. Durch die völlig verkehrte Behandlung der Türken sind nicht nur die unter unmittelbarer Einwirkung Englands stehenden Muslime verstimmt worden. Die Türken haben auch die Gelegenheit bekommen, ihre Lebensfähigkeit der Welt durch die Tat vor Augen zu führen. Griechenland, das ebensowenig wie die Männer von Angora sich dem Machtgebot der Entente gefügt hatte, sondern treu zum angestammten König Konstantin hielt, ist von den Engländern in einen unheilvollen Krieg gegen die Türken geheßt worden. Anstatt daß durch das Blut griechischer Soldaten im Interesse Englands die Nationalisten von Angora beseitigt wurden, tobt heute noch der Kampf in Kleinasien, und die gesamte Welt des Islam erblickt in Mustafa Kemal, Kasim Karabekir, Rauf und den anderen Führern der türkischen Nationalisten die unerschrockenen Vorkämpfer der muslimischen Sache. In Palästina vermag England die Gegensätze zwischen den eingewessenen Arabern und Christen und den zuwandernden Israeliten nicht auszugleichen. Bei den Kurden gibt es Schwierigkeiten, und in Mesopotamien wird die Ruhe auch nach der Einsetzung König Faissals nur aufrechterhalten durch eine starke Truppenmacht und einen kostspieligen Beamtenstab. Ganz verfahren erscheinen die Dinge in Ägypten, wo der Drang des Volkes nach völliger, durch keinerlei englische Bevormundung eingeschränkter Unabhängigkeit sich nicht unterdrücken läßt. Aus Indien kommen schließlich täglich Nachrichten von Widerseßlichkeiten und Aufständen, von Verhaftungen und Reibungen aller Art.

Beachtliche angloindische Stimmen haben betont, daß die Schwierigkeiten an der Nordwestgrenze die Unterhaltung einer großen Streitmacht erforderlich machten und daß nur die Herstellung eines guten Verhältnisses zu A f g h a n i s t a n

in diesen von kriegerischen Stämmen bewohnten Bergstrichen ruhige Zustände schaffen könne. Aber, wie die Engländer sich gleichsam pikiert aus Persien zurückziehen und nicht verstehen, daß sie sich bemühen müßten, das vorhandene Mißtrauen zu beseitigen und als wahre Freunde Irans zu erscheinen, so haben sie den Afghanen gegenüber ganz unrichtige Töne angeschlagen. Daß die Afghanen wirkliche Fortschritte gemacht haben, ist nicht zu leugnen, und einsichtige Engländer geben dies selber zu. Aufgabe einer gewandten britischen Politik wäre es, diesen Umstand zu berücksichtigen und die Afghanen nun auch als eine Macht zu behandeln, mit der gerechnet werden muß. Der afghanischen Mission unter General Muhammed Wali Khan, die zuletzt in Paris den wärmsten und ehrenvollsten Empfang gefunden hatte, ist, als sie in London politische Fragen zur Erörterung bringen wollte, vom Foreign Office bedeutet worden, diese Probleme müßten zwischen Kabul und der angloindischen Regierung behandelt werden. Die Afghanen verlangten, unmittelbar mit London zu verhandeln, ein Wunsch, den schon Emir Abdurrahman gehabt hat. Es war außerordentlich verfehlt, diese Bestrebungen der Afghanen zu durchkreuzen und sie unnötigerweise vor den Kopf zu stoßen. Wenn sich Lord Curzon darüber beschwert, daß Kabul sich an die Somjets wendet und daß als Vertreter von Moskau Dschamal Pascha bei den Wasiris Mahjubs und anderen Grenzstämmen agitiere, nützt das ebensowenig, wie wenn die „Morning Post“ den Tod des Emirs Habbullah Khan beweint. Es hilft nichts, Vergangenes nachzutrauern. Dies scheint man in England bei dem Vertrag berücksichtigt zu haben, der am 22. November in Kabul zwischen Sir Henry Dobbis und der afghanischen Regierung unterzeichnet worden ist. Darin werden die Afghanen, die sich verpflichten, keine bolschewistische Propaganda bei sich zu dulden und in den Orten in der Nähe der russischen Grenze russische Konsuln nicht zuzulassen, wichtige Zugeständnisse hinsichtlich Grenzberichtigungen, der Munitionsdurchfuhr und seiner uneingeschränkten politischen Bewegungsfreiheit gemacht. Afghanistan wird nunmehr einen Gesandten nach London, nicht nur, wie bisher, einen Agenten nach Delhi schicken, und es kann als selbständiger Staat sich entwickeln. Nur wenn England vorbehaltslos diese Tatsache anerkennt, wird sich ein ersprißliches Verhältnis zu den wichtigen und namentlich bei den indischen Muslimen einflußreichen Nachbarn herstellen lassen.

Ein Urfehler des heutigen Strafvollzugs

Von Heinrich Reuß

Wie die französische Revolution im Sturm auf die Bastille dem französischen Volke mit der Befreiung einiger Verbrecher den Nationalfeiertag des 14. Juli schuf, so gipfelte die deutsche Revolution von 1918 als affenartiger Abklatsch in der Erstürmung einzelner großstädtischer Untersuchungsgefängnisse, deren Insassen gewaltsam befreit wurden, um sich nach einigen Tagen zu einem großen Teile wieder selbst zu stellen. Es liegt etwas höchst Charakteristisches für die Denkweise der Franzosen darin, daß der Ruf „nach der Bastille“ und die gewaltsame Befreiung einiger Verbrecher eine Erinnerung für sie bedeutet, die sie als höchstes Nationalfest der Republik feiern. Staatsgefängnisse sind zu allen Zeiten ein notwendiges Übel, eine höchst beschämende Kulturbeigabe des Staatslebens gewesen. Für das weitere Publikum waren sie zu allen Zeiten mit dem Schleier schauerlicher Geheimnisse umwoben. Aber die Zeiten des „finsternen Despotismus“ oder „richterlicher Klassenjustiz“ oder „grauenhafter Inquisition“ waren damals schon längst vorüber, und heute sind die Strafgefängnisse keine Zwingburgen völkischer Freiheit, keine steinernen Sinnbilder irgendwelcher Tyrannei, sondern absolut geheimnislose Quartiere statistischer Bürokratie und Brutstätten eines geistlosen Schematismus, in dem sich das Phlegma einer wie Pilze aus der Erde quellenden Beamtenchar froh und fröhlich tummelt. Da nimmt es auch nicht wunder, daß die Gefängnisse heute sehr volkstümlich sind infolge dieser Hypertrophie der Beamten, die den Staatsäckel leeren helfen, heute Bücher über Bücher, Studien über Studien, Vorschläge über Vorschläge schreiben, die der Bedeutung des französischen Nationalfestes entsprechend einen Hauptwendepunkt, einen völligen Systemwechsel im Strafvollzug prophezeien und damit auch in Deutschland ein neues goldenes Zeitalter in der gesamten Erziehung unseres Volkes anzubahnen versprechen. Das Gefängnis und Zuchthaus muß doch auf Revolutionäre und revolutionslüsterne Parteien einen ganz besonderen Reiz ausüben. Glaubt man wirklich daran, daß Gefängnis und Gefängnisleben erzieht? Oder glaubt man wirklich die Zukunftsbestimmung und Wichtigkeit des Strafvollzugs mit der einseitigen Feststellung zu retten, daß der demokratische Strafvollzug von heute alle Schwierigkeiten des Strafvollzugs beseitigen, alle Fragen und Probleme spielend lösen und die Wirkungslosigkeit des Strafvollzugs bannen wird?

Vor mir liegt eine Broschüre „Wir alle“, ein Kampfruf an die Gerechten für Straf- und Gefängnisreform von dem Doktor beider Rechte John F. Vuilleumier

(Basel — Ernst Finckh Verlag 1921). „Diese Schrift wurde geschrieben im Kampfe gegen diese Wirkungslosigkeit. Sie entstand als ich mich zum Studium des amerikanischen Gefängniswesens auf einer Reise in den Vereinigten Staaten befand. Sie richtet sich an „alle“. Denn „wir alle“ tragen die Schuld an der immer größer werdenden Verbreitung des Verbrechens und am Untergang von Millionen Unglücklicher.“ Der Urheber dieser Worte verspricht uns einen interessanten und seiner Meinung nach in Europa sehr unvollkommen bekannten Abschnitt aus dem Ringen des amerikanischen Strafvollzugs um das in weiter Ferne vorschwebende Ideal, die durch den Strafvollzug deklassierten Elemente dem moralischen Leben der Gesellschaft endgültig wiederzugewinnen. Mit großen, hochgespannten Erwartungen tritt man an die Broschüre heran, zumal der Verfasser nach dem bekannten Muster Paul Göhrz, um alles aus Erfahrung am eigenen Leibe verspürt zu haben, sich dem Opfer unterzog, selbst unter falscher Flagge sich in einen amerikanischen Zwinger einsperren zu lassen. Der Ertrag dieses Opfers ist ein sehr geringer. Von den amerikanischen Gefängnissen erfährt man durch Builleumier so gut wie nichts. Aus den „Leidenstagen“ hat den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht, daß ein Schwarzer als Aufseher ihn bei der Aufnahme ins Gefängnis ziemlich brutal behandelt hat, der sich noch nicht zu jenen von himmlischen Harmonien erfüllten Sphären sozialer Pädagogik emporgeschwungen zu haben scheint. Jedesmal, wenn man denkt, jetzt geht es los, jetzt kommen die neuen Enthüllungen, hüllt sich der Verfasser in Schweigen. Statt dessen bekommen wir eine langatmige Polemik gegen die staatliche Strafe zu hören, deren Sinnlosigkeit und Erfolglosigkeit theoretisch festgestellt wird. Der Polemik kurzer Sinn ist der: Vom naturwissenschaftlichen und soziologischen Standpunkt aus ist das Verbrechen nicht als Verbrechen, sondern als Krankheit zu behandeln. „Wir haben nicht nur kein Recht zu strafen, sondern Strafe ist sinnlos und erfolglos. Strafe ist Gewalt. Wir wollen keine Gewalt.“ Was der Verfasser aber will, darüber schweigt er. Seine Erkenntnis, daß das Verbrechen etwas allgemein Menschliches ist, dem jedermann verfallen kann, ist etwas absolut Selbstverständliches; schon der Apostel Paulus hat dieser Tatsache den klassischen Ausdruck verliehen „wir sind allzumal Sünder“. Seine Methode, über das Verbrechen auf den Wegen Dombrosos Klarheit zu gewinnen, ist wissenschaftlich als unhaltbar heute von Medizinern und Naturwissenschaftlern überholt; der geborene Verbrecher existiert nicht; der Verbrecher wird nicht geboren, sondern erzogen. Die in dem ökonomischen Materialismus der Sozialdemokratie wurzelnde Forderung: „wir verlangen für die Verbrecher einerseits Entwicklung und andererseits Behandlung“ ist der Höhepunkt dieser Broschüre; Verfasser verlangt also keine Vergeltung, sondern ausschließlich Erziehung, eine Forderung, die auch etwas Uraltes ist.

Diese Broschüre ist ein Zeichen unserer Zeit. Das süß schmeckende Gift eines Pharisäismus, der alles für sich beansprucht, aber die alte Zeit mit der Schlammslut ecker Verdächtigung befudelt, kriecht immer weiter um sich und macht unser Volk unfähig zu einem unbefangenen Verstehen der Vergangenheit. Wer sich über die Verdienstlichkeit des amerikanischen Strafvollzuges unterrichten will, der darf auch heute noch zu einem Werke greifen, das im Jahre 1911 Georg

Stammer als Eindrücke und Ausblicke einer Gefängnisstudienreise über Strafvollzug und Jugendschutz in Amerika veröffentlicht hat. („Strafvollzug und Jugendschutz in Amerika.“ Von Georg Stammer. Berlin 1911, R. v. Deders Verlag G. Schenk, Königlicher Hofbuchhändler.) Was an diesem Werke so anmutet, ist der streng wissenschaftliche, rein sachliche Ton. Dankenswerter ist noch die Tatsächlichkeit der Jugendfürsorge, die Tatsächlichkeit der Quellen, aus denen dieser deutsche Forscher schöpft, um die amerikanischen Einrichtungen an den gleichen deutschen sich abheben und im Vergleich gegeneinander zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Vergleicht man mit diesem nüchternen Erfassen alles Guten die Überschwänglichkeit und Unklarheit dieser alles Strafrecht negierenden materialistischen Phantastik, die den edlen Namen Idealismus nie verdient, so muß man wohlbegründeten Einspruch gegen solche Eindringlinge erheben und gegen den Ansturm des Materialismus auch auf dem Gebiete des Strafvollzugs protestieren.

Buileumier bleibt die Antwort auf die Frage schuldig, wo bleibt das Recht des sozial vom Verbrecher Geschädigten oder Verletzten? Das ist die primäre Seite des Verbrecherproblems; was mit dem Verlezer geschieht, ist die sekundäre Seite. Wer mit der vollen Kraft seines Temperaments eine Wirkung als Reformator beabsichtigt wie Buileumier, wer an die Schäden des Menschengeschlechts bessernde Hand anlegen will, darf nicht als Dilettant sich zur Reflektation herniederziehen lassen, sondern muß seine Leser bis zu den letzten und tiefsten Quellen emporführen. Das hat Verfasser nicht getan, obwohl ihm doch auf den Spuren Göhres manches Interessante begegnet sein muß, was wichtiger gewesen wäre, als theoretische Deduktionen, von denen schon Goethe sagte, „wer reitet so spät durch Nacht und Wind“.

Zur Lösung eines uralten Problems hat also Buileumier kein neues Material beigebracht. Dennoch will diese Broschüre Anschauungen zur Auflösung bringen, die man bisher vom Strafvollzug zu trennen vermochte. Schon der deutsche Strafrechtslehrer v. Bismarck mußte sich gefallen lassen, daß man ihm den Vorwurf machte, er lasse vom Strafrecht nichts übrig. Auch Buileumier schüttet das Kind mit dem Bade aus und will die Vergeltungsstrafe als tollen Aberglauben einer teuflischen Zeitabtau. Dies tut er unter dem Beifall einer voreiligen Zeit, die sich rühmt, den Teufel des Verbrechens mit ihren Mitteln beschwören und bannen zu können. Ob diese Beschwörung restlos ihr Ziel erreicht, das ist die große Frage.

Wie sieht nun die Wirklichkeit aus? In den Hamburger Gefängnissen begegnen einem ungezählte Elemente unter den Seeleuten, die in Amerika, in England, in Australien Strafe verbüßt haben, ebenso vor dem Weltkrieg unzählige englische, französische, chinesische Seeleute, die wegen Körperverletzung oder sonstiger Vergehen gegen die Seemannsordnung in deutschen Strafanstalten interniert werden mußten. Diese Seeleute, ferner die internationalen amerikanischen und englischen Bankräuber, die in deutschen Zuchthäusern, oder die englischen

Spione, die vor dem Weltkrieg bei uns ergriffen und abgeurteilt waren, unterrichten über die Gefängnisse und Zuchthäuser der verschiedenen Länder und ihrer Heimat viel instruktiver, als alle Bücher. Diese gewerbsmäßigen Insassen sind große Realpolitiker, denen alle Theorien Aberglaube sind, über den sie satanisch lächeln. Sie beurteilen die Länder charakteristischerweise nach dem Hunger und den Prügeln, die sie erlitten haben. Es ist keine Selbsterhebung, sondern entspricht der Wirklichkeit, daß da Deutschland immer am besten abgeschnitten hat. Die Furcht vor Prügeln herrscht vor bei den Erzählungen aus Australien und Frankreich. Macht man einen Querschnitt, so ist das Gesamtergebnis, „es ist überall nichts Genaueres, sich erwischen und einsperren zu lassen“. Auch die Senegalneger, die als Heizer mit deutschen Gefängnissen Bekanntheit machen, entwickeln eine fabelhafte juristische Schlaueit und Gewandtheit, um die deutsche Hausordnung und Strafprozeßordnung sich zugute kommen zu lassen. Deutsche Vaganten, denen es einerlei ist, ob sie in deutschen oder fremdländischen Strafanstalten sich herumtreiben, erzählen einem, daß man sich unter den fremdländischen, amerikanischen Strafanstalten auch keine Zauberschulen vorstellen darf. Auch dort herrscht genau soviel Schematismus und Mechanismus, wie bei uns, und wenn sich Builleumier über den schwarzen Kulturträger und Erzieher beschwert, der ihm bei der Einklieferung den Willkommenruß entbot, so gehört der zu den Erscheinungen, die nie ganz verschwinden werden. Ein alter Korrigend, der als Heizer das Wasser zum Bade der neu eingelieferten Sträflinge an- und abstellte, pflegte seine Kameraden mit den Worten zu begrüßen: „immer rein in die gute Stube“ oder „rein in den Raßn“. Das ernsteste, bitterste Leben parodiert sich selbst, und je realistischer die vom Strafvollzug ergriffenen Menschen allmählich geworden sind, um so mehr bestätigen sie, daß in der empirischen Welt die grausamste Selbstironie vom tiefsten Ernst untrennbar ist. Ein Gefängnis wird nie eine höhere Töchterchule; das leiden schon seine Insassen nicht, die mit ihrem Realismus alle Schönfärberei mit Recht zuschanden machen. In Deutschland versuchen wir seit mehr denn hundert Jahren, den Strafvollzug pädagogisch und sozial zu gestalten. Das ist nicht erst eine Errungenschaft der Revolution. Seit der Revolution ist das Erziehungs- und Aufsichtspersonal verdoppelt und verdreifacht. Wir beschwören den Teufel des Verbrechens mit Amnestien, Gnadenakten usw.; aber die Gefängnisse füllen sich trotzdem immer mehr. Ein Segen von Gesetzen und Verordnungen geht über das deutsche Volk wie ein Wolkenbruch hernieder; trotzdem frage man einmal die Insassen des Gefängnisses. Sie verwerfen die Fehler der Vergeltungstheorien ebenso, wie die Segnungen der sozialen Pädagogik. So oder so riecht der Strafvollzug für sie doch nach dem gleichen Schwefel der Einsperrung und Zerstörung der bürgerlichen Existenz und der bürgerlichen Ehre. Die Verbrecher sorgen schon selbst dafür, daß die Rechtsprechung und der Strafvollzug in Deutschland nie der Verkünderung anheimfallen; aber sie sehen auch, daß der modernste Strafvollzug nicht auf Freiheitsberaubung verzichten kann, ja sogar nach ganz bestimmten Direktiven und Grundsätzen auf der Länge der Strafe bestehen muß. Das geschieht aber nicht vom Standpunkt der Erziehung, sondern vom Standpunkt der Vergeltung. Es bleibt bei dem uralten Grundsatz: naturam turea expellas, tamen usque recurret.

Der Verfasser unseres ganzen Strafvollzugs ist der Wahn, daß man mit Theorien den Kampf gegen die zerstörenden Kräfte der Unsitlichkeit und des Verbrechens zu gewinnen denkt. Kampf ist keine Theorie, sondern Wirklichkeit, und die Waffen des Kampfes sind nicht Worte, sondern der Ernst persönlicher Lebensführung. Immer nur einzelne können erzogen werden, nie Massen. Alle Erziehung muß etwas Aristokratisches sein, muß aufwärts, nicht abwärts ziehen. Wir geben heute im Zeitalter der Revolution den Sträflingen Zeitungen, die sie selbst wählen dürfen. Sie wählen alle kommunistische Kost, wie sie die Freiheit bietet; da schreitet die Zensur der modernen Sozialpädagogen ein. Langsam aber sicher kehrt man zu den Methoden der Zensur, den Methoden des ehemaligen, verfluchten monarchischen Systems zurück. Ein zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilter wird begnadigt, gerät wieder in die mehr als zwanzig Jahre vermißten Raschemmen, schießt dort in einer Nacht einen Arbeiter tot, einen anderen verwundet er lebensgefährlich, er selbst hängt sich neu eingeliefert im Untersuchungsgefängnis auf. Seine Erziehung war mißlungen. Verbrechen und Erziehung sind zwei Extreme, zwischen denen zunächst jede Verbindung fehlt. Es ist und bleibt ein Grundfehler alles Strafvollzuges, wenn man seine Absolutheit ersetzen will durch Erziehung oder Krankheit oder sonst irgend eine Demäntelung eines an und für sich unerklärbaren, irrationalen Vorgangs. Mit politischen Theorien, mit denen man heute den Strafvollzug verquiden oder mildern will, hat derselbe nichts zu tun. Das Problem des Verbrechens ist selbstverständlich einseitig mit Vergeltung auch nicht gelöst. Es ist ein pädagogisches, es ist ein hygienisches, es ist ein soziales, es ist ein naturwissenschaftliches Problem, aber keins einseitig. Der Kompliziertheit dieser Erscheinung wird man nur gerecht, wenn man in jedem einzelnen Falle alle diese Möglichkeiten berücksichtigt. Je demütiger dies geschieht, um so pädagogischer. Den Franzosen wollen wir es gern überlassen, daß sie die Erstürmung der Bastille, die Befreiung ihrer Verbrecher als Nationalfest feiern, wir aber wollen den Ernst des Strafvollzugs uns nicht durch graue Theorien rauben lassen.

Das amerikanische Credo

Von H. E. Mendon, Baltimore

(Fortsetzung aus Heft 4)

In Wahrheit gibt es auf der ganzen Welt kaum ein Land, in dem das Geld an sich weniger geschätzt wird, als in den Vereinigten Staaten. In noch höherem Maße als der russische Bolschewist betrachtet der amerikanische Demokrat Geld und Gut mit argwöhnischem Auge und eine allzu gierige Anhäufung mit mißfälligen Blicken. Nur hier, westlich der Dwina, sind reiche Leute an und für sich Lumpen und „ferae naturae“, sie haben keine Rechte, die irgend ein Verleumder zu achten verpflichtet wäre. Nur hier muß sich der Mensch, der ein Vermögen besitzt, automatisch zur Wehr setzen, nur hier steht er unter außer-gewöhnlich scharfen Inquisitionsgesetzen und hat die besondere Feindseligkeit von seiten der Richter, der Anwälte und der Geschworenen zu gewärtigen. Für einen Engländer, der 100000000 Dollar im Vermögen hat, wäre es buchstäblich unmöglich, ein öffentliches Amt auszuüben oder auf die ihm angetragenen Ehrenstellen zu verzichten. Für einen Amerikaner, der 100000000 Dollar im Vermögen hat, wäre es ebenso unmöglich, das eine oder das andere zu erreichen. Es ist nur allzu wahr, daß der Wohlstand der Amerikaner durchschnittlich größer ist, als in anderen Ländern. Der Grund und Boden erfordert weniger Arbeit und wirft mehr ab; die Industrie bringt mehr Geld ein; und der Amerikaner hat mehr Kleingeld in der Tasche als andere Staatsbürger. Aber es ist ein arger Irrtum, diesen größeren Reichtum für einen Beweis von Geldgier zu halten, denn die Amerikaner haben in der Tat eine offene Hand, geben viel mehr aus und berücksichtigen den Wert des Geldes sehr viel weniger als irgend ein anderes Volk.

Es wird häufig behauptet, daß eine normale französische Familie sehr gut eine ganze Woche von dem leben kann, was eine normale amerikanische Familie in derselben Zeit für Einkaufsgüter ausgibt. Der Amerikaner hat keine Ahnung von jener, in Frankreich allgemein üblichen Sitte, jeden Franken auf die hohe Kante zu legen, die Kosten jeder Extraausgabe mit einer fünfteiligen Zahl zu veranschlagen, jedes Restchen zu verwerten und mit dem Bankkontobuch unter dem Kopfstücken zu schlafen. Der Amerikaner gibt für alles, was in die Augen sticht, seine Dollars aus, gleichviel ob er den betreffenden Gegenstand braucht oder nicht, ja ohne Rücksicht darauf, ob er sich diese Ausgabe leisten kann oder nicht. Er wirft sozusagen sein Geld zum Fenster heraus; seine Augen sind stets auf der Suche nach einer passenden Gelegenheit, seine Münze an den Mann zu bringen.

Man bedenke zum Beispiel, wie überaus leicht man in Amerika auf den blödesten Reklameschwindel hereinfällt. Wenn der amerikanische Fabrikant einen Posten unverkäuflicher Waren hat, oder wenn es sich sonst zufällig trifft, daß der Bedarf weniger groß ist, als die von ihm fabrizierte Menge, so braucht er nicht, wie sein englischer oder deutscher Kollege nach ausländischen Ablageplätzen Umschau zu halten. Er verstaubt ganz einfach seinen Überschuß- oder Ausschuß in eine möglichst bunte, auffallende Packung, läßt sich einen Reklameagenten kommen, wird Mitglied eines soliden Reklameklubs, füllt die Tageszeitungen und Zeitschriften mit lügenhaften Annoncen und setzt sich gemächlich nieder, bis seine Landsleute sich an seinen Ladentisch drängen. Und er kann mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß sie sich einfinden werden; es kommt gar nicht darauf an, wie minderwertig die Ware ist, sie stürzen sich auf die Annoncen und scheinen keinen höheren Wunsch zu kennen, als ihr Geld loszuwerden. In-

folge dieses fast krankhaften Eifers gibt das amerikanische Volk größere Summen für Reklamezwecke aus, als sämtliche anderen Völker zusammengerechnet. Es gibt kaum einen Artikel auf ihrem Wunschzettel, der nicht große Reklamespesen zu tragen hat. In jedem Jahr verausgaben sie tatsächlich Millionen, um sich die alltäglichsten Bedarfsartikel, wie Zucker, Handtücher, Kragen, Bleistifte und Mehl verkaufen zu lassen. Tausende und aber Tausende von Künstlern, Schriftstellern, Druckern, Schildermalern und anderen solchen Schmarozern arbeiten für das Geschäft, das darin besteht, sie auf diese Weise zu pressen und ihnen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Ihre Städte sind mit einer Farbenkala befestigt, die dem Auge wehtut und mit Blitzlicht-Reklamebildern gepflastert; die Landschaft wird durch ihre Schmierereien verhunzt; ihre Tageszeitungen und Zeitschriften sind nichts anderes als Reklameblätter; blöde Schlagworte und Denksprüche werden erdrosselt, um sie zu fördern. In einigen Städten werden sogar die Einwohner dafür besteuert, daß die Fabrikanten die berühmte Connecticut'sche Spezialität, — die Holz-Muskatnüsse — in der Zeitung annoncieren. Unzählige Schwindler machen sich ein Gewerbe aus der Reklame und manche verdienen dabei ein großes Vermögen. Wie alle anderen Menschen, die sich mit ihrer Schlaueit durchschlagen, halten sie sich für etwas ganz Besonderes. Jedes Jahr veranstalten sie große Versammlungen und langweilen einander mit gelehrten Abhandlungen über die Psychologie ihrer Opfer. Sie beurteilen sich gegenseitig als geniale Köpfe, und lassen ihr Konterfei für die Zeitungen photographieren, die sich bei ihnen einschmeicheln wollen. Sie brandmarken die Regierung, weil sie keine Staatsgelder für Reklamezwecke bewilligt und fordern die Senatoren der Vereinigten Staaten, die bekannten Chautauquas (Institute zur Verbreitung höherer Volksbildung) und die berühmten Operetten-Sterne auf, etwas für sie zu tun. Dafür müssen denn die armen Leute die Zechen zahlen, und sie lassen sich das ganz ruhig gefallen.

Die einzigen, wirklich sparsamen Leute in Amerika, — haushälterisch wie der Franzose, der Schotte oder der Italiener, — sind wirklich nur die Einwanderer der allerersten Periode. Deshalb heben sie die Eingeborenen überall aus dem Sattel, wo sie mit ihnen in Berührung kommen, wie z. B. in Neu-England oder in den mittleren Weststaaten. Sie erwerben allmählich die besten Ländereien, das beste Vieh, die besten Stallungen, — nicht weil sie das Geheimnis kennen, mehr Geld zu gewinnen, sondern weil sie die Energie haben, weniger auszugeben. Aber sobald sie sich vollkommen eingebürgert haben, fangen sie an, die nationale Verschwendung zu entfalten. Die alten Leute tragen im Hause gefertigte Kleider und bleiben auf ihrer Farm, die in Amerika geborenen Kinder bestellen sich ihre Kleidung durch die Post beim Maßschneider (mail order tailor), zeigen sich in den Chautauquas und erscheinen bei den großen calvinistischen und wesleyischen Feiern. Die alten Leute legen jeden Dollar, den sie ihrer widerstrebenden Umgebung abgerungen haben, in Grundbesitz oder auf der Bank an. Die Jungen legen ihr ererbtes Kapital in Phonographen, Ford-Automobilen, Papieren, in weißen Hemden, gelben Schuhen, Rudersuhren, lithographischen Bildern der modernen Maulhelden, in Petroleum-Aktien, Pianolas und Harold Bell Wright's, Gerald Stanley Lee's und D. Henry's Schriften an.

II.

Welcher Art sind denn nun aber die wesentlichen Eigenschaften, die in Wirklichkeit für den Amerikaner charakteristisch sind? Wenn er nicht der begeisterte Monopolbesitzer der Freiheit ist, für den er sich hält und auch nicht der edle Altruist und Idealist, wie er — mit der Hand auf dem Herzen — beteuert, wenn die Beredsamkeit ihn übermannt, — wenn er auch nicht der minderwertige Gelbjäger der europäischen Fama ist, — ja, was ist er denn eigentlich?

In aller Bescheidenheit möchte ich versuchen, diese Frage zu beantworten, denn das Problem ist schwierig, und die Literatur bringt uns darüber nur wenig Aufklärung. Dennoch mache ich diesen Versuch in der — aus 20jähriger Beobachtung gewonnenen Überzeugung, daß meine Antwort im großen und ganzen die richtige ist.

Sie lautet in kurzen Worten: daß, was den Amerikaner von allen anderen Menschen unterscheidet und nicht nur seiner täglichen Lebensform, sondern auch seiner innersten Gedankenwelt ein besonderes Gepräge verleiht, ist, was man aus Mangel an einer treffenderen Bezeichnung „sozialen Ehrgeiz“ nennen könnte; d. h. die Leidenschaft, die ihn vor allen beherrscht, besteht darin, mindestens eine oder zwei Stufen in dem Kreise emporzuklimmen, dessen Mitglied er ist, — die Leidenschaft, seine Stellung zu verbessern, irgend welche schemenhaften gesellschaftlichen Schranken niederzureißen und sich die Manieren der Leute anzueignen, die er trotz seiner betonten Gleichheitsideale für vornehmer hält und anerkennt.

Der Amerikaner ist ein Streber. — Sein Blick ist unentwegt auf eine Sprosse der Leiter gerichtet, die ein bißchen zu hoch für ihn ist, und sein ganzer stiller Ehrgeiz, seine ungeteilte, außergewöhnliche Energie gilt dem Verlangen, sich auf diese Stufe zu schwingen. Hier liegt die Erklärung für die seltsame Naftlosigkeit, die dem gebildeten Ausländer, — im Gegensatz zu den Eingewanderten — in Amerika stets auffällt, — sie besteht zur einen Hälfte aus Ehrgeiz und zur anderen Hälfte aus nervöser Ungeduld, mit einem Einschlag von Furcht und Schüchternheit.

Der Amerikaner brennt darauf, vorwärts zu kommen, und ist vollständig davon durchdrungen, daß seine Vorzüge ihn berechtigen, den Versuch zu wagen und erfolgreich zu bestehen. Aber eben deshalb hat er eine krankhafte Angst vor jeder Entgleisung, und aus dieser zweiten Tatsache ergeben sich, wie wir sehen werden, seine charakteristischsten Wesenszüge. Er ist ein Mensch, der zugleich an Größenwahn und an der Zwangsvorstellung von seiner Geringswertigkeit leidet, — er ist egoistisch und hilfsbereit, anmaßend und vorsichtig, schwachhaft und schüchtern. Er wird meistens falsch beurteilt, weil nur ein Teil seiner Art erkannt und der andere übersehen wird.

Man kennt tatsächlich nicht das, was man eine gesicherte Stellung nennt. Es gibt keinen Amerikaner, der nicht hoffen dürfte, eine oder zwei Stufen emporzusteigen, wenn er die notwendigen Mittel besitzt, es existiert überhaupt kein schweres, unüberwindliches Hindernis, das seinen Aufstieg hemmen könnte.

Aber es gibt auch keinen Amerikaner, der nicht dauernd um seine Stellung kämpfen muß, gleichviel welcher Art sie ist — kein gesellschaftlicher Schutzwall deckt ihn, wenn er strauchelt. Täglich kann man den Auf- und Abstieg einzelner Personen, ganzer Familien oder Gruppen beobachten. Unsere Städte wimmeln alle von Talmi-Aristokraten (die aber jedenfalls in den Augen ihrer Nachbarn als Aristokraten gelten), — deren Großväter oder Väter noch Tagelöhner gewesen sind. Und die Angestellten, die sie beschäftigen, die bei ihnen in Lohn und Brot stehen und sich ihrer plumpen Gönnerschaft erfreuen, sind nicht selten die Enkel der einstigen Grundherren. Die älteren europäischen Adelskreise sind, wie allgemein bekannt, — sehr viel unzugänglicher. Einem reich gewordenen Schweinefleisch-Konserven-Fabrikanten oder Schieber ist es, sogar heutzutage, ebenso unmöglich beim österreichischen Adel zu verkehren, als die Gemächer einer Königin zu betreten; er ist ohne Gnade boykottiert, und selbst seine Kinder werden noch in Acht und Bann getan. Und es ist ebenso undenkbar, daß ein Graf des alten heiligen römischen Reiches seine Stellung in der Gesellschaft verliert, als daß der Dalai-Lama seinen Nimbus einbüßt. Er mag innerhalb seiner Rasse vollkommen gestrandet sein, aber er kann sich weder von seinem Range

lösen, noch die besonderen Vorrechte einbüßen, die mit ihm verknüpft sind. Er bleibt immer der Graf und steht als solcher über dem großen Haufen.

Einst traf ich in einem Kaffeehaus in Madrid einen spanischen Marquis, der Celluloid-Manschetten trug, an Läusefucht litt und seit 16 Jahren dauernd betrunken war. Dennoch blieb er der vornehme Herr Marquis, und alle Spanier, die sich keiner so hohen Herkunft rühmen konnten, — selbst die Sozialisten, — beneideten ihn und bezeigten ihm ihre Ehrerbietung. Niemand hätte es gewagt, ihm einen Schlag auf die Rückseite zu versetzen. Da er wußte, daß er innerhalb seiner alten Kreise ebenso gesichert war, wie ein Hund bei seinen Stammesgenossen, hielt er es nicht für nötig, die äußeren Formen zu wahren. Aber er wußte ebenso gut, daß ihm die Grenzen gezogen waren, und daß es ganz undenkbar wäre, höher hinaus zu wollen. Er war spanischer Grande, — das besagte alles, — über ihm leuchtete das Königtum und die Hierarchie der Heiligen und sowohl das Königtum wie die Hierarchie der Heiligen stand so weit über ihm, wie der Grande über dem dienstbeflissenen, wohlherzogenen Oberkellner, der ihn mit Eiswasser kühlte, wenn er an Säufervahnsinn litt.

Der Amerikaner hatte niemals so sicheren Boden unter den Füßen. Immer sieht er etwas dicht vor sich, das ihn lockt und plagt, stets folgt ihm etwas auf den Fersen, das ihn bedroht und in Schweiß bringt. Und hat er das erreicht, was als Sicherheit erscheinen mag, so ist diese vermeintliche Sicherheit sehr wackelig.

Wenn der englische Seifenfieder, Bierbrauer, Winkeladvokat oder Börsenspekulant erst einmal im Oberhause sitzt, ist er leidlich geborgen und auch für seine Kinder ist ausgesorgt. Die Pairswürde bedingt zugleich eine gewisse Stellung, und die ist so dauerhaft, wie etwas auf dieser Welt eben sein kann. Aber in Amerika gibt es keinen solchen sicheren Post, das Schiff bleibt unentwegt auf hoher See. Geld schwindet, amtliche Würde gerät in Vergessenheit, und die gesellschaftlichen Schranken sind ebenso brüchig, wie eine verwahrloste Hecke. Wanderbilts Großvater war ein ungebildeter Emporkömmling, und der letzte Washington ist Subalternbeamter an der Kongressbibliothek.

Diese unausgesetzte Möglichkeit, emporzukommen, diese stete Gefahr, umzukippen, gibt dem Wandelbild, das man die amerikanische neue Welt nennt, eine so zerrissene, bunte Uneinheitlichkeit. Das Hauptmerkmal dieser Kreise besteht in ihrer unverfrorenen Anmaßung, das fast unanständige Zurschauftragen ihrer Wichtigkeit und der wesentlichen Vorrechte und Voraussetzungen, auf denen diese Wichtigtuerei fußt. Sie sind nur deshalb anmaßend, weil sie mit ihrem Selbstbewußtsein stehen und fallen. Die organische Zusammensetzung dieser Gesellschaft besteht aus einem Stamm von Leuten, die mühevoll ans Ziel gelangt sind und aus einem buntgemischten Schwarm von Menschen, die alle Kraft anbieten, um vorwärts zu kommen. Dieser Kraftaufwand muß gegen eine starke Übermacht aufgeboten werden. Die, welche bereits oben sind, bemühen sich eifrig, die Konkurrenz der Neulinge zu unterdrücken. Auf ihrer „Ausschließlichkeit“ — wie man das nennt, beruht ihr ganzer sozialer Vorrang. So muß der Kandidat „aus der Tiefe“ eine Unmenge Nackenschläge und Demütigungen über sich ergehen lassen, ehe er endlich landet. Er muß zeitweise seine Selbstachtung opfern, damit er hoffen darf, künftig die Selbstachtung anderer Streber niederzutreten. Infolgedessen ist die ganze Organisation auf Furcht und Erniedrigung aufgebaut, und jede Einrichtung, die dem Einzelnen Schutz dagegen zu bieten verspricht, wird mit großer Bereitwilligkeit aufgenommen. Deshalb hat die elegante Welt für die Intelligenz keine Stätte. Innerhalb ihres Geheges ist ein origineller Gedanke gefährlich, sie treibt das Schablonenwesen in der Kleidung, in den gesellschaftlichen Formen, in den politischen, ja sogar in den religiösen Vorschriften auf die Spitze. In den amerikanischen

Städten muß ein eleganter Herr oder eine Dame der Gesellschaft nicht nur das Dekorum beobachten, das bei allen gefitteten Leuten üblich ist. Sie müssen sich außerdem für einen ganz bestimmten Sport, für ganz bestimmte Theateraufführungen und für ganz bestimmte Opersänger interessieren. Sie müssen die vorschriftsmäßige Leichtgläubigkeit und Mißbilligung in politischen Dingen bekunden und einen gewissen Zusammenhang mit der „standesgemäßen“ Kirche aufrecht erhalten. Das muß in getreuer Nachäffung der englischen Sitten, — die in Amerika allgemein an der Tagesordnung ist, — fast immer die sogenannte „Protestant Episcopal Church“ sein, — eine Art Filiale der anglikanischen Kirche, deren Geistlichkeit die Geste der englischen Priester fast ebenso gut nachahmt, wie kleine Duden die Bewegungen berühmter (base-)Ball-Spieler.

Jede moderne „Protestant-Episcopal“-Kongregation ist mit ehemaligen Baptisten und Methodisten überfüllt, die den Calvinismus, die ganze Immersions-taufe und die Lobgesänge beim Aufstieg auf der sozialen Leiter abgeschüttelt haben. Derselbe Beweggrund veranlaßt die Juden, immer, wenn die Hoffnung sie umgaulert, in die Bitabelle der Christenheit Einlaß zu finden (was z. B. während des Krieges der Fall war, als der Patriotismus das gewohnte Tabu vorübergehend ausschaltete), sich zur „Christian Science“ zu bekennen. Die betrachten sie als ein Mittelbing, das sozusagen einen mehr ärztlichen als christlichen Anstrich hat und deshalb gegen die gewohnte Spöttelei gefeit ist. Und diese Ursache unterscheidet sich nicht wesentlich von jener Triebfeder, die zu der vielerörterten Titelfucht führt. Jeder Titel, und wenn er auch noch so armselig ist, hat insbesondere in Amerika einen wirklichen sozialen Wert; er verkörpert einen status, der sich nicht durch das Emporkommen der Konkurrenz, durch persönlichen, freiwilligen Verzicht oder durch den Zufall allein über Nacht ändern kann. Er ist eine Versicherungspolize gegen Gefahren, die man auf keine andere Weise ebenso wirksam bekämpfen kann.

Fräulein G. — die Tochter eines ungeheuer reichen Lumpen — wird vielleicht in jedem Hause empfangen, aber sich niemals sicher fühlen. Ihr Vater kann plötzlich sein Vermögen verlieren, durch einen Zeitungsstandal ins Gefängnis gebracht werden, oder eine Dirne heiraten, auf diese Weise einen gesellschaftlichen Selbstmord begehen und seine Tochter unmöglich machen. Es ist auch denkbar, daß sie selbst den Intrigen einer überlegenen Rivalin zum Opfer fällt, sich durch irgend eine verbotene Perverstität etwas vergibt, oder aus einem anderen Grunde in Acht und Bann getan wird. Ist sie aber erst einmal Herzogin, so kann ihr nichts mehr passieren. Keine Katastrophe mit Ausnahme der Scheidung, — vermag ihr ihre Krone zu nehmen, und selbst die Trennung der Ehe wird den Stempel des Adels auf ihrer Stirn zurücklassen. Und als allerwertvollste Gabe sieht ihr nun die Freiheit zu, ihr eigenes Leben zu leben, was in Amerika zu den großen Seltenheiten gehört. Sie darf sich nun wie „Mother Hubbard“ kleiden, wenn es ihr beliebt, sie darf Mitglied der „Seventh Adventist-Sekte“ werden (Sekte in den Vereinigten Staaten, die den Sabbath heiligt), oder sich für die Bolschewisten erklären. Sie darf eigenhändig ihre Leibwäsche waschen und sich das Haar kurz schneiden lassen, — immer bleibt sie die Herzogin und als solche der gaffenden Schar überlegen, die politisch mit ihr auf einer Stufe steht.

Dieses soziale Strebertum nimmt natürlich in den höheren und genußsüchtigeren Sphären eine viel leidenschaftlichere und albernere Form an, aber es ist in den tieferen Schichten fast ebenso ernst gemeint. Selbst der unbedeutendste Amerikaner schmiedet im tiefsten Innern seinen, — wenn auch noch so bescheidenen Plan, um emporzukommen. Trachtet er auch nicht danach, zur sogenannten „seinen Welt“ zu gehören, so will er es doch wenigstens auch zu etwas bringen, — wenn auch in einer weniger üppigen Form. Es gibt in diesem Lande der ungezählten Vereine keine soziale Organisation, die nicht stets ihre wohlgefüllte Kandidatenliste in Bereitschaft hat. Diese Kandidaten warten voller Ungeduld auf die

Aufnahme, haben aber noch nicht hinlänglich bewiesen, daß sie dieser Ehre würdig sind. Selbst in den untersten Regionen fehlt es nicht an diesem sozialen Stachelbraht. Auch die kümmerlichen Bruderschaften, die dauernd hausieren gehen, um Mitglieder zu gewinnen und scheinbar jeden aufnehmen, der nicht gerade ein Verbrechen begangen hat, sind auf ihre eigene, wunderliche Art wählerisch. Sicherlich gibt es in dem stolzen, freien Amerika Hunderttausende, — die Erben Washingtons und Jeffersons, — deren Freiheit von einem unermesslichen Geschützpark gesichert ist, — und die sich doch insgeheim grämen, weil ihnen die Freimaurerlogen (Masons, Odd Fellows, Knights of Pythias) verschlossen sind.

In bezug auf die Weiblichkeit ist diese Sache so unverkennbar, daß sie keines weiteren Kommentars bedarf. Die patriotischen Frauenvereine sind insgesamt Organisationen zur Erneuerung verloren gegangener Sonderrechte. Die Plutokratie hat das alte wohlhabende und gebildete Bürgertum (gentry) aus der wirklich führenden Stellung in der Gesellschaft verdrängt. Dieser Stand bietet uns in der Tat ein typisches Beispiel für die Unsicherheit der sozialen Rangordnung in Amerika, aber wenigstens verbleibt diesen Kreisen die Möglichkeit, eine Würde zu unterstreichen, deren die Geldaristokraten sich nicht rühmen und die sie sich auch nicht kaufen können. So tröstet sich die Frau des Grasschaftsrichters in Smithville oder die Tochter des Methodistenpastors in Janestown — weil sie auf eine Loge in der Oper verzichten muß, — in dem Gedanken (der dauernd durch die Schleife im Knopfloch und die Rundgebungen ihres Vereins bekräftigt wird), — daß sie einem vornehmeren, oder auf alle Fälle einen ehrbareren Großvater ihr eigen nennt, als die Familie Astor, Vanderbilt und Gould.

(Fortsetzung folgt)

W. Köhlers Intelligenzprüfungen an Menschenaffen

Von Prof. Dr. K. Groos-Tübingen

Die Leistungen der experimentellen Psychologie werden in dem Lande, das sie geschaffen hat, manchmal recht abfällig beurteilt. Die hierin zum Ausdruck kommende Enttäuschung muß auf ungenügender Kenntnis der neueren Entwicklung des Faches beruhen. So kann es z. B. nicht bestritten werden, daß sich für die Tierpsychologie ganz neue Ausichten eröffnet haben, seit man das Verhalten der Tiere in wachsendem Maße unter den Bedingungen des wissenschaftlichen Experimentes beobachtet. Es sind besonders amerikanische Forscher gewesen, die zuerst diesen Weg beschritten. Hier soll über die „Intelligenzprüfungen an Anthropoiden“ berichtet werden, die ein Deutscher, W. Köhler, 1914 in Teneriffa ausgeführt und 1917 in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften (physikalisch-mathematische Klasse) veröffentlicht hat.

Die Tiere, deren Intelligenz geprüft werden sollte, waren Schimpansen im jugendlichen Alter (3 bis 7 Jahre), wozu ein erwachsenes Weibchen von der Tschego-Abart (11 bis 12 Jahre) kam. Angesichts der zum Teil überraschenden intellektuellen Leistungen, die durch Köhlers Versuche festgestellt wurden, verdient es Beachtung, daß sich dieser Forscher trotzdem den berühmten „rechnenden“ Pferden und Hunden gegenüber ablehnend verhält. „Man sieht sich heutzutage gezwungen“, sagt er (S. 161, Anm.), „in einer ernsthaften Schrift festzustellen, daß die Schimpansen bisher z. B. keinerlei Hinnennung oder Begabung für das Studium von vierten Wurzeln oder von elliptischen Funktionen zeigen.“

Die Versuche Köhlers beruhten alle darauf, daß ein „Ziel“ (Bananen, Orangen) vorhanden war, das die Tiere nicht auf dem gewohnten Wege, sondern nur auf einem „Umwege“, den sie erst finden mußten, erreichen konnten. Die kleine Auslese von Beobachtungen, die ich hier anführe, wird zeigen, mit welchem Scharfsinn dieser einfache Grundgedanke zu verschiedenartigen Aufgaben von wachsender Schwierigkeit abgewandelt wurde. Zunächst der „Umweg“ im buchstäblichen Sinne des Wortes: Der Affe steht in einer Art von „Sackgasse“; das lockende Ziel ist hinter einem absperrenden Gitter zu sehen; soll es erreicht werden, so muß sich das Tier umwenden und um ein abgezauntes Gebiet herumlaufen. Die Aufgabe wurde ohne weiteres gelöst. Auch ein Kind von fünfzehn Monaten und ein Hund zeigten sich ihr gewachsen. Der Hund versagte auch dann nicht, als bei einer Veränderung der Versuchsbedingungen das Ziel vor seinen Augen aus dem Fenster geworfen wurde, so daß es seinen Blicken entchwand. Dabei war eine Eigentümlichkeit für das Eingreifen der Intelligenz charakteristisch; das plötzliche, offenbar von Luft begleitete Aufleuchten der Lösung, die dann gewöhnlich „in einem Zuge“ vonstatten ging. Das kleine Mädchen sah sich langsam um, lachte plötzlich vergnügt und trottete auf dem Umweg ans Ziel; der Hund sprang zuerst gegen das Fenster, sah kurz nach dem Beobachter, begann plötzlich zu schwänzeln und lief zur Tür hinaus bis unter die Außenseite des Fensters. Ähnlich verhielt es sich in der Regel auch bei den im folgenden beschriebenen schwierigeren Leistungen der Schimpansen; der Augenblick, in dem die Lösung einsetzt, ist „durch eine Art Ruck“ markiert (S. 15), um dann in eine geschlossene, einheitlich verlaufende Handlung überzugehen.

Wir gelangen nun zu Aufgaben, die nur dann gelöst werden können, wenn sich der Schimpanse eines „Werkzeugs“ bedient: so handelt es sich etwa darum, die vor dem Gitter befindliche, für den Arm unerreichbare Banane mit einem in den Käfig gelegten Stab „heranzukragen“. Nueva stieß zuerst weinerliche Töne aus, sah den Beobachter mit bittenden Augen an und warf sich verzweiflungsvoll auf den Rücken; plötzlich verstummte das Tier mit einem Blick auf den Stab, ergriff ihn und scharpte etwas ungeschickt, aber doch erfolgreich das Ziel mit ihm heran. Bemerkenswert war auch das Verhalten der erwachsenen Tschego, die die Lösung erst unter dem Einfluß des Futterneides fand, als die frei herumlaufenden Affen die Frucht nehmen wollten: Not lehrt nicht nur helfen, sondern auch denken. Die Schimpansen verstanden es ferner, eine Kiste als Stuhl zu benutzen, die sich im Käfig befand, aber erst unter das aufgehängte Ziel geschoben werden mußte. Sie lernten es schließlich, auch zwei, ja drei Kisten aufeinanderzubauen, wenn eine einzige nicht genügte. Auf einer Abbildung sieht man, wie ein anderer Affe die sehr schlecht aufgelegte zweite Kiste sachverständig festhält, während das auf ihr stehende Tier nach der herabhängenden Speise greift (vgl. S. 132).

Wir gehen sofort zu einer höheren Leistung über: der Werkzeugherstellung. Einen Keim dazu enthält schon das Ausgraben eines im Boden steckenden Steines, um ihn im Kampfspiel zu benutzen. Viel überraschender ist folgende Leistung des fünf- bis sechsjährigen Sultan (des begabtesten unter den Schimpansen Köhlers): „Sultan greift nach Gegenständen hinter einem Gitter und kann sie mit dem Arm nicht erreichen; er geht darauf suchend umher, wendet sich schließlich einem einfachen Schuhreiniger zu, der aus Eisenstäben in einem Holzrahmen besteht, und arbeitet eine Weile daran herum, bis eine der Eisenstangen herausgezogen ist; mit dieser eilt er sofort zu dem etwa zehn Meter entfernten eigentlichen Ziel und zieht es zu sich heran“ (S. 80). Eine Glanzleistung Sultans, bei der allerdings der Zufall mithalf, war das Zuerstehen zweier Röhren aus Schilf, von denen jede einzelne zu kurz war, um das Ziel heranzuholen zu können. Sultan legte zuerst das eine Rohr vor das Gitter und schob es mit dem zweiten vorsichtig auf das Ziel zu, was natürlich

nicht zum Erfolg führen konnte, so daß er schließlich die Sache aufgab. Er begann dann, auf einer Kiste sitzend, achlos mit den beiden Röhren zu spielen. Bei diesem „Herumhantieren“ (man vergleiche damit das „spielende Experimentieren“ der Kinder) kam er darauf, das dünne Rohr in die Öffnung des dickeren zu stecken. Sofort sprang er mit dem so hergestellten Doppelrohr an das Gitter und begann, die Banane heranzuholen. Diese Lösung, die den von mir stets betonten Einfluß des spielenden Experimentierens auf die Entdeckung neuer Wege gut veranschaulicht, gefiel Sultan so sehr, daß er mit dem Doppelrohr auch ganz gleichgültige Dinge an das Gitter heranbrachte (S. 98). Besonders menschenähnlich war das Verhalten Sultans, als Köhler Ghica das „Doppelrohrverfahren“ beizubringen suchte. „Ich stand,“ erzählt er, „draußen vor dem Gitter; neben mir hockte Sultan und sah sehr ernsthaft zu, indem er seinen Kopf langsam kratzte. Als Ghica gar nicht verstand, was ich von ihr wollte, gab ich die beiden Röhre schließlich Sultan, um ihn das Verfahren zeigen zu lassen. Er nahm die Röhre, fückte sie schnell ineinander und zog nicht etwa das Ziel zu sich heran, sondern schob es ein wenig träge auf das andere Tier am Gitter zu“ (S. 134, Anm.).

Die letzten Aufgaben, die hier besprochen werden sollen, bestehen darin, daß der „Umweg“ über selbständige Zwischenziele zu erfolgen hat. Was damit gemeint ist, veranschaulicht folgender Versuch, dem sich übrigens nicht alle Schimpansen gewachsen zeigten. Das Tier hat einen Stod zur Verfügung, der zu kurz ist, um die Früchte vor dem Gitter zu erreichen. Gleichfalls außerhalb des Gitters, aber in geringerer Entfernung von diesem liegt ein zweiter, ausreichend langer Stab, der mit dem kurzen Stod herangeholt und dann zur Erlangung des Zieles benutzt werden kann. Hier muß also eine besondere Zwischenhandlung ausgeführt werden, die ihren Wert erst durch die Beziehung auf den Hauptzweck erhält. Grande (7 Jahre) „langt mit dem kurzen Stab vergeblich nach dem Ziel, kümmert sich dann für eine Weile nicht um den Versuch, kommt wieder, langt hinaus wie vorher, sitzt danach einen Augenblick ruhig am Gitter, immer noch gegenüber dem Ziel. Auch als ihr Blick auf den größeren Stod weilt fällt, verharrt sie, ihn fixierend, weitere Momente regungslos, springt dann aber plötzlich auf, geht an die Gitterstelle ihm gegenüber, zieht den großen mit dem kleinen Stod und sofort auch mit jenem das Ziel heran“ (S. 138).

So überraschend die Erfolge der geschilderten Intelligenzprüfungen sind, so deutlich verraten sich dabei doch auch gewisse Schranken in der geistigen Leistungsfähigkeit der Schimpansen. Nicht jede Aufgabe wurde von allen Tieren gelöst. Die gefundenen Lösungen wurden häufig nicht bis zu der Vollkommenheit durchgeführt, die für den erwachsenen Menschen fast selbstverständlich wäre. Die „Torheiten“, die bei den Lösungsversuchen vorkamen, verraten, daß die erregbaren Tiere leicht verwirrt werden; so geschah es häufig, daß das „Stuhlverfahren“ (Herbeischleppen einer Kiste zum Herabholen des aufgehängten Zieles) ganz sinnlos auch dann versucht wurde, wenn das Ziel außerhalb des Gitters auf dem Boden lag. Die einfache Aufgabe, ein im Wege stehendes Hindernis wegzuräumen, gelang nur den begabteren Tieren, und auch diesen nicht sofort (S. 48). Von grundsätzlicher Bedeutung sind aber folgende Punkte. Erstens zeigten sich gewisse Schwierigkeiten in der Auffassung räumlicher Situationen, Strukturen, Gestalten; so wurde die Aufgabe, einen Stod, der mit einem Ring lose an einem Nagel hing, von diesem abzustreifen, wahrscheinlich darum nicht befriedigend gelöst, weil das Tier die Raumstruktur „Ring am Nagel“ schon optisch nicht klar auffaßte, ähnlich wie das dem Menschen bei verwickelten mechanischen Spielereien ergeht, deren Struktur er nicht recht übersehen kann. Es ist ferner zu bedenken, daß bei den angeführten Versuchen die zu verwendenden Mittel (der Stab, die Kiste usw.) sinnlich wahrgenommen wurden. Die uns so geläufige Wahl eines nicht gegenwärtigen Mittels, auf das wir nur mit Hilfe des Gedächtnisses oder der Phantasie verfallen, würde

wahrscheinlich in den meisten Fällen die Leistungsfähigkeit dieser höchstbegabten Tiere übersteigen. Sogar der kluge Sultan war nur mit größter Mühe dazu zu bringen, die in einem anderen Zimmer befindliche Kiste als Hilfsmittel herbeizuholen, obwohl er sie unmittelbar vorher gesehen haben mußte (S. 42 ff.). Schließlich ist noch zu betonen, daß auch bei der sinnlichen Gegenwart der Dinge die Möglichkeit, sie gleichzeitig zu sehen, häufig von ausschlaggebender Bedeutung war; „das beste Werkzeug verliert leicht seinen Situationswert, wenn es nicht simultan oder quasimultan mit der Zielregion gesehen werden kann“ (S. 43). Das alles warnt vor einer zu großen Annäherung der tierischen Intelligenz an die menschlichen, wie sie z. B. die Berichte über den Mannheimer Hund Kolf zeigen.

Weltspiegel

Um Genua. Papst Benedikt XV., Graf Giacomo della Chiesa, war ein genuinischer Aristokrat, der unter Rampolla die hohe Schule der vatikanischen Diplomatie durchgemacht hat. Sein Pontifikat fiel in eine stark bewegte Periode. Am 3. September 1914, kurz vor den kritischen Tagen der Marne-schlacht, wurde er der Nachfolger Pius X. Seine diplomatische Erfahrung hat ihm große Dienste geleistet. Obwohl ihm, wie seinem Lehrmeister Rampolla, eine gewisse Neigung zu Frankreich nachgesagt wurde, hat er in der Erkenntnis der Wurzeln der vatikanischen Macht während des Weltkonfliktes wie nach seiner Beendigung eine streng neutrale Haltung eingenommen. Daß der Vatikan, von dem aus im Jahre 1917 eine erste Anregung zum Frieden ausging, von dem Pariser Verhandlungen fern gehalten wurde, schien eine Minderung seines Ansehens zu bedeuten. Die Tatsache, daß Benedikt XV. mit dem in Versailles verübten Gewaltakt nichts zu tun hatte, hat dem Papsttum aber nur genützt. Leicht hätte im Toben der entfesselten Kräfte die Kurie Schaden erleiden können, aber Benedikt XV. und sein Kardinalsstaatssekretär Gasparri wußten die drohenden Gefahren zu vermeiden. In der alten wie in der neuen Welt hat der Vatikan nichts eingebüßt, sondern Einfluß gewonnen. Die russische Orthodoxie, deren innere Hohlheit das Treiben Rasputins kennzeichnet, brach mit dem Jarentum zusammen. Der Katholizismus hat, etwa in der Tschecho-Slowakei, Stürme durchzumachen gehabt, aber er hat sich als eine über den Völkern stehende, wahrhaft mächtige Organisation erwiesen. Benedikt XV. hat die Möglichkeiten, die sich dem Papsttum gerade in der gegenwärtigen Weltverwirrung bieten, auszunutzen gewußt. Inmitten aller der erschütterten Autoritäten blieb die geistige Macht des Papsttums als festes Element bestehen. Außerlich stellt sich das in den diplomatischen Beziehungen dar, die der Vatikan unter Benedikt XV. aufgenommen hat. Außer Frankreich haben England, das seit Heinrich VIII. keine amtlichen Beziehungen zum Vatikan unterhalten durfte, die Türkei und Japan sich beim Heiligen Stuhle vertreten lassen, von den zahlreichen neu entstandenen Staaten ganz zu schweigen. Der Papst hat wieder Beziehungen zur Schweiz hergestellt, wo seit den 70er Jahren der Nuntius verschunden war, und in Südirland hat sich innerhalb des englischen Weltreiches ein neues katholisches Staatswesen gebildet. In der angelsächsischen Welt hat der Katholizismus überhaupt stark an Boden gewonnen. Auch zu den orientalischen Kirchen, die früher vielfach nach Petersburg gravitierten, wurden Fäden gesponnen. In erster Linie war Benedikt XV. aber Italiener. An den Leiden des italienischen Volkes während des Krieges hat er besonderen Anteil genom-

men. Seine Bemühungen waren darauf gerichtet, den Riß zu verkleben, der seit dem Einmarsch der italienischen Truppen in Rom im Jahre 1870 klappte. Bei seinem Ableben erschienen zum ersten Male italienische Minister, Angehörige der Katholischen Volkspartei, amtlich im Vatikan. Bezeichnenderweise hat hiergegen der spanische Kardinal Merry del Val bei Gasparri Einspruch erhoben. Für eine Verständigung zwischen Vatikan und Quirinal, die dem Papsttum seine besonderen Rechte läßt, aber die Utopie der Wiederherstellung des Kirchenstaates beseitigt, ist jedoch der Weg gebahnt.

Während in Rom die Vorbereitungen für die Wahl des neuen Oberhauptes der Katholischen Kirche getroffen werden, führen Poincaré und Lloyd George ihre Auseinandersetzungen fort. Zwei leidenschaftliche, im politischen Geschäft ergraute Persönlichkeiten kreuzen hier die Waffen. Dabei ist Poincaré insofern im Vorteil, als er sich auf eine starke parlamentarische Mehrheit stützen kann, deren Bestand für längere Zeit gesichert ist. Lloyd George muß dagegen mit Neuwahlen rechnen. Ihr Zeitpunkt ist zwar verschoben worden, aber während Poincaré von der ziemlich einflußlosen äußersten Linken als Kriegshexer hingestellt wird, hat Lloyd George außer den radikalen Arbeitergruppen Asquith und Grey als Vertreter der die Koalition verwerfenden Altliberalen wie den äußersten Flügel der Unionisten gegen sich. Die irische Regelung scheint sich allerdings dadurch zu bewähren, daß zwischen Ulster und dem übrigen Irland eine Art Ausgleich zustande kommt, bei dem namentlich der empfindliche Boykott der nordirischen Erzeugnisse durch den neuen Freistaat fallen soll. Das ist ein unbestreitbarer Erfolg für Lloyd George, der hinter sich die große Koalition hat. Zwischen den Nationalliberalen, Lloyd Georges eigentlicher Partei, und den Koalitionskonservativen unter Austen Chamberlain herrscht nur eine Differenz: Chamberlain möchte als Gegengewicht gegen den Einfluß der Arbeiterpartei den Vetorecht des Oberhauses wiederherstellen. Die Nationalliberalen lehnen dies ab.

Lloyd George verteidigt, nicht nur gegen Poincaré, auch gegen Lord Derby und Grey den Gedanken der Konferenzen. Überblickt man deren lange Reihe, so sind im Verhältnis zum gemachten Aufwand die politischen Ergebnisse allerdings meist gering gewesen, und jede Konferenz trug in sich den Keim neuer Verwicklungen. Endgültige Regelungen liegen aber außerhalb des Bereiches des politischen Lebens, das nicht starr, sondern veränderlich ist wie ein Organismus. Die unmittelbare Berührung und Aussprache zwischen den leitenden Staatsmännern hat aber doch viel zur Entspannung der Atmosphäre beigetragen. Als Verfechter der herkömmlichen diplomatischen Methode hat Poincaré aber insofern recht, als jede Konferenz eine sorgfältige Vorbereitung erfordert. Lloyd George ist nun einmal — das zeigt sich unter anderem auch bei den Besprechungen mit Rathenau in London — ein Gegner der zünftigen Diplomatie, die er zu umgehen trachtet. So scharf er sich auch gegen Poincaré ausspricht, man darf nie vergessen, daß die Aufrechterhaltung des engen Einvernehmens mit Frankreich seit Eduard VII. den Angelpunkt der europäischen Politik Englands bildet. Daß London heute mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, beruht auf den Fehlern beim Friedensschluß. Damals versäumte es England, den Ehrgeiz von Paris im Zaum zu halten. Es unterschätzte die politische Energie Frankreichs und auch seine wirtschaftliche Betriebsamkeit. Die Folge der Uebergangnahme des französischen Machtstrebens bekommt England jetzt zu spüren. Wie bei jedem Geschäft, wird aber schließlich ein Ausgleich zustande kommen, denn auch Frankreich braucht England.

Aber die Kosten der Verständigung wird jedenfalls Deutschland tragen. Es steht nach dem Kriege völlig machtlos da. Wenn in Cannes die deutsche Abordnung zu Worte kam und wenn sie in Genua erscheinen wird, so vertritt sie nur ein durch den Versailler Frieden der Möglichkeit selbständigen Auftretens beraubtes Volk. Der Wert der deutschen Mitwirkung in Genua hängt nicht von

den mehr oder minder schönen Worten der deutschen Vertreter, sondern davon ab, ob sie für die Erneuerung der Welt positive Vorschläge mitzubringen vermögen. Deren Umfang ist wieder bedingt durch die Regelung der Reparationsfrage, die außerhalb der Konferenz im Benehmen mit der Reparationskommission und dem Obersten Rat erfolgen soll. Die deutsche Denkschrift ist auf Grund des Steuerkompromisses am 28. Januar überreicht worden. Große Erwartungen darf man freilich nicht hegen. Der Wille der französischen Regierung geht dahin, die Kräfte Deutschlands bis zum Alleräußersten auszusaugen. Jedes noch so geringe Zugeständnis muß dabei durch Einräumung von Kontrollrechten und die Abschnürung der deutschen Unternehmungen im Auslande teuer erkauft werden. Deutschland kann bei einer solchen Fesselung überschüssige Werte etwa für den Aufbau Rußlands schwerlich bereitstellen. Eine nur auf das laufende Jahr berechnete Lösung nützt jedoch wenig, weil nur eine grundsätzliche Umstellung die Rettung bringen kann. Für diese ist aber Poincaré nicht zu haben, und auch England wird trotz der Schädigung des britischen Handels durch den Fortfall der deutschen Kundtschaft die Zügel nicht so weit loslassen wollen, daß in Deutschland jener Wettbewerb wieder entstehen kann, gegen den sich England vor und im Kriege wehren zu müssen meinte. Was aus Genua wird, ist bei allem Optimismus von Lloyd George doch recht unbestimmt. Das Fernbleiben der Amerikaner macht durchgreifende Resultate überhaupt wenig wahrscheinlich. Sie werden sich, wie in Cannes, auf die Entsendung eines Beobachters beschränken, da sie nicht aufs neue in die europäischen Streitigkeiten verwickelt werden wollen. Für Frankreich bedeutet dabei die Begründung der amerikanischen Zurückhaltung durch den Hinweis auf die Möglichkeit einer Erörterung des Versailler Friedens einen Erfolg. Die Vereinigten Staaten beharren auf ihre Schuldforderungen an die Verbündeten, die amerikanische Kritik richtet sich dabei deutlich gegen die französischen Militärrüstungen. Man will, nachdem ein grundsätzliches Einvernehmen mit England über die großen Weltfragen erzielt ist, in Amerika abwarten, wie sich die Dinge in Europa entwickeln. Das Bewußtsein eigener Kraft läßt die Amerikaner die europäischen Ereignisse mit einer gewissen Kühle beurteilen, wenn auch der Hooversche Bericht des Oberausschusses für den Handel zwischen Nord- und Südamerika die Beeinträchtigung des amerikanischen Wirtschaftslebens durch die Verwirrung in Europa hervorhebt. Aber nach den wenig erfreulichen Erfahrungen in Washington, wo der französische Militarismus trotz zutage trat, und über China keine Einigung erzielt werden konnte, ist für Amerika der Reiz zu Konferenzen auf europäischem Boden gering. Washington hätte es lieber gesehen, wenn im Anschluß an die großen politischen Abmachungen eine Wirtschaftskonferenz in Amerika selbst stattgefunden hätte, ein um so logischeres Verlangen, als ohne den amerikanischen Geldgeber doch nichts Bindendes vereinbart werden kann. Dies trifft besonders auch auf Rußland zu. Sehr selbstbewußt tritt Moskau der Konferenz von Genua gegenüber. Wie es China ablehnt, einer internationalen Aufsicht nach dem ursprünglichen Programm der Washingtoner Konferenz unterstellt zu werden, so will Rußland nicht Ausbeutungsobjekt eines internationalen Syndikates werden. Nur streben die Russen danach, sich nicht einem einzigen internationalen Konzern zu überantworten, sondern sie wollen mehrere getrennte Unternehmen, um die verschiedenen Einflüsse zu neutralisieren. Die Russen haben sich vor dem Kriege gegen die Durchbringung durch deutsche Unternehmer aufgelehnt. Sie fühlen sich heute, nach dem Scheitern der Interventionsversuche als Machtfaktor, aber ihr Auftreten darf über den Geldmangel der Sowjets und die teilweise trostlosen inneren Verhältnisse nicht hinwegtäuschen. Wie die Welt das russische Absatzgebiet braucht, so kann Rußland nicht ohne die anderen Länder auskommen. Seine eigensien Interessen weisen Rußland auf ein Zusammengehen mit Deutschland hin, das sich um die innere Gestaltung der russischen Angelegenheiten nicht kümmert und nur ein Betätigungsfeld für seine Arbeitskraft sucht. Kapital kann Deutschland freilich

nicht zur Verfügung stellen, und deshalb bleibt die Heranziehung der Angelegenheiten unumgänglich.

Wohin die Unbekümmertheit der Siegermächte ein unglückliches Volk treiben kann, das ergeben die trostlosen Zustände in Österreich. Der tüchtige Ministerpräsident Schöberl ist gestürzt worden, hat aber die Regierung wieder übernommen, was die beste Lösung der Krise darstellt. Der in der Not geschlossene Vertrag von Lana war freilich ein sehr bedenklicher Schritt, der Österreich dem österrösterreichischen Imperialismus ausliefern kann. Auch der Kredit, den England in Aussicht stellt, bedeutet keine dauernde Abhilfe: Ebenso wie die deutsche Entschädigungsleistung nur in durchgreifender Weise, nicht auf kurze Frist, behandelt werden kann, vermag Österreich allein der Anschluß an das Deutsche Reich zu helfen, der national wie wirtschaftlich naturnotwendig ist, nachdem die Entente selber das alte Österreich zertrümmert und ein lebensunfähiges Staatsgebilde wie Deutsch-Österreich künstlich geschaffen hat.

W. G. von Wesendorf

Wirtschaftliche Umschau

Von Chr. Stöhr, Berlin

Ohne dabei zu vergessen, daß bei Beurteilung der komplizierten, von vielen Faktoren beeinflussten wirtschaftlichen Erscheinungen und Verhältnisse der „Absolutismus der Lösungen“ ausgeschlossen ist, kann man doch im Hinblick auf die gegenwärtige wirtschaftliche Lage Deutschlands feststellen, daß sie ausschlaggebend von zwei nach entgegengesetzten Richtungen ziehenden Kräftegruppen bestimmt wird, deren eine sich als die französische, die andere als die anglo-amerikanische Auffassung von der künftigen Gestaltung der Welt darstellt. Während die angelsächsische Gruppe schon offiziell die Überzeugung vertritt, daß die unbefriedigende Wirtschaftslage aller Völker nur durch schnelle Wiederherstellung der früheren weltwirtschaftlichen Beziehungen von Land zu Land zu bannen ist, daß der Versailler Vertrag und seine Ausführungsbestimmungen in den Teilen, welche sich als schwere Hemmungen der wirtschaftlichen Gesundung der besiegten Völker entgegenstellen, einer neuen Interpretation bedürfen, besteht die französische Gruppe aus anscheinend rein politischen Gründen gegenwärtig wieder stark auf den Friedensvertrag. Die Resultate dieser beiden Kräfte ist für die jeweilige Gestaltung der wirtschaftlichen Lage Deutschlands von so

einschneidender Bedeutung, daß die übrigen gestaltenden Faktoren (die deutsche Wirtschaftspolitik z. B.) an Einfluß ganz wesentlich verlieren müssen. Sie ist auch eine der Hauptbestimmungsgründe für den Preis des deutschen Geldes im Auslande geworden, dessen wirtschaftliche Entstehungsbefehle während des Krieges und später nur ganz schwach funktionieren konnten, und der längst das Produkt eines kaum zu entwirrenden Anäußers von Faktoren politischer, finanzieller, wirtschaftlicher und psychologischer Art geworden ist, welche dauernd zugleich mitwirkend sich im Hinblick auf ihre Bedeutung oft und schnell umgruppieren, von denen aber die politischen die weitaus vornehmsten sind.

Die Ausführungen des englischen Professors Keynes in seinem neuen Buche „A Revision of the Treaty“, nach denen in den „inneren Zirkeln“ der Entente über die Unerfüllbarkeit des Londoner Ultimatums nicht der geringste Zweifel besteht, bekräftigen, was man in Deutschland längst wußte, daß nämlich eine deutsche Erklärung der völligen Zahlungsunfähigkeit besonders der französischen Politik wegen der damit gebotenen Gelegenheit zu neuen Maßnahmen nicht unympathisch gewesen wäre. Es hat dem „rechtsdrehenden statischen Moment“, der englischen Politik, welche

erkannt hat, daß Deutschlands Not auch diejenige Englands ist, große Mühe gekostet, in Cannes eine vorläufige Erledigung des Reparationsproblems herbeizuführen. Gegenwärtig bahnt sich wieder ein neuer Gleichgewichtszustand an zwischen den beiden Kräften, die Deutschlands Schicksal bestimmen. Die von Poincaré geführte französische Politik hat fester als je ihr Ziel der politischen und wirtschaftlichen Hegemonie in Europa ins Auge gefaßt, und deutlicher als je sind aus den Reden der englischen und amerikanischen Staatsmänner die Gegensätze zu ihrem Bundesgenossen hervorgetreten. Bei der bekannten Energie des neuen Chefs der französischen Regierung darf man sich auf unliebsame Überraschungen vorbereiten; auf die Dauer wird sich Frankreich aber der Politik seiner Gegenspieler, welche zugleich die Bedürfnisse der weitaus größten Zahl der Volkswirtschaften vertritt, nicht widersetzen können.

Die Abmachungen von Cannes stellen den bisher letzten formulierten Status des Kräfteverhältnisses zwischen dem links- und dem rechtsdrehenden statischen Moment dar und haben für das auf der tiefsten Ebene hin- und hergezogene Deutschland vorläufig eine neue Gleichgewichtslage geschaffen, der Rechnung zu tragen für das deutsche Volk die Hauptfrage des Tages ist. Ob nach Beendigung des Provisoriums endlich das gesamte Reparationsproblem einer Lösung zugeführt werden soll, ist völlig unbestimmt und wenig wahrscheinlich. Was die in Cannes festgesetzten regelmäßigen deutschen Zahlungen von 81 Millionen Goldmark je Defade angeht, so hat es den Anschein, als ob sie zunächst noch ohne große Erschütterungen des Devisenmarktes geleistet werden können. Die Erfüllung der übrigen Bedingungen von Cannes, Ausbalanzierung des Budgets und Einschränkung des Notenumlaufes, wird aber aller Steuerwilligkeit zum Trotz so lange unmöglich sein, bis die von außen kommenden Ursachen der dauernden Schwankungen der Rechnungseinheit, der Reichsmark, abgestellt werden. Der deutsche Etat für das Jahr 1922 schließt mit einem ungedeckten Fehlbetrag von 224 331 Milliarden Mark. Der ordentliche Haushalt ergibt 18 Milliarden Mark Überschuß, die zur Reparation verwandt werden sollen, im außerordentlichen Haushalt sind 3,1 Milliarden Zuschuß erforderlich, die Betriebsverwaltungen weisen 11 015 Mark Fehlbetrag auf. Für die Ausführung des Friedensvertrages sind 228 196 Milliarden Mark vorgesehen, von denen bisher nur

18 Milliarden gedeckt sind. Nach schwierigen Verhandlungen mit den Parteien hat die Regierung das Recht erhalten, von den deutschen Erwerbsständen in Form einer Zwangsanleihe 1 Milliarde Goldmark (etwa 45—50 Milliarden Mark) zu erheben. Aus dieser Summe soll in erster Linie der außerordentliche Etat balanziert und der Hauptteil (also etwa 42—43 Milliarden Mark) dem Reparationshaushalt zugeschrieben werden, die dann immer noch fehlende Summe von etwa 180 Milliarden Mark hofft die Regierung aus den neuen Steuern zu gewinnen, die möglichst bald vom Reichstage verabschiedet werden sollen. Die Betriebsverwaltungen erhalten nichts aus der Zwangsanleihe, sondern sollen sich durch geeignete Maßnahmen selbst rentabel machen. — Um die unbegrenzte Ausgabe neuer Noten einzuschränken und die Finanzverwaltung zu zwingen, die Deckung des Finanzbedarfes ausschließlich in Steuern zu suchen, soll das Verhältnis der deutschen Reichsbank zur Regierung auf eine neue Grundlage gestellt werden, insbesondere soll die Reichsbank von der Verpflichtung befreit werden, die Reichsschatzwechsel ohne Einschränkung gegen Noten anzunehmen. Um einer englischen Forderung nach Erhöhung der Produktionskosten in Deutschland nachzukommen, müssen die Tarife der Eisenbahn und der Post sowie die Preise für Kohlen und Getreide bedeutend heraufgesetzt werden, wodurch dem deutschen Volke die Lebenshaltung immer mehr verteuert wird. Die deutsche Einfuhr, besonders die von Lebensmitteln, geht der Menge nach seit drei Monaten stark zurück, während die Einfuhrwerte steigen, die Ausfuhr ist nach Menge und Wert ein wenig gestiegen, so daß sich für den Monat Dezember dem Werte nach ein kleiner Ausfuhrüberschuß der Menge nach ein Einfuhrüberschuß von 1,6 Millionen Doppelzentner ergibt. Trotzdem bleibt die Handels- und die Zahlungsbilanz für 1921 hoffnungslos passiv. Wie unter diesen Umständen der Ausgabe neuer Noten Einhalt geboten werden soll, ist schwer zu sagen. Der Wert der deutschen Zahlungsmittel am Dollar gemessen, der sich nach dem Rücktritt Briand's (in Gemeinschaft mit dem des Franken) ziemlich scharf gelenkt hatte, schwankt jetzt hin und her. Die Ablehnung der Einladung nach Genua, sowie die Tatsache, daß sich in New York der Wert der europäischen Valuten fast immer in gleicher Richtung verändert, beweist von neuem, daß man in den Vereinigten Staaten die europäische Frage jetzt als ein Ganzes und nicht unter dem Gesichtspunkt einzelner Staaten ansieht.

Der Musikchronist

Don Schrent

Es ziemt sich, zu Beginn dieses Berichtes von dem Manne zu reden, dessen vor wenig Tagen erfolgter Tod die furchtbarste und unersehlichste Lücke nicht nur in unser Musikleben, sondern in das der ganzen Welt gerissen hat, von Arthur Nikisch. Als sich die Kunde von seiner Erkrankung verbreitete, hofften wir alle, die wir ihn liebten und verehrten, daß er bald wieder in der alten Frische zu uns zurückkehren würde. Und nun erlag er doch der heimtückischen Grippe, die schon so viele Opfer gefordert hat, wir werden nie mehr die Beglückungen seiner unvergleichlichen Kunst empfinden, wir sind um einen der größten Künstler ärmer geworden. Wie soll man in wenigen Worten das sagen, was er war und wirkte! Wie soll man jetzt, unter dem lähmenden Gefühl schwerer Trauer, das Niesenmaß seiner in fast zwei Menschenaltern vollbrachten Leistungen so recht würdigen! Etwas Geheimnisvolles, Faszinierendes war in seiner Kunst der Orchesterleitung, mochte er nun das Leipziger Gewandhausorchester, die Bostoner, Wiener oder unsere Berliner Philharmoniker dirigieren. Die Kraft seiner unendlich reichen Musikerpersönlichkeit schuf uns einigartige Eindrücke, die jedem, der sie empfing, unvergeßlich bleiben werden. Wir wissen nicht, wie er das machte, wie er, ein Zauberer des schönen Klanges, das Orchester zu den außerordentlichsten Leistungen aufrief, wir wissen nur, daß dieses alles nie mehr wiedertommen wird. Wir werden diese Offenbarungen eines einigartigen Dirigentengenies nicht mehr erleben. Unauslöschlich aber ist unsere Dankbarkeit für alles, was er uns gab; nun, da er nicht mehr lebt, wird er, der ein großer Künstler und ein großer, gütiger Mensch war, wie ein Mythos in unserer Erinnerung leben.

Doch auch die Lebenden verlangen ihr Recht; es gilt, die Trauer um diesen Fürsten der Musik zurückzudämmen und wieder der schaffenden Arbeit des Tages zu gedenken. Da handelt es sich auf dem Gebiete der Oper vor allem um die Neueinstudierung von Mozarts „Zauberflöte“ in der Staatsoper. Wir haben sie schon lange im Spielplan vermisst, nun aber konnte man mit Freuden konstatieren, daß das Wagnis ihrer Aufführung (denn ein Wagnis ist es in jeder Hinsicht) vollkommen geglückt ist. Man verpürte unter der Leitung Leo

Bleichs jenen Hauch des Transzendenten, aller Irdischkeit Entrückten, der diese Musik zu den wenigen Wundern macht, deren unsere Erde sich noch freuen kann. Diese fast naturhaft hinströmende Musik legt sich in ihrer tiefen, atmenden Süßigkeit wie ein goldenes Reg über die zuweilen bis zur Unverständlichkeit ineinander verschlungenen Fäden der Schifanederischen Handlung. Zwar hat sie den mythischen Unterton des Märchens, aber sie ist ganz unromantisch und fern aller Sentimentalität. Der tiefe Sinn dieses Spieles liegt in ihr beschlossen, in herber, volksliebhafter Einfachheit spricht sie von den letzten und höchsten Dingen des Lebens in einer Form, deren Geschlossenheit einzigartig ist. Dieses letzte Bühnenwerk Mozarts umschließt die Summe seines Lebens und seiner Kunst; er aber starb zwei Monate nach der ersten Aufführung, und man begrub ihn in einem Massengrab. . . .

Von den Mitwirkenden nenne ich in erster Linie die Pamina der Elisabeth Rethberg, deren Mozartgesang wahrhaft köstlich ist. Otto Selgers war ein sehr schön singender Sarastro, und Benno Hegler ein darstellerisch und gesanglich vortrefflicher Papageno. Die Dekorationen und Kostümentwürfe hatte Ludwig Rainer geschaffen.

Zu den wichtigsten musikalischen Ereignissen des Januar gehörte die „Hans Pfitzner-Woche“, die vom „Anbruch“ unter Förderung der Staatsoper veranstaltet wurde. Leider hatte man es sich damit etwas bequem gemacht. Außer der Uraufführung der romantischen Kantate „Von deutscher Seele“ gab es neben dem „Palestrina“ und dem „Christelfein“ nur noch einen Kammermusikabend. Wenn man sich aber schon zu einer so ehrenvollen Demonstration für Pfitzner entschloß, so hätte man, meine ich, doch auch ein Abiges tun und zumindest sein schönstes und für seine Art bezeichnendstes Werk, die „Rose vom Liebesgarten“ endlich einmal aufführen können. Von der unter Pfitzners Leitung vor sich gehenden Aufführung des „Palestrina“ ist zu sagen, daß sie jede einheitliche Wirkung vermissen ließ. Das liegt natürlich an dem Werk, dessen übergroße Längen ermüdend wirken. Als große Höhepunkte bleiben bestehen die

Konzeption der *missa*, in welcher Szene Pfitzner den kühnen, großartig gelungenen Versuch macht, den musikalischen Schöpfungsakt auf die Bühne zu bringen und der kurze Schlußakt, der das ganze Werk fast rettet. In den Hauptrollen waren Oskar Holz, Theodor Scheidl, Armster und Henke ganz vortrefflich. Einige Worte noch über die romantische Kantate „Von deutscher Seele“, die, wie gesagt, zur Uraufführung kam. Sie zerfällt in zwei Teile, deren erster „Mensch und Natur“, deren zweiter „Leben und Singen“ überschrieben ist. Sie ist für Solostimmen, gemischten Chor, großes Orchester und Orgel geschrieben und benützt als textliche Unterlage Sprüche und Lieder von Eichendorff, die — in sinn-gemäßer Anordnung durch den Komponisten — eine Art von „Handlung“ ergeben. Wesentlich für die musikalische Gestaltung des Werkes ist es, daß die Texte nicht einfach aneinander gereiht sind, sondern daß symphonische Orchesterzwischenspiele von zunehmendem beträchtlichem Ausmaß die einzelnen Sprüche und Gedichte miteinander verbinden und so unvermerkt von einer Stimmung in die andere überleiten. Die Aufgabe, die Pfitzner sich hier selbst gestellt hat, war nicht leicht zu lösen, und man kann auch nicht sagen, daß er sie durchweg gelöst hat, aber die Hauptwerte des Werkes liegen doch in diesen voll mannigfacher geistreicher und feiner Einzelheiten stehenden rein symphonischen Abteilungen. Nicht besonders glücklich ist seine Erfindung in den Chor- und Solopartien. Hier fließt die Musik nur zäh und dickflüssig weiter, ohne rechtes Profil und ohne Schwung. Am gelungensten erscheint mir noch der Schluß des ersten Teils, der mit dem für Chor und Soli gesetzten „Nachtaruf“ wirklich warm und tief empfundene Musik bringt, während der äußerlich pompöse Abschluß des Ganzen seinen Eindruck nur rein physischen Wirkungen verdankt. Alles in allem ein Werk, das Pfitzners schon so oft betonte zwiespältige Natur aufs neue deutlich beweist; neben Stellen von großer Schönheit, wie sie nur einem Meister gelingen können, finden sich eben auch solche voller Widerborftigkeit

und Sprödigkeit. Die Aufführung des Werkes verlief unter der Leitung von Selmar Meyrowitz ganz vortrefflich. Mittelscher Chor und Philharmonisches Orchester beherrschten ihre komplizierten Aufgaben vollkommen, und das Soloquartett war mit Berta Kiurina, Maria Olszewska, Fritz Krauß und Albert Fischer glänzend besetzt.

Zum Schluß sei aus der unübersehbaren Masse der Konzerte nur noch einiges hervor-gehoben. Vor allem der letzte Klavier-Abend Eduard Erdmanns; er wird lange im Gedächtnis bleiben, nicht nur wegen der enormen Leistung Erdmanns, sondern auch wegen einer Uraufführung, die er brachte. Das war eine „Tanzsuite“ von Artur Schnabel. Dieses Werk, das den Ohren fast in jedem Takt böse Rätsel aufgibt, wurde von einem großen Teil der Zuhörer abgelehnt. Ich kann mich dem nicht anschließen. Man bemühe sich nur, dieses Werk vorurteilsfrei zu hören, man denke nicht immer an die gebräuchlichen Begriffe von Harmonik und Melodik, dann wird man vielleicht die Grazie und Heiterkeit fühlen, die aus jedem dieser fünf Sätze spricht. Das Ganze hat etwas Schwebendes, Entmaterialisiertes und ist, um auch ein wenig vom Technischen zu reden, streng schematisch gearbeitet. Dem Spieler stellt es Aufgaben von unerhörter Schwierigkeit, und für die Art, wie Erdmann, dieses Klaviergenie ohnegleichen, sie bewältigte, ist kein Lob zu hoch. — Endlich noch ein paar Worte über einen jungen Sänger Ehm Pfeffer, der sich mit einem Programm wenig gesungener Schubert-Lieder vorstellte. Man hörte eine auf tadelloser, technischer Grundlage stehende Stimme, voll Leuchtkraft und sinnlicher Wärme. Dazu kommt aber ein an Seele und Musikalität zeugendes Ausdrucks- und Vortragsvermögen, dem schon jetzt ein bemerkenswerter Reichtum an Nuancen zur Verfügung steht. Wenn sich dieses alles auf der Basis größerer Sicherheit noch weiter ausbreitet haben wird, dann können wir in Ehm Pfeffer eine der hoffnungsvollsten Persönlichkeiten unseres jungen Sängernachwuchses begrüßen.

Bücher für den Kunstfreund

Das Erbe — E. D. Friedrich — Hans Thoma

Da ist ein Sammelband „Das Erbe“ erschienen, von Tim Klein herausgegeben, (Verlag R. Piper, München 1921, Fr. 60.—), ein ungewöhnliches Buch, voll Charakter in Plan und Durchführung. Hier wird Ernte gehalten aus vier Jahrhunderten deutscher Geistesarbeit. Schauen und Bilden, Glauben und Denken, die Sprache, der Volksmund, die Meisterprosa, deutsches Land und Geschichte finden fern von nur zeitlich Bedingtem in den Gedanken und Gestalten großer überragender Menschen ihre Deutung. Mit dem Hymnus auf Meister Erwin von Steinbach des jungen Goethe hebt das Buch an, Borringers „Vaugedanke der Gotik“ aus den „Formproblemen“ folgt und wird abgelöst von der in all ihrer Sachlichkeit unheimlich berührenden Schilderung A. Dürer vom Tode seiner Mutter. Es schließt sich Oskar Hagens klärender Aufsatz über „Deutsche Form“ an. H. Otto Runges Erscheinung und mit ihm die Lage der Romantik werden in einem Bekenntnisbrief lebendig. Schließlich erzählt Fontane vom alten Schadow, es findet sich ein Brief H. von Marées und Aufzeichnungen Hans Thoma's — das ist der Inhalt der ersten 50 Seiten dieses siebenfach starken Bandes! Vom Verleger wurden mit schönem Verständnis Schwarzweißblätter von Schöngauer, Dürer und Altdorfer, von Schadow, Thoma und Marées eingestreut und ergänzen veranschaulichend den Inhalt dieses Abschnittes. Scheinbar lose aneinander gefügt ist die Anordnung doch klar durchdacht und verlangt zusammenhängendes Lesen. — Wahrhaft ein Bildungsbuch für den jungen werdenden Menschen und darüber hinaus Zielen in die Hand zu wünschen!

Einer der stillsten und zartesten Künstlererscheinungen deutscher Lande, der Pommer Caspar David Friedrich, ist weder im Bild noch Wort im „Erbe“ enthalten. Seinen reinen Geist beschwört das schmale Buch Dokumente und Bilder, das Otto Fischer zusammenstellte (E. D. Friedrich, Die romantische Landschaft, Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart 1922, Preis geb. M. 33.—). Nicht die große abschließende Arbeit, auf die wir seit Auberts Tod warten liegt hier vor; der Herausgeber bescheidet

sich vielmehr, die zum guten Teil schon durch den „Stillen Garten“ weit bekannt gewordenen Gemälde in sorgfältiger Wiedergabe gemeinsam mit Aufzeichnungen Friedrich's „Über das, was Kunstgeist in dem Menschen ist“ und Dokumenten der Zeitgenossen Ronge, Carus, des Goethefreundes, und H. v. Kleist zu bringen. Die Bildwahl ist gut getroffen, könnte aber durch das „Greifswalder Hafensbild“ (Kopenhagen, Kunstmuseum) durch die „Fregatte bei Abenddämmerung“ (jetzt in Dresden) und der „Landschaft aus dem Riesengebirge“ (National-Galerie Berlin) — drei der aller schönsten Werke seiner Hand — bereichert werden. Erst dann wäre im Kleinen ein harmonisches Bild dieses innerlichen Künstlers, dieses „Erlebenmalers“, wie Carus ihn nennt, gegeben.

Beschränkt sich das Friedrich-Buch fast ganz auf Wiedergabe der Gemälde, so liegt von Hans Thoma in der verdienstvollen Reihe der Arnoldischen graphischen Bücher nunmehr auch ein wohlgelungener Band seiner Zeichnungen vor (Preis geb. mit 100 Tafeln M. 125.—). Zeichnend stellt der junge 16 jährige Thoma seine ersten künstlerischen Versuche an, der Zeichnung blieb er sein ganzes langes Leben hindurch treu; sie ist dem heute 83 jährigen wieder zum alleinigen Betätigungsfeld geworden. B. F. Stord, der Karlsruher Museumsleiter, traf in zweijähriger sichtender Arbeit die Auswahl aus einer schier unübersehbaren Zahl von Einzelstudien und Skizzenbüchern. Landschaften aus dem heimatlichen Schwarzwaldtal, später von den Italiensfahrten, aus der Umgebung Münchens und Frankfurts, dazwischen Portraits können als ein in Bildern niedergelegtes Tagebuch gelten. Wie bei Menzel finden sich auch bei Thoma meisterliche Blätter besonders unter den Bildnissen nach der Mutter, seiner Schwester und später der eigenen Frau. Aus allem Zeichnen aber spricht, was er selbst einmal in die Worte sagte: „Schließlich ist es doch der klare Verstand, der das Höchste in der Kunst hervorbringt, aber der Verstand müßte so verständig werden, daß er sich immer vom lebendigen Gefühl leiten läßt.“

R. G.

Bücherchau

Naturwissenschaft

E. Gehrke, Physik und Erkenntnistheorie. Leipzig und Berlin, V. G. Teubner, 1921. M. 20.—, geb. M. 25.—.

Durch Einstein ist das Interesse für theoretische Physik ein ganz allgemeines geworden; aber selten finden sich bei Gebildeten die denkmäßigen Voraussetzungen, um die Fragestellungen der theoretischen Physik richtig aufzufassen. Gehrkes Buch ist von ganz besonderem Wert und seine Lektüre der Beschäftigung mit popularisiertem Einstein für denjenigen vorzuziehen, der überhaupt erst einmal darüber Klarheit gewinnen möchte, welchen Ort die physikalischen Probleme im philosophischen Denken einnehmen.

J. M. Berweyen, Naturphilosophie. 2. Aufl. Aus Natur und Geisteswelt 491. Band. Leipzig und Berlin, V. G. Teubner, 1919. Kart. M. 6,80.

Der eigene Standpunkt des Bonner Naturphilosophen ist nur angedeutet in seiner Theorie des „Urerlebnisses“ (S. 68 ff.), einer Art von Identitätslehre. Als Wiebergabe und Kritik der verschiedenen für unsere Zeit noch wichtigen naturphilosophischen Standpunkte und Probleme ist die kleine Schrift eigenartig, anregend und von bewegter Gedankenführung.

Johannes Schlaf, Neues zur geozentrischen Feststellung. Rothenselbe (L. B.) 1921. Johann Georg Holzwarth. M. 4,50.

Aus einer statistischen Zusammenstellung über Sonnenflecke hatten Astronomen geschlossen, daß große Sonnenflecke meist auf der der Erde abgewandten Seite der Sonne entstehen und durch die Rotation der Sonne um den Rand herum in den Gesichtskreis der Erde geführt werden. Wenn das wirklich der Fall sein sollte, so ist dafür gegenwärtig eine plausible Erklärung noch nicht erkennbar. Schlaf meint nun, daß dafür das heliozentrische System verantwortlich zu machen sei, versucht aber, soviel ersichtlich, nicht einmal, zu zeigen, daß das von ihm verfochtene geozentrische System die Erklärung geben könne. Das scheint ihm ganz selbstverständlich zu sein, während dem mit der Mechanik und Kinematik Vertrauten ganz unerträglich sein muß, wie die Erklärung davon abhängig sein könne, ob man den einen oder den anderen Körper eines Systems bewegter Körper als feststehend annimmt. Nach der Kürzlichkeit der Laien glaubt Schlaf einer Kleinigkeit wegen, die erst noch mit Sicherheit festgestellt werden

müßte und für die sich, wenn sie festgestellt werden sollte, die Erklärung vermutlich finden wird, alles über den Haufen werfen zu müssen, ohne sich darum zu kümmern, was etwa sonst für Folgen entstehen. Daß er die Frage wissenschaftlich zu behandeln nicht vermöge, geht aus den mechanischen Vorstellungen hervor, die er sich aus den Fingern saugt, um sie an die Stelle der Schöpfung zu setzen, die der jahrhundertelangen Arbeit der größten Geister zu danken ist. Es wird nicht leicht jemandem einfallen, einen Schuh machen zu wollen, wenn er es nicht gelernt hat; die größten Probleme der Natur sind aber gerade recht, daran den Blick eines Überflugen zu probieren.

Dr. Emil Werth, Das Eiszeitalter. Sammlung Götchen. Verlag Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter u. Co. Berlin und Leipzig. 1920. Preis geb. M. 2,10, plus 100 Prozent.

Gründliche Beschreibung mit vielen Einzelheiten, etwas zu summarisch hinsichtlich der Hypothesen über die Entstehungsurachen der Eiszeit oder richtiger Gletscherzeit.

D. Wiener, Physik und Kulturentwicklung durch technische und wissenschaftliche Erweiterung der menschlichen Naturanlagen. 2. Auflage. Mit 72 Abbildungen im Text. Verlag von V. G. Teubner. Leipzig und Berlin. 1921. Geh. M. 6.—, geb. M. 8,80 mit 120 Prozent Teuerungszuschlag.

Auf der Grenzschleibe von Naturwissenschaft und Kulturgeschichte erläutert Wiener mit Wort und Bild die wachsende Befreiung der menschlichen Leistungsfähigkeit von der ursprünglichen körperlichen Anlage. Der Geist baut sich einen neuen Körper, indem er die Sinne durch Apparate, die Gliedmaßen durch Technik erweitert, und befreit das Wissen oder die Erfahrung von den Zufälligkeiten, die von unseren natürlichen Sinnen ausgehen. Das anregende Buch wird von jung und alt, physikalisch wie geschichtlich Interessierten viel zu Rate gezogen werden.

Hans Driesch, Philosophie des Organischen. Gifford-Vorlesungen, gehalten an der Universität Aberdeen in den Jahren 1907—1908. Zweite verbesserte und teilweise umgearbeitete Auflage. Leipzig. 1921. Wilhelm Engelmann. Geh. M. 85.—, geb. M. 105.—.

Die „Philosophie des Organischen“ wird wohl Drieschs eigentliches Hauptwerk bleiben, das seine geschichtliche Stellung sichert. Zwar hat er im letzten Jahrzehnt mehrere Werke sehr umfassenden Charakters geschrieben. Aber das Jugendwerk hat ihm einst die lange Verleerung — er stand damals als Revitalist fast einsam neben Eduard von Hartmann und Reicke —, jetzt die späte verdiente Ehre durch Übertragung des Lehrstuhls Wilhelm Wundts eingetragen. Nach zwölf Jahren ist nun endlich auch das Jugendwerk vergriffen. Mit Spannung und Vergnügen greift man nach dem einen Band, der jetzt das früher zweibändige Werk ersetzt, und späht nach den Änderungen, welche der gereifte Autor für gut befand. In den ersten fünf Sechsteln des Buches findet man wesentlich den alten Bestand, nur überall schärfer, gedrungenener, modernisiert im Sachlichen. Das letzte Sechstel aber zeigt den Ertrag von zwölf Jahren des Weiterphilosophierens, so daß hier ein neues Werk und eine erwünschte Einführung in die umfangreiche Denkarbeit des späteren Driesch enthalten ist.

J. v. Uexküll, Theoretische Biologie. Berlin, Paetel. 1920. Geh. M. 21.—, geb. M. 27.—.

Gegenüber der naturalistischen Hypothese stellt U. den Satz auf: „Alles Planmäßige stammt aus Planmäßigem“, d. h. das Leben läßt sich niemals mechanistisch erklären. Dieser grundsätzliche Standpunkt des geistvollen Verfassers führt ihn zu geradezu erleuchtenden Formulierungen, wie z. B. der Darstellung der „Werkwelt der Tiere“, aber auch zu formloser Willkür des intuitiven Schauens und Behauptens, denen der nüchterne Denker nur schwer folgen kann. Es ist richtig, wenn U. betont, daß die Formen des Erkennens nicht apriorisch starr sind, wie bei Kant, sondern sich im biologischen Entwicklungsgang mit entwickeln. Es gelingt auch U. da und dort, Kant und Entwicklungsgeschichte in Einklang zu bringen und z. B. die Raumwahrnehmung sinnesphysiologisch aufzubauen. Aber bald verstrickt sich U., z. B. in der Auffassung des Atoms, in einen hoffnungslosen sensualistischen Idealismus — ein Philosoph, der eine sehr subjektive Erkenntnislehre, nicht wie das häufiger geschieht, in die Psychologie, sondern in die Biologie hineinstopft. Trotz der vielfachen Ungereimtheiten folgt man aber dem stets selbständigen, oft bizarren, zuweilen genialen Denker mit heftigem Interesse, das sich bald angezogen, bald abgestoßen fühlt.

W. Köhler, Die physischen Gestalten in Ruhe und in stationärem Zustand. Eine naturphilosophische Untersuchung. Braunschweig, Vieweg. 1921. M. 26.—.

Es liegt im allgemeinen nicht in der Aufgabe dieser Zeitschrift, ihren allgemein gebildeten Leserkreis mit speziellen wissenschaftlichen Untersuchungen zu befaßen. Wenn das bedeutame Werk des soeben auf den Lehrstuhl Carl Stumpfs nach Berlin berufenen Gelehrten also ausnahmsweise in diesen Spalten erwähnt wird, so muß eine wirkliche Ausnahme vorliegen. So ist es in der Tat; wenn die von Köhler eingeschlagenen Wege zu ihrem Ziele führen, so wird sich über kurz oder lang auch die Laienwelt für sie interessieren. Das Problem, dessen Wichtigkeit einleuchtet, ist folgendes: In der Physik ist im allgemeinen nur die Atomtheorie gültig, d. h. die Auffassung der Welt als einer Summe kleinster Teilchen. In der Bewußtseinswelt dagegen herrscht das Gestaltete. Früher pflegte man einen Gegenstand, dessen Ganzes mehr (bzw. etwas anderes) ist als die Summe seiner Teile, als Individuum zu bezeichnen. Die neueren Theoretiker, die sich dem Vorgang des Herrn v. Ehrenfels anschließen, sagen statt Individuum Gestalt. Köhler will nun den Nachweis erbringen, daß es auch schon in der physikalischen Welt (diese als nicht Bewußtseinsphänomen aufgefaßt) Gestalten gebe, und er will ferner zwischen diesen physikalischen Gestalten und den im Bewußtsein erscheinenden Gestalten reale Beziehungen aufweisen. Wenn dieser Nachweis gelingt, so ist damit für die Beziehung zwischen Leib und Seele eine entscheidende Grundfeststellung vollzogen und zugleich ist der erkenntnistheoretische Realismus eines Eduards v. Hartmann auf eine ganz neue empirische Basis gestellt. Die Aufgabe dieser Blätter kann es nicht sein, zu prüfen, ob das klar und groß gestellte Problem von Köhler wirklich gelöst wurde oder eine Scheinlösung vorliegt. Die Wissenschaft, die bisher von der Gestalttheorie wegen ihrer Dunkelheit und Unfertigkeit nicht viel wissen wollte, wird sich, durch Köhler angeregt, nachhaltig mit dem Gestaltproblem befaßen und manches Gebiet der Seelenforschung selbst eine neue „Gestalt“ annehmen.

Prof. Dr. Ludwig Böhmg, Die Zelle. (Morphologie und Vermehrung.) Sammlung Götsche Verlag Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter u. Co. Berlin und Leipzig. 1920. Preis gebunden M. 2.10 und 100 Prozent Feuerungszuschlag.

Gut geeignet zur Einführung in ein vertieftes Studium der komplizierten und noch so viel neuer Aufhellung bedürftigen Wissenschaft von den Elementarbestandteilen des Lebens. Für eine neue Auflage wäre zu wünschen, daß die Abbildungen im organi-

ischen Zusammenhang mit dem Text gebracht und auch sonst die Bedürfnisse des nicht fachgelehrten Lesers noch stärker berücksichtigt werden, der in Böhmig einen in dieser Art sonst nicht vorhandenen Führer findet.

G. Sommer. Leib und Seele in ihrem Verhältnis zueinander. Aus Natur und Geisteswelt. 702. Bändchen. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1920.

In einer Gedankenführung von vorbildlicher Klarheit und Anschaulichkeit, mit glänzender Sprachkunst leitet G. Sommer auch den naturwissenschaftlich unvorgebildeten Leser durch die große Wissenschafts- und Weltanschauungsfrage des Verhältnisses von Leib und Seele. Er zeigt die Entstehung und Verästelung der Parallelismustheorie bis zu ihrer allmählichen Erschöpfung und Diskreditierung und läßt die wissenschaftliche Wiedergeburt der Wechselwirkungstheorie vor dem Leser aufsteigen. Das letzte Wort zu sprechen, magt sich Sommer nicht an, obwohl er ebenso philosophisch tief blickt, wie naturwissenschaftlich konsequent urteilt. Es bleibt ihm ein Ignoramus, wenn er zuletzt die Gültigkeit des Konstanzprinzips und die der Wechselseitigkeit einander antinomisch gegenüberstellt. (Die Lösung, die Sommer nur andeutet und die zu der von ihm auch vertretenen idealistischen Weltanschauung

die Brücke schlägt, dürfte in dem von ihm nicht erschöpfend entwickelten Begriff des Richtungswechsels liegen.)

Carl Ludwig Schleich, Das Problem des Todes. Berlin. Rowohlt. 1921.

Behauptet auf Grund von Zellforschungshypothesen die Unsterblichkeit der lebenden Substanz, soweit sie nicht durch Feuer vernichtet wird, und verwirft von hier aus die Sitte der Leichenverbrennung. Die biologischen Annahmen enthalten viel Phantastisches.

Th. Zell, Das Gemütsleben in der Tierwelt. Erlebnisse und Beobachtungen. Dresden. E. Neihner. 1921.

Der bekannte Tierbeobachter gibt hier eine Tierpsychologie nicht für Gelehrte, sondern für Tierfreunde, die, wenn auch manche Deutung offen bleiben mag, durch die Vielseitigkeit des gebotenen Materials ungemein anregt. Der Merker

Dr. med. F. Thebering, Sonne als Heilmittel. Druck und Verlag von Gerhard Stalling. Oldenburg i. O., Berlin. 1921. Preis M. 6.60.

Die Schriftleitung bittet die Berliner Leser, welche bei ihren Buchhandlungen die Grenzboten abonniert haben, die zirka fünftägige Verzögerung in der Zustellung des letzten Heftes entschuldigen zu wollen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin
(erkrankt)

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a. Fernruf: Lügnow 6510.
Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 14. Februar 1922

Nummer 6

Die Ausbreitung des deutschen Volkes

Von Fritz Kern

I. Älteste Zeit

Im Ausbreitungstreiben der Völker wirken Machttrieb, Befehrungsdrang und am ursprünglichsten, meist auch am stärksten das Begehren, den Nahrungsraum zu vergrößern. Die Mittel: „Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“ Von diesen Mitteln vermögen Handel und Piraterie (einschließlich der überseeischen Eroberung) für sich allein keine dauernden Ergebnisse zu zeitigen; der Krieg dagegen, welcher auf Erweiterung und Sicherung von Landgrenzen zielt, kann zu unwiderruflichen Gewinnen führen, zumal wenn das vierte und wichtigste Mittel der Ausbreitung, die Siedelung, dem Krieg vorangeht oder folgt. Was aber jene Triebfedern der Ausdehnung betrifft, so wird das primitive Streben nach Besitzmehrung, einerlei, ob aus Not oder Übermut hervorgehend, zwar häufig die Wucht der Expansion, in den seltensten Fällen aber deren Dauer und Festigkeit bestimmen können, welche letztere vielmehr von der methodischen Machtpolitik der Staaten und von dem Eifer nationaler oder kultureller Befehrung abhängen.

Eine Verbindung von Krieg und Siedelung ist die bewaffnete Wanderung des jugendlich kräftigen Volksüberschusses. Sie erscheint nur in ihren Folgen bei den Germanen einzigartig; ihr Ursprung, die Landnot, ist die im Altertum, gewiß schon in der Urzeit der Menschen übliche Bewegerin der Weltgeschichte, solange die Völker weniger durch Staatsziele oder Ideen, als durch extensive Bodenwirtschaft, deshalb periodisch fühlbare Übervölkerung zu Veränderungen getrieben wurden. Land war der realste Wert. Man ging ihm nach auf der Linie des geringsten Widerstandes, und diese lag damals noch nicht im Übergang zu intensiveren Wirtschaftsformen, sondern im Überwältigen schwächerer Völker. Primitive, lockere staatliche Gliederungen, vegetatives Volkstum ohne eigentliche nationale Bewußtheit, verhältnismäßig geringfügige Kulturgegensätze ermöglichten im Zeitalter der gewaltsamen Landnahme aus Landnot ein extensives, expansives Fluten der Völkerschaften, das kaum schwerer genommen wurde, als etwa in unserer Zeit die Abwanderung vom Land in die Großstadt.

Aber zum Unterschied von den ähnlichen Volkswanderungen etwa der älteren Griechen oder der Kelten setzt die große deutsche Ausbreitung, an ursprünglicher Volkskraft unvergleichbar, erst zu einer Zeit ein, da die Mittelmeerwelt schon viel reifere Formen der Expansion ausgebildet hatte. Der Zusammenstoß mit deren Ergebnissen bestimmte das Schicksal der deutschen Wanderung in bunter Mannigfaltigkeit.

Die Griechen hatten die verschiedensten Ausdehnungsformen ineinandergefügt, die Römer, welche darin von den Griechen erbten, dieselben in der systematischen Stoßkraft der Hauptform (Krieg mit Kolonisation) übertroffen. Überland und Übersee siedelnd, die Polis überall als Kristallisationspunkt hintragend, nach dem Vorbild der Phöniker Absatzmärkte und Rohstoffquellen ergreifend, nach dem Vorbild der orientalischen Militärstaaten staatlich territorial ausgreifend bis zum mazedonischen Weltreich, vor allem aber in der Kulturpropaganda, der Bekehrung der Völker zum Hellenismus sein Eigenstes entwickelnd, hatte das Griechentum sich zur Weltmacht ausgedehnt, welche nur an einem litt, der staatlichen Zersplitterung. Weil ihm die Zusammenfassung fehlte, erlag das führende Volkstum der alten Welt, geistig-wirtschaftlich-kolonisatorisch-politisch lange wettbewerbslos und auch an Volkszahl die Römer weit überragend, diesen, die von vornherein die Aufgabe strengster Machtzentralisation übten*).

Zuerst an Latium, dann an Mittelitalien, dann an ganz Italien und so in Stufen zuletzt am Orbis Terrarum der Mittelmeerwelt, mit Grenzsicherungen bis Nordsee und Dnjepr, ließ Rom's Ausdehnungskunst in berechnetem Wechsel die besiegten Gaue teils ausmorden und römisch beliebeln, teils als Bundesgenossen sich angliedern, stets jedoch auf die Urzelle bezogen und so, daß diese den Zuwachs zu bestimmen vermochte; in den immer größeren Maßstäben des Weltreichs flogen die Eroberungskolonien organisch auf zum Vollbürgertum und zu Mutterzellen neuer Kolonien; stets blieb das Doppelziel, Land und Reichtum für das Volk, Macht für den Staat zu gewinnen**).

Die systemlosen, wenig auf Machtsicherung bedachten Vorstöße der landlosen Splitter deutscher Stämme, welche das Germanentum in der „Völkerwanderung“ nach allen Enden Europas trugen, konnten den römischen Staat überrennen, weil dessen Gefüge nach dem Erlöschen der Volkskraft verwesend zur Auflösung neigte; sie zerschellten aber an der unsichtbaren Mauer der kulturellen Weltmacht des vereinigten Griechen- und Römertums. Diese hatten einst ungezählten Völkerschaften, die sie unterjochten, ihr nationales Lebenslicht ausgeblasen, mit dem Recht des Stärkeren, aber auch mit dem Recht der Kultur. Jetzt vollbrachten sie dasselbe an ihren deutschen Besiegern, mit deren frischem Blut sie das erschöpfte Volkstum des Mittelmeergebietes durchsetzten. Nach der Länderkarte war Europa um 500 im Begriff, ein deutscher Erdteil zu werden. Aber der tote Cäsar war noch mächtiger als die lebenden Mariche und Theoderiche.

*) Für die These der Unhaltbarkeit geistiger Weltgeltung ohne entsprechende politische Organisation und Macht vgl. jetzt v. Wisling, Das Griechentum und seine Weltmission, Leipzig 1921.

**) Vgl. H. Dix, Politische Geographie, München 1921.

Seitdem Gallien romanisiert war, stand das Schicksal fest, daß Europa mindestens in eine germanische und romanische Hälfte auseinanderlassen würde, und die Frage war nicht, ob das Romanentum, sondern ob bei weiteren Umwälzungen nicht etwa das Germanentum ausgelöscht werden könnte, wenn es sich so im Ausstoben ungeordneter Landsuche erschöpfte, vor allem, wenn dann einmal hinter ihm aus den Fernen der kimmerischen Nacht das Slawentum seine Massen hervorstülzte.

Das furchtbar unsichere Schicksal eines in Mitteleuropa beheimateten, zwar hochbegabten und expansiven, aber staatlich und kulturell unzentrierten Volkstums erhellt die eine Überlegung, daß dieses fruchtbare Volkstum ohne Staat und natürliche Grenzen einmal vor Christi Geburt mit seiner gesamten Siedelung östlich der Weser, am Ende der Völkerwanderungszeit mit seinem gesamten Volksland westlich der Elbe lag. Wo blieb da das Gleichgewicht im Wachstum; wie schwer konnten unsere Vorfahren ihren Standort in der Welt befestigen, und wie hat sich dies Schweifen auf zahllose ihrer Enkel übertragen!

Meteorgleich erfolch fast ohne Spur das gesamte Ostgermanentum, das seine eigentliche Aufgabe, die Besiedlung des riesigen, kulturarmen und noch wenig ausgenutzten Osteuropas, des einzig „offenen Raumes“ nur flüchtig, wie im Halbbewußtsein in den Ostwanderungen der Goten usw. ergriff, dann aber, von den Hunnen erschreckt, für immer aufgab und mit zahlreichen anderen germanischen Völkerschaften sich im Kaufhandel und in der Einquartierung bei den Mittelmeervölkern verbrauchte. Andere deutsche oder nordgermanische Stämme haben sich entdeutscht, aber bis heute spürbar fremdes Volkstum kräftigend in in dieses hin verloren, zuweilen ihm ihren Namen vererbend, Frankreich, Lombardien, Burgund, Normandie, Rußland. Von den Großmächten, die im Weltkrieg vereinigt Deutschland, dies allein gegen alle Welt stehende kleine Urvolk zahlloser Wanderplitter, niederrangen, war keine einzige, in deren Volkstum, Charakter, Geschichte, Staat und Kriegskraft nicht deutsches Bluterbe aus ältester oder jüngerer Auswandererzeit, gegen die Söhne der Daheimgebliebenen tritt . . .

Handgreiflich wandte sich so im Weltkrieg (aber nicht nur in ihm) mit schwerer Tragik entfremdetes Deutschtum gegen Kumpfdeutschtum, weil die deutsche Ausbreitung nur Nahrungssuche bezweckt, der dauernden kulturellen und staatlich-nationalen Bindungen aber entbehrt hatte. Nur dort, wo das alte Rom wesentlich bei Militärgrenzverwaltung ohne tiefere Romanisierung stehen geblieben war, hatte ihm die Völkerwanderung neues deutsches Volksland abgewinnen können, so im Rheinland und in Oberdeutschland südlich der Donau.

Und dann vor allem in Britannien! Die Angeln und Sachsen, die aus Schleswig-holsteinischen Gauen über die Nordsee zogen, schützten sich vor dem Schicksal der in die Kernländer des römischen Reichs sich einmietenden Stämme, indem sie die keltoromanischen Vork Bewohner Englands ausrotteten oder ins Gebirge verdrängten. So entstand an Themse, Humber und Clyde „hypothekenfreies“, echtes Volksland, die erste deutsche Volkkolonie; sie sollte dem Mutterland nach über einem Jahrtausend bescheidenen Daseins über den Kopf wachsen. So wie später wieder diese Angeln und Sachsen an Missouri und Mississippi eine Siedlung ablegten,

deren Wachstum England selbst zu überschatten droht. Denn auch in Amerika, wie in England verstanden es die Angelsachsen, im Gegensatz zu Franzosen, Spaniern und Portugiesen, welche die Rothhäute erhielten, durch schonungslose Ausrottung der Indianer und echte Volksiedlung sich dies Neuland ganz zu eigen zu machen. Wie die römische Urzelle organisch wächst, so gestaltet sich das Angelsächsentum in unvergleichlicher Rücksichtslosigkeit auf Kosten einverleibter oder verdrängter Völkerschaften, und bewahrt dabei auf kolonialen Flächen manche altdeutschen Gewohnheiten in Sitte, Recht, Wesensart zäher als die weiter gedehnten, zersplitterten, ringsum offenen und vielseitiger begabten Festlandsstämme. Die altdeutsche Ausbreitung treibt im angelsächsischen Schöbling die gewaltigste Expansion der Weltgeschichte nach Räumen, Wirkung und voraussichtlicher Dauer. Wo die Siedelung der Eroberung folgte, wie in den alten Dominions, ist die angelsächsische Rasse kaum mehr entwurzelbar. Wo nur Macht und Sprache siegten (Irland), oder gar nur Macht und Wirtschaft (Ägypten, Indien), da könnte der Weltprozeß gegen England entscheiden. Aber wenn auch einmal die heute unübersehbare Schar der angelsächsischen Bundesgenossen, Vasallen, Klienten und Unterjochten in allen Weltteilen zurückgehen sollte, statt, wie bisher, stetig zu wachsen, so wird die englische Weltsprache wohl ebenso lange von dieses Volkstums Ausbreitung zur Weltmacht zeugen, wie die römische Weltsprache und ihre lebenden Zweige nach dem Tode der Römer.

Wir wenden uns nun zu dem mitteleuropäischen Stamm dieses gewaltigen Schöblings zurück. (Fortsetzung folgt)

Die Emanzipation Persiens

Berichtigung

Die durch die Stocung des Berliner Lebens verursachten Sachschwierigkeiten haben bei dem Abdruck des Aufsatz „Die Emanzipation Persiens“ eine Reihe bedauerlicher Versehen verursacht, die hiermit verbessert werden sollen. Das Ministerium Rawam es Saltaneh ist durch Muschir ed Dauleh abgelöst worden. Rawam es Saltaneh hatte Differenzen mit dem Kriegsminister Sarbar Sipah, der auch im neuen Ministerium seine Stellung beibehalten hat. Er ist der mächtigste Mann in Persien. Rawam es Saltaneh hatte auch Schwierigkeiten mit dem Parlament, weil es ihm nicht gelang, die Mittel zur Befolgung der Armee und Beamtschaft sicherzustellen. Auch scheiterte der Versuch, in Amerika einen Kredit von anderthalb Millionen Dollar aufzunehmen. Morgan Shuster ist zum Finanzbeirat der persischen Gesandtschaft in Washington ernannt worden. Die Provinz Chorassan verwaltet gegenwärtig Misam es Saltaneh, der frühere Gouverneur von Hammadan, der während des Weltkrieges eine türkenfreundliche Haltung eingenommen hatte. Über den kurdischen Führer Sarbar Arschad haben die persischen Regierungstruppen einen beachtenswerten Erfolg errungen. Der junge Schah von Persien, Achmed, hat eine auf sechs Monate berechnete Reise nach Europa angetreten.

Die Schriftleitung

Die Krisis des deutschen Parlamentarismus

Von Prof. Dr. Fritz Hartung

Für denjenigen der die Dinge ohne Schönfärberei zu betrachten gewillt ist, bedarf es nur weniger Worte, um die Überschrift dieses Aufsatzes zu rechtfertigen: Das parlamentarische Regierungssystem, das uns von den Demokraten als die einzige moderner Völker würdige Regierungsform angepriesen worden ist, das im Herbst 1918 in letzter Stunde dem Zusammenbruch hat vorbeugen sollen, das seit 1919 in der neuen Reichsverfassung verankert ist, befindet sich seit langem in einer schweren Krisis. Man könnte sogar fragen, ob es denn überhaupt noch bestehe. Regiert doch bei uns statt der Parlamentsmehrheit, die in den übrigen parlamentarisch regierten Ländern die Minister zu stellen pflegt, fast ständig eine Minderheit. Aber das ist vielleicht nur eine Außerlichkeit, denn die festeste Stütze finden unsere Minderheitsministerien in der Tatsache, daß die ihnen gegenüberstehende Mehrheit aus ganz verschiedenen, höchstens in der Verneinung einigen, zu gemeinsamer Arbeit aber völlig unfähigen Truppen besteht und gar kein Interesse hat, die Regierung zu stützen.

Und dennoch sind unsere regierenden Parteien nicht imstande, den Wiederaufbau Deutschlands im Innern wie nach außen zu leiten. Es fehlt ihnen in erschreckendem Maße an führenden Männern, die nicht allein die großen und neuen Gedanken für die Zukunft fassen, sondern die vor allem auch ihre Partei für diese Gedanken gewinnen und in der einmal eingeschlagenen Richtung festhalten könnten. Über dieses Führerproblem, das nicht nur eine Frage der Parteiorganisation ist, sondern zugleich unsere gesamte politische Bildung angeht, soll nächstens einmal im Zusammenhang gesprochen werden. Für unsere heutige Betrachtung genügt die Feststellung, daß alle Parteien, auch die der Opposition, unter dem Mangel an überragenden Persönlichkeiten leiden. Um so schwerer fällt für oder genauer gesagt gegen unser parlamentarisches System die Tatsache ins Gewicht, daß die regierenden Parteien auch kein gemeinsames sachliches Programm haben und auch nicht haben können, weil sie keine gemeinsame Grundlage besitzen.

Denn die Voraussetzung für ein halbwegs gedeihliches Arbeiten des parlamentarischen Systems ist es, daß die große Mehrzahl der Parteien die Grundlagen der staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verfassung anerkennt. Das ist in England, dem klassischen Lande des Parlamentarismus, stets der Fall gewesen. Auch in Frankreich ruht der Parlamentarismus auf der sozial und politisch im wesentlichen einigen Nation. Stetige Politik ist nur da möglich, wo man von der gleichen Grundlage ausgeht und dem gleichen Ziele zustrebt; über die Mittel und Wege der Politik können dann getrost Meinungsverschiedenheiten bestehen. Bei uns aber ist diese Einheilichkeit durch die Revolution zerstört worden. Die gemeinsame Front von Zentrum, Demokratie und Sozialdemokratie gegen die gefürchtete Reaktion kann darüber nicht hinwegtäuschen, daß für die einen die individualistische und für die andern die sozialistische Staats- und Gesellschaftsverfassung maßgebend ist. Und wenn diese Parteien gemeinsam die Weimarer Verfassung zustande gebracht haben, so war diese Leistung nur dadurch möglich, daß sich die Verfassung auf den äußeren, formalen Aufbau des Staates beschränkt. Seitdem es sich darum handelt, die Formen mit materiellem Inhalt zu erfüllen, erweist sich die Zusammenarbeit dieser Parteien als unfruchtbar. Das Reichsschulgesetz stößt auf ungeheuere Schwierigkeiten, und die Ordnung unseres Steuerwesens, die doch nur die finanzielle Folge der von den Parteien vertretenen auswärtigen Politik ist, hat gleichfalls innerhalb der Regierungskoalition mit den größten Widerständen zu kämpfen. Mag sein, daß der Zwang der auswärtigen

Politik die Parteien zusammenführt und die augenblicklichen Hindernisse (Mitte Januar) aus dem Wege räumt. Aber das allgemeine Problem, eine gemeinsame Grundlage für die Führung der politischen Geschäfte in Deutschland zu finden, bleibt dennoch bestehen, und solange dieses nicht gelöst sein wird, werden wir aus der offenen oder geheimen parlamentarischen Krisis nicht herauskommen.

Nun habe ich bereits in einem früheren Aufsatz (die Voraussetzungen einer nationalen Sammlungspolitik, Heft 42 des Jahrgangs 1921) hervorgehoben, daß sich unsere staatliche Tätigkeit angesichts der Zerrissenheit der Nation möglichst zurückhalten müsse. Deshalb beklage ich die Unfruchtbarkeit unserer Regierung auch nicht, solange sie sich auf Gebiete erstreckt, die wie das Schulwesen auch ohne neue Gesetze gedeihen können. Aber sobald es sich um die Lebensnotwendigkeiten des Staates handelt, dann wird aus der Krisis des Parlamentarismus eine Krisis des Staates. Man darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß wir schon mitten in einer Krisis des Staates stehen. Nur mit äußerster Mühe vermögen unsere politischen Instanzen zur entscheidenden Willensbildung zu gelangen; wir haben das erlebt, als es sich im letzten Frühjahr um die Annahme des Ultimatus, im Herbst um die Unterwerfung unter die Teilung Oberschlesiens handelte; damals erzwangen die Großmächte den Beschluß. Und im Innern des Staates sind es die großen wirtschaftlich-sozialen Organisationen der Unternehmer auf der einen, der Angestellten und Arbeiter auf der andern Seite, die auf die politischen Entscheidungen Einfluß zu erlangen streben, die sich an die Stelle der Regierung zu setzen versuchen. Die Demokratische Publizistik betrachtet diese Entwicklung bereits mit Sorge (vgl. M. J. Bonn, die Auflösung des modernen Staats, Berlin 1921; A. Weber, Auflösung des Staatsgedankens? in der „Frankfurter Zeitung“ vom 30. November 1921). Aber ich glaube, auch auf der rechten Seite sollte man über dem billigen Behagen, das man angesichts der Schwierigkeiten unserer jungen Demokratie, von der wir ja nie viel erwartet haben, empfinden mag, doch die großen Gefahren nicht übersehen, die aus der Schwächung des Staatsgedankens für unsere ganze Zukunft erwachsen. Denn der Staat ist und bleibt die notwendige äußere Form alles nationalen Gemeinschaftslebens. Und wenn wir auch bei der Bruchigkeit dieser Form uns heutzutage hüten müssen, zu viel Inhalt in sie hineinzupressen, so darf doch auch der Kampf gegen die jetzige Parteiherrschaft nicht bis zur Zerstörung des Restes unserer Staatsgesinnung getrieben werden. Der Scherben haben wir in unserm staatlichen Leben wahrhaftig schon genug. Wer nicht bloß aus romantischer Anhänglichkeit an das alte Kaiserreich, sondern aus Glauben an die Möglichkeit einer besseren Zukunft das heutige System befehdet, darf wohl Scherben wegräumen, soll aber nicht Brauchbares, ja Unentbehrliches zerstören.

Des Reisenden Nachtlied

An allen Schaltern ist Ruß';
In allen Bahnsteigen
Siehst du
Raum einen Rauch.
Die Züge schweigen im Eise.
Trauern am Gleise
Schweigst du auch.

E. K.

Die Besatzungsfrage

Von Erich Köhler

Die rheinische Frage ist in dem besetzten Gebiet längst dem Sader der Parteien entrückt. Unter dem Druck der Besetzung ist in entscheidenden Augenblicken die Einheitsfront von den Deutschnationalen bis zu den Unabhängigen wiederholt entschieden in Erscheinung getreten. Auch im Reich sollte man längst erkannt haben, daß es sich um deutsche, nicht um parteipolitische Probleme handelt. Wir lassen daher auch gern in dieser Frage an dieser Stelle einen Rheinländer zu Worte kommen, der als entschiedener Pazifist, Sozialist und Republikaner sonst gewiß in diesen Dingen andere Wege geht, als sie für die Gestaltung der „Grenzboten“ üblich sind.

Seitdem vor ein paar Wochen die Entente die sogenannten „Sanktionen“ im besetzten Rheinland wenigstens in wirtschaftlicher Beziehung offiziell aufgehoben hat, fühlt man sich im Reich über das Schicksal und die Zustände der Rheinprovinz einigermaßen beruhigt. Weil die unerhörte Leistung des Heeres das deutsche Land fast ganz davor bewahrt hat, die Schrecken des Krieges aus eigenem Erleben kennen zu lernen, weil der größte Teil Deutschlands seinen Feind anders gesehen hat, wie als Gefangenen, darum ist man nicht imstande, sich recht vorzustellen, was nach der angeblichen Beseitigung der wirtschaftlichen Druckmittel die Besetzung, die ursprüngliche und die durch die militärischen Sanktionen vermehrte, eigentlich für das Rheinland und die Rheinländer bedeutet.

Und doch ist entscheidend für die Zukunft dieser blühenden Provinz und — durch ihren Zusammenhang mit dem Reich mittelbar wie auch durch die pekuniäre Last unmittelbar — für die des ganzen Deutschland gewiß die Frage der Besetzung. Selbst wenn wirklich die wirtschaftlichen Sanktionen aufgehoben wären (sie sind es nicht, die Behauptung ist eine große, leicht nachzuweisende Lüge!), würde die Not der Rheinprovinz und ihre Wirkung auf die Gesamtheit nicht wesentlich verringert, bei weitem nicht erträglich gemacht sein, solange ihr die Faust der Besetzung würgend an der Gurgel sitzt. Ich habe in einer Broschüre („Rheinische Wirtschaftsnote“, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin W. 8) vor einigen Wochen die Zusammenhänge dieser Not mit der Besatzungslast eingehend dargelegt und bereits dort betont, daß diese ganze Not in der Besetzung des Landes wurzelt und nur aus diesem einzigen Punkte zu beseitigen ist.

Aus dem Gewirr von Meldungen über die Probleme, die die Konferenz von Cannes beschäftigen sollten, mußte darum besonders die Nachricht uns Deutschen nahegehen, daß England beabsichtige, die Aufhebung der Besetzung des Rheinlandes vorzuschlagen und dafür Frankreich durch eine Neutralisierung der Provinz die so ängstlich geforderte Garantie für seine Sicherheit zu geben. Ehe der Vorschlag zur Erörterung gelangen konnte — wenn er überhaupt wirklich geplant war! — flog die Konferenz auf. Aber da er einmal aufgetaucht ist, liegt die Möglichkeit vor, daß man in Genua doch von ihm reden wird. Denn er entspringt ja nicht irgendwelchen Gefühlswallungen, sondern einfach der wirtschaftlichen und politischen Rechenkunst der Engländer.

Das Politische vorweg: die Engländer wissen, daß aus den Beziehungen, in die die Besetzung die ausführenden Völker mit dem besetzten deutschen Gebiet bringt, nichts anderes erwachsen kann als ein tiefer, innerlicher Haß. Die Faust, die sich nur in der Tasche ballen darf, das aber Jahre lang tun muß, wird sich nicht leicht wieder zu einem freundschaftlichen Händedruck öffnen. Die Engländer wissen auch, daß es unmöglich ist, eine Besetzung so zu gestalten, daß der Haß nicht erstarkt. Man kann ihnen das Zeugnis nicht versagen, daß sie gewiß sich bemühen, die Formen der Besetzung zu mildern. Aber die bloße Tatsache genügt, um Härten zu schaffen, aus denen der Völkerhaß stets neue Kräfte saugt.

Viel wichtiger aber noch sind die wirtschaftlichen Gründe, die gegen das bisherige System sprechen und die den Engländern gewiß nicht unbekannt geblieben sind. Solange 120 oder 150 000 Soldaten als Besetzungstruppe im Rheinland stehen, wird die rheinische Wirtschaft aus tausend Wunden bluten, wird dieser gewaltige Wirtschaftsfaktor nicht nur für die Reparationslasten völlig unfruchtbar bleiben, sondern darüber hinaus die Belastung der Weltwirtschaft nur noch vermehren.

Diese Wirkung übt die Besetzung auf die Gestaltung des rheinischen Wirtschaftslebens direkt und indirekt aus, in jeder Hinsicht aber gleich verheerend. Zunächst geht von ihr das stärkste Gefühl aus, das in den Bewohnern des besetzten Gebietes lebendig ist, das Gefühl der absoluten Rechtlosigkeit. Die feindliche Soldateska erinnert die Bewohner ständig daran, daß sie fremder Willkür preisgegeben, nicht mehr Herren im eigenen Hause sind. Dieses Gefühl zerstört natürlich jede Entscheidungsfähigkeit, jede Neigung zu produktiver Arbeit, jede Tatkraft. Man muß vor neuen Unternehmungen zurückschrecken, wenn man nie vor einem Eingriff der Besetzung sicher ist, und man verliert jenen Lebensmut, der sonst stets gerade ein besonderer Vorzug des Rheinländers war und ihn so zur schaffenden Arbeit ertüchtigte, wenn man im eigenen Heim der Willkür militärischer Einquartierung ausgesetzt ist. Das Kapitel von der Ungeheuerlichkeit der Quartierlasten würde zu biden Händen anschwellen, wenn man die Einzelfälle der privaten Erlebnisse zusammenstellen wollte. Nur ein paar Zahlen aus kommunalen Lasten sollen eine Probe geben. In der nicht sehr geräumigen Stadt Coblenz sind gegenwärtig 500 Quartiere beschlagnahmt. Wer eine Wohnung von sechs Zimmern hat, muß durchschnittlich drei Zimmer abgeben und die Küche gemeinsam mit den Quartiergästen benutzen, wobei die Gemeinsamkeit darin besteht, daß man von der Gnade der Einquartierung in bezug auf die Benutzung völlig abhängig ist. Außerdem sind in Coblenz noch etwa 500 Einzelquartiere von ein oder zwei Zimmern beschlagnahmt und fast sämtliche Hotels mit 900 Betten. In Duisburg, einer Stadt von etwa einer Viertelmillion Einwohnern, wurde Anfang Mai die ursprüngliche Besetzung von 12 000 Mann auf etwa 25 000 Mann vermehrt. Alle nur irgendwie verwendbaren Säle mußten genommen werden, von den 62 Schulen wurden die 26 größten belegt. Sicher blieb mindestens die Hälfte der Schüler ohne Unterricht. Daß zahlreiche Fabriken, Schuppen und dergleichen ihrem ursprünglichen, produktiven Zweck entzogen wurden, um als Unterkünfte zu dienen, ist begreiflich.

Aber wenn die Besetzung auf der einen Seite solche drückenden Lasten bringt und die Betätigungsmöglichkeiten der Bevölkerung stark behindert, so unterstreicht sie diese Wirkung noch dadurch, daß sie die Existenznotwendigkeiten außerordentlich in die Höhe treibt. Der gemeine Mann bekommt in dem amerikanischen Söldnerheer täglich einen Dollar außer der Stellung aller Lebensbedürfnisse. Das war im November ein Tageslohn von 300 Mark, und wenn der Kurs auch wieder gefallen und wenn die Valuta der anderen fremden Truppen nicht ganz so günstig ist, so kann man doch sagen, daß die Löhne sich zwischen 60 und 150 Mark mindestens bewegen. Da der

Soldat dieses Geld nur für unnötige Dinge auszugeben braucht, zahlt er willig jeden Preis, der ihm für eine Ware abverlangt wird. Man möchte annehmen, daß also die rheinischen Kaufleute geschäftlich höchst zufrieden sein könnten. Aber dem erhöhten Umsatz steht die Erscheinung gegenüber, daß die Kaufkraft der Fremden alle Lebensbedürfnisse unerhört in die Höhe getrieben und das Existenzminimum für die Bevölkerung in gefährlichstem Maße emporgeschwemmt hat. Denn diese Erhöhung, die in den letzten anderthalb Jahren geradezu sprunghaft eingetreten ist und die z. B. im August 1921, als der Zentner Kartoffeln in Berlin 80 Mark kostete, im Rheinland einen Preis von 130 bis 140 Mark hervorgerufen hatte, setzt natürlich das Wirtschaftsleben den schwierigsten Belastungen und einer zerstörenden Unsicherheit der Kalkulation aus. Die Arbeiterschaft der rheinischen Industrie hat das berechnete Verlangen, ihre Einkünfte der Teuerung anzupassen. Sehr weite, sozial denkende Kreise der Arbeitgeber haben für die Notwendigkeit der Forderungen volles Verständnis, erklären aber ihre Erfüllung für unmöglich. Die Rheinlande gehören zum deutschen Wirtschaftsgebiet, ihre Währung ist die Mark. Will die rheinische Industrie konkurrenzfähig bleiben, so muß ihre Preisgestaltung Schritt halten mit der Preisbildung der reichsdeutschen Industrie in ihrer Gesamtheit. Das wird ihr aber unmöglich gemacht, wenn sie ihre Löhne über die im Reich üblichen hinaufschrauben muß. Daher steht man im Rheinland vor ganz besonders schweren Lohnkämpfen, die arge Erschütterungen des Wirtschaftslebens mit sich bringen werden, und für die herrschende Unsicherheit kann man das bemerkenswerteste Symptom darin erblicken, daß die rheinische Arbeiterschaft neuerdings keine Tarife mehr für länger als Monatsfrist abschließen will, weil sie der Meinung ist, daß längere Bindungen nicht den Verhältnissen entsprechen. Daß jedoch Lohnvereinbarungen, die nur für einen Monat getroffen sind, schließlich nicht mehr recht als Tarife zu bezeichnen sind, läßt sich nicht bestreiten.

Das Rheinland ist seit bald drei Jahren mit alliierten Truppen gespickt. Wenn neuerdings in Coblenz sich ein Abnehmen der militärischen Besatzung bemerkbar macht, wenn die Amerikaner tatsächlich Truppen in erheblichem Maße abtransportieren, so wird diese leichte Entspannung völlig wieder ausgeglichen durch die dauernde Vermehrung der Kommissionsmitglieder, die mit Rind und Segel ihren Einzug halten. Aber es handelt sich überdies bei den Amerikanern bisher doch nur um die Zurückziehung geringerer Verbände vom platten Land. Das flache Land war früher überhaupt ziemlich verschont geblieben, weil es wohl an Unterkunftsmöglichkeiten fehlte. Aber seit der Zeit der glorreichen Sanktionen wimmelt es auch in den kleineren Ortschaften von Ententesoldaten in allen Farben und man sieht im Industriegebiet kaum einen Bauernhof, der nicht mit Kavallerie belegt wäre. Manchmal bemerkt man in kleinen Städten mehr Soldaten als Bürger. Die starke Belegung würde begreiflich sein, wenn irgendwo im Rheinland ein Herd des Aufbruchs wäre, wenn irgend ein Mensch an gewaltsame Erhebung, an ein bewaffnetes Abschütteln des fremden Joches in absehbarer Zeit denken würde! Das ist, so sehr ein leidenschaftlicher Haß, insbesondere gegen die Franzosen, das Land durchglüht und alle politischen Parteien von den Deutschnationalen bis zu den Unabhängigen wiederholt schon zu gemeinsamem Vorgehen zusammengeschmiebet hat, nicht der Fall. Man weiß im Rheinland vielleicht noch besser als im Reich, daß die Zukunft des neuen Deutschland nicht auf Waffen, sondern auf Arbeit gegründet werden muß, und man hat keinen anderen Wunsch, als den, friedlich seiner Arbeit nachgehen zu können. Um so aufreizender und — lächerlicher wirkt daher die ungeheuerliche Besetzung mit fremder Soldateska.

Sie wirkt um so mehr, als man im Rheinland sich sehr wohl darüber klar ist, daß die Entente mit der Aufrechterhaltung dieser unnützen Besetzung die

Erfüllung ihrer wirtschaftlichen Forderungen, die Durchführung des Reparationsprogrammes, selbst unmöglich macht. Nach einer Berechnung aus französischen, also gewiß nicht deutschfreundlichen, Quellen hat Deutschland bis September 1921 volle 120 Milliarden Mark für die Besatzungskosten aufzubringen. Das bedeutet für jeden Deutschen, ob Mann, ob Weib, ob Säugling, ob Invalide, eine Blutsteuer von jährlich 1000 Mark in den verflochtenen Besatzungsjahren allein für diesen unproduktiven und Produktion hemmenden Zweck! Wenn diese Milliarden der Reparation dienbar gemacht würden, wäre selbstverständlich den Interessen und den wahren Bedürfnissen der Entente (von der Welt ganz abgesehen!) mehr geholfen, als mit der Weiterführung der Besatzungsdummheit, des Besatzungsverbrechens.

Sie ist ein Verbrechen nicht nur an der besetzten Provinz, nicht nur an Deutschland, sondern an der gesamten, schwerkranken Weltwirtschaft. Denn wenn die Aufhebung der Besetzung zunächst die Milliarden für ihre Kosten frei geben würde, so würde sie außerdem für die rheinische Wirtschaft wieder Luft und Licht frei machen und es ihr ermöglichen, den allen Platz im Gebiet schaffender Arbeit wieder einzunehmen. Die natürlichen Möglichkeiten und die Qualitäten des Menschenmaterials sind ja gerade im Rheinland so außerordentlich groß, daß die ungeschwächte, ungehemmte Mitarbeit des Rheinlandes an dem Wiederaufbau der Welt für die Weltwirtschaft höchste Bedeutung haben wird.

In der erwähnten Broschüre habe ich schon vor vier Monaten gesagt: „Die Entente wird über kurz oder lang vor die Frage gestellt sein, ob sie dem Haß der Franzosen eine blühende Provinz opfern, die gewaltigen Schaffungsmöglichkeiten der Provinz zusammenbrechen lassen will, oder ob sie unter Verzicht auf den äußerlichen Glanz, die „gloire“, der Besetzung mit Truppen diese Möglichkeiten im eigensten Interesse aller Zugehörigen des Feindverbandes wieder zur freien und ungehemmten Entwicklung kommen lassen will.“ Wie die Erörterung des Besetzungsproblems in der eingangs angedeuteten Tonart zeigt, ist meine Voraussage schnell genug in Erfüllung gegangen. Der Ruf nach Befreiung von den moralischen und materiellen Lasten der Besetzung ist Gemeingut aller Rheinländer ohne Unterschied der innerpolitischen Stellung geworden, darüber hinaus aber auch in die Ohren europäischer denkender Gegner gedrungen. Man hat durch die Teilung Oberschlesiens Deutschland wertvollster Grundlagen für die Erfüllung seiner Reparationspflichten beraubt. Wenn die rheinische Wirtschaft nicht bald wird frei atmen und schaffen können, wird auch sie aus den Aktivposten gestrichen werden müssen, von denen der Feindverband die Begleichung der deutschen Schuld erwartet. Darum ist die Frage der Besetzung des Rheingebietes längst keine rheinische mehr und keine deutsche, sondern eine europäische, eine weltpolitische. Ihre einzig mögliche Lösung kann nur in der Aufhebung der Besetzung — oder mindestens in einer grundlegenden Umgestaltung — gegeben werden.

Bürgerlichkeit

Von Maxim Gorki

Wir bringen nachstehend mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Rudolf Kämmerer-Dresden einen Vorabdruck aus dem demnächst erscheinenden Buche: Maxim Gorki „Die Zerstörung der Persönlichkeit“. Dem Vorwort: „Bemerkungen über die Bürgerlichkeit“ werden wir das I. Kapitel: „Die Zerstörung der Persönlichkeit“ folgen lassen. Wir haben Prof. Max Scheler um eine Gegenantwort gebeten. Die Schriftleitung

Tolstoi und Dostojewski sind die beiden größten Genies. Mit der Kraft ihres Talents haben sie die ganze Welt erschüttert. Sie haben auf Rußland die überraschteste Aufmerksamkeit ganz Europas gelenkt, und beide sind als Gleiche in den unmeßbaren Reihen der Menschen, deren Namen Shakespeare, Dante, Cervantes und Goethe heißen, aufgestanden. Einmal aber haben sie ihrer finstern und unglücklichen Heimat einen schlechten Dienst erwiesen.

Das traf genau den Zeitpunkt, da unsere besten Männer sich im Kampfe für die Befreiung des Volkes von der Willkür der Macht erschöpften und fielen, während die jungen Kräfte, bereit, für die Gefallenen einzuspringen, verwirrt und entsetzt stehenblieben vor Galgen, Zwangsarbeit, dem unheil kündenden Verstummen eines rätselhaft unbeweglichen Volkes, das wie die Erde, die das in den Kämpfen für seine Freiheit vergossene Blut aufgesogen hat, schwieg. Die Bürger schmachten, entsetzt über die Ausbrüche des revolutionären Kampfes, im Durste nach Ruhe und Ordnung, und sind bereit, dem Sieger zu gehorchen, den Besiegten auszuliefern und für den Verrat ein noch so kleines, aber für sie immerhin leckeres Stückchen der Macht einzuheimsen.

Schwere graue Wolken der Reaktion schwannten über dem Lande; die glänzenden Sterne der Hoffnungen erloschen, Verzagtheit und Gram bedrückten die Jugend. Die blutbefleckten Hände der schwarzen Macht webten von neuem behende das Reg der Knechtschaft.

In dieser traurigen Zeit hätten die Führer des Volkes ihren vernünftigen und anständigen Kräften sagen müssen:

Die Armut und die Unwissenheit des Volkes, das sind die Quellen aller Unfälle unseres Lebens; das ist dies Trauerspiel, dessen passive Zuschauer wir nicht sein dürfen, da wir alle früh oder spät von der Kraft der Dinge dahin gestoßen sein werden, in dieser Tragödie in Rollen der Leidenden und der Verantwortlichen zu spielen. Für den Staat sind wir Ziegelsteine. Er baut aus uns, seine böse Macht verstärkend, Mauern und Türme. Er trennt künstlich das Volk von uns und macht damit, daß alle Welt in diesem Kampfe gegen seinen seelenlosen Mechanismus machtlos ist. Kein Vernunftmensch kann ruhig bleiben,

so lange das Volk nur ein Sklave und ein blindes Tier ist: denn es wird sehend werden und sich für die an ihm begangene Gewalt und Unaufmerksamkeit rächen. Das Leben kann so lange nicht schön sein, als es um uns herum so viele Arme und Sklaven gibt. Der Staat tötet den Menschen, um in ihm das Tier erstehen zu lassen und durch die tierische Kraft seine Macht zu verstärken; er kämpft gegen die Vernunft, die immer der Gewalt feindlich ist. Der Wohlstand eines Landes beruht auf der Freiheit des Volkes; nur dessen Kraft kann die schwarze Kraft des Staates besiegen. Begreift — es gibt kein anderes Land, wo die Leute von Ehre, von Vernunft so einsam sind wie bei uns. Kämpft also für den Sieg der Freiheit und der Gerechtigkeit — in diesem Siege liegt die Schönheit. Euer Leben sei ein Selbengebüß . . .

Dulde, hat Dostojewski dem russischen Volke in seiner Rede bei der Enthüllung des Puschkindentmals gesagt.

Vollende dich selbst, hat Tolstoi gesagt, und hinzugefügt: Widerstehe dich nicht dem Übel.

Es ist etwas niederdrückend Häßliches und Beschämendes, es ist etwas einer bösen Ironie Naheß in diesen Reden über die Geduld und das Nicht-widerstrebendem-Übel. Denn zwei Weltgeister haben in dem Lande gelebt, in dem die an den Menschen begangene Gewalt eine durch ihren lästigen Zynismus bestürzende Ausdehnung erreicht hat. Die Willkür der Macht, durch ihre Straflosigkeit bebraucht, hat das ganze Land in eine Folterkammer verwandelt, in der die Diener der Macht vom Gouverneur bis zum Gendarmen plünderten und Millionen von Menschen frech folterten und sie verhöhnnten wie die Katze die gefangene Maus.

Und diesen gefolterten Menschen sagte man: Widersteht euch dem Übel nicht, duldet!

Und schön besang man ihre Geduld. Dieses peinliche Beispiel beleuchtet am besten die wahre Art der Einstellung der russischen Literatur zum Volke. Unsere gesamte Literatur ist nur eine eigensinnige hartnäckige Lehre einer duldbenen Einstellung zum Leben, ist die Lobpreisung der Passivität. Und das ist natürlich!

Anderß kann eine Literatur von Bürgern nicht sein, selbst wenn der bürgerliche Künstler genial ist.

* * *

Eine Eigenschaft der bürgerlichen Seele ist die Kriecherei, die dienstbare Unterwerfung unter die Autoritäten. Wenn eines Tages jemand in seiner Freigebigkeit ein Almosen von Aufmerksamkeit gegeben hat, macht der Bürger aus dem Wohltäter einen Götzen und krümmt sich vor ihm wie ein Bettler vor dem Rabner. Aber nur so lange wie der Götze im Einklange mit den bürgerlichen Forderungen lebt. Sobald er ihnen zu widersprechen beginnt — was außerordentlich selten vorkommt — stürzt man ihn von seinem Niedestal wie eine ver-

rechte Straße vom Dach. Daher ist der bürgerliche Schriftsteller immer mehr oder weniger der Satirist seines Lesers — es ist dem Menschen angenehm, ein Göze zu sein.

Ich bin darauf gefaßt, daß die Gözenanbeter schreien: Wie? Tolstoi? Dostojewski?

Ich befaße mich nicht mit der Beurteilung der Werke dieser großen Künstler, ich enthülle nur die Bürger. Ich kenne keine schlimmeren Feinde des Lebens als sie. Sie wollen den Gemarterten mit dem Folterknecht ausöhnen und wünschen ihr naheß Verhältnis zu den Henkerknechten, ihre Unerbitterlichkeit gegenüber dem Leide der Welt, zu rechtfertigen. Sie lehren den Märtyrern die Geduld, sie überreden sie, sich der Gewalt nicht zu widersetzen. Sie suchen immer Beweise für die Unmöglichkeit, die bestehenden Beziehungen zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden zu ändern. Sie versprechen dem Volke, im Himmel würden seine Mühen und Leiden belohnt werden, sie ergötzen sich beim Anblick seines harten Lebens auf Erden, sie saugen die lebendigen Kräfte wie eine Blattlaus. Ihr größerer Teil dient direkt der Gewalt, ihr kleinerer indirekt durch die Predigt des Duldens, der Veröhnung, der Verzeihung, der Rechtfertigung!

Das ist eine verbrecherische Arbeit. Sie hält die normale Abwicklung des Prozesses auf, der die Menschen von der Knechtschaft der Verwirrung befreien soll, — sie ist um so verbrecherischer, als sie sich aus Gründen persönlicher Bequemlichkeit vollzieht. Der Bürger liebt zu sehr eine bequeme Anordnung in seiner Seele. Wenn alles in seiner Seele paßlich gefügt ist, dann ist die Seele des Bürgers ruhig. Er ist Individualist, das ist ebenso wahr, wie es wahr ist, daß kein Volk ohne Gestalt ist.

Im Altertum hat der jüdische Weise Hillel dem Menschen eine bewundernswert einfache und klare Formel für die individuellen und sozialen Verhaltensarten gegeben:

„Wenn,“ so hat er gesagt, „ich nicht für mich bin, wer ist dann für mich? Aber wenn ich nur für mich bin, wofür bin ich dann?“

Der Bürger nimmt die erste Hälfte der Formel gern an, und kann die zweite nicht behalten.

(Fortsetzung folgt)

Holland

Aus der Vogelschau

Von Herbert Eulenberg

Je länger wir im Westen Deutschlands von diesem unserm nächsten Nachbarländchen abgeschlossen sind, desto märchenhafter wird es dank der verklärenden Macht unserer Erinnerung in unserer Vorstellung: Dies eigenartige Land mit seinen Glockenspielen und Windmühlen, seinen Kanälen und Zugbrücken und Grachten, wie man die mit Bäumen bepflanzten Straßen neben diesen Kanälen nennt. Jahrelang trennte uns der Krieg mit seinem Reiseverbot und Passzwang von diesem Land. Und nun tut es die Valuta, die uns einen Ausflug nach Holland fast unmöglich macht. Früher in seligen Friedenszeiten fuhr allnächtlich ein Dampfer, in frischtem Grün und Weiß gestrichen, von Köln nach Rotterdam. Manche schöne Sommermondnacht sind wir damals den Rhein heruntergetrieben, süß in den Schummer geschaukelt von dem Wein und den sanften Wellen jenes Stromes, bis uns eine frische Morgenbrise, der erste Gruß von der See, in Zevenaar zum Genuß des holländischen Frühstücks aufweckte. Wie ließ man sich da, während die Hollbeamten unsere Handtöcher, ohne sie zu öffnen, schonend befreideten, den ersten holländischen „kop koffie“, aus echten Savabohnen, schmecken! Und den Goudakäse und die nach Wiesen duftende frische melk und die „zachte eieren“, wie man die weichgekochten Eier bestellte. Gegen 11 Uhr legte man dann in Nimwegen an, der alten niederrheinischen Siebenhügelstadt, in der einstmalig der Friede von „Nimm weg!“, wie ihn das deutsche Volk schimpfte, geschlossen ward, der für uns nicht viel vorteilhafter als der letzte Friede von Versailles aussah und den Großen Kurfürst das eben eroberte Pommern kostete. Dann betrachtete man sich mit holländischer Muße die Kirchen, die Stadtwage und Fleischhalle der Stadt, tafelte hernach und ging dann am Nachmittag über das köstliche Schloßchen Noiland, berühmt durch die erste Zusammentunft Friedrichs des Großen mit Voltaire, nach Eleve, um von dieser anmutigen Stadt mit der Schwanenburg nachts mit dem Schnellzug nach Hause zu fahren.

Ah! Es war das schönste Wochenende, das man sich denken kann. Heute würde wohl ein solcher Ausflug, den wir damals üppig mit sechzig bis achtzig Mark bestritten, an die fünftausend Mark kommen. Und vielleicht würde man auch ohnedem nicht mehr ganz so gerne nach Holland reisen wie früher. Denn, um es grad herauszusagen, die Holländer haben uns allesamt während dieser letzten acht Jahre unser Mikvergnügen etwas enttäuscht. Man kennt das bissige Urteil des soeben aufgerufenen Voltaires über das Land und seine Bewohner. Es ist mehr ein Wortwitz und kaum ins Deutsche zu übertragen. Er nennt Holland „le pays des canaux, des canots et des canailles“, das Land der Kanäle, der Kanoes und der Kanailen. Ganz so unhöflich wie die von Holland mit Vorliebe verhässelten Franzosen wollen wir nicht gegen unsere stammverwandten Brüder sein. Aber wir dürfen doch feststellen, daß ihr Benehmen gegen uns während des ganzen Krieges möglichst vorsichtig und kühl gewesen ist. Von vorneherein sei zugegeben: Holland hatte einen sehr schweren Stand zwischen den Parteien und durfte sich weder gegen England noch gegen uns bloßstellen. Infolgedessen benahm es sich „korrekt“. Das heißt, es nahm entschlossen an dem Ausshungerungsfeldzug Englands gegen Deutschland teil, indem es sobald es nötig war, die Ausfuhr von Lebensmitteln nach Deutschland sperrte. Es sei dies ohne weiteren Vorwurf festgenagelt. Denn Holland hätte mit jedem Entgegenkommen gegen Deutschland

seine Kolonien aufs Spiel gesetzt. Aber man kann „korrekt“ bleiben und dabei kann der Unterton doch ein herzlicher sein. Das ist nun allerdings während des ganzen Krieges auf holländischer Seite kaum der Fall gewesen. Ganz abgesehen von der geflüsterten Deutschenheze des „Telegraph“ in Amsterdam, dieser Stadt, die, wie die französischen Berichtersteller mehrfach zu jener Zeit an ihre Zeitungen schrieben, deutschfeindlicher ist als Paris, wehte während des Krieges durch ganz Holland kein sehr günstiger Wind für Deutschland. Die Sympathien des Volkes, das nach dem Teufel nichts mehr fürchtete als den „preussischen Militarismus“, standen entschieden stärker auf der Seite unseres gegnerischen Mächtebundes.

Aber vergeben wir unsern Schuldigern, wie auch uns unsere Kriegsschulden endlich vergeben werden mögen! Was weit schlimmer wiegt als jenes „korrekte“ Verhalten Hollands gegen uns zwischen 1914 und 1918, das war das Vorgehen vieler seiner Bewohner nach der Kriegszeit. Denn so zugeknöpft sie während jener Kriegsjahre gegen uns gewesen waren, so aufgeklopft wurde ein großer Teil der holländischen Bevölkerung nun nach unserer Konfessionsklärung. Er beteiligte sich nämlich am lauffräftigsten und zahlreichsten an dem großen Ausverkauf Deutschlands. Es war besonders in den großen niederrheinischen Städten oft ein empörender Anblick zu sehen, wie diese Leute, die schon von dem ganzen Kriegselend kaum etwas zu leiden gehabt hatten, nun dank ihres guten Geldstandes das arme, ausgehungerte Deutschland ausbeuteten. In riesigen Kraftwagen kamen sie oft über die Grenze gefahren, statteten sich mit doppelten Anzügen, mit Schuhen und den teuersten, für sie so billigen Pelzmänteln aus, um dann maqengefärtt und seelenvergnügt unter Lachen und Schimpfen auf die dummen Deutschen wieder heimwärts zu steuern.

Gewiß! Auch dieser Vorwurf trifft nicht auf alle Holländer zu. Die innerlich vornehmen von ihnen mögen sich bei diesem Ansturm auf das vernichtete Deutschland zurückgehalten haben. Aber die Beteiligung Hollands an dem wirtschaftlichen Zusammenbruch seines mächtigen Nachbarn war gleichwohl sehr stark. Auch ist nicht bekannt geworden, daß ein Frederik van Eden, der 1914 öffentlich mehrfach seine Empörung über unsere, ursprünglich doch friedfertig gedachte, Verletzung der belgischen Neutralität ausgedrückt hat, noch irgend ein anderer bedeutender holländischer Schriftsteller sich in einem Aufruf an sein Volk gewendet und es beschworen hat, bei dieser Auspöwerung des deutschen Volkes nicht mit-zutun. Und es gab einem wieder allerlei Gedanken über die Rassenfrage und Zweifel an ihrer Bedeutung ein, wenn man, von irgend einem Judenhegarteitel in unsern Zeitungen aufschauend, das wilde händlerische Treiben jenes uns doch stammverwandten urdeutschen Völkchens ansah, das, Abkömmlinge des echten niederdeutschen Volksstammes, der Friesen, sich auf uns stürzte, um den gefallenen Riesen mit ausweiden zu helfen.

„Aber lassen wir die Politik! Sie ist so unerfreulich!“ heißt es bei dem alten Fontane, der sich dies jedesmal beim Blaubern in seinen Romanen vornimmt, um zwei Seiten darauf wieder ins Politisieren hineinzugeraten. In dem Punkt der Staatskunst sind uns jedenfalls unsere schweigameren und verschlosseneren Stammesbrüder von der Maasbindung und dem „Oude Rijn“, dem alten Rhein, entschieden überlegen. Dies Volk von sechs Millionen Menschen hat seine Kolonien, die wertvollsten der ganzen Welt, mit ihren vierzig Millionen Einwohnern behalten dürfen und verwaltet sie nicht schlechter als das mächtige England. Nur als Kronland der Kunst, als welches es ehemals in Rembrandts Tagen vor ganz Europa strahlte, hat das Land heute fast völlig seine Bedeutung verloren. Der Völkerforscher sieht hier vor einem Geheimnis in der Entwicklung einer Nation. Wie ist der Mangel an künstlerischer Schöpferkraft, insbesondere der Ausfall an Malern in dem heutigen Holland zu erklären, in dem nämlich Land, das in früheren Jahrhunderten von starken Bildnern frogte und wie ein

prangendes Fruchtbäumchen Blüte auf Blüte ansetzte? Die Bedeutung des Landes als Staatswesen war zu den Zeiten von Rembrandt, Vermeer, Gerard Dou, Frans Hals, Ostade, Jan Steen, Ruissdael, Teniers, Hobbema und des herrlichen Beuermann, um nur die hellsten Sterne jenes Jahrhunderts zu grüßen, nicht viel stärker als heute. Und der Reichtum war es erst recht nicht. Denn das jetzige Holland ist eines der wohlhabendsten Länder, wenn nicht das wohlhabendste Land der ganzen Welt geworden. Woran liegt denn nur der Mangel an Zusammenklang zwischen der heutigen Bürgerschaft Hollands und dem Künstlertum des Landes? Woher ist es gekommen, daß ein Volk, in welchem vordem jeder Gildevorsteher und alle Schützengesellschaften in den bekannten „Regenten- und Doelenstücken“ sich malen ließen, für die bildende Kunst nur mehr eine nebensächliche geringe Achtung aufbringen kann? Und warum legt der Holländer von heute, um es in zwei Worten zu sagen, mehr Wert auf seinen Käse als auf die Kunst?

Es geschieht darum, weil dieses Volk etwas, vor dessen Verlust es bereits Multatuli, der vorletzte große Holländer — der letzte hieß van Gogh — gewarnt hat, nur wenig mehr besitzt: das ist jenes höhere Bedürfnis, jener Überschwang der Seelen, den wir „Idealismus“ nennen. Nur in einer Beziehung vermag dies „ausgebrannte Volk“, wie Vol de Mont es einmal nennt, sich über den Tag zu erheben, das ist im Nationalismus, im Stolz auf sein Land und seine Geschichte und Eigenart. Aber der Nationalismus ist ein Traum und Ziel von gestern oder jedenfalls doch nicht allein Bürge weder für die Bildung noch für das Kunstleben eines Volkes. Dieser Mangel an einem höheren Streben auf andern Gebieten ist auch der Grund, warum jenes Ländchen den Fremden leicht langweilig werden kann, worüber schon die ältesten Reisenden geklagt haben. Denn der Nicht-Idealist mag ein höchst tüchtiger, welterfahrener und umsichtiger Mann sein. Aber er wird zugleich auch immer etwas von einem langweiligen Kerl haben. Dies Fehlen eines gewissen Seelenadels war es auch, das uns während und nach dem Kriege ein wenig an unsern liebwerten Vettern und Wasen jenseits von Geldern, Ellen und Meppen enttäuscht hat. Wir verneigen uns heute wie immer vor den vornehmen Eigenschaften der Niederländer, insbesondere vor ihrem Familiensinn und vor ihrer edlen unantastbaren Gastlichkeit, die einen gestürzten Kaiser ebenso wortlos würdig wie einen vertriebenen Denker empfängt. Aber wir verwundern uns und wir bemitleiden auch ein wenig unsern so reich gewordenen Nachbarn wegen der Einbuße an Kunstliebe, an Schöpferkraft und an Weltüberwindung. Und wir gehen hinter seiner prunkvoll aufgebahrten Leiche, die in einem kostbaren, aus Goldengold gegossenen Sarge ruht, mit leeren Taschen, aber auch mit dem überlegenen und durch Tränen lächelnden Gefühl, mit dem der dürftige deutsche Hungerleider in der unsterblichen Erzählung des alten Altemannens Hebel dem prächtigen Leichenzug des großmächtigen Holländers folgte: „Armer Rannitverstan!“

Werber für die Fremdenlegion

Von Max Kirsch

Es wird vielen Lesern kaum glaubhaft erscheinen, wenn ich hier aus Erfahrung heraus und als genauer Kenner der Verhältnisse in der französischen Fremdenlegion behaupte, daß es, abgesehen von den eigentlichen französischen Militär- und Zivilbehörden, die alle darauf eingestellt sind, Freiwillige für diese Truppe ihrem erwünschten Ziel zuzuführen, weder Werbezentralen, noch amtliche Werber derselben gibt. Der einfache Grund dafür ist, daß Frankreich keine derartigen Institutionen braucht und es deshalb auch nicht nötig hat, sein Heeresbudget durch solch einen überflüssigen Apparat zu belasten.

Der Zustrom zur Fremdenlegion ist ohne eine besondere Agitation stets so stark gewesen, daß diese Armee es sich leisten konnte, daraus nur das beste Menschenmaterial auszusuchen. Statistisch werden von allen Freiwilligen über 40 Prozent wegen geringer körperlicher Mängel, bedingter Kolonialdienstfähigkeit, allzu großer Jugend oder verdächtiger Personalien abgewiesen.

Als ich im Oktober 1914, also zu einer Zeit, da dem bedrängten französischen Heer jeder Mann willkommen sein mußte, in Bordeaux als Rekrut des I. Fremdenregiments ärztlich untersucht wurde — ich erinnere daran, daß ich als Flüchtling aus englisch-afrikanischer Gefangenschaft die Legion unter der Maske eines Schweizer nur benutzte, um mich nach Deutschland durchschlagen zu können — mußten außer mir noch 18 Freiwillige, meist abenteuerlustige Angehörige neutraler frankophiler Staaten sich besichtigen lassen. Von diesen 18 wurden nicht weniger als die Hälfte zurückgewiesen, weil sie entweder zu schwächlich waren oder irgend welche unbedeutende körperliche Mängel hatten. Sogar allzu schlechte Zähne genügten bei sonst guter Konstitution, um nicht angenommen zu werden. Ich habe es erlebt, daß die meisten dieser Zurückgewiesenen den Arzt bateten und mit allen Mitteln zu bewegen suchten, sie tauglich zu schreiben, jedoch ohne Erfolg. Dann konnte ich im Juni 1919, als ich als Untersuchungsgefangener im Depot des I. Fremdenregiments in Lyon weilte und in Erwartung eines Verhörs oft stundenlang auf der Wachtstube saß, feststellen, wie täglich Transporte von 10, 50 bis über 100 Mann neue deutsche Rekruten aus dem Rheinland antamen. Der größte Teil davon hatte sich freiwillig gemeldet, und sie machten in ihrer durchaus nicht trüben Stimmung kein Hehl daraus. Sie waren meistens Arbeitslose oder infolge der Heeresverminderung entlassene Berufsoldaten, denen es schlecht ergangen war und die aus Not sich hatten anwerben lassen. Alle hatten das Gefühl, sich verbessert zu haben und vor allen Dingen dem Hunger und Elend entronnen zu sein. Ein kleinerer Teil dagegen bestand aus Leuten, die im besetzten Gebiet in irgend einen Konflikt mit den französischen Besatzungsbehörden geraten und deswegen verhaftet worden waren. Um einer Gefängnisstrafe zu entgehen, hatten sie sich zu dem Eintritt in die Legion bereit erklärt. Es sind dies die einzigen, jetzt längst behobenen Fälle von indirekt unfreiwilligem Eintritt in die Legion. Diese Männer waren auch entschieden bessere Elemente, als der vorgenannte größere Teil ihrer Kameraden. Sie hatten von vornherein die Absicht, sich aus diesem eines Deutschen unwürdigen Zustand zu befreien, während die anderen sich meist wohl fühlten und sogar mit freudiger Spannung ihrer Afrikafahrt entgegen sahen. Damit wollte ich nur den Geist dieser Leute kennzeichnen, die in Deutschland zu Unrecht allzu große Beachtung finden.

In allen übrigen Staaten, mit Ausnahme der Schweiz, welche Frankreich von jeher Rekruten lieferte, kennt man die französische Fremdenlegion kaum, die deshalb auch dort weniger Kräfte findet. Das hängt nur damit zusammen, daß die Presse dieser Länder keine direkte Einstellung gegen Frankreich hat und infolgedessen von seinen Fremdenregimentern keine Notiz nimmt. Die Tatsache,

daß Angehörige ihrer Nation darin Dienst tun, erregt bei ihnen ebensowenig das allgemeine Interesse, wie bei uns zum Beispiel der Eintritt von Deutschen in die holländische und neuerdings auch in die spanische Fremdenlegion, deren Verhältnisse durchaus nicht besser, eher schlechter sind, als die in der französischen. Unsere Animosität gegen letztere stammt also lediglich nur von der Erbfeindschaft mit Frankreich her. Sie ist berechtigt und bei dem heutigen Stand der Dinge kann der Eintritt in französische Militärdienste von jedem Deutschen nur als Schande empfunden werden. Das wissen auch alle die glücklich Entronnenen und nur um ihren Fehltritt zu verdecken, erzählen sie jene merkwürdigen Legenden über ihre Zwangsanwerbungen. Es wird ihnen ja so leicht gemacht, fast in den Mund gelegt, und da sie meistens ein und demselben Typ von Menschen angehören, so harmonieren auch alle ihre Erzählungen miteinander. Die wahren Tatsachen, wie das freiwillige Aufsuchen einer französischen Behörde und die Anwerbung aus Angst vor der täglichen Zivilnot, werden geschickt verschwiegen. Viele gehen weiter und konstruieren daraus, daß ein Militärarzt in Mexiko nicht tauglich befunden und sie auf französische Kosten wieder zurückbefördert wurden, eine abenteuerliche Flucht auf dem Transport.

Alle diese Berichte erscheinen dann immer in der gleichen Schablone als angebliche Warnung an die Jugend in Blättern, die sich aus nationalen Gründen die Bekämpfung der Fremdenlegionen zur Pflicht gemacht haben. Ich zweifle nicht an dem guten Willen dieser Presse, wohl aber an dem Erfolg ihrer Bemühungen. Ihre Art und Weise, diese nüchtern militäristische Söldnertruppe schaurig interessant zu machen, schafft ihr gerade in Deutschland, wo, dank jener falschen Gegenpropaganda, fast jedes Kind dieselbe kennt, immer neuen Zuspruch.

Das Böse und Grausame übt von jeher einen besonderen Reiz auf die Phantasie hauptsächlich Jugendlicher aus und es ist deshalb ein Mangel an psychologischem Verständnis zu glauben, man könne durch Schilderung von Mißhandlungen und sklavischen Zuständen abschreckend wirken. Die besten Soldaten aller Armeen und somit auch der Fremdenlegion gehörten stets dem Landsknechttyp an. Diese Art von Menschen ist meist masochistisch eingestellt, was durch ihre gelegentlichen sadistischen Akte nur bewiesen werden kann. Zu willensschwach und dem Kampf des Zivillebens nicht gewachsen, entfliehen sie gewöhnlich seinen Konflikten und treten in eine Truppe ein, das heißt sie unterstellen sich in blindem Gehorsam einem höheren Willen, einer Organisation, die ihnen alle täglichen Sorgen abnimmt, sie verpflegt, für ihre Unterkunft sorgt, sie leitet und dadurch, daß sie ihnen jede Verantwortung abnimmt, das männliche Komplement ihrer femininen Psyche bildet, die in der eiteln, bunte Farben liebenden Uniformsucht oft ihren besten Ausdruck findet. Tapferkeit vor dem Feinde, Todesverachtung auf höheren Befehl sind bei diesen Berufssoldaten nur eine Art männlichen Protestes, oft auch Minderwertigkeitsgefühle. Ihr Mut, der in jedem lohnenden Dienst, sogar in dem der Landesfeinde sich bewährt, läßt sich nicht mit demjenigen der Männer vergleichen, die ihre Heimat verteidigen und nach Beendigung eines Krieges oder einer nationalen Dienstzeit mit der gleichen Latkraft ihrem Beruf und ihrer Arbeit nachgehen. Jeder Legionär, auch derjenige, der sich in zwanzig Schlachten bewährt haben will, ist ein erbärmlicher Feigling im Vergleich zu dem, der arbeitslos und in Elend geraten, der Not trotzte und im Kampf des Lebens lieber unter Hunger und Entbehrungen weiter standhielt, ehe er seine Freiheit wegwarf und den Lockungen der Feinde seines Volkes nachgab. Welch ungleich größeres Verdienst haben der niedrigste Schiffstrimmer, der wandernde Handwerksbursche, der vagabundierende Marktkünstler, die aus eigener Kraft, frei und unabhängig die Welt durchziehen und die Möglichkeit, sich zu verbessern, das freie Selbstbestimmungsrecht nicht aus der Hand geben. (Schluß folgt)

Das amerikanische Credo

Von H. E. Mendon, Baltimore

(Fortsetzung aus Heft 5)

III.

Es scheint mir, daß die charakteristischen Wesenszüge des normalen Amerikaners, die Wesenszüge, die ihn am merklichsten von anderen Staatsbürgern unterscheiden, als Folgen dieser eben geschilderten ganzen Unsicherheit und Wandlungsfähigkeit in seiner Stellung und der damit verbundenen Befürchtungen und Bedenklichkeiten zu betrachten sind.

Der Amerikaner zeichnet sich tatsächlich durch eine Denk- und Handlungsweise aus, wie man sie von einem unersättlich ehrgeizigen und dennoch unbesserlich furchtsamen Menschen erwarten würde, so z. B. auf der einen Seite das unsympathische Selbstbewußtsein, die ziemlich prozige Prahlerei, das unermüdlige Strebertum, und auf der anderen Seite die Fügigkeit, die Vorsicht und Dienstbeflissenheit. Der Amerikaner spricht andauernd von seinen Rechten, als wäre er in Bereitschaft, sie bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, und gibt sie jedesmal beim ersten Anlaß auf. Das düntelhafte Wesen und die wahre Handlungsweise stammen beide aus derselben Quelle, der Furcht, die ein bestimmender Faktor für jeden schwankenden und nicht gefestigten Menschen, für den Durchschnittsmenschen zu allen Zeiten und in allen Ländern ist, insbesondere aber für den Durchschnittsmenschen, der unter einem so unausgeglichenen und wandelbaren gesellschaftlichen Regime lebt, wie das amerikanische.

„Mehr als jedes andere Volk,“ sagte einst Wendell Phillips, als er seinen melancholischen Tag hatte, „mehr als jedes andere Volk fürchten wir Amerikaner uns gegenseitig.“ Das Wort klingt hart. Es widerlegt den nationalen Wahn von dem unerlöschlichen Mut und der unerbittlichen Grausamkeit. Es zieht gegen die nationale Eitelkeit zu Felde. Aber nichtsdestoweniger enthält es ein Körnchen Wahrheit. Bei uns wird die Stellung des Einzelnen, mehr als irgendwo auf Erden, durch die einmütige Zustimmung seiner gesamten Landsleute bestimmt; bei uns gibt es, wie bereits erwähnt, keine künstlichen Schranken, die ihn gegen ihre Mißbilligung oder gar gegen ihren Reid schützen. Bei uns wird die einmütige Zustimmung dieser Gesamtheit mehr als irgendwo durch die Anschauungen und Vorurteile der geringwertigen Majorität beeinflusst, und wir nähern uns dem Ideal der echten Demokratie, dem unmittelbaren und getreuen Echo der Stimmung, die beim niederen Volke gärt.

Der Einzelne, der es mit dieser ungeheuer mächtigen, aber unvermeidlich unwissenden und unbarmherzigen öffentlichen Meinung aufzunehmen hat, muß schlechtdings Vorsicht anwenden und furchtsam werden. Die Wünsche seines Herzens mögen vermessen und aufrichtig sein, aber ihre Erfüllung heißt Besonnenheit, Vorsicht, eine weisliche und gewinnende Art. Festungen lassen sich nicht im Sturme nehmen. Sie müssen allmählich, mit Geduld zu Fall gebracht werden, wie die Mauern von Jericho.

So tritt der Erfolg in einer Reihe einzelner Wellen auf, die sich zum Schutze in die Färbung ihrer Umwelt hüllen. Mißerfolg bedeutet, daß die Wuste fiel, und die Bogen der Ehrlichkeit allzu lange in ununterbrochener Kette auf einander folgten.

Der Kandidat muß sich zunächst bemühen, die äußere Erscheinung und die Manieren der gesellschaftlichen Kreise, in die er sich eindringen will, genau nachzuahmen. Dann wird er zuerst Beachtung finden, allmählich gebildet und schließlich aufgenommen werden.

Auf diese Weise bahnt sich die Frau des Schweineabstechers vorsichtig ihren Weg in die Gesellschaft von Chicago, die stolze Aristokratie des Schlachthauses. Und ebenso schleicht sich der ehemalige Whiskyagent ganz sachte bei den Elts (eine Geheimloge) ein, ebenso wird der erfolgreiche Krämer in der Gilde der Großkaufleute Einlaß finden, ebenso wird der reiche Bauer zum Plantagenbesitzer und zum Vater eines Dr. phil. So wird das Dienstmädchen zur Kinoschauspielerin, die es mit einer Prinzessin von Geblüt aufnimmt, und der kleine Rechtsanwalt wird zum Gesetzgeber und Staatsmann, und Schmidt wird zu Smith, der Zeitungsberichterstatler zum Literaten und Mitarbeiter der „Saturday Evening Post“, und wir Pantees alle, alle, wir steigen, steigen und steigen langsam immer höher

Die Sache läßt sich nie mit Gewalt erzwingen. Sie muß behutsam, schlau, pianissimo bewerkstelligt werden, als wollten wir uns immer dabei ein bißchen entschuldigen. Man darf sich nicht mit geistreichen Ansichten wichtig tun und nicht als eigenartige Persönlichkeit prozen wollen. Insbesondere sollte alles vermieden werden, was die anderen einschüchtern könnte. Sonst wird das Fallgatter heruntergelassen und das ganze Unternehmen geht in die Brüche. Vor allem muß der Kandidat recht spießbürgerlich — wie Schulze, Müller und Schmidt zu Werke gehen. Diese Art ist natürlich mit einer gewissen gleichgültigen Dreistigkeit und sogar mit einer scheinbaren Raubheimgkeit ganz gut vereinbar. Aber hinter der Dreistigkeit steckt in Wirklichkeit kein Selbstvertrauen, sondern lediglich die Begabung, mit den Wölfen zu heulen.

Wenn der Amerikaner sich ganz besonders anmaßend geberdet, so kann man überzeugt sein, er spürt, daß die Meute ihm den Rücken deckt, er hört ihr anfeuerndes Geklaff, er weiß wohl, daß seine Richtung von ihr gebilligt wird. Umsonst verschenkt er seine Gefolgschaft nicht. Er sucht Anschluß, entweder bei einer politischen Partei, bei einer Kirchengemeinde, bei einer Bruderschaft, oder bei einer der hirnverbrannten Bewegungen, die unaufhörlich das Land verheeren, weil der Anschluß ihm ein Gefühl der Geborgenheit gibt, weil er dadurch zum Gliede einer Gesamtheit wird, die bedeutsamer und gesicherter ist, als er selbst, weil er ihm die Möglichkeit bietet, mit Voll Dampf zu arbeiten, ohne ein Risiko zu übernehmen. So gleiten die Anschauungen des ganzen Landes durch die Kanäle der Volksstimmung. Es gibt niemals einen Zusammenprall der Meinungen, eine Laune löst die andere ab. Und es ist unangebracht, sich diesen Launen zu entziehen oder Front dagegen zu machen.

In keinem anderen Lande der Welt wird mit jedem Andersdenkenden ein so furchtbar kurzer Prozeß gemacht, nirgends kommt es jemand in gesellschaftlicher Beziehung so teuer zu stehen, wenn er seiner inneren Stimme folgt und sein eigener Herr sein will. So bekundet denn der vom Tabu eingekreiste Amerikaner in seinem ganzen Verhalten, wenn es sich um Lebensgründlätze handelt, eine außerordentliche Furchtsamkeit. Und die Tatsache, daß diese Tabus zum großen Teil eine freiwillige Institution sind, steigert nur ihre Strenge. Jeder aufmerksam beobachtende Ausländer, der das geistige Leben des Landes unter die Lupe nimmt,

bemerkt zuerst die Angftlichkeit, die Zimperlichkeit, mit der alle wichtigen Lebensfragen behandelt werden. Wir haben z. B. bestimmte Geseze, die es praktisch unmöglich machen, die sexuelle Frage auch nur annähernd mit einer gewissen Offenheit zu erörtern. Die Literatur über dieses Thema ist unerschöpflich, und das allgemeine Verständnis für die Wichtigkeit dieser Frage ist dadurch erwiefen. Aber alles, mit Ausnahme eines kleinen Bruchteils dieser literarischen Erzeugnisse, ist von Puschern geschrieben und für ein Publikum bestimmt, das die Wahrheit nicht hören will. Dasselbe gilt für die Politik. Fast als einzige Ausnahme unter den zivilisierten Völkern der Welt verfolgen die Amerikaner jeden, der die politische Tagesheorie tabelt, mit mittelalterlicher Grausamkeit, verurteilen ihn zu unermeßlich langen Gefängnisstrafen, bezichtigen ihn der Aufrührerstiftung und des Meineids, behandeln ihn schlimmer als einen gewöhnlichen Gauner und drücken zuweilen die Augen zu, wenn ein Justizmord an ihm verübt wird. Das gilt vor allem in religiösen Fragen. Amerika ist der einzige christliche Staat, in dem es keine antikirchliche Partei gibt und daher keine ständige und wirkfame Kritik der in klerikalen Kreisen herrschenden Überhebung und Korruption. Infolgedessen wollen bei uns alle Kirchengemeinschaften die Gewaltherrschaft an sich reißen, und die meisten, die irgendwie eine numerische Überlegenheit aufweisen, üben sie bereits aus.

So besitzt die katholische Kirche in sechs unserer bedeutendsten Städte eine größere Macht als in Spanien und in Osterreich. Ihr Tun und Lassen steht vollkommen über jeder öffentlichen Kritik; sie ernennt und verabschiedet die Staatsbeamten nach Belieben; sie terrorisiert die Zeitungen; sie beeinflusst Polizei und Gericht; sie ist stark genug, um jeden zu vernichten und zum Schweigen zu bringen, der gegen ihre Regierungsform Einspruch erhebt. Aber nicht genug damit! Die katholische Kirche ist zum mindesten eine Organisation, die in vollem Maße streng rechtlichen, ja sogar löblichen Zwecken dient, deren führende Männer weit über den Leidenschaften der großen Masse stehen und klug genug sind, um nicht nur den Vorteil des Augenblicks im Auge zu haben. Und was noch wichtiger ist, ihre internationale Stellung, durch die sie objektivere und überlegene Anschauungen gewinnen, enthebt sie auch mancher landläufigen Schwäche der eingeborenen Plebs. Das beweist uns ihre fortgesetzte Opposition gegen das Alkoholverbot, ihr Widerstand gegen die gerichtliche Bekämpfung der Unfittlichkeit und anderer, in diese Kategorie gehörenden Leidenschaften der Enterbten und Unglücklichen. Ihre gläubige Herde ist unwissend und leicht erregbar und daher ein vortreffliches Futter für alle Schwindel-Reformatoren, die sich über das Proletariat hermachen wollen. Aber sie wird von ihrem Klerus gehütet, zu dessen Interesse an der unverfälschten Religion sich das jahrhundertalte Erbtell weltlicher Weisheit gesellt. So ist die römische Kirche, wenigstens in Amerika, eine Zivilisations-Agentur, und wir dürfen ihren zynischen Bund mit der politischen Korruption wohl ungerügt hingehen lassen, in Anbetracht ihrer unerbittlichen Feindschaft gegen jene schlimmere Korruption, die die Grundlagen der Freiheit, des Friedens und der Menschenwürde zerstört. Vielleicht ist sie etwas zu schlau auf ihren Vorteil bedacht, vielleicht ist sie ein bißchen übertrieben realistisch. Aber sie ist zweifellos nicht schmutzig.

Auf die Gegenpartei paßt jedoch diese Bezeichnung wie angegossen! Unter Gegenpartei verstehe ich nämlich die vereinigten protestantischen Kirchengemeinschaften, die man „evangelisch“ zu nennen pflegt, die Methodisten, die Baptisten, die Presbyterianer und die Gefolgschaft ihrer Nachbeter und Untergebenen.

Aus dieser Gruppe stammt die vorherrschende religiöse Stellungnahme des amerikanischen Volkes, und insbesondere verdanken wir ihr den Lehrsatz, daß jede religiöse Wirksamkeit unangefochten bleiben muß, auch wenn sie in ganz offenkundigem Gegensatz zum herkömmlichen Anstand und zum gesunden Menschenverstande steht.

Unter dem Deckmantel dieser erheuchelten Duldsamkeit, die nicht von echt liberaler Gesinnung, sondern ganz einfach von dem Volksmißtrauen gegen jede abweichende Meinung gezeitigt ist, hat sich eine Tyrannei herausgebildet, die schwerlich ihresgleichen in der neueren Geschichte hat. Mit Ausnahme einiger größerer Städte leidet jede amerikanische Gemeinde unter einer priesterlichen Willkür, deren Absichten unredlich und ehrlos sind und deren Macht in der Kampagne zugunsten des Alkoholverbots in großartiger Weise entfaltet worden ist, eine Willkür, die von einer aus unwissenden, abergläubigen, eigennützigen und unehrlichen Männern gebildeten Junta geübt worden ist. Man kann ohne Voreingenommenheit den katholischen Klerus mit einer gewissen Berechtigung verteidigen. Er besteht aus Männern, die zum mindesten ein begreifliches Ideal verfolgen und es durch ein wirkliches Opfer verklären. Aber angesichts der methodistischen Geistlichkeit läßt sich die Schwäche, seinem Unwillen Ausdruck zu geben, kaum vermeiden. Man sieht hier nichts anderes als eine Schar unerzogener, auf-rührerischer Dummlöpfe, die es nach Macht gelüftet, die keinen Widerspruch vertragen können und von kindischer Eitelkeit erfüllt sind, einen ganzen Haufen von geweihten Geistlichen, die aber an Würde und Klugheit kaum mehr wert sind, als die elenden Narren, deren Seelen sie beständig foltern. In den gesamten Vereinigten Staaten gibt es unter ihnen kaum einen einzigen, der als verhandiger und gut unterrichteter Mann hervortritt. Unwissend in jeder Beziehung, mit Ausnahme der Anfangsgründe, unberührt von den wichtigeren Strömungen des Denkens, berauscht von der Macht, die sie über Lölpel besitzen, verschroben geworden durch ihr Privilegium, das sie gegen jeden Angriff seit, übertragen sie den Tiefstand des stumpfsten Bauerntums auch auf die beruflich tätigen Bevölkerungsklassen und erniedrigen die Religion zu einer Stätte des wider-sinnigsten Hasses.

Kein Dorf in Amerika, wo nicht einer von diesen albernen Eseln sein ver-
heerendes Wesen treibt! Und noch schlimmer, er ist meistens der Träger der
dörflichen Anschauungen, das Vorbild der Vernunft, der Sittlichkeit und des
Geschmacks! In seinen Talar gehüllt, steht er hoch über jeder Kritik. Seine ein-
fältigen Gedankengänge bezweifeln, — das heißt Auflehnung gegen die göttliche
Offenbarung!

(Fortsetzung folgt)

Gewissen

Ist so tief mir eingeboren
Mehr zu gelten als zu sein;
Wesen hab ich bald verloren,
Und es wächst um mich der Schein.

Was die andern von mir meinen,
Samm! ich auf, als wär es mein,
Will mir lieber glücklich scheinen,
Als des Glückes wert zu sein.

Und so fürchtbar es erlänge:
„Unnütz, der dich unrein quälst,“
Hör ich flüsternde Gefänge:
„Du gefällst, auch wo du fehlst.“

Noch im redlichen Bemühen
Seh ich heimlich mich bespiegelt;
Und so komm ich nie zum Glücken,
Gottes Flamme bleibt versiegelt,

Die mich einst aus Licht getragen,
Und die tief, als ich erwuchs,
Sich im Innern eingeschlagen
Als ein sanftes: „Du bist's! . . . such's!“

Franz Stigenburg

Weltspiegel

Unklarheit überall. Die Wilhelmstraße, die seit dem Rücktritt Dr. Hofens verwaltet war und nebenamtlich vom Reichstanzler Dr. Wirth mitverwaltet wurde, hat in der Person Walter Rathenaus wieder einen eigenen Leiter bekommen. Das Fehlen eines besonderen Ministers an der Spitze des Auswärtigen Amtes war in dieser entscheidungsschweren Zeit ein unhaltbarer Zustand. Schon das Wiesbadener Abkommen brachte Rathenau mit dem Grundproblem der auswärtigen Politik, der Reparationsfrage, in Verührung. Rathenau hat seitdem in London wie in Paris und Cannes mit den führenden Staatsmännern der Entente die Besprechungen fortgesetzt, so daß man sich, wenigstens ehe er als amtlicher deutscher Vertreter in Cannes auftrat, fragen mußte, wozu das auf Ersparnisse angewiesene Deutsche Reich kostspielige Botschafter in Paris und London unterhielt, die an den wahrhaft wichtigen Auseinandersetzungen doch nicht beteiligt waren. Für die laufenden Geschäfte würden Geschäftsträger ausreichen. Daß Rathenau selbst auch vor Parlament und Volk die Verantwortung für die Fortsetzung der Verhandlungen und die Vorbereitung der Konferenz von Genua übernimmt und den fremden Regierungen als ein im Auslande unstreitig Kredit genießender Minister des Auswärtigen gegenübertritt, ist daher eigentlich eine Selbstverständlichkeit.

Die deutschen Reparationsvorschläge, mit denen sich Rathenau in erster Linie abzugeben haben wird, liegen der Reparationskommission und dem Obersten Räte vor. Staatssekretär Bergmann, der in ruhiger Arbeit bisher Ausgezeichnetes geleistet hat, befindet sich in Paris. Daß die deutschen Anregungen nicht den ungeteilten Beifall der Franzosen finden würden, war vorauszusehen. Bei einem geschäftlichen Abschluß versucht die Gegenseite natürlich möglichst viel herauszuschlagen. So sprechen die Franzosen von 900 Millionen anstatt der 720, die in Cannes über die 500 Millionen des Lloyd Georges-Briand'schen Projektes siegten. In Frankreich fürchtet man, für das laufende Jahr mit Sachlieferungen überschüttet zu werden, und der französische Produzent, der schon gegen das wirklich bescheidene Wiesbadener Programm aufmuckte, wehrt sich dagegen mit aller Macht. Die Reparationsfrage wird aber überhaupt von einem unrichtigen Gesichtspunkte aus angefaßt. Alles dreht sich um die Lieferungen für das laufende Jahr. Damit, daß irgend eine Anzahl Darmillionen abgelassen wird und dem Reiche dafür Sachlieferungen abverlangt werden, für die es auch bezahlen muß, ist nichts gewonnen. Der „Temps“ hebt hervor, durch die ganze Behandlung der Angelegenheit werde ihr das Moment der Sicherheit genommen, wie sie das Diktat vom Mai 1921 bot. Dieses frankte an seiner Unerfüllbarkeit. Es war von deutscher Seite aus zweifellos richtig, den ehrlichen Versuch zu machen, den Bestimmungen des Ultimatums nachzukommen. Dr. Simons mußte sich von Lloyd George noch den Vorwurf der Unehrlichkeit gefallen lassen, obwohl er es ablehnte, Bedingungen zu unter schreiben, von deren Unausführbarkeit er überzeugt war. Nun hat die Welt gesehen, daß auf der Basis von London nichts zustande kommen kann; deshalb heißt es, den gesamten Reparationskomplex grundsätzlich anders zu regeln, nicht aber durch eine nur auf das Jahr 1922 eingestellte Verschiebung innerhalb der Zahlungsmodalitäten die sehnlichst erwartete Lösung in der Schwebe zu lassen. Daß Deutschland weder auswärts noch im Inlande Anleihen aufnehmen kann, ist für den nüchternen Beurteiler der sicherste Beweis für die Notwendigkeit einer durchgreifenden Neuordnung.

Ein unglücklicher Zusammenstoß in Petersburg, in dem deutsch verbleibenden Teil Oberschlesiens, hat zu schweren Verlusten bei der französischen Besatzungstruppe geführt. Volkshafier Laurent hat den Auftrag bekommen, die Angelegenheit in Berlin zur Sprache zu bringen, da die beklagenswerten Vorgänge mit Geheimorganisationen in Mittel- und Niederschlesien zusammenhängen sollen. Die deutsche Regierung hat ihre Mitwirkung bei der Aufklärung des Vorfalles zugesagt. Die nationalistischen Hezer in Paris haben dadurch eine Waffe in die Hand bekommen und es ist zu Interpellationen in der französischen Kammer gekommen. Ebenso bedauerlich ist das Entweichen des vom Reichsgericht wegen der Versenkung eines englischen Hospitalschiffes verurteilten Oberleutnants zur See Dittmar, nach der Flucht Volbts der zweite Fall, wo sich ein vom höchsten deutschen Gerichtshof Verurteilter der Vollziehung des Spruches entzogen hat. Sokrates weigerte sich, durch die ihm leichtgemachte Flucht, die dem athensischen Staat Schande erspart hätte, sich dem Tode zu entziehen: als wahre Vaterlandsfreunde hätten Dittmar und Volbt auch im Bewußtsein ihrer Schuld ausgeharrt, nicht aber Poincaré den billigen Vorwand geliefert, Beweise für die Unwirksamkeit der Entscheidungen des Reichsgerichts aufzubringen. Die Beruhigung der Atmosphäre, die für die Erledigung der Reparationsfrage wie für die Konferenz von Genua Vorbedingung ist, wird durch derartige Ereignisse erheblich gestört. Auch beim Zustandekommen einer Abmachung für 1922 wird Deutschland kaum in der Lage sein, in Genua sehr Gewichtiges zu bieten. Die Sowjetregierung weiß die sich ihr bietende Gelegenheit voll auszunützen. Sie schreitet dazu, eine Kreiske in die Mauer der Gegner zu legen, um noch vor Genua den Plan eines Weltkongresses zur Erschließung Rußlands zu Fall zu bringen. Amerika hält sich offiziell abseits, hat sogar Kerenskis Abgesandte in Washington als die Vertreter des kommenden Rußland begrüßt. Aber, wie Poincaré in einer seiner letzten Veröffentlichungen als Publizist erklärt hat, die verschiedenen Unterstützungsausschüsse bieten der amerikanischen Unternehmungslust Angriffsflächen genug, zumal auch private Kreise bereits seit langem in Fühlung mit den Moskauer Machthabern stehen. Nachdem die Sowjets Handelsabkommen mit England, Skandinavien, Italien und Deutschland unter Dach gebracht haben, sind sie jetzt dabei, mit Belgien anzuknüpfen. Mit Frankreich sind in Berlin und Paris Verhandlungen mit bolschewistischen Vertretern im Gange, deren Anfänge weiter zurückreichen und die Poincaré fördert. Die Absicht der Franzosen geht dabei dahin, den Deutschen in der Form der Kriegsschuldigung an Rußland die Bezahlungen der Schulden des Zarenreiches zuzumuten. Frankreich arbeitet sich von den baltischen Randstaaten, wo es allmählich den Vorrang vor England gewonnen hat, von Schweden und Dänemark wie von Polen und Rumänien aus an Rußland heran. Die polnisch-russische Fühlungnahme hat dabei den französischen Bestrebungen den Weg geöffnet. Die polnische Industrie, an der sich französisches Kapital beteiligt, soll wieder in Rußland Absatz finden. So will Frankreich Polen wirtschaftlich auf die Beine helfen und zugleich den losgesplüßerten obererschlesischen Industriebezirken unter polnischer Herrschaft eine Zukunft ermöglichen.

Einen wichtigen Schritt zur Annäherung an Rußland bot Frankreich das Abkommen von Angora, das auf der ständig hinausgeschobenen Konferenz der Minister des Äußern von Frankreich, England und Italien erwogen werden soll. Vorläufig findet entsprechend der von Poincaré eingeführten neuen Methode ein Notenwechsel zwischen den beteiligten Regierungen statt, der auch den von der britischen Arbeiterpartei verworfenen englisch-französischen Garantievertrag umfaßt. Die große Schwierigkeit besteht darin, den Beschlüssen der drei Mächte bindende Kraft zu verleihen. Denn die Nationalisten von Angora, deren Kommissar des Äußeren, Jusuf Kemal, über Konstantinopel nach Rom, Paris und London reist, sind keineswegs gewillt, sich den Entscheidungen vom grünen Tische ohne weiteres zu unterwerfen. Sie stellen wie Sowjetrußland einen Machtfaktor dar, dem weder England noch Frankreich, oder gar Griechenland etwas anhaben kann. Deshalb

bleiben alle Festsetzungen der Ministerkonferenz Theorie, solange die Türken sie nicht annehmen. Die Griechen haben als reine Demonstration inzwischen bei Estifchehir die Kampfhandlungen durch erfolg- und zwecklose, von London, Paris und Rom verhängten Pläneleien eröffnet, während zugleich türkische Unterseeboote vor Smyrna und im Ägäischen Meer erschienen sind. Die hellenischen Finanznöte sind trotz der Aufhebung der Kreditsperre durch England bislang durch keine Anleihe gemildert worden. Frankreich, das sich für die durch die Verlobung König Alexanders von Jugoslawien mit der rumänischen Prinzessin Maria verbundene Annäherung zwischen Belgrad und Bukarest einsetzt, hat den Griechen den Eintritt in die kleine Entente nahelegen versucht, und dabei vergeblich König Konstantin die Abdankung vorgeschlagen. Aber auch die Bulgaren werden von Frankreich mobil gemacht und das auf dem Balkan übliche Intrigenspiel ist im Gange.

Die Gesamtheit des politischen Geschäftes ist durch den Rücktritt des italienischen Kabinetts Bonomi ins Stocken geraten. Sein Sturz hängt direkt mit dem Tode Benediktis XV. und der durch die Regierungspartei der katholischen Popolari angebahnten Annäherung zwischen Vatikan und Quirinal zusammen, die von den eine allzu große Stärkung der Popolari fürchtenden Linksparteien bekämpft wird. Aber im allgemeinen drückt sich in der Krise der Unmut der Italiener über die zu ihren Ungunsten gestaltete Gesamtlage aus. Der Zusammenbruch der Banca di Sconto, den die Regierung Bonomi nicht wieder gutzumachen wußte, hat manche Träume auf wirtschaftliche Expansion begraben. Die äußerliche Ehrung durch die Verlegung der Weltkonferenz nach Genua bleibt, aber Italien fühlt sich beiseite gedrückt, und das hat Bonomi, dessen Nachfolge de Nicola antreten wird, büßen müssen.

Allgemein bleibt die Lage für die Gegenwart und Zukunft ungeklärt und Deutschland ist durch den sinnlosen Eisenbahnerstreik, der weitere Kreise gezogen hat und dem der Sowjetemissär Nabel doch wohl nicht durchaus fernsteht, in einem Augenblick lahmgelegt, wo es seiner sämtlichen Kräfte bedarf, um der Welt zu zeigen, daß das deutsche Volk gewillt ist, mit Ernst und Sachlichkeit an die Arbeit des friedlichen Aufbaues zu gehen.

D. G. von Wesendorf

Reparationskohle und Genua

Im Streit um den Preis, der bei der Anrechnung deutscher Kohlenlieferungen auf Grund des Friedensvertrages und des Abkommens von Spa auf das Reparationskonto zugrunde zu legen ist, stehen sich zwei Meinungen schroff gegenüber. Diese alte Streitfrage wird auf der Konferenz von Genua von neuem aufgerollt werden, und zwar geht die Initiative dazu von England aus. Begreiflich: hat doch die bisherige Praxis in dieser Angelegenheit zu Schädigungen Englands geführt, die durch das Zusammenstoßen des englischen Kohlenarbeiterstreits noch weit stärker zur Auswirkung kommen konnten, als es ohne den Streit der Fall gewesen wäre. Wir wissen, daß die deutsche Kohle, die Frankreich und Belgien bisher zum deutschen Inlandspreis empfangen, nicht allein zur Befriedigung des französisch-belgischen Eigenbedarfs herangezogen wurde, sondern daß sie zu Preisen, die vom Weltmarktpreis der englischen Kohle nicht allzuweit entfernt sind, ans Ausland abgegeben worden ist. Nicht nur die Spekulationsgewinnsucht des gegnerischen Fiskus und der privaten Empfänger von deutscher Kohle ist an dieser Erscheinung schuld, sondern einmal die tatsächliche Überlieferung der beiden Länder über ihre eigene Konsumkraft hinaus und weiterhin die Furcht, ihre eigenen Kohlengruben könnten unter der Konkurrenz der deutschen Kohle im Inland und auf den ausländischen Absatzmärkten Schaden nehmen. So sehen wir denn als Nutznießer der billigen deutschen Kohlenlieferungen nicht nur die direkten Reparations-Empfänger, sondern auch die benachbarten Neutralen Holland und Skandinavien, die andernfalls gezwungen gewesen wären, dafür teure englische Kohle zu beziehen. In allen Fällen trat überdies die deutsche

Kohle in schärfster Konkurrenz mit der englischen Ausfuhrkohle, und diese Konkurrenz wurde bis zur Unerträglichkeit verschärft, nachdem der Streit in den englischen Kohlengruben die dortige Produktion auf Wochen völlig lahmgelegt hatte. Auch nach Wiederaufnahme der englischen Produktion machte sich der unfreiwillige deutsche Wettbewerb empfindlich bemerkbar, zumal es sich um allerbeste deutsche Qualitäten handelt, die für Reparationszwecke beansprucht und geliefert werden. Das englische Interesse bedarf also auch in dieser Frage keineswegs mit dem französisch-belgischen. Die englischen Kohlenproduzenten und -Händler werden erleichtert aufatmen, wenn nur erst die deutsche Kohle den Franzosen zum Weltmarktpreis geliefert wird.

Wenn es sich um weiter nichts handelte, so würden die englischen Wünsche mit den deutschen Forderungen vollkommen parallel laufen. Einflußreiche englische Kreise halten es aber für unbedingt erforderlich, daß eine solche Anrechnung der deutschen Lieferungen zum Weltmarktpreis (bzw. zum Preis der englischen Kohle ab französischem Einfuhrhafen) nur dann in Erwägung gezogen wird, wenn gleichzeitig die deutschen Kohlenpreise im Inland auf die gleiche Höhe gebracht werden. Und für die Franzosen ist dieses sine qua non erst recht selbstverständlich, und jede andere Regelung ohne diese Voraussetzung undiskutabel. Bevor wir die Folgen einer solchen Preisangleichung für Deutschland und die anderen besprechen, wollen wir an Hand klarer Zahlen die tatsächlichen Verhältnisse betrachten. Es kostet (in Deutschland und Frankreich je Tonne zu 1000 kg, in England je Tonne zu 2240 lbs gleich 1014,7 kg):

	Ende 1913	Dezember 1921	Steigerung gegen 1913
Deutschland			
Anthrazit Ruß I	M. 20,75	M. 696,70	3357,6 %
Rußkohle I und II	M. 17,50	M. 610,—	3485,7 %
England			
Best Yorkshire	s 17/6	s 29/—	165,7 %
New Castle, steam best	s 14/6	s 28/—	193,1 %
Frankreich			
Förderkohle, Paris	Juli 1914 Fr.s. 21,—	Fr.s. 82,— (November 1921)	390,5 %

Es wäre gefährlich, aus diesen Zahlen falsche Schlüsse zu ziehen. Denn einmal ist die Geldentwertung in den einzelnen Ländern ganz verschieden groß, und dann ist auch das durchschnittliche Einkommen der wertaktiven

Bevölkerung prozentual gegenüber dem Friedeinkommen in ganz verschiedenem Maße gestiegen, in einem Maße, das jeweils dem Grad der Geldentwertung mehr oder weniger angepaßt ist. Wir müssen uns

also davor hüten, zu sagen, daß ja die Kohlenpreise in Deutschland bedeutend mehr gestiegen seien als im Ausland; das wäre nur angängig, wenn das Verhältnis zwischen Mark und Frank und zwischen Mark und Pfund Sterling heute noch dasselbe wäre wie vor dem Kriege. Aber eine andere Feststellung ist erlaubt: Berechnet man den Preis, den die deutsche Kohle unter Berücksichtigung des monatlichen Durchschnittskurses im Dezember in England und Frankreich kostete, so erhält man folgendes Bild, wobei zu beachten ist, daß die Transportkosten außer Anlaß geblieben sind. Die Differenzen werden sich demgemäß um den Betrag dieser Kosten noch verkleinern; es kosteten in:

England	sh
Deutsche Kohle, Anthrazit . . .	16,99
Rußkohle . . .	14,88
Englische Kohle, Portshire . . .	28,58
Newcastle . . .	27,59
Frankreich	Fr.
Deutsche Kohle, Anthrazit . . .	46,89
Rußkohle . . .	41,05
Englische Kohle, Portshire . . .	77,48
Newcastle . . .	74,78
Französische Kohle . . .	82,—

Dabei sind die Preise für die englische Tonne zu 1010,7 kg umgerechnet für metrische Tonnen zu 1000 kg.

Die Tonne deutscher Kohle müßte also, wenn wir dem Verlangen der Entente nachgeben könnten, unter Berücksichtigung der Transportspesen, um 410—520 M. im Preise erhöht werden auf 1100—1200 M., das bedeutet eine Steigerung gegen den heutigen Preis um 77%, gegen den Preis von 1918 um 6218%! Welches wären nun die unausbleibenden Folgen, Folgen, die man im Ausland niemals für nötig gefunden hat, sich klar zu machen? Eine allgemeine Kohlenpreiserhöhung in dem geforderten Umfange würde zunächst und zwar erfahrungsgemäß sehr schnell die Preise sämtlicher Industrieerzeugnisse in gleichem Verhältnis in die Höhe treiben. Natürlich würden die Lebensmittelpreise ebenfalls steigen und zwar bedeutend mehr, als die prozentuale Steigerung des Kohlenpreises bedingen würde. Die allgemein erhöhten Warenpreise müssen notgedrungen eine Erhöhung der Entgelte für Dienstleistungen und Arbeitsleistungen mit sich bringen. Wir wollen nur im Vorbeigehen auf die unausbleiblichen sozialen Kämpfe hinweisen, die eine so allgemeine Preissteigerung

im Gefolge haben müßte, wenn die Löhne und Gehälter den neuen Verhältnissen nicht möglichst schnell angepaßt würden. Eine allgemeine Erhöhung des Lohnniveaus setzt sich aber erfahrungsgemäß viel langsamer durch als eine solche des Preisniveaus. Die Kaufkraft der Bevölkerung würde also zunächst weiter herabgedrückt werden. Schon die Erhöhung der Kohlenpreise und der Preise für Industrieerzeugnisse würde ausreichen, eine neue umfangreiche Inflation vollaus zu erklären, denn zur Bewältigung der in höheren Preissummen sich ausdrückenden Umfänge müßten neue Zahlungsmittel in genügender Menge bereitgestellt werden. Die Inflation würde noch wachsen, in dem Maße, in dem sich die Anpassung der Löhne und Gehälter an das neue Preisniveau vollzieht.

Bis hierher könnten wir keinen Grund entdecken für eine weitere erhebliche Verschlechterung des Marktwertes im Inland. Es wäre theoretisch denkbar, daß sich eine allgemeine Angleichung der Inlandspreise für Waren, Dienstleistungen und Arbeit an das Niveau der Weltmarktpreise in Begleitung einer Inflationswelle vollzieht, ohne daß die Bewertung der Mark im Ausland Schaden nimmt. Wie die Verhältnisse aber heute bei uns liegen, ist das Problem viel verwickelter. Allein die höheren Kohlenpreise würden nämlich sofort die Ausgabenseite des Eisenbahnetats erheblich belasten und damit das Defizit an dieser Stelle vergrößern. In derselben Richtung, und zwar in sämtlichen Abteilungen der Reichsausgaben, wirkt die durch Kohlenpreiserhöhung und Inflation verursachte Preissteigerung der Industrieerzeugnisse und Lebensmittel, die ihrerseits wieder die schon heute unerträglichen Ausgaben für Löhne und Gehälter der Reichsbeamten und Angestellten vervielfachen. Das Defizit im Reichshaushalt würde damit ins Gigantische wachsen. An eine Gesundung oder gar Ausbalanzierung von Einnahmen und Ausgaben wäre gar nicht zu denken und daran könnte auch eine alliierte Finanzkontrolle nichts ändern.

Nicht die Kohlenpreiserhöhung an sich, auch nicht unmittelbar die neue Inflation würden die Mark im Ausland weiter entwerten, wohl aber würde dies eine weitere Verschlechterung der Reichsfinanzen erreichen. Es wäre nicht nur in unserem Interesse zu wünschen, daß die Sachverständigen der Gegenseite diese Erwägungen zur Kenntnis nehmen und daraufhin die Vor- und Nachteile der geforderten Maßnahme für ihre eigene Wirtschaft und die ihrer Alliierten in Rechnung stellen.

Dr. H. F. G.

Bildende Kunst

Von Paul Fechter

Seit einem Jahr hat sich das Bild unseres Kunstbetriebes erheblich geändert. Überall gibt es wieder Ausstellungen, neue Salons sind entstanden: aus den Trümmern der Luxussteuer blüht neues Leben. Wenigstens auf den ersten Blick. Sieht man näher zu, so erkennt man, daß es mit den Ausstellungen geht wie mit den Theatern. Die wissen alle nicht recht, was sie spielen sollen: zum wenigsten nichts Neues. Sie spielen Ibsen und den Naturalismus, Hauptmann und Hirschfeld, als lebten wir vor zwanzig Jahren: alles was damals aktuell war, sollen wir mit ergraunden Haaren nochmals als aktuell auffassen — um der neuen Zuschauer willen. Zu einer Zeit, da man schärfer als je auf das horcht, was die heraufkommende Jugend zu unserer durcheinandergeschüttelten Welt zu sagen hat.

Mit den Ausstellungen ist es ebenso. Wir rekapitulieren den Impressionismus und was vor ihm lag, allenfalls auch noch die Anfänge und ersten Träger des Expressionismus — das Neue schweigt. Cassirer zeigt Cézanne, Justi kündigt in der Nationalgalerie eine große Thoma-Ausstellung an: Gurlitt bringt Corinths Lebenswerk von anno 1888 bis heute, die Sezession zeigt Lesser Ury von 1880 bis 1920 — die modernsten Ausstellungen, die wir bekommen, führen Max Beckstein, Franz Marc, Max Beckmann vor, lauter Maler, die auch schon alle die Bierzig hinter sich haben. Und der Feininger'sche Kubismus bei Wallerstein ist auch nicht gerade Dokument dessen, was die Generation will, die den Expressionismus abzulösen hat.

Immerhin: man muß zugeben, daß diese Rekapitulation auf beiden Gebieten einen guten Sinn hat, auch für uns und für die, die heute an den Anfängen ihrer Arbeit sind. Nach dem Wirrwarr der Kriegsjahre und der ersten Zeit nach der Revolution ist diese Rückschau über die Leistungen der letzten dreißig Jahre wie ein Besinnen, wie ein Abschütteln dessen, was von außen her in die Entwicklungen hineingekommen war. Kriege und Revolutionen pflegen zu geistigen Bewegungen, als welche wir auch unsere Kunst und unsere Literaten immerhin noch auffassen können, innerlich in sehr wenig Beziehungen zu stehen: so bekommt dieses Rückblicken jetzt seinen

Sinn von daher, daß wir die von außen verzerrten Linien jetzt klar sehen und dann auf den neuen wesentlichen Voraussetzungen, die sich innerlich, nicht nur durch Krieg und Revolution ergeben haben, weiterbauen wollen.

Von hier aus haben die beiden Ausstellungen bei Gurlitt und in der Sezession, die Überblicke über das Schaffen von Lesser Ury und Lovis Corinth geben, sehr wohl eine lebendige Bedeutung für die Gegenwart. Schade ist nur, daß die Freie Sezession ihr Haus nicht mehr hat, sonst müßte sie jetzt eine Gesamtausstellung Max Liebermanns veranstalten. Denn die gehört durchaus neben die beiden andern, gäbe mit ihnen vereint die Möglichkeit, nun einmal wirklich über die Anfänge des Berliner Impressionismus und über diesen selbst ein paar Feststellungen zu machen, die im Interesse der Klarheit über den eigentlichen Sinn dieser Epoche der jüngsten Malerei endlich einmal gemacht werden müßten. So muß man sich begnügen, das Werk Liebermanns nur in Gedanken daneben zu stellen — und es wäre viel besser, wenn man das in der Realität könnte.

Denn die Ausstellung der Sezession, die das Lebenswerk Lesser Urys zeigt, ist im letzten Grunde eine Art von Protestausstellung gegen die bisherige Wertung Max Liebermanns. Die Sezession hat sie sicher nicht so aufgefaßt, sondern hat ihrem jüngsten Ehrenmitglied nachträglich zum 60. Geburtstag eine Freude machen wollen. Ury selbst, und der Kreis derer, die ihm nahe stehen, haben aber sicherlich zugleich an die Möglichkeit einer Revision des historischen Urteils in dem Sinne gedacht, daß man auf Grund dieser Ausstellung Lesser Ury nun als den eigentlichen Vater des Berliner Impressionismus auf den Schild erheben müßte. Was nur möglich wäre unter gleichzeitiger Absetzung des Usurpators Liebermann.

Wer den Dingen näher steht, kennt die Feindschaft, die sich aus anfänglich freundschaftlichen Beziehungen zwischen Lesser Ury und M. L., wie er seinen einstigen Genossen nur noch nennt, ergeben hat. Durchwandert man diese Ausstellung und denkt sich daneben eine gleichzeitige von Werken Liebermanns,

so sieht man, daß diese Feindschaft sicherlich, wie die meisten, aus Mißverständnissen entstanden ist. Hier vor allem aus einer Art Prioritätsstreit, den die Freunde Ury jetzt wieder in den Vordergrund geschoben haben — und der im Grunde gänzlich belanglos ist.

Sie behaupten nämlich, Lesser Ury gebühre der Ruhm, als erster in Deutschland die Auseinandersetzung mit dem französischen Impressionismus begonnen zu haben. Die Ausstellung zeigt, daß sie damit durchaus recht haben. Ury hat in der Tat zu Beginn der achtziger Jahre im Anschluß an Manet, an die Belgier und ähnliche Vorbilder die impressionistische Malweise aufgenommen, im Freilicht gearbeitet und ähnliches mehr. Liebermann hat zwar auch bereits 1881 den Hof des Amsterdamer Waisenhauses, 1882 die Bleiche, und in dem selben Jahre den Kinderpielplatz im Tiergarten gemalt: Urys Blumenstilleben von 1881 kommt aber sichtbarer als irgend eines der genannten Bilder Liebermanns von Manet her, also daß damit die impressionistische Anknüpfung ohne weiteres legitimiert ist.

Was aber ist damit bewiesen? Seien wir aufrichtig: im Grunde nichts. Lesser Ury hat in der Tat als einer der ersten begonnen, Errungenschaften des Impressionismus malerisch zu verwerten: da aber seine persönlichen Voraussetzungen ganz anderer Art, im wesentlichen die der vorhergehenden Generation waren, so blieb diese Auseinandersetzung im Grunde auf Technisches beschränkt. Seine Seele war von sehr anderer Art, als die der Impressionisten, das Voraussetzungslose, die neuen Augen, die allein lebendige neue Malerei schaffen konnten — und die neue Seele, die fehlten ihm zuletzt doch. Er war ein starkes Talent mit Instinkten für das Neue; aber er blieb doch dem Vergangenen verbunden, aus dem er herkam. Unter dem Impressionistischen wird viel mehr der belgische Einschlag und darunter noch mehr das Düsseldorfische seiner Art sichtbar: das Neue ergab sich nicht aus einer neuen Besonderheit des unmittelbaren Verhältnisses zur Welt, sondern im Grunde aus der Wahl der Themen, des Ausschnitts und dem Vordere des Vortrags. Die neue Vision fehlte — trotz allen Qualitäten, die einzelne Bilder in der im übrigen viel zu vollen, viel zu dicht gehängten Ausstellung haben.

Hätten wir jetzt daneben die Liebermannausstellung, so könnte man zum Trost für Ury zeigen, daß auch Liebermann im Grunde so wenig Impressionist im französischen Sinne gewesen ist, wie Ury. (Keine Impressionisten waren bei uns überhaupt fast nur Talente zweiter Ordnung.) Man würde zeigen müssen, wie der Berliner Impressionismus überhaupt von ganz anderen Voraussetzungen ausgeht, gar nicht von farbigen, wie die Franzosen, sondern vom Ton, wie die hineinschwingende Bewegung ihn wichtig wieder ins Illustrative hineinzieht, Freilichtgenre malen läßt und was dergleichen mehr ist. Wir haben diese Ausstellung nicht; so muß man sich versagen und sich auf ein Wort über die Gurlittsche Übersicht über Corinths Schaffen vor allem der letzten Jahre beschränken.

In dieser Ausstellung hängen unter anderen ein paar neue Selbstbildnisse Corinths. Skizzen, Studien — zum Teil ganz verhauen und doch merkwürdig ergreifend. Irgendwie traurig, vermittelt, Selbstbetrachtungen eines Altersden — und neben diesen Bildnissen hängen die neuen Landschaften vom Walchensee und die neuen Stilleben von 1921 und strahlen ein Leben aus von einer Schönheit und warmen Fülle, daß das ganze frühere Werk Corinths von ihnen aus einen neuen Glanz bekommt. Der jüngere Corinth war nur stark und darum bei aller Kraft etwas, zu dem die letzte persönliche Beziehung oft ausblieb: jetzt ist diese Kraft wie von innen her durchstrahlt und leuchtet in einem tiefen sehnächtigen Glanz, den der Corinth der Alte und der Schlächterladen nie besessen hat. Und vor diesen in einer neuen Farbigkeit leuchtenden Flächen des jetzt 64 jährigen empfindet man wieder, was man in den letzten Jahren vor einzelnen Werken schon immer wieder erkannte: daß nämlich von den führenden Männern der impressionistischen Generation Lovis Corinth der stärkste und größte Maler ist. Er besitzt nicht die Klugheit und Schärfe Max Liebermanns, nicht Clevogts nervös behäbige Beweglichkeit: er besitzt das, was man zuletzt trotz allem immer wieder als das entscheidende empfindet: die Kraft der inneren seelischen Konsistenz, die kein Intellekt zerlegt hat, die Vitalität, die jetzt vom Leben gelöst und geläutert, seelische Energie geworden ist, und das Bild der Welt mit einer Kraft und Schönheit hinstellt, die das Glück ausstrahlt, das wir eben Schönheit nennen — und das ist zuletzt alles.

Berliner Bühne

Von Artur Michel

Der Abstand, in dem diese Bericht erscheinen, erlaubt nicht ein Registrieren auch nur des größeren Teils der Berliner Bühnenerleistungen. Nur Bemerkenswertestes läßt sich flüchtig umreißen. Das muß auf die Dauer, da der Leser nur von den wertvolleren Auführungen erfährt, von dem Gesamtbild ihm einen völlig falschen Eindruck geben.

Das Theater ist ein Spiegel der Zeit. Der alte Satz gilt fast mehr von dem, was das Theater ist, als von dem, was es zeigt. Zuerst mit seinem Dasein, nicht mit Art und Gegenstand der Auführung (die Ausdruck und Zeugnis dieses Daseins sind) nimmt das Theater an dem kulturellen Zustand der Zeit teil. Jede Zeit also hat das Theater, das sie verdient.

Erschreckend ist das Spiegelbild, das, so betrachtet, das Berliner Theater von heute seinem Publikum entgegenhält. Hier schreibt kein Pharisiäer. Das Bedürfnis der Großstadtbewölkerung, aller ihrer Schichten, nach Unterhaltung, Belebung, Zerstreuung soll nicht gescholten werden. Die Augenweide, die die Varietés, die flimmernde Pracht, die die Operntheater bieten, gehört zur Großstadt, wie der Lärm der Straßen und das Grau der Häuserreihen. Aber der künstlerische und also menschliche Charakter noch dieser reinen Vergnügungseinrichtungen bewegt sich aufwärts und abwärts in geheimnisvoller Übereinstimmung, nach der Art der kommunizierenden Röhren, mit dem Geist der Theater höheren Ranges.

Es ist nicht mein Amt, den Tiefstand der Berliner Operette zu schildern. Sie könnte nicht bestehen, wenn die übrigen Unterhaltungsbühnen edlere Ansprüche erfüllten. Schlimm ist im allgemeinen schon, was diese spielen; es hat in diesem Winter Abende gegeben, an denen in Berlin gleichzeitig mehr als ein halbes Duzend Bühnen französischer Lustspiele und Schwänke fragwürdigster Art auführten. Schlimmer ist, wie sie spielen. Wenn man diese Frage ausspricht, berührt man freilich den heikelsten Punkt der gegenwärtigen Berliner Theaterkunst. Man kann sich — um dies einmal schroff auszusprechen — kaum vorstellen, daß jemals das rein handwerkliche Können der Schauspieler, zumal des Nachwuchses, so tief gesunken war wie heute; daß jemals die

Handhabung der Darstellungsmittel so völlig jeder Bindung und Stützung durch eine künstlerische Tradition beraubt war, daß jemals das künstlerische Verbundensein der Schauspieler untereinander so ganz aufgehört hatte, Tatsache und Bedürfnis zu sein, wie heute. Es ist Brauch geworden, zu einer mit lärmender Reklame angekündigten Erkaufführung eine Anzahl beliebter und berühmter Schauspieler zusammenzubringen, die teils gleich hinterher, teils nach etwas längerer Zeit ausscheiden, um anderwo in Erkaufführungen mitzuwirken, während ihre Rollen Schauspielern zweiten, dritten, vierten Ranges übertragen werden.

Je größere Mühe auf die Vorbereitung durch die Reklame gelegt wird, um so geringer ist die Mühe der künstlerischen Vorbereitung geworden. Es ist niemals so wenig auf Berliner Bühnen geprobt worden, wie heute, und dem Einüber ist von der zweiten Auführung an seine Arbeit gefehlt. Während sie zur 25., 50., 100. Wiederholung strebt, feiert er ein paar Straßen weiter, vielleicht auch in Wien, Darmstadt, Stockholm schon neue Triumphe. Dies ist vom Übel nicht bloß für die Vorstellung, sondern für die Schauspieler, besonders die jungen, die sich an mechanisches Herunterspielen ihrer Rollen gewöhnen und in triebhaftester Routine erstarren, statt unter den Augen eines wachamen Spielleiters Abend für Abend das Geleistete zu überprüfen.

Viele Theater sind, um Folgen voller Häuser sicherzustellen, zum primitivsten Mittel zurückgekehrt, zum Starsystem. Der Gegensatz zwischen der virtuellen Leistung des Stars und der schauspielerischen Minderwertigkeit seiner Umgebung ist schon bei der Auführung schlechter Stücke oft genug grotesk. Aber man scheut sich nicht, ihm Dramen von dichterischen Qualitäten auszuliefern. Tilla Durieux als Elga in Gerhart Hauptmanns dramatischer Ballade (Trionon-Theater) ist gewiß eine faszinierende Darstellerin der wilden Polin. Der zeichnerische Impressionismus ihrer geistreichen Körpersprache wie ihrer pikanten Stimmlührung bringt den dunklen Glanz und Farbenreichtum des Dramas oft genug zum Klingen. Aber sie steht in einer Auführung, deren blutlose Pattheit den künst-

lerischen Sinn des Werkes vernichtet. — Für Käthe Dorsch hat das Kleine Schauspielhaus Georg Hirschfelds einst berühmtes Schauspiel „Die Mütter“ ausgegraben. Dieser mit den zartesten Farben, den stillsten Tönen malenden Schauspielerin, die mit solcher Sicherheit Haltung und Tonfall temperiert, daß die geringste Veränderung: ein Senken des Kopfes, ein gerader Blick, ein Zucken der Hand, ein Heben der Stimme, zu erschüttern vermag, ist ein jugendlich hitziger Schauspieler gegenübergestellt, für den die gesteigerten Gesten des mit Ausdrucksenergie geladenen Körpers Grundlage seiner begabten, aber ganz unfertigen Darstellung sind. Ihr Spiel war Geflüster, sein Spiel Gebrüll. Wer diese Gegensätze aufeinander prallen ließ und damit die erste Bedingung für Atmosphäre zerstörte, fand sich natürlich nicht behindert, die übrigen Rollen Schauspielern anzuvertrauen, deren Unzulänglichkeit ausreichte, der Leistung Käthe Dorsch den Rest der Resonanzmöglichkeit zu nehmen.

Unter solchen Verhältnissen hat man es längst aufgegeben, von einem der Berliner Theater eine künstlerisch ausgeglichene Auf- führung hohen Ranges zu erwarten. Das Beste, was der Durchschnitt leistet, ist eine durch Talentlosigkeit nicht gestörte Auf- führung, die dem Nebeneinanderherspielen bedeutenderer Schauspieler einen unauf- fälligen Rahmen gibt.

Darum soll man die seltenen Versuche, eine neue Ensemblekunst zu begründen, nicht unfreundlich begrüßen, auch wenn sie nicht gelungen scheinen (die echten Ansätze zu einer neuen, starken Schauspielkunst sind hier aufgezeichnet worden). Das Deutsche Theater hat anläßlich des 300. Geburtstags Molières eine Tartüff-Aufführung veranstaltet. Der Spielleiter Iwan Schmitz, der aus dem Bereich der russischen Schauspielkunst an die früher von Reinhardt, jetzt von Felix Hol- länder geleiteten Bühnen gelangt ist, hatte den Einfall, der alten Komödie auf eine unerwartete Art ein junges Gesicht zu geben. Er steckte alle Figuren in Kleider unserer Zeit und ließ sie agieren, als wären sie unfereßgleichen. Es ließen sich reichlich viel Widersprüche zwischen diesem Kostüm und dem Zeitcharakter der Komödie aufzeigen. Aber nicht dies zwingt, Nein zu sagen. Schmitz, ein tatkräftiger und begabter Spiel- leiter, sah seine Aufgabe darin, die Komödie möglichst aufzulockern, alle barocke Steifheit herauszutreiben und alle strukturelle Strenge

möglichst zu verdecken. Die einzelne Szene ist für ihn nicht straffes Glied eines tectonisch gefügten Ganzen, sondern wechselndes Bild einer dramatisierten Familienbegebenheit. Nicht von der letzten Szene aus, dem Straf- gericht über Tartüff, sondern von der Schluß- scene des vierten Aktes her, in der Orgon zu- sammenbricht, organisiert er die Aufführung. Ihn interessiert nicht die strenge Architektur des Werks, sondern was an bühnenwirksamer Lebendigkeit darin steckt. Das holt er heraus, setzt es in modern-realistische Charakteristik um und baut aus ihren Gegensätzen und Stimmungen die Szene und die Szenen- folge auf. Was genrehafte Kleinmalerei, psychologische Nuancierung an Zeit ver- braucht, holt er durch Beschleunigung (und Agnes Straubs alldurchdringenden Tanz- geist) wieder ein.

Man möchte von Schmitz ein modernes Lustspiel inszeniert sehen, zu dem er nicht Stimmung und Psychologie hinzuzudichten braucht. Denn was deutschen Regisseuren fast nie gelingt, gelang diesem Russen: die Schaffung einer einheitlichen Temperatur. Es wehte ein frischer Wind durch diese Auf- führung, etwas wie eine gemeinsame heitere Luft umspielte die Figuren. Hier hatte je- mand den Versuch gemacht, die Gestalten des Lustspiels in körperlich-lebendige Be- ziehungen zu einander zu setzen, ähnlich wie es ideal von den Moskauern verwirklicht wird. Das alles hatte mit Molière sehr wenig zu tun, so wenig, wie ein solcher Darstellungsstil etwa einem Goetheschen Drama bekommen würde. Aber es stecken darin Werte, die vielleicht anderswo nutzbar gemacht werden können.

Obwohl wir soeben ein Zeitalter natura- listischer Schauspielkunst hinter uns haben, wird auf den Berliner Bühnen nichts so sehr vernachlässigt, so sehr mißhandelt, wie das plaudernde Gespräch. Gerade jene Bühnen, die fast ausschließlich das mondäne Unterhaltungsstück pflegen, sündigen in diesem Punkte am stärksten. Ihr Ideal, eingestellt auf das Fernbedürfnis neuer Reicher, ist der feine Ton, der, pedantisch- fühllich, in seiner unterrichtlichen Zwang- losigkeit, jeder lebendigen Ausdruckskraft bar ist, auch wenn er noch so eifrig sich mit realistischen Nuancen schmückt. Mindestens für die Aufgabe, eine echte Konversations- kunst wieder aufzubauen, scheint Schmitz' künstlerische Fertigkeit und Begabung sich zu empfehlen.

Bücherschau

Schöne Literatur

Edgar Rice Burroughs, Tarzan of the Apes. „Tauchnitz Edition Collection of British and American Authors Vol. 4554.“ Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1921. Geh. M. 7.50, geb. M. 12.50, in Leinen geb. M. 15.—.

Die Geschichte eines in afrikanischer Wildnis aufwachsenden Engländers, natürlich eines Lords, der als einjähriges Kind von einer anthropoiden Affin aufgenommen wird, nur die Affensprache kennt, bis er in der Hütte seiner toten Eltern aus Bilderbüchern die englische Sprache, gedruckt, lesen und schreiben lernt, ein Wunder von Intelligenz, ritterlicher Großmut usw., wie sich das bei einem Lord von selbst versteht. Abzuziehen amüsant zu lesen, trotzdem die psychologischen Voraussetzungen, auf denen sich der Roman erbaut, sehr wenig glaubwürdig erscheinen.

Edgar Rice Burroughs, The Return of Tarzan. „Tauchnitz Edition Collection of British and American Authors Vol. 4556.“ Leipzig 1921. Bernhard Tauchnitz. Geh. M. 7.50, geb. M. 12.50, in Leinen M. 15.—.

Der junge unter Affen aufgewachsene Lord kehrt aus der Zivilisation enttäuscht nach Afrika zurück, da er die Geliebte an einen anderen Mann gefesselt glaubt. Übersteht die mörderische Verfolgung eines ihn hassenden Nussen, wird erst Führer eines schwarzen Stammes, dann seiner „Jugendfreunde“, der anthropoiden Affen, die in gewisser Weise humaner sind als die Menschen, findet seine Geliebte schiffbrüchig, unvermählt, und kehrt als anerkannter Lord, in tadellosen weißen Flanel gekleidet, zurück. Auch dies Buch ist geeignet, ein paar Ruhestunden heiter auszufüllen.

Honoré Balzac, Die tödlichen Wünsche. (La peau de Chagrin), Roman. Sinsbad-

Rücher. Phantastische und abenteuerliche Romane. München 1921. Drei Masken Verlag.

Gute, von A. Boellke hübsch illustrierte Übersetzung des berühmten Phantasieromans.

E. T. A. Hoffmann, W. G. Riehl, Matthäus Geisler, Josef Friedrich Berlonig, Eduard Mörike, Ullrich Haydn und Mozart, Novellen. Stuttgart 1921. Strecker u. Schröder. Geh. M. 12.—, geb. M. 18.—.

Es war ein anheimelnder Gedanke, mit den beiden Modernen Berlonig und Geisler den ewig jungen Altmeister Mörike und Hoffmann, dazu den altfränkisch geblegenen Riehl zu vereinigen, um mit diesem Novellenquintett die berückende Mozartzeit vor uns hinzugaubern.

Ludwig Finckh, Ahnenbüchlein, erstes bis fünftes Tausend. Stuttgart 1921. Strecker u. Schröder.

Der warnherzige schwäbische Dichter, der vielen, auch gerade Norddeutschen, ein treuer Freund geworden ist, schweift in seiner sinnierlich-heiternen Weise hier von den eigenen Ahnen zu den eigenen Kindern.

Hermann Wette, Krauskopf, Roman. Rich. Herms Verlag, Hamburg 87. Gebunden M. 80.—, geh. M. 18.—.

Einer der schönsten und edelsten deutschen Erziehungsromane, zwei Jahre nach dem Tode seines Erlebers und Gestalters in von ihm selbst noch verkürzter Fassung letzter Hand.

Wilhelm Schäfer, Rheinische Novellen. Mit Selbstbildnis. Reclam, Leipzig. Geh. M. 1.50, in Pappbd. M. 2.10.

Erfreulich ist es, daß die Universalbibliothek hier einem der ersten Erzähler der Gegenwart das Wort gibt. Schäfer zeigt sich in diesen kurzen, geschliffenen Dichtungen als Meister der epischen Anekdote.

Der Merker

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85 a. Fernruf: 8490 6510.

Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defauer Straße 88/87

Absendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 18. Februar 1922

Nummer 7

Die Ausbreitung des deutschen Volkes

Von Fritz Kern

II. Mittlere Zeit

Jener gewaltigsten Ausbreitung der Weltgeschichte, die von den kleinen Stämmen der Angeln, Sachsen, Juten und Normannen ausging, hat das deutsche Mutterland außer einer langen Reihe verschwundener Anläufe nur eine einzige gelungene große Gesamtleistung gegenüberzustellen: die Zurückgewinnung des deutschen Ostens.

Der einzige Landstrich, welcher in der ganzen geschichtlichen Zeit immer deutsch gewesen ist, liegt zwischen der Eider in Holstein, der Weser, der Elbe und Saale. Freilich finden wir in der Völkerwanderungszeit deutsche Stämme östlich, südlich und westlich dieser schmalen, winzigen Landzunge lagern bis nach Spanien und Nordafrika, bis zur irischen See, bis nach Sizilien, Kleinasien, Pruth und Don. Aber von allen diesen Lagerplätzen und Siedlungen der Wanderzeit ist deutsches Volksland geblieben doch nur, was den noch unromanisierten Kelten zwischen Weser und Rhein, zwischen Elbe und Donau abgerungen wurde, sowie jener Zuwachs, der bei der Durchbrechung der römischen Militärgrenze links des Rheines und südlich der Donau den Franken, Schwaben-Alemannen und Bayern gelang. Seit weit über einem Jahrtausend ist unsere Sprachgrenze in West und Süd gegen das Romanentum nahezu unverändert geblieben, denn geschlossen besiedeltes Bauerngrenzland verändert seine Sprache nicht so leicht, wenn die Macht- und Kulturverhältnisse nicht allzu ungleich sind. Aber in der Volksart dieser westlichen und südlichen Striche ist die keltoromanische Beimischung als Einschlag noch wohl erkennbar. Jener Siedlungsgürtel des „reinen“ Deutschtums, der sich von Schleswig-Holstein zwischen Elbe und Rhein zu den Alpen zieht, ist in der Tat die einzige Zone, in welcher zu historischen Zeiten stets Deutsche gewohnt haben. Was östlich davon liegt, verrät sich noch heute als Kolonialland.

Verlorengegangen war bei der glanzreichen und tragischen Ausbreitung der Völkerwanderung das alte deutsche Volksland an Oder, Weichsel und Gaff. Slawen und Litauer waren geräuschlos den Deutschen nachgerückt, als diese sich im Suchen nach der Südsonne in ihr kostspieliges Ringen mit der alten Kulturwelt verstrickten. Als Karl der Große das kultivierte Abendland zu einem germanisch-

romanischen Nachbild des Imperium Romanum zusammenschloß, hörten Abendland, Kultur und Deutschtum bei einer Linie auf, die man sich am deutlichsten macht, indem man Striche zieht zwischen Kiel und Lüneburg, Lüneburg und Magdeburg, Magdeburg und Bamberg, Bamberg und Linz.

Es war ein ungewollter Segen, wenn der Widerstand des Südens und Westens so fühlbar wurde, daß die Ausbreitungskraft der Deutschen an festen Mauern abglitt und ostwärts die Linie des geringeren Widerstandes suchte. Diese Kunst hatte schon einmal der Limes des Römischen Reiches unsern Altvordern erwiesen, und die Goten, Vandalen, Longobarden usw. waren der römischen Reichsgrenze entlang nach Osteuropa abgewandert. Aber dieser Wink des Schicksals war nicht verstanden worden. Als die römische Grenze brüchig wurde, strömten die Germanen durch die Breschen hinein und überließen den Osten bis zu jenen mitten durchs heutige Deutschland führenden Strichen den geschichtslos hinter ihnen her siedelnden Slawen.

Im Lauf des Mittelalters, als die deutsche Sprach- und Siedlungsgrenze in Süd und West gegenüber dem bodenkündigen Romanentum erstarrte, ist der Zug nach Osten wieder in Fluß gekommen, jenes alte Volksland zum Teil wiedergewonnen, zum Teil sogar erweitert worden. Die Elbe wurde vom (nicht einmal überall erreichten) Grenzstrom wieder zum Zentralstrom Deutschlands. Zwei Fünftel des heutigen deutschen Landes sind in der Hauptsache zwischen 1100 und 1350 gewonnenes Kolonialgebiet. Noch immer führte der Deutsche auch in dieser Zeit mit seinem kräftigen Arm vergebliche Lusthiebe gegen die Mächte des Schicksals und der Geschichte nach Süd und West. Aber neben dieser Verschwendung hoher Politik geht die niedere Politik, die ihr Gesicht nach dem rauhen Osten wandte, der im Gegensatz zu Süd und West dem Deutschen stets seine Mühe gelohnt hat.

Ostlandfahrer aller deutschen Stämme haben das zweite Deutschland gegründet, das kräftig nüchterne, farge, herrschbefähigte Ostdeutschtum, das im Völkertampf des Alltags die Selbstbehauptung gelernt hat, die dem weicheren Urvolk abging.

Alles Lebendige hat irgendwie Trieb und Kraft, zu wachsen. Aber fast nur in jenen wenigen Jahrhunderten war das Wachstum der Deutschen einmal in überwiegend fruchtbare Bahnen gelenkt. Nahrungssuche bedingt in erster Linie den Zug des mittelalterlichen Deutschtums nach Osten; Bauern, Ritter und Bürger haben siedelnd den Osten eingedeutsch. Aber man vergißt viel zu oft, daß nur staatliche Machtbildung dieß Wachstum ermöglicht, daß deren positive wie negative Schicksale auch Erfolg wie Schranken der Ostdeutschtung bestimmt haben.

Von 800 bis 1100 besaß Deutschland für seinen Volksüberschuß genügend Neuland daheim in den Wäldern und Mooren, die urbar gemacht wurden. Aber die fränkischen, wie namentlich die sächsischen Kaiser haben jene Marktgrafschaften von der Ostsee bis zu den Alpen der Reichsgrenze vorgelegt, welche durch die darin begründeten deutschen Bistümer zu dem deutschen Machtgebot auch den deutsch-abendländischen Kultureinfluß in die noch „unererschlossenen“, dünnbesiedelten...

gerwerbarmen, rohstoffreichen weiten Flächen des überwiegend slawischen Ostens vorschoben. Wo größere einheimische Staatenbildungen erstanden, bei Tschechen, Magyaren, Polen, war die deutsche Obermacht schwankender und farbloser, als bei den westslawischen Stämmen. Nur im Südosten, im Alpengebiet, haben schon die Karlinger und ihr weltlicher und geistlicher Adel bis zur Raab hin deutsches Volksland durch planmäßige, noch keinem freien Wandertrieb der Bauern entsprungenen Befiedelung hinzugewonnen. Aber hätte nicht auch nördlich vom Fichtelgebirge lange Zeit vor dem Einstrom deutscher Siedler Burg und Bistum den Rahmen geschaffen, den die Einwanderer brauchten, so würde eine deutsche Kolonistenbewegung dort dasselbe Schicksal gefunden haben, wie etwa in Polen oder Ungarn. Ähnlich wie in den russischen Ostseeprovinzen vor 1914 die deutschbaltische Herrschaft über fremdrassigen Völkern saß, bildete das Deutschtum von 900 bis 1100 nur ein dünnes Gerüst in dem Markengürtel, den die ottonischen Kaiser in jene Ebenen zwischen Elbe-Saale und Oder legten, welche zusammen mit den weiten Flächen östlich der Oder in den letzten Jahrhunderten die agrarischen Lungen Deutschlands geworden sind und sein staatliches Gehirn ausbildeten. In der Alpengegend wurde nach den Ungarn siegen der Ottonen der Fortschritt des Deutschtums wieder aufgenommen und unter Beteiligung fränkischer Siedler, die in die bayrische Volksart ihren so spürbaren Einschlag verpflanzten, in Österreich schon im zwölften Jahrhundert bis zum Verschwinden der slawischen Sprache gefördert.

Jede Schwächung der deutschen Macht in Italien oder anderswo brachte Rückschläge auch im Osten; jedoch begünstigte die relative Friedenssicherung der deutschen Kaiserzeit im Innern einen unaufhaltsamen wirtschaftlichen Aufstieg, der mit Beginn des zwölften Jahrhunderts deutsche Siedler, insbesondere zuerst Holländer und Flamen, über die Elbe zog, wo dem Wagemutigen größere Erwerbsmöglichkeiten und freiere Besitzverhältnisse winkten, als im engen, gebundeneren Altdeutschland. Die rechtliche Freiheit und wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit des Kolonistentumes ließ die Scharen „nach Ostland reiten, dort ist eine bessere Steh“. Überlegene Arbeitstechnik und Arbeitsfreudigkeit machte diese Auswanderer zu begehrten Gästen auch bei den slawischen Fürsten Böhmens, Schlesiens, Pommerns, Mecklenburgs usw. Trotzdem wäre diese friedliche Eroberung des heutigen ostdeutschen Volksbodens, die bis 1350 im wesentlichen vollendet, d. h. im jetzigen unfertigen Endzustand geblieben ist, niemals möglich gewesen ohne die Vorarbeit und Mithilfe der staatlichen Gewalten Deutschlands oder ohne die mächtige Pionierarbeit der durchweg deutschen Klöster in diesen eigene slawische Christenkirchen entbehrenden Strichen zwischen Deutschland, Polen und Böhmen.

(Fortsetzung folgt)

Zur Erinnerung an den 80. Geburtstag Eduard von Hartmanns

(geb. 23. Februar 1842)

Don Rudolf Eucken

Mit einigen Worten möchten wir an jenem Tage des Lebenswerkes Eduard von Hartmanns in Ehren gedenken. Er hat in einer philosophisch am Boden klebenden Zeit tapfer und kräftig das gute Recht der Metaphysik verteidigt, er hat weite geistige Ausblicke entworfen, ausgeprägte Gedankenwelten in fruchtbare Beziehung gesetzt und dadurch das gemeinsame Leben gefördert. Mit scharfsinnigster Forschungsarbeit hat er alle Hauptgebiete der Wissenschaft beherrscht und ihnen wertvolle Anregungen zugeführt; im besonderen hat er unermüdet den Kampf gegen den seelenlosen Mechanismus wie in der Philosophie, so auch in der Naturwissenschaft geführt; wenn jetzt der Vitalismus zusehends an Boden gewinnt, so hatte Hartmanns eindringende Kritik einen nicht geringen Anteil daran. Auch daß er die politische und soziale Lage der Gegenwart klaren Auges durchschaute und nicht selten seine warnende Stimme erhoben hat, das darf nicht vergessen werden. Es gehört zu den deutschen Schwächen, bei einem bedeutenden und selbständigen Denken an erster Stelle zu fragen, wie weit der Fragende selbst mit dessen Gedankenwelt übereinstimmt, statt jene Welt unbefangen auf sich wirken zu lassen; so hat auch Hartmann oft nicht die verdiente Anerkennung gefunden. Aber alle Kritik trifft nicht eine den höchsten Zielen der Wahrheitsforschung geweihte, die ganze Seele erfüllende, mutig der Zeit vorangehende Lebensarbeit; sie muß auch den kommenden Geschlechtern ein Gegenstand aufrichtiger Hochschätzung sein.

Eduard von Hartmann

Von seiner Witwe

Die einheitsliche Bedeutung des Lebens und Wirkens zu finden, ist von je der Wunsch der großen Philosophen gewesen, denen es um das Warum des Daseins in Raum und Zeit zu tun war. Die Steigerung des Bewußtseinslebens bringt es mit sich, daß die Versuche zu einer Lösung des verwirrenden Weltproblems im Laufe der Jahrhunderte an Zahl und Tiefe zugenommen haben. Grenzenlos ist die Aufgabe der Philosophie, die ich als die höchste Erkenntnis ansprechen möchte, wenn sie Aufschluß sucht über die auf jeder Stufe des Wissens wiederkehrenden ethischen und religiösen Probleme, ja schon, wenn sie überhaupt die Möglichkeit einer Begründung menschlicher Willenshandlungen erschließen will, was ohne ein Hinübertreten auf den Boden metaphysischer Spekulation gar nicht möglich ist. Die durch die mechanistische Betrachtungsweise entgötterte Natur befriedigt auf die Dauer den fühlenden und tiefer denkenden Menschen nicht.

Das zwingende Element einer starken Persönlichkeit, die sich unbekümmert um Gunst oder Ungunst der öffentlichen Meinung durchzusetzen weiß, macht sich als innerster Kern der treibenden und nach Ausgestaltung drängenden Hartmannschen Weltanschauung überall geltend. Schon der Oesterreicher Constantin Franz,

der den Philosophen des Unbewußten in Parallele stellt zu Bismard, hatte das erkannt, und die evangelische Kirchenzeitung, die den frommen Wunsch ausdrückt, daß der Verfasser der „Philosophie der Unvernunft“ sich am Tage des Gerichts unter den Belehrteten befinden möge, rühmt doch Hartmanns „Aufrichtigkeit und Furchtlosigkeit“. Auch die katholischen Theologen konnten bei aller Opposition gegen die Grundgedanken des Gegners doch nicht umhin, eine stark religiös zu nennende Triebfeder hinter seinem Lebenswerk zu sehen, weshalb ein katholischer Geistlicher nach Erscheinen des „Sittlichen Bewußtseins“, Anfang der 80er Jahre, den Versuch machte, Hartmann zum Übertritt zu bewegen.

Ob der Philosoph sich über logische Begriffsbestimmungen verbreitet oder den Anteil der Arbeit am Arbeitsertrage darstellt, ob er die letzten Prinzipien des Seins uns näher zu bringen sucht oder die Bevölkerungsfrage behandelt: immer schimmert dem feinen Beobachter die Beziehung auf das Übersinnliche durch und läßt erkennen, daß Denken und Sein auch im Hinblick auf die metaphysische Sphäre ihm identisch sind, wenn auch das Dasein nur eine phänomenale Bedeutung beanspruchen kann. Alles Geschehen verläuft der logischen Idee gemäß, so hüllt sich dem Denker jedes Tun, auch das kleinste und scheinbar geringfügigste in das Gewand seiner übersinnlichen Herkunft, und nichts ist mehr groß, nichts mehr klein nach den eitlen Maßstäben menschlicher Besserwisseri. Die schillernde Mannigfaltigkeit zur Einheit zusammenzufassen, aber über der Einheit die Individuation nicht zu vergessen, diese ganz spezifisch philosophische Aufgabe war von Hartmann in ihrer vollen Bedeutung erfasst worden und begründete seinen konkreten Monismus. Mit kühnem und ernstem Entschluß wagte er den Versuch, das Ewige nicht bloß als das wirkliche Ziel aller Erkenntnis, sondern auch der religiösen (oder metaphysischen) Sehnsucht des Menschengeschlechts neu zu gestalten.

In der ihm eigenen Gesinnung hat Hartmann den Einfluß Schopenhauers, Schellings und Hegels auf seine Entwicklung offen bekannt, woraus seine Gegner ihm einen Strick drehen, um ihn als „Eklektiker“ abzuwürgen: aber später fühlte er immer stärker, daß die von ihm behandelten Probleme einen so weiten Kreis umschlossen, daß sie nicht mehr in den engen Rahmen einer der vorhandenen Richtungen einzupressen waren. Er rechnete sich nicht zu den Epigonen. Aber es drängte ihn auch nicht, Proselyten zu machen, ein Grund mehr, die an ihn gelangenden Berufungen nach Leipzig, wo man den Lehrstuhl zwei Jahre offen hielt, ehe man ihm Wundt anbot, nach Kiel und Göttingen abzulehnen. Er selbst sagt darüber in den „Philosophischen Fragen“ Seite 22: „Ich fasse die Aufgabe eines philosophischen Systems ganz anders auf; ich sehe sie nicht darin, gläubige Jünger zu werben, sondern möglichst viele Geister von Vorurteilen zu befreien, zu selbständigem Denken anzuregen, ihnen neue Perspektiven zu eröffnen, den Gesichtskreis ihrer Weltanschauung zu erweitern, endlich aber . . . den Samen zu streuen, aus welchem, wenn er auf fruchtbares Erdreich fällt, neue und höhere Formen des philosophischen Gedankens sich entwickeln können.“

Wenn ich einmal die Ziele, denen Hartmann im einzelnen nachstrebte, polemisch oder negativ umreißen soll, so nenne ich: Kampf gegen die mechanistische Weltanschauung, gegen den auf Kant zurückgehenden subjektiven oder transzendentalen Idealismus, gegen die Überschätzung des Begriffs des menschlichen Bewußtseins und der Persönlichkeit, die doch nur ein Glied, wenn auch ein wertvolles im großen Reich der objektiven Zwecke ist, gegen den Schopenhauerschen Pessimismus, den er in der Weiterentwicklung zur Basis seiner Ethik erhob, indem er

ihn fast aller Schopenhauerschen Gedanken entkleidete, und gegen dessen Willensmonismus, gegen die Bewußtheit und Persönlichkeit des Absoluten, gegen den Hegelschen Panlogismus, gegen den Hegelschen Utilitarismus und Eudämonismus und gegen den ästhetischen Naturalismus. Auf allen Gebieten fand er ebenso energische wie geschulte Gegner. Die alten Probleme wurden „gründlicher, umfassender und auf höherer Bewußtseinstufe“ durchgearbeitet als in irgend einer anderen Epoche. Aber Hartmann war eine Kampfnatur, und von der zahlenmäßigen Überlegenheit seiner Gegner hat er sich nie erdrücken lassen. Das lag in dem Gefühl der Sicherheit, das dem leidenschaftlich strebenden Forscher eine neue Synthese gibt. Er sah, was noch keiner geschaut hatte, in sekularer Vollendung, die Macht und Majestät des Unbewußten in der metaphysischen Sphäre, darin den großen alten Mystikern gleich, aber er gefiel sich nicht nur in der Verzückung, sondern erfaßte mit der vollkommensten Nüchternheit der ratio seine Aufgabe, die metaphysische Sphäre der menschlichen nahe zu bringen, auch das Logische auf seinen unbewußten Ursprung zu untersuchen und den Kategorialfunktionen damit einen weiteren Geltungsbereich zuzuweisen. Die Negation war ihm nur Vorbereitung für die positiven Einsichten, die eine glückliche Intuition ihn früh finden ließ. Freilich erfuhr der Hartmannsche Begriff des Unbewußten heftige Angriffe. Zuletzt hat sich Hartmann 1904 in der 11. Auflage der Philosophie des Unbewußten darüber ausgesprochen, um die Mißverständnisse zu zerstreuen, die diesen Begriff „aus einem Fortschritt zu einer dürftigen und bloß aufgebauschten Trivialität herabsetzt“, oder die das darin enthaltene scheinbar Paradoxe zum Widerspruch überspannt.

In der „Kategorienlehre“ findet sich die schärfste Durchführung des Lebenswerkes nach der Seite der Logik und Metaphysik hin. Selbst der Gegner Windelband nannte sie „das geschlossene Werk begrifflicher Architektur, in der Feinheit der dialektischen Beziehungen und der Fülle interessanter sachlicher Ausblicke ein eigenartiges Gegenstück zu Hegels Logik“. (Die Kategorienlehre erscheint demnächst, nachdem sie fünf Jahre vergriffen war, mit neuen Zusätzen, textkritisch erweitert, bei Felix Meiner in einer neuen Auflage.)

Jedem schöpferischen Denker schwebt ein Ideal vor, das er zu verwirklichen trachtet. Der unbewußten Konzeption der Grundgedanken muß die kritische und nüchterne Besonnenheit der ernstesten Arbeit folgen, damit die Intuition zu lebendiger Wirklichkeit wird, der Blick des Genius aus der Tiefe unbewußten oder doch nur relativ bewußten Geisteslebens festgehalten und mit ehern gewordener Schrift der Mit- und Nachwelt überliefert wird. In Hartmanns nach seinem Tode von mir zum Druck gebrachten „System der Philosophie im Grundriß“ sind die vom unbewußten absoluten Sein ausgehenden Gestaltungen, welche das Inhalt gebende Logische dem an sich unbestimmten Wollen abringt, strahlenförmig ausgebreitet. Von ihrem Zentrum aus entfaltet sich nach allen Seiten der großartige Weltplan der logischen Idee und strebt von den Rändern als Erlösungsgedanke wieder zum Zentrum zurück. Der Umfang der hier mit deutschem Forscherfleiß bewältigten Wissensgebiete und die Geschlossenheit ihres Aufbaues, erhellt durch eine geniale Veranlagung, haben in den letzten Menschenaltern wohl wenig Konkurrenz gefunden.

A. v. E.

Verirrte Ambitionen

Von Dr. Guido Gündisch, Budapest

Wir bringen nachstehend einen Artikel eines der hervorragendsten Führer des ungarländischen Deutschturns.

Vielen erscheint die Politik als sehr verwickelt. Und darum glauben sie hinter den Ereignissen des öffentlichen Lebens oft rätselhafte Kräfte suchen zu müssen. Wohingegen auf dem Gebiete des sozialen Betriebes dieselben Bedürfnisse, Instinkte und Leidenschaften zu Hause sind, wie im Alltäglichen. Eine feinere Psychologie ist hier, wie dort nicht notwendig. Wenn man die Haupttriebkraft der menschlichen Natur kennt, und nicht bereit ist, sich durch Schlagworte oder fadenscheinige Philosopheme blenden zu lassen, dann weiß man, was im großen und ganzen maßgebend ist. Allerdings darf man die menschlichen Bestrebungen nicht bloß auf zwei reduzieren, auf die der Erhaltung der Individuen und der Art. Es gibt auch ein Geistiges und ein Moralisches.

Die Bedeutung des Ehrgeizes wird da vielfach unterschätzt. Gerade in jenen Männern, die die Fähigkeit haben, die Führung an sich zu reißen, ist dieser Motor häufig der stärkste. Man mag es Pflichtbewußtsein gegenüber der gewählten Aufgabe, man mag es Eitelkeit heißen. Es kann das achtungswerte Streben sein, etwas zu leisten, oder aber die Sehnsucht, Rang und Titel zu erreichen. Nur Dumpe sind bescheiden . . . Männer, die auf andere zu wirken imstande sind, drapieren sich nicht selten mit dem anspruchlosen Mantel der christlichen Nächstenliebe, in der Wirklichkeit sind sie im guten oder im schlechten Sinne Werkzeuge ihrer Ambition.

Dies darf nicht übersehen werden. Dann wirft sich sofort die Frage auf, ob unser öffentliches Leben so organisiert ist, daß dieser „Beweger des Menschengeschicks“ in gute Bahnen gelenkt wird?

Es ist klar, daß nichts vorteilhafter ist, wie wenn jemand durch seinen Ehrgeiz dazu getrieben wird, in einem Fach, zu dem er Eignung hat, etwas Hervorragendes zu leisten. Andererseits ist nichts schädlicher, wie wenn jemand, durch die Aussicht, besonders leicht vorwärts zu kommen, in eine Richtung gedrängt wird, die seinen angeborenen Fähigkeiten, seiner ganzen Erziehung und Lebensstellung nicht entspricht. Bekannte Genies sind sehr zu bedauern, die nicht zur Geltung gelangen; noch betrüblicher wirken jedoch Männer schwacher Qualitäten, die durch den Strudel der Zeit in Stellungen kommen, denen sie beim besten Willen nicht gewachsen sind.

Die richtigen Männer auf die richtigen Plätze zu stellen . . . das ist schon im Frieden und im Kriege die allerschwerste Aufgabe gewesen, seit dem Zusammenbruch ist auch diesbezüglich die fürchterlichste Verwirrung eingetreten. Unserer Beobachtung nach ist ein großer Teil der Unbeholfenheit und Schwäche, dann aber auch ein beträchtlicher Teil der Unberechenbarkeit und Leidenschaftlichkeit der Nachkriegszeit darauf zurückzuführen, daß Revolutions-Karrieren den Ton angeben. Leute, die es sich nie haben träumen lassen, nehmen die wichtigsten Staatsämter ein. Sie haben dazu nicht nur nicht die nötige Erfahrung, sie erwecken auch den Meid und die Mißgunst ihrer Kameraden, die sie weit hinter sich zurückgelassen haben, und die sich meistens für ebenso berufen halten. Wenn viele Vordermänner übersprungen werden, so ist das immer eine Erschütterung. Gar zu waghalsige Beförderungen verderben die schönste Ordnung. Schon wiederholt hat es sich gezeigt, daß die politische Begabung, die sich in der Publizistik und in den Parlamenten ausgelebt hat, durchaus nicht gleichbedeutend mit der administrativen Befähigung ist. Sollte die letztere jedoch an sich vorhanden sein, so fehlt immer die ebenfalls nötige Übung. Die Parlamentarisierung der gesamten Verwaltung ist kein Erfordernis der richtigen Demokratie.

Die Zerstörung der Persönlichkeit

Von Maxim Gorki

Unsere Standpunkt gegenüber dem bolschewistischen Dichter haben wir im vorigen Heft angedeutet.

Die Schriftleitung.

I.

Das Volk ist nicht nur die Kraft, die alle materiellen Werte schafft, sondern auch die einzige unversiegbare Quelle geistiger Werte; der zeitlich erste Weise und Dichter, in Schönheit und Schaffensgeist der Schöpfung, der geformt hat alle großen Gedichte, alle Tragödien der Erde, und die größte unter ihnen — die Geschichte der Kultur der gesamten Welt.

In den Zeiten seiner Kindheit, geführt durch seinen Selbsterhaltungstrieb, kämpfend mit nackten Händen gegen die Natur, erfüllt von Furcht, Erstaunen, Bewunderung vor ihr, schafft er die Religion, die seine Poesie darstellte und die ganze Menge seiner Kenntnisse über die natürlichen Kräfte einschloß, die ganze Erfahrung, die er in den Zusammenstößen mit den feindlichen Kräften außer ihm erworben hatte. Die ersten Siege über die Natur haben in ihm ein Gefühl der Standhaftigkeit hervorgerufen, des stolzen Selbstbewußtseins, den Wunsch nach neuen Siegen, und trieben ihn zur Schöpfung des heroischen Epos, das zum Behälter der Kenntnisse, die das Volk über sich selbst hatte, und seiner Forderungen an sich selbst geworden ist. Darauf gossen sich Mythos und Epos zusammen, denn als das Volk die epische Persönlichkeit schuf, begabte es sie mit aller Macht gemeinschaftlicher Geistigkeit, die es den Göttern gegenüber oder zu ihrer Seite aufstellte.

Nehmen wir das Geschlecht in seinem unaufhörlichen Kampfe um das Leben. Eine wenig zahlreiche Gruppe von Menschen, die überall von Außerungen der Natur umgeben ist, sieht eng in beständiger Berührung das eine mit dem anderen. Das Innenleben jedes ihrer Glieder ist den Blicken der ganzen Welt offen; seine Empfindungen, seine Gedanken, seine Unterstellungen werden das Erbgut der ganzen Gruppe, jedes Mitglied der Gruppe drängte instinktiv, sich bis zum Ende auszudrücken, — das entzündete sich in ihm durch die Empfindung des Nichts seiner Kräfte vor den erschreckenden Kräften des wilden Tieres und des Waldes, des Meeres und des Himmels, der Nacht und der Sonne — dies entzündete sich auch an Visionen, die während des Schlafes erscheinen, und auch durch das seltsame Leben der täglichen und nächtlichen Schatten. So vermischte sich die persönliche Erfahrung unmittelbar mit den Beständen der Gemeinschaftlichkeit, jede gemeinsame Erfahrung lag in der Reichweite jedes Mitgliedes der Gruppe.

Die Einheit stellte die Verförperung eines Teils der physischen Kräfte der Gruppe und aller ihrer Kenntnisse ihrer ganzen seelischen Energien dar. Die Einheit verschwindet, getötet von einem Rotwild, vom Blitz, zerschmettert von einem gestürzten Baum, von einem Stein oder gar verschluckt vom Sumpf oder der Strömung eines Stromes — alle diese Fälle sind in Erwägung gezogen durch die Gruppe als eine Offenbarung der unterschiedlichen Kräfte, die ständig den Menschen auf allen seinen Wegen feindselig belauern. Das läßt in der Gruppe eine Traurigkeit entstehen, verursacht durch den Verlust eines Teils ihrer körperlichen Energien — die Furcht neuer Verluste, den Wunsch, sich gegen sie zu rüsten, der Kraft des Todes die ganze Widerstandskraft der Gesamtheit entgegenzusetzen, und ein natürlicher Wunsch, gegen sie zu kämpfen, sich an ihr zu rächen. Die Geschichte der Gesamtheit, hervorgerufen durch den Verlust körperlicher Kräfte, drängte sich in dem einzigen unbewußten, aber unabwendbaren und ungeheueren Wunsch zusammen, den Verlust zu ersetzen, den Verschwundenen wieder aufzuerstehen

zu lassen, ihn in seiner Umgebung zu bewahren. Und bei der Todesfeier zum Gedenken des Nächsten schuf der Stamm in seiner Umgebung zum erstenmal eine Persönlichkeit; da er sich Mut gab und als ob er jemand bedrohte, legte er, der Stamm, in diese Persönlichkeit seine ganze Geschicklichkeit, seine Kraft, seine Einsicht und all seine Eigenschaften, welche die Einheit und die Gruppe widerstandsfähiger, mächtiger machten. Es ist wahrscheinlich, daß jedes Mitglied des Stammes sich in einem Augenblick irgendeiner persönlichen Heldentat erinnert, seines geschickten Gedankens, seines Unterfangens, aber ohne sein „Ich“ für eine außerhalb des Gesamten befindliche Existenz hinzustellen, daß es den ganzen Inhalt dieses „Ich“, seine ganze Willenskraft, dem Bilde des Entschwundenen verband. Und da geschieht es, daß über den Stamm sich ein Held erhebt, der Empfänger der ganzen Willenskraft der Rasse, schon verkörpert in Handlungen, ein Spiegel der ganzen geistigen Fähigkeit des Stammes. In diesem Augenblick hat ein ganz besonderer seltsamer Kreis herauswachsen müssen. Es erhob sich ein Wunsch zur Schöpfung, der den Tod in Leben umformte. Alle Willensregungen, durch eine ähnliche Kraft auf die gemeinsame Erinnerung an den Entschwundenen gerichtet, macht aus diesen Gedanken den Mittelpunkt ihrer Gabelung und vielleicht empfand die Gemeinschaft sogar die Anwesenheit des Helden in dem von ihr in diesem Augenblick erschaffenen Kreise. Mir scheint, daß in diesem Entwicklungsabschnitt die Kenntnis des „Er“ aufkam, aber das „Ich“ hat noch nicht geschaffen werden können, denn die Gemeinschaft hatte durchaus kein Bedürfnis.

Die Stämme vereinten sich zu Völkerschaften — die Bilber des Helden verschmolzen zu einem Bilde eines Helden der Rasse, und vielleicht verdeutlichen die zwölf Heldentaten des Herkules nur die Verbindung der zwölf Stämme.

Als es den Helden geschaffen hatte und Vergnügen und Stolz bei der Betrachtung seiner Stärke und seiner Schönheit empfand, mußte das Volk ihn notwendigerweise in den Kreis seiner Götter entführen — seine organisierte Willenskraft der Vielfältigkeit der Naturkräfte entgegenstellen, die wechselseitig einander und der Menschheit feindselig sind. Der Streit zwischen den Göttern und dem Menschen bringt in das Leben das großartige Bild des Prometheus herein, dieses Geistes der Menschheit, und hier erhebt sich die Volksschöpfung zur Höhe des größten Symbols des Glaubens, in diesem Bilde entdeckt das Volk seine großen Ziele und das Bewußtsein seiner Gleichheit mit den Göttern.

In dem Maße als die Menschen sich vermehren, entsteht der Kampf der Stämme; neben der Gemeinschaft „wir“ erhebt sich die Gemeinschaft „sie“. — Und im Kampf zwischen ihnen entsteht das „Ich“. Der Vorgang der Bildung des „Ich“ ist analog dem Vorgang der Bildung des epischen Helden — die Gemeinschaft hat es nötig, die Persönlichkeit zu bilden, denn sie mußte in ihr die Aufgabe des Kampfes gegen „sie“ und die Natur teilen, sie hat in den Weg der Arbeitsteilung eintreten müssen — von diesem Augenblick ging die Zerstörung der ganzen Willenskraft der Gemeinschaft aus. Da sie aber eine Persönlichkeit, die aus ihrem Kreise herausgezogen war, als Führer oder Priester hervorstellen mußte, drückte ihm die Gemeinschaft ihre ganze Erfahrung ein, genau so, wie sie ins Bild des Helden die ganze Masse ihrer Geistesartung legt. Die Erziehung eines Führers und eines Priesters mußte den Charakter eines Eindringens haben und einer Hypnose der Persönlichkeit, die dazu verurteilt war, die Aufgabe des Leiters zu erfüllen; aber als sie die Persönlichkeit schafften, zerstörte die Gemeinschaft nicht in sich das organische Bewußtsein der Einheit ihrer Kraft — der Vorgang der Zerstörung dieses Bewußtseins hat sich in der einzelnen Geistigkeit erfüllt, als die Persönlichkeit entfesselt von der Gemeinschaft sich vor diese gestellt hat, neben sie und später über sie — zuerst erfüllte sie arbeitend die Aufgaben, mit denen sie belastet war, das Organ der Gemeinschaft zu sein, später aber, nachdem sie ihre Geschicklichkeit entwickelt hatte und ihre persönliche Initiative in solchen oder anderen neuen Verbindungen des Bestandes der gemeinschaftlichen

Erfahrungen gezeigt hatte, die ihr übergeben worden war, hat sie sich als eine neue schöpferische Kraft erkannt, unabhängig von den geistigen Kräften der Gemeinschaft.

Dieser Augenblick ist der Anfang der Entfaltung der Persönlichkeit und dieses neue Bewußtsein seines Selbst der Anfang des Dramas des Individualismus.

Da die Persönlichkeit sich vor der Gemeinschaft hielt, sich mit Gier am Gefühl ihrer Kräfte ergötzt, ihre Wichtigkeit sah, konnte sie in der ersten Zeit nicht die Lehre erkennen, die sich um sie schloß, denn die seelische Willenskraft des Kreises ihres Erzeugers fuhr fort, sich ihr durch die Gemeinschaft mitzuteilen. Sie sah in ihrem Wachsen den Beweis ihrer Kraft, fuhr fort, mit ihrer Willenskraft das „Ich“ zu durchtränken, das ihr noch nicht feindselig war, fand aufrichtiges Vergnügen daran, den Ausbruch seiner Einsicht, das Übermaß an Führerfähigkeiten zu sehen und krönte es mit den Kronen des Ruhmes. Vor den Führern richteten sich die Bilder der epischen Helden der Rasse auf, da die Gemeinschaft in ihnen den Wunsch der Gleichheit mit ihnen entstehen ließ, fühlte sie in der Person ihres Führers die Möglichkeit, einen neuen Helden zu schaffen, und diese Möglichkeit war für sie eine Lebenswichtigkeit, denn der Ruhm der Heldentaten der besagten Rasse bedeutete zu dieser Zeitspanne eine ebenso starke Verteidigung gegen den Feind, wie die Schwerter und Stadtmauern.

Das „Ich“ verlor beim ersten Auftreten nicht das Gefühl seiner Verbundenheit mit der Gemeinschaft, es fühlte sich als Empfänger der Rasse, und da es diese Erfahrung in Form von Ideen umformte, beschleunigte es den Vorgang der Auflehnung und der Entwicklung der neuen Kräfte.

Aber da die Persönlichkeit in ihrer Erinnerung die Bilder der Helden besaß, da sie die Süßigkeit der Macht über die Menschen gekostet hatte, hat sie sich daran gemacht, zu ihren Gunsten die Rechte, mit denen sie betraut war, zu befestigen. Sie konnte es nur dadurch machen, daß sie das, was erschaffen war und was unveränderlich ist, zu etwas Unwandelbarem machte, ihre hervorstechenden Lebensformen zu einem unerschütterlichen Gesetz umformte; andere Wege zu ihrer eigenen Befestigung besaß sie durchaus nicht.

Deshalb scheint es mir, daß im Bereich der volksmäßigen Schöpfung die Persönlichkeit eine konservierende Rolle spielte; da sie ihre Rechte festigte und verteidigte, mußte sie Grenzen für die Schöpfung der Gemeinschaft aufrichten, engte ihre Aufgabe ein, und sie verunstaltete sie von da aus.

Die Gemeinschaft sucht keine Unsterblichkeit, sie besitzt sie, während die Persönlichkeit, die ihre Stellung als Beherrscher der Menschen festigt, notwendig in sich den Durst nach ewiger Existenz entwickeln muß.

Das Volk schuf wie immer durch natürliche Kraft, hervorgerufen durch sein Begehren nach Synthese, nach Sieg über die Natur, während die Persönlichkeit, die den Monotheismus verkündet, ihre Autorität, ihr Recht auf Macht festsetzte.

Als der Individualismus sich im Leben als ein Grundsatz befestigte, der befehlt und unterdrückt, schuf er einen unsterblichen Gott, zwang er die Massen, das persönliche „Ich“ der göttlichen Natur anzuerkennen, und macht sich selbst daran, an seine schöpferischen Fähigkeiten zu glauben. Später in der Zeitspanne ihrer Entfaltung hat das Bestreben der Persönlichkeit nach unbedingter Freiheit sie unvermeidbar aufgerichtet in durchdringender Art gegen die von ihr selbst eingerichteten Aberlieferungen, sowie gegen das Bild des unsterblichen Gottes, das sie geschaffen hatte und das ihre Aberlieferungen heiligte. In seinem Streben nach Macht war der Individualismus gezwungen, den unsterblichen Gott, seine Stütze und die Rechtfertigung seiner Existenz, zu töten; von diesem Augenblick an beginnt der reizende Absturz der göttlichen Natur, des vereinsamten Ich, welches ohne Stütze auf die sich außer ihm befindliche Kraft unfähig ist zu schaffen, das will sagen, zu sein, denn das Sein und die Schöpfung sind gleichbedeutend:

Der uns zeitgenössische Individualismus versucht von neuem und auf verschiedene Arten den Gott wieder auferstehen zu lassen, um von neuem durch die Fähigkeiten seiner Autorität die erschöpfte Kraft des gealterten und im dunklen Walde der eng persönlichen Interessen verwirrten Ich zu festigen, da er für immer den Weg zur Quelle der lebendigen schöpferischen Kraft der Gemeinschaft, verloren hat.

Bei der Völkerschaft erwuchs eine Angst vor der Selbstherrschaft der Persönlichkeit und eine ihr gegenüber feindselige Haltung. Pestoujew-Kumin bringt folgendes Zeugnis von Ibn Fexlan über die Wolga-Vulgaren. Wenn sie einen Mann von außerordentlicher Klugheit und von tiefer Kenntnis der Dinge treffen, sagen sie, es ist Zeit, daß er Gott diene, danach ergreifen sie ihn, hängen ihn an einen Baum und lassen ihn in dieser Stellung, bis der Leichnam stückweise zerfällt. Bei den Kholaren gab es folgende Anordnung. Wenn sie einen Führer gewählt hatten, warf man ihm einen Knoten um den Hals und fragte ihn, wieviel Zeit er das Volk beherrschen wolle. Soviel Jahre, als er bezeichnete, soviel Jahre sollte er herrschen, wenn nicht, tötete man ihn. Diese Gewohnheit fand sich in gleicher Weise bei anderen Völkerschaften des Truhst. Sie zeigte den Grad der Furcht der Bevölkerung vor der Entwicklung eines Grundgesetzes der Individualität, der den Gemeinschaftszielen feindselig ist.

In den Legenden, den Märchen und den Überlieferungen eines Volkes finden wir eine unendliche Zahl auferbauender Beweise der Unmacht der Persönlichkeit, an Verspottungen der Sicherheit des eigenen Selbst, zornvolle Absprechungen über den Durst nach Macht und im allgemeinen eine ihm feindselige Haltung, die volksmäßige Schöpfung ist durchdrungen von der Überzeugung, daß der Kampf des Menschen gegen den Menschen die gemeinschaftliche Willenskraft der Menschheit schwächt und zerstört. In dieser ganzen strengen Lehrdichtung zeigt sich auf das genaueste die Überzeugung — die vom Volk tief und dichterisch empfangen ist — in den schöpferischen Kräften der Gemeinschaft und ihren starken, mitunter sogar durchdringenden Ruf zur harmonischen Einheit, die für das Gelingen des Kampfes gegen die dunklen, den Menschen feindseligen Naturkräfte notwendig ist. Aber wenn der Mensch sich in dieses Treffen ganz allein verwickelt, läßt man ihn Verspottungen erdulden, verurteilt man ihn zum Verlust. Es ist klar ersichtlich, daß in diesem Streit wie in allem Haß gegen die Menschen die beiden Seiten unvermeidlich die gegenseitigen Sünden übertreiben, die Übertreibung führt einen noch größeren Zorn herbei, eine stärkere Veruneinigung zwischen den beiden schöpferischen Prinzipien, dem ursprünglichen und dem hervorgebrachten.

In dem Maße, als die Zahl der „Persönlichkeiten“ wuchs, traten sie in den wechselseitigen Kampf, um sich der Macht zu bemächtigen, zur Wahrung der Interessen des Ich, das mehr und mehr nach Ruhm gierig war; die Gemeinschaft verkrümelte sich, nährte sie immer weniger mit ihrer Willenskraft, die seelische Einheit schmolz und die Persönlichkeit erblakte. Es geschah ihr schon, ihre gegen den Willen der Völkerschaften eingenommene Stellung zu verteidigen. Sie mußte mit immer größerer Hartnäckigkeit ihre persönliche Stellung, ihre Güter, ihre Frauen und Kinder umgirkeln. Die Probleme der selbstgenügsamen Existenz der Persönlichkeit verwickelten sich, erforderten eine furchtbare Anspannung, im Kampf für die Freiheit ihres „Ich“ hat sich die Persönlichkeit völlig von der Gemeinschaft gelöst und befand sich mitten in ihrer schrecklichen Leere nach Erschöpfung ihrer Kräfte. Ein anarchischer Kampf zwischen der Persönlichkeit und dem Volk begann — ein Bild, das uns die Weltgeschichte malt und das der vollkommen zerstorbenen und zu unseren Zeiten machtlosen Persönlichkeit so unerträglich wird.

Das Privateigentum, das alles teilte und die Beziehungen zwischen den Menschen verschärfte, wuchs, unverzöhnliche Widersprüche entstanden. Der Mensch mußte alle seine Kräfte für die persönliche Verteidigung gegen die Armut, die ihn

verschlingen wollte, für die Wahrnehmung seiner persönlichen Interessen einlegen, und verlor hintereinander das Band, das ihn mit der Bevölkerung, dem Staat, der Gesellschaft verknüpfte, und er ertrug sogar — wie wir es in den heutigen Tagen sehen — er ertrug sogar kaum die Zucht seiner Partei, sogar die Familie belastet ihn zu schwer.

Jeder kennt die Rolle, die das Privateigentum in der Zertrümelung der Gemeinschaft und in der Bildung des „Ich“, das sich selbst genügen könnte, spielte, aber in diesem Verlauf müssen wir noch außer der körperlichen und geistigen Verknechtung des Volkes die Zerstörung der Willenskraft der Volksmassen sehen, die allmähliche Abschaffung der genialen Geistesart, dieser dichterischen und natürlichen Schöpferin der Gemeinschaft, welche die Welt mit den höchsten Bildern der künstlerischen Schöpfung begabt hatte.

Es ist gesagt worden, daß die „Skaven keine Geschichte haben“, und obwohl das von Herren gesagt wurde, ist dennoch darin ein Stück Wahrheit. Das Volk, bei dem so Kirche wie Staat mit dem gleichen Eifer die Seelen ertöteten, während sie versuchten, es in eine ihrem Willen gelehrige körperliche Kraft umzubilden, das Volk war beraubt des Rechtes und der Möglichkeit, seine Vermutungen über den Sinn des Lebens zu schaffen, in den Bildern und Legenden seine Ahnungen, seine Gedanken und seine Hoffnungen spiegeln oder zurückzulegen zu lassen.

Aber obwohl es — moralisch gefesselt — unfähig war, sich bis zu den ursprünglichen Höhen seiner dichterischen Schöpfung zu erheben, fuhr es nichtsdestoweniger fort, sein tiefes und innerliches Leben zu leben; es schuf und schafft Tausende von Märchen, von Gesängen, von Sprichworten, die sich mitunter sogar bis zu Bildern — wie dem von Faust usw. — erheben. Als das Volk diese Legende schuf, schien es die geistige Ohnmacht der Persönlichkeit, die ihm offen schon seit langem feindselig ist, bezeichnen, ihren Vergnügensdurst und ihre Versuchung zu lernen (oder zu erkennen), was für sie unerkennbar ist, verspotten zu wollen. Die besten Werke der großen Dichter aller Länder sind aus dem Schatz der gemeinschaftlichen Schöpfung des Volkes geschöpft, in dem schon in ganz verwichenen Zeiten alle dichterischen Verallgemeinerungen, alle Bilder und ruhmreichen Urbilder gegeben waren.

Der eifersüchtige Othello, der des Willens beraubte Hamlet und der ausschweifende Don Juan — alle diese urbildhaften Personen sind vom Volke vor Shakespeare und Byron geschaffen worden, die Spanier sangen in ihren Gesängen „das Leben ein Traum“ vor Calderon, während die muselmanischen Mauren es vor den Spaniern sagten, die Ritterchaft wurde in den volkstümlichen Märchen vor Cervantes ebenso böshaft und ebenso traurig wie bei ihm verspottet.

Milton und Dante, Mijskiewicz, Goethe und Schiller erhoben sich zum Höchsten nur in dem Augenblick, in dem die Schöpfung der Gemeinschaft sie unter ihre Flügel barg, wo sie ihre Eingebung aus der Quelle der volkstümlichen Dichtung, der unmeßbar tiefen, unendlich verschiedenen, mächtigen und weisen, schöpften.

Ich vermindere dadurch nicht im geringsten das Recht der vom Beltrühm am höchsten gepriesenen Dichter und will es nicht vermindern; ich bestätige, daß die besten Bilder der einzelnen Schöpferkraft uns wundervoll ausgearbeitete Schätze geben, aber diese Schätze wurden erschaffen durch die gemeinschaftliche Kraft der Volksmasse. Die Kunst liegt in der Macht des einzelnen; der Schöpfung ist nur die Gemeinschaft fähig. Erschaffen war Zeus vom Volk worden, Phidias hat ihn in den Marmor gemeißelt.

Die Individualität selbst, außerhalb jedes Bandes mit der Gemeinschaft, außerhalb des Kreises auch nur irgend einer reichen, die Menschen vereinigenden Idee, die Individualität ist träge, beharrend und feindselig der Entwicklung des Lebens.

Betrachtet von diesem Gesichtspunkt die Kulturgeschichte, verfolgt die Rolle des Individualismus in den Zeiten der Störungen des Lebens, studiert seine Urbilder in den Zeiten der Aktivität, wie zum Beispiel Renaissance und Reformation; ihr werdet sehen: im ersten Falle zeigt sich die offenbare Beharrungssucht der Individualität, ihr Gang zum Pessimismus, zum Quietismus und zu anderen Formen einer der Welt gegenüber nihilistischen Haltung. In solchen Zeiten, da das Volk wie immer ohne Unterbrechung seine Erfahrung kristallisiert, scheint die Persönlichkeit, da sie sich vom Leben nichtachtend entfernt, den Sinn ihrer Existenz zu verlieren und schleppt ohnmächtig ihre Tage schamvoll im Schmutze und der Fäulnis der Werkzeuge, verzichtend auf ihre große schöpferische Aufgabe — die Organisation der Gemeinschaftserfahrung unter der Form von Ideen, Hypothesen und Theorien. Im zweiten Fall seid ihr betroffen vom raschen Wachstum der geistigen Macht der Persönlichkeit — einer Offenbarung, die man nur durch die Tatsache erklären kann, daß in diesen Zeiten sozialer Stürme die Persönlichkeit der Sammelpunkt von Tausenden von Willen wird, die sie als ihr Organ erwählt haben, und sich vor uns in einem herrlichen Licht von Schönheit und Kraft, in der glänzenden Flamme der Wünsche ihres Volkes, ihrer Klasse, ihrer Partei aufrichtet.

Es ist gleichgültig, wer diese Persönlichkeit ist — Voltaire oder der Erzpope Avvatuum, Heine oder Fraolcino, und es ist gleichgültig, welche Kraft sie bewegt — oder die deutsche Demokratie oder die Bauern — worauf es ankommt, ist nur, daß alle Selben vor uns als Träger der Willenskraft der Gemeinschaft erscheinen, als Übersetzer der Massenwünsche; Mickiewicz und Krasinski sind in den Tagen erschienen, da ihr eigenes Volk dreift in drei Teile zerrissen war, aber da es sich, mit mehr Willenskraft als je zuvor, als geistig Ganzes fühlte. Und allezeit und überall im ganzen Lauf der Geschichte — das Volk schuf den Mann.

Als noch schlagenderer Beweis dieser Hypothese kann uns das Leben der italienischen Republikanen und Kommunen im Tre- und Quattrocento dienen, als die Schöpfung des italienischen Volkes tief in alle Winkel des Geistes drang, mit ihrer Flamme die ganze Ausdehnung des Lebensgebäudes erfüllte und eine so große Kunst schuf, da sie diese erstaunliche Zahl von Großmeistern des Wortes, des Pinsels und des Stichels ins Leben gerufen hatte.

Die Größe und Schönheit der Präraffaeliten ist durch die geistige Nähe des Künstlers zum Volke zu erklären; die Künstler unserer Tage können sich leicht davon überzeugen, wenn sie den Wegen Ghirlandajos, Donatello's, Brunelleschi's, wie aller Arbeiter dieser Epoche folgen wollten, in der die Schöpfung in ihrer Intenfität sich am Rande des Wahnsinns befand, einer Raserei ähnlich, und in welcher der Künstler der willkommenen Liebling der Volksmasse war und nicht der Sakai eines Mäzens. So schrieb 1298 das Volk von Florenz, als es Arnolfo di Lapo die Errichtung einer Kirche anvertraute: „Du wirst so ein Bauwerk errichten, daß sich die menschliche Kunst nichts Großartigeres und Schöneres vorstellen könnte; du mußt es so erschaffen, daß es dem außerordentlich groß gewordenen Herzen entsprechen soll und in sich die Seelen der Bürger, die auf einen einzigen Willen gegründet sind, vereinigen soll.“

Als Cimabue seine Madonna beendet hatte, herrschte in seinem Viertel eine solche Freude, ein solcher Ausbruch von Bewunderung, daß von diesem Tage an das Viertel Cimabues den Namen „Borgo Allegro“ angenommen hat. Die Geschichte der Renaissance ist erfüllt von Tatsachen, die bestätigen, daß zu dieser Zeit die Kunst öffentlicher Besitz war und für das Volk vorhanden war, es hat sie erhoben, genährt mit den Säften seiner Nerven und in sie seine unsterbliche, große, kindlich naive Seele gelegt. Das ergibt sich unbestreitbar aus den Zeugnissen aller Geschichtsschreiber der Zeit; sogar der Antidemokrat Monier sagt zum Ende seines Buches: „Das Quattrocento hat bewiesen, was der Mensch alles zu tun fähig ist.

Es hat bewiesen, außerdem — und damit dient es uns zur Lehre —, daß der seinen eigenen Kräften ausgelieferte Mensch, vom Ganzen abgezogen, der sich nur auf sich selbst stützt und nur für sich lebt, nicht alles erfüllen kann.“

„Die Kunst und das Volk gedeihen und erheben sich zusammen, so glaube ich, bei Hans Sachs.“

Wir sehen, wie unbedeutend die „Vollenbungen“ des Menschen unserer Tage sind, wir sehen die bittere Leere seiner Seele, und das Uebel muß uns auferlegen, nachzudenken darüber, was die Zukunft uns droht, zuzusehen, was die Vergangenheit uns lehrt, die Gründe enthüllen, welche die Persönlichkeit zum unvermeidlichen Verluste führen.

Im Laufe der Zeit nimmt das Leben den Charakter eines immer rauher und unruhiger werdenden Kampfes aller gegen alle an; in diesem ununterbrochenen Aufschäumen des Hasses mühten sich die kämpferischen Fähigkeiten des „Ich“ entwickeln, da sie sich immer zur Bedrückung ihresgleichen bereiten müssen, und wenn die Individualität im allgemeinen zu schaffen fähig ist, ist es bekanntermaßen dieser Kampf aller gegen alle, der die besten Bedingungen dafür bietet, daß das „Ich“ der Welt die ganze Kraft seines Geistes, die ganze Tiefe seiner dichterischen Gaben zeigt. Indessen hat die individuelle Schöpfung ganz allein bisher weder Prometheus noch sogar Wilhelm Tell geschaffen und nicht ein dichterisches Bild, das man nach seiner Schönheit und seiner Kraft dem Herakles des rauhen Altertums vergleichen könnte.

Man hat einen Haufen von Manfreds geschaffen, und jeder von ihnen sprach mit verschiedenen Worten von derselben Sache — vom Rätsel des persönlichen Lebens, von der schmerzhaften Einsamkeit des Menschen auf der Erde, sich mitunter zum Kummer der traurigen Einsamkeit der Erde im Weltall erhebend: das klang mitteleidwürdig genug, war aber nicht sehr genial. Manfred ist der degenerierte Prometheus des neunzehnten Jahrhundert, ist das schön geschriebene Bildnis eines bürgerlichen Individualisten, der für immer der Fähigkeit beraubt ist, im Leben etwas anderes als sich und den Tod vor sich zu empfinden. Wenn er mitunter von den Leiden der ganzen Welt spricht, weiß er nicht ein Wort vom Verlangen der Welt nach Abschaffung der Leiden, und wenn er es weiß, dann nur um zu erklären: das Leid ist unbesieglich. Unbesieglich — denn die Seele, öde gelassen durch die Einsamkeit, ist blind, sie sieht nicht die stürmische Aktivität der Gemeinschaft, und den Gedanken des Sieges gibt es für sie nicht. Dem „Ich“ ist nur eine einzige Freude geblieben — sein Leid zu singen und zu sagen, und daß sie stirbt, und seit Manfred singt sie die Totenmesse für sich selbst und andere Einsame, kleine Leute, die ihr gleichen.

Der Dichtung dieser Einstellung ist der Name „Weltschmerz“ angepaßt: wenn wir seinen Sinn untersuchen, werden wir finden, daß „die Welt“ hier als Decke herangezogen worden ist, unter der das ganz nackte menschliche „Ich“ sich verbirgt, ohne sich seiner Verwandtschaft noch zu erinnern — sich verbirgt, vor Todesangst zittert und mit unbedingter Aufrichtigkeit über den Un—sinn des individuellen Seins schreit. Da sie sich mit dem großen lebenden Weltall identifiziert, trägt die Individualität die Empfindung, den Sinn der Existenz verloren zu haben, auf das ganze Weltall über: sie spricht von dem Stolz, den sie dabei empfindet, allein zu sein, und langweilt die Leute wie eine Mücke, da sie ihre Aufmerksamkeit für die Seufzer ihrer elenden Seele verlangt.

Diese Dichtung ist mitunter stark, aber wie ein aufrichtiger Schrei der Not kann sie schön sein, aber wie der Aussatz in der Vorstellung Flauberts; sie ist vollständig natürlich wie die logische Erfüllung des Wachstums der Persönlichkeit, die in ihrem Herzen die Quelle der Lebhaftigkeit der Schöpfung, das Gefühl der organischen Verbundenheit mit dem Volk getötet hat.

Neben dem Verlaufe dieses Lobestampfes des Individualismus schaffen die Eisenhände des Kapitals unabhängig von seinem Willen von neuem die Gemeinschaft, da sie das Proletariat in eine gänzliche seelische Kraft zusammenpressen. Stufenweise, mit immer wachsender Schnelligkeit, beginnt diese Kraft ihrer selbst bewußt zu werden, als einzig berufene zur freien Schöpfung des Lebens — wie der großen gemeinschaftlichen Seele des Weltalls.

Die Erscheinung dieser Willenskraft stellt sich den Augen der Individualisten wie eine Wolke am Horizont dar, sie erschreckt sie vielleicht mit derselben Kraft wie der körperliche Tod, denn in ihr beruht für sie die Notwendigkeit des sozialen Todes. Jeder von ihnen betrachtet sein „Ich“, als verdiene es eine besondere Aufmerksamkeit, eine erhöhte Schätzung, aber die Demokratie, die das Leben der Welt zu erneuern sucht, will diesen „Geistesaristokraten“ kein Almosen ihrer Aufmerksamkeit schenken. Sie wissen es und verachten sie darum aufrichtig.

Einige unter ihnen sind schlauer und begreifen die große Bedeutung des Kommanden, sie möchten sich in die sozialistischen Reihen stellen als Gesetzgeber, Propheten, Befehlshaber, aber der Demos muß verstehen, und er wird es unausbleiblich verstehen, daß diese Bereitschaft der Bürger, auf gleichem Fuße mit ihm zu marschieren, hinter sich den gleichen Anspruch des Bürgers auf „Selbstbehauptung seiner Persönlichkeit“ verbirgt.

Geistig verarmt, verwirrt im Dunkel der Widersprüche, immer lächerlich und Mitleid erregend in ihren Versuchen, einen stillen Winkel zu finden und sich darin zu verbergen, fährt die Persönlichkeit fort sich zu verkrümmeln, ohne abzuschweifen, und wird seelisch immer bedeutender. Da sie das fühlt, von Verzweiflung befallen, da sie dessen bewußt wird oder es vor sich selbst verbirgt, wirft sie sich von einer Ecke in die andere, sucht dann Rettung, taucht in die Metaphysik unter, wirft sich in Ausschweifungen, sucht Gott, ist bereit an den Teufel zu glauben — und in all diesem Suchen, in ihrer ganzen Beweglichkeit ist deutlich das Vorgefühl eines nahen Verlustes zu sehen, das Entsetzen vor der unvermeidlichen Zukunft, das sie, selbst wenn sie sich dessen nicht bewußt ist, in immer heftigerer Art empfindet. Der Grundseelenzustand des zeitgenössischen Individualisten ist die unruhige Sehnsucht; er hat sich verloren, er sammelt alle seine Kräfte, um sich nur irgendwie an das Leben zu klammern, aber er hat keine Kraft, allein die Schlaubeit, die von irgend jemand „die Einsicht der Dummen“ genannt wurde, ist ihm geblieben. Innerlich abgerissen, vollständig durchgerieben und verrenkt, macht er bald dem Sozialismus schöne Augen, bald schmeichelt er dem Kapital, während das Vorgefühl des nahen sozialen Verlustes noch rascher das ganz kleine und rachitische „Ich“ zerstört. Seine Verzweiflung geht immer häufiger in Zynismus über: der Individualist beginnt hysterisch zu leugnen und zu verbrennen, was er doch eben angebetet hatte, und auf dem Gipfel seiner Verneigungen gerät er unvermeidlich in den Seelenzustand, der an der Grenze des Apachentums liegt. Nicht um die schon Beleidigten zu beleidigen und die schon Erniedrigten zu erniedrigen, — schwerer und bitterer als ich es könnte, tut es das Leben — erwähne ich hier das Apachentum — nein, das Apachentum ist ganz einfach das Ergebnis des psycho-physischen Entartungsvorganges der Persönlichkeit, der unwiderlegliche Beweis des äußersten Grades ihrer Zersetzung. Es ist wahrscheinlich, daß dies eine chronische Erkrankung der Großhirnrinde ist, hervorgerufen durch den Mangel an sozialer Nahrung, eine Krankheit des Apparates, der immer mehr stumpf und weich wird und, während er mit immer weniger Empfindlichkeit die Eindrücke des Seins aufgreift, sozusagen eine allgemeine Anästhesie des Intellekts hervorruft.

(Schluß folgt)

Das amerikanische Credo

Von H. L. Mendken, Baltimore

(Fortsetzung aus Heft 6)

Vor mehreren Jahren verging sich einer meiner Kollegen während seiner journalistischen Tätigkeit in einer großen amerikanischen Stadt gegen jede journalistische Tradition, weil er einen Artikel veröffentlichte, der die einheimische evangelische Geistlichkeit mit geringen Ausnahmen als Lumpenpack bezeichnete und als Beweis für diese Beschuldigung ihren blühenden Handel mit gesetzwidrigen Trauungen anführte, mit der besonderen Spezialität, unmündigen Mädchen den kirchlichen Ehesegnen zu erteilen. Er wies nach, daß eine Zweidollarnote genügte, um die meisten dieser Stellvertreter Christi zur Trauung eines vierzehn- oder fünfzehnjährigen Mädchens mit einem Burschen zu bewegen, der nur ein paar Jahre älter war. Der Beschuldigte schlug großen Lärm und verlangte in üblicher Weise, daß die Anstoß erregende Zeitung einen Widerruf veröffentlichte und dem strafbaren Verfasser die Mitarbeiterschaft entziehen sollte. Dieser abonnierte nun bei einer Agentur auf die Auschnitte aus den Zeitungen des ganzen Landes, die Mitteilungen über die allgemeine Wirksamkeit der evangelischen Geistlichen in anderen Städten enthielten. Der Erfolg war der, daß ihm eine reichhaltige Sammlung von schmutzigen Skandalgeschichten zugesandt wurde und daß er sie — zur größten Erbauung dieser sittenstrengen Gemeinde abdrucken ließ. Es stellte sich heraus, daß die bekannten christlichen Leitbammel im Norden, im Osten, im Süden und Westen dauernd eine Tätigkeit entfalteten, die einem Böbelpolitiker oder einem Austeröffner zur Schande gereicht haben würde. Es handelte sich um dunkle Geldgeschäfte, um grobe geschlechtliche Verfehlungen und kleinere Vergehen aller Art. Die tagtägliche Veröffentlichung dieses Beweismaterials bot dem Chronisten den Vorteil der Offensive und half ihm auf diese Weise aus der Klemme. Zuletzt kam die Himmelshierarchie, vielleicht durch seinen Angriff angeregt, ihm zu Hilfe. Jehova, der höchste Gott, ließ es in Gnaden geschehen, daß ein bekannter Methodistenprediger, — es war just der Hauptwidersacher des Chronisten — bei einer unaussprechlichen geschlechtlichen Perverfität im Hauptquartier des Christlichen Vereins Junger Männer (Young Men's Christian Association) ertappt und deshalb gezwungen wurde, die Stadt innerhalb einiger Tage zu verlassen. Und der Chronist behauptet, daß diese Katastrophe sich durch göttliche Fügung ereignet hat, — sie kam vollkommen unerwartet. Er kannte den Betreffenden als Lügner und Spitzbuben, aber er hatte keine Ahnung, daß er auch ein Schmutzstink war. Dieser Zwischenfall setzte die „Defensive“ so stark ins sittliche Unrecht, daß es aus Schicksalsgründen unmöglich war, den Feldzug weiter zu führen. So war der Chronist nun plötzlich zu allerhand, wenig echten Manövern gezwungen, um die Verfolgung, die Auslieferung, das Verhör und die Inhaftnahme des geistlichen Herrn zu verhindern, und diese Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, trotzdem sie ihm nicht von Herzen kamen. Unter angenommenem Namen predigt er nun das Evangelium Christi und die Lehre Wilsons, jenes Apostelpräsidenten der Menschlichkeit, der im fernen Westen sein Golgatha erlebte. Er gehört, wenn ich so sagen darf, zu den Hauptanwäkten des Alkoholverbots, der Bekämpfung der Unsitlichkeit und der übrigen methodistischen Reformen.

Aber ich schweife zu weit von dem Punkte ab, auf den es hauptsächlich ankommt. Es handelt sich nicht darum, daß ein bekannter Anhänger Wesley's in strafbarem Geschlechtsverkehr mit einem Mitgliede des Christlichen Vereins Junger Männer betroffen wird, sondern darum, daß das gesamte Wesley'sche System, trotz ungezählter Wiederholungen ähnlicher Vorkommnisse, in Amerika noch immer jeder unmittelbaren und vernichtenden Kritik entzogen ist. Hier haben wir es mit einem einfältigen und unehrlichen Kultus einfältiger und unehrlicher Männer zu tun, und dennoch ist er niemals schonungslos bloßgestellt worden. Alle oben erwähnten Zeitungsausschnitte waren außerordentlich verblümt. Jede Verfehlung von Seiten eines Geistlichen wurde als ganz vereinzelt Erscheinung ohne jede allgemeine Bedeutung dargestellt. Nie ist diese kirchliche Organisation, die solche Männer großgezogen hat, ihr ihren Schutz angebeihen ließ und deren seltsame Moral sie auf ihre soziale und politische Wirksamkeit übertrug, zur Verantwortung gezogen worden. Man kann diese sorgsame Umgehung der wichtigsten Fragen fallerwärts in den Vereinigten Staaten beobachten.

Das Alkoholverbot wurde dem Lande, gegen den ausdrücklichen Wunsch einer — mindestens — aus zwei Dritteln des Volkes bestehenden Mehrheit, dank der politischen Machenschaften derselben Organisation aufgezwungen, und doch wagte während des langen Kampfes niemand, sie direkt anzugreifen. Wäre das geschehen, so hätte man sich gegen das „Tabu“ vergangen. Auch als die heimtückenden Soldaten allmählich die erstaunlichen Schikanen des Christlichen Vereins Junger Männer in die Öffentlichkeit brachten, wunderte man sich ein paar Wochen lang, wie die Amerikaner sich immer über eine geglättete Selberpfeifung wundern, aber niemand suchte die Ursache in der Wesensart der in erster Linie verantwortlichen frommen Brüder. Wir sehen dasselbe Bild, als sich die sogenannte liberale Gesinnung gegen Dr. Wilsons auswärtige Politik, gegen die offenkundige Verleugnung seiner feierlichsten Verpflichtungen und die — trotz seiner Moralmanie — vorhandene vollkommene Verständnislosigkeit für die einfachsten Begriffe der persönlichen und der öffentlichen Ehre zu empören begann. Tausende von Kritikern, wohlwollende und abfällige, mühten sich, seine staunenswerten Wandlungen und Ausflüchte aus unverständlichen logischen Gründen abzuleiten, aber meines Erachtens wagte niemand, darauf hinzuweisen, daß sein Verhalten in jeder Einzelheit, ohne irgend welche Entstellung der Tatsachen, ganz einfach dadurch erklärt werden konnte, daß er Presbyterianer ist.

Ich hoffe stark, daß niemand mich fälschlich für einen Anarchisten halten wird, der den presbyterianischen Moralkodex oder die Presbyterianer selbst zum Gegenstand des Spottes machen möchte. Ich gestehe offen, daß ich als Privatperson gegen diesen Kodex bin und daß meine gesamten Vorurteile allen gelten, die mit ihm einverstanden sind, das heißt, daß ich selbst für Duldsamkeit, Aufrichtigkeit und sogar für einen gewissen, gemäßigten Snobismus bin. Ich beanstande die moralische Begeisterung und zehle nicht mit einem Jugendbold, wenn es sich vermeiden läßt. Die Tabus, die ich unterschreibe, beziehen sich auf Dinge, die den Presbyterianern sehr am Herzen liegen, wie z. B. das moralische Selbstgefühl, die Profelytenmacherei und ein bestimmtes Etwas, was man als Polizeischmüffel bezeichnet kann. Aber ich bin wahrlich nicht so eingebildet, daß ich mit besonderer Härlichkeit an meinen Anschauungen hänge. Ich gebe ohne weiteres zu, mit der Länge der Zeit kann es sich vielleicht herausstellen, daß die Presbyterianer Recht haben und ich im Unrecht bin, mit einem Wort, daß der Moralist Gott angenehmer ist, als ein umgänglicher und ehrenhafter Mensch. Es sind in der Tat schon seltsamere Dinge passiert; man dürfte sogar ohne Vernunftwidrigkeit die Schlussfolgerung ziehen, daß Gott selbst auch Presbyterianer ist! Ob sich das so verhält, oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden, ich erwähne ganz einfach die Tatsache, daß ich gegenwärtig den Eindruck habe, er ist doch feiner! Und dann bekenne ich unumwunden, daß meine Anschauung nicht mehr Geltung hat, als die Meinung irgend eines anderen Menschen.

Nun gehe ich aber gewiß nicht zu weit, wenn ich den Umstand vermerke, daß zwischen den beiden geschilderten Menschentypen ein unüberbrückbarer Gegensatz besteht, daß sich eine heftige Liebe zur Moral mit den sanfteren, lieblicheren Freuden des Lebens nicht vereinen läßt, ebenso wie es umgekehrt der Fall ist. Der Moralist hat einen bestimmten Charakter, und der Ehrenmann ist ganz anders geartet. Man muß entschieden schon geistig minderwertig sein, wenn man zwischen beiden keinen Unterschied macht und seinen Verkehr mit ihnen nicht auf ihre Ungleichartigkeit einstellt. Jeder, der uns in den Vereinigten Staaten als Presbyterianer bekannt ist, hat einen ganz ausgesprochen moralischen Typ. Vielleicht lebt er selbst, und alle, die unter seinem Einfluß stehen, mehr als wir anderen, nach den Regeln eines rein moralischen Systems. Die Grundsätze, auf denen dieses System beruht, stammen hauptsächlich aus dem Alten Testament. Wenn er in kurzen Worten charakterisiert werden soll, so kann man nur sagen, er gleicht einem Manne, der die schlichten, starren ethischen Begriffe der alten Juden auf das moderne Leben mit seiner komplizierteren Sündhaftigkeit überträgt. Insbesondere billigt er ihre Theorie, daß es tugendhaft ist, dem Sünder die Hölle heiß zu machen, und zu den Sündern rechnet er jeden, dessen Verhalten gegen Gottes Vorschriften verstößt, so wie er sie kennt und auffaßt! Die Sünde ist für den Presbyterianer der springende Punkt in dieser schwankenden und rucklosen Welt, und die Verfolgung und Züchtigung des Sünders ist die einzige Beschäftigung, die stets der Mühe wert ist. Die Frucht dieser einfachen Lehre ist ein recht unbeugamer und herber Charakter, der bei den breiten Volksmassen sehr viel Anerkennung findet. Denn sie haben selbst immer das etwas unbeagliche Bewußtsein der eigenen Schwäche, wenn die Versuchung naht und hegen daher für einen sichtlich gefesteten Menschen eine heimliche Verehrung. Aberdies glauben sie immer gern, daß jeder, der ein vergnügliches Leben zu führen scheint, ein Schuft ist, der ins Fegefeuer gehört.

Auch der Presbyterianer ist in dieser Beziehung recht argwöhnisch und nimmt sogar meistens an, daß seine Vermutung den Tatsachen entspricht. Nach seiner Meinung hat der Mensch bei jedem Schritt, den er unternimmt, nur die Wahl zwischen Recht und Unrecht; und die überwiegende Mehrzahl der Fälle gehört in diese letzte Kategorie. Er weiß genau damit Bescheid, er erkennt, tragt einer gewissen höheren Einsicht, jedes Unrecht unfehlbar auf den ersten Blick. Und er glaubt, daß alle selbstverständlich und zwar mit äußerster Strenge bestraft werden müssen. Kein Mensch hat jemals gehört, daß ein Presbyterianer einen Irrtum übersehen oder für einen Sünder um Nachsicht gebeten hat. Er würde das für die Schwäche eines vom Teufel besessenen Menschen halten. Um gerecht zu sein, muß ich noch erwähnen, daß er für sich selbst, hinsichtlich dieses strengen Urteils und dieser harten Strafe, keine Ausnahme verlangt. Wenn er sündigt, ertappt er sich fast ebenso schnell, als seinen Nebenmenschen, der auf den Irrweg geraten ist. Und obwohl er vielleicht manchmal versucht, sich den Folgen zu entziehen, da er schließlich doch auch nur ein Mensch ist, so verzeiht er sich seine Missetat niemals. Nichts könnte in der Tat ärger sein, als die Gewissenqual eines Presbyterianers, der sich durch die verworfenen Stünfte einer lüsternen Dirne verleiten ließ, von der verbotenen Frucht zu naschen, oder auf andere Weise, von seinen heißen Sinnen überrumpelt, den verführerischen Lockungen der anderen „beaux-arts“ nachgegeben hat. Ich habe verschiedentlich das Glück gehabt, von einem Presbyterianer ins Vertrauen gezogen zu werden, der auf diese Art vom Pfad der angeborenen Tugend abgewichen war, und gern bezeuge ich, daß die Sünder selbst ganz entsetzt gewesen sind. Der Presbyterianer, auch wenn er nicht zu den allerfrömmsten gehört, — ist über das, was wir von unserem niedrigeren Standpunkte aus nur für einen kleinen Fehler, vielleicht für eine Taktlosigkeit halten, die ganz gewiß nicht der Aufregung wert ist, ebenso zerschmettert wie wir, wenn ein grober Vertrauensbruch in Frage kommt.

Aber, wie bereits erwähnt, wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten! Bei einer so überschwänglichen Liebe zur Tugend wäre es widersinnig, jene feingekittete Kultur zu beanspruchen, welche die eigene Wohlfahrt und das Wohl des Nebenmenschen nicht in striktem Gehorjam gegen harte Satzungen zu erreichen sucht, sondern durch Ungezwungenheit, durch Würde und eine gewisse, sehr leicht verletzliche Selbstachtung. Das heißt, es wäre widersinnig, von einem eingeschworenen Moralisten zu fordern, daß er zugleich — Kavaliere ist. Die beiden sind in der Tat unversöhnliche Feinde; ihr ewiger Kampf erzeugt jenes brauchbare Werkzeug der Philosophie, das wir Zivilisation nennen. Der Moralist sorgt für die Ordnung in der Welt, indem er die zügellosen Horden einschachtelt und ihre Regierungen organisiert. Der Ehrenmann mildert und verschönt diese Errungenschaften, er modelt die Pflicht zu einem Vorrecht und gestaltet den menschlichen Verkehr zu einer Brücke des echten Vertrauens und der Verständigung. Von dem Erstgenannten erwarte ich, daß er korrekt ist, von dem anderen, daß er das tut, was sich ziemt. Selten vermag der Mensch beides zugleich. Der Ehrenmann, den wir in unserem Falle auch Kavaliere nennen können, nimmt es noch genauer wie das göttliche Gesetz. Man kann sich darauf verlassen, daß er die Tochter des Hauses, in dem er einen Löffel Suppe gegessen hat, hüten wird wie sein eigenes Kind. Fühlt er sich aber gerade durch keine besondere Verpflichtung gebunden, so wäre es vielleicht nicht einmal ganz unbedenklich, ihm seine Waschfrau oder seine Schwiegermutter anzuvertrauen. Der Moralist kennt in moralischen Dingen meistens keinen Ehrbegriff. Gesetzt den Fall, daß er als Zeuge gegen eine Frau auftreten muß, so wird er alles aussagen, was er von ihr weiß, selbst das, was er im rosig-verschwiegenen Dämmerlicht ihres Altovens erfahren hat. Er wird es noch dazu nicht widerstrebend, schamhaft und gewissermaßen als Entschuldigung vorbringen, sondern erhobenen Hauptes und bereitwillig seinem hohen sittlichen Pflichtgefühl Genüge tun. Diesem Manne ist es ganz einfach unmöglich, wie ein Kavaliere, die Unwahrheit zu sagen. Selbstverständlich lügt auch er, ebenso wie wir alle, und vielleicht häufiger als die meisten von uns aus dem anderen Lager, aber er tut es nicht, um den Sünder vor dem Sittengericht in Schutz zu nehmen, sondern um seine Bestrafung nach dem Sittengesetz zu sichern, zu beschleunigen, zu erleichtern und sensationeller zu gestalten. (Fortsetzung folgt)

Neue deutsche Jugend

In Heft 2 erschien ein mit D. B. gezeichneter Artikel: „Die toten Freunde“, in dem das Buch „Neue deutsche Jugend“ von Otto Brues besprochen wurde. Um Irrtümern vorzubeugen, sei der volle Name des Verfassers Oskar West genannt.

Werber für die Fremdenlegion

Von Max Kirsch

(Schluß aus Heft 6)

Wer Abenteuer erleben will, der gehe nicht in die Fremdenlegion. Die Gelegenheit dazu ist dort entgegen allen fabelhaften Berichten recht kümmerlich geübt. Jeder Eintritt in diese Truppe bedeutet eine bittere Enttäuschung, nicht durch Verhältnisse, wie sie eine billige Literatur zur „Abwehr“ derselben so grausig und blutrünstig zu schildern weiß — alle diese Geschichten sind unwahr oder stark übertrieben — sondern durch den ödesten Militärdienst, den man sich vorstellen kann, durch eine geisttötende Unfreiheit, ohne alle jene Möglichkeiten, die sonst das Soldatenleben angenehmer machen können. Frankreich hat keinen Grund und ist vor allen Dingen nicht so unerfahren, seine Legionäre schlecht zu behandeln. Es erleichtert ihnen das rein körperliche Leben so gut es geht. Saubere Kasernen, gute Kleidung, ausgezeichnetes Essen, keine übertriebenen Anforderungen erhalten sie stets leistungsfähig. Auch kommen die in Deutschland beinahe sprichwörtlich gewordenen Mißhandlungen nicht häufiger vor als im deutschen Militärdienst. Es würde mir nicht schwer fallen, aus deutschen Zeitungsberichten über preussische Militärreize, Rekrutenelbstmorde, Reichstagsinterpellationen und Kriegsgerichtsprozessen ein Greuelbuch über den deutschen Militarismus zu schreiben. Ich brauche nur auf den Fall Hiller-Helmhake und die während des Krieges im kältesten Winter und der heißesten Sonne praktizierte Strafe des Anbindens an einen Baumstamm oder Wagenrad hinzuweisen, die unter den gleichen Verhältnissen angewandt, nicht menschlicher war, als die berüchtigte crapodine und die Silos der Legion. Die Schilderung solcher Einzelfälle kann aus oben genannten Gründen nicht abschreckend wirken. Wohl aber das Bewusstmachen des streng geregelten, höchst beschränkten Lebens, das einen jeden in der afrikanischen Fremdenlegion erwartet.

Man stelle sich die Garnisonen derselben in dem sehr eintönigen und reizlosen Algerien vor. Schon der Zivilaufenthalt in Sidi-bel-Abes und Saïda mit allen Genüssen und Vorteilen eines freien Menschen ist zum Sterben langweilig. Der Legionär aber, der in die Maschine seines Dienstreglements eingespannt ist, der keinen eigenen Willen mehr hat, der außer seinen Kameraden und Leidensgefährten mit niemandem verkehren kann, der sowohl von der weißen Bevölkerung, wie von den schmutzigsten Eingeborenen auf das Tiefste verachtet wird, dessen kurzer, außerdienstlicher Zeitvertreib nur darin bestehen kann, seinen lächerlichen Tageslohn von einem sou = 4 Pfennige in einer Kneipe dritter Güte bei einem schlechten Getränk zu versippen, und dem es an jeglicher geistiger Anregung fehlt, dieser Mensch muß seelisch verkommen.

Solange nicht den Lauf der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe

sagte Schiller in dichterischer Erkenntnis. Viel zu unfrei und allzu festgefahren kann der Legionär kein Philosoph sein. Dazu ist er auch meistens zu jung. Aber sein Hunger, der in so vielen Fällen der Anlaß zu seinem Fehltritt war, ist immer reichlich gestillt. Um so kräftiger macht sich in folge dessen der Grob bemerkbar. Dieser im menschlichen Leben wichtigste Punkt wird bei ihm zur offenen Wunde. Ein Soldatenleben ohne normale Liebe, ohne jegliche Einstellung zu

einem Weibe, das ist bei oft übermächtigem Trieb die tiefste Tragik des Legionärs. Dadurch unterscheidet er sich von dem eigentlichen Landknecht, dem Soldaten aller Zeiten und Länder, dessen Hauptinhalt außer Kampf und Trunk immer das Weib war, die Frau, die sich in all seinen Gefängen und Seelenäuerungen widerspiegelte. Ein normaler Mann im besten Alter kann sich monatelang ohne Frau wohl fühlen, nimmt man ihm aber bei sonst geregelten Körperfunktionen mehrere Jahre hindurch jede Möglichkeit nicht nur eines sexuellen, sondern auch platonischen Verkehrs mit einer solchen, so muß seine Psyche darunter leiden. Jede verdrängte oder falsch abgeleitete Erotik rächt sich durch mehr oder minder schlimme Folgen. Der vielgenannte Legionswahnsinn, der von den Legionären mit „caffard“ bezeichnet wird, den größten Teil derselben zumeist in den Garnisonen befällt und sich durch übergroße Gereiztheit, die in üble Zobsuchtsanfälle ausarten kann, äußert, ist nicht, wie man allgemein annimmt, eine Art von Tropenfoller, sondern nur eine jener durch Alkoholgenuß verschlimmerten Verdrängungserscheinungen. Das subtropische Klima Algeriens und Marokkos ist allgemein gut zu nennen und ruft bei allen anderen Europäern, die sich in ihm ausleben können und dabei sehr wohl fühlen, keine derartigen psychischen Defekte hervor.

Die Regionsärzte und Vorgesetzten kennen diesen Umstand und haben deshalb für ihre vom caffard befallenen Leute das vollste Verständnis. Aus diesem Grunde werden auch alle in diesem Zustand begangenen Exzesse und Disziplinarvergehen wenig oder gar nicht bestraft. Die einzigen Mittel dagegen sind Abwechslung und große körperliche Anstrengung. Dafür sorgt die eigentliche Bestimmung des Legionärs. Nach beendeter Ausbildung wird er so bald wie möglich nach Marokko oder auf vorgezeichneten Posten nach Südalgerien geschickt. Danach sehnen sich alle. Nur fort aus der quälenden Eintönigkeit der Kasernen! So bedeutet jeder Abmarsch einen großen Freudeausbruch, dem aber leider stets die größere Enttäuschung folgt. Denn nachdem die ersten wechselvollen Eindrücke vorbei sind und die Erwartungsvollen sich irgendwo in der Ode Nordafrikas wiederfinden, beginnt der Seelenjammer von neuem.

Dort auf den Stationen und in den Feldlagern ist es noch langweiliger, noch stumpfsinniger, als in der Garnison, wo man abends wenigstens spazieren gehen, in den Kneipen Betrieb machen konnte und die Möglichkeit bestand, einen Teil seiner aufgelspeicherten Erotik bei üblen, zum größten Teil verfeuchteten Araberbirnen abzureagieren. Das alles fällt nun ganz weg. Auf engem Platz allein auf die männlichen Kameraden angewiesen, sucht der gestaute Geschlechtstrieb fränkhaft nach einem Ausweg, den ihm die durch Not entstandenen, verurufenen Legionssitten sehr leicht machen. Die Wenigsten können den üblichen Verirrungen widerstehen und früh oder spät kommt der größte Teil der Legionäre zu homosexueller Geschlechtsbetätigung. Von den einfachsten und anscheinend harmlosen Freundschaftsbünden und Kameraderieen bis zu jenen berücktigten männlichen Ehen der Legion ist diese Truppe nichts anderes als eine große Zwangsvereinigung aller Arten von gleichgeschlechtlich Liebenden und Sexualverdrängern. Sie hat dem französischen Schriftsteller Flaubert als Vorwurf für das karthagische Söldnerheer in seinem berühmten Roman „Salambo“ gebient. Die mann-männliche Liebe dieser Krieger, die er so seltsam zu schildern weiß, hat er auf seinen afrikanischen Reisen bei der heutigen Fremdenlegion kennen gelernt. Dort wird sie als Sitte, frei und offen, von Vorgesetzten durch Beispiel begünstigt und als wichtiger Faktor in Personalfragen, besonders bei Beförderungen, fast allgemein betrieben. Von keiner Strafe bedroht und durch keine Maßregeln eingeschränkt hat sie schon viele gesunde Männer in ihrem Grundcharakter verändert und für das freie Leben untauglich gemacht. Besonders Jugendliche müssen ihr bewußt oder unbewußt, sehr oft auch zwangsweise verfallen. Der größte Teil jener Legionäre, die sich nach beendeter Dienstzeit immer wieder anwerben lassen und oft falsche Schlüsse über das „angenehme Leben“ in der

Legion ziehen lassen, folgen nur ihrem falsch geleiteten, krankhaften Erieb. Nicht weil sie es bei dieser Truppe gut hatten — sie kennen die Leiden und die Entbehrungen, die sie dort erwarten nur zu gut — sondern weil ihre entartete Psyche, welche sich im Zivilleben nicht mehr zurechtfindet, sie dazu treibt.

Diese Leute sind auch meistens in Deutschland die eigentlichen, unbeauftragten Werber für die Fremdenlegion. Nach ihrer jeweiligen Entlassung in ihre Heimat zurückgekehrt lungern sie gewöhnlich dort herum, können sich zu keiner Arbeit aufraffen und wenn sie wirklich eine Tätigkeit ergriffen haben, so halten sie es nur kurze Zeit darin aus. Reichlich bewundert, gefällt es ihnen, schon um ihre Minderwertigkeit zu verdecken, bei jeder Gelegenheit ihren nie mangelnden Zuhörern von ihren Abenteuern zu erzählen. Infolge ihres Lebens oft pathologische Lügner tisken sie die seltsamsten Dinge auf, angeblich selberlebte Episoden aus ihrer Dienstzeit, die aber hauptsächlich den in der Legion kurzweiligen Sandstuechtprahlerien aus der klassischen Zeit der Kämpfe in Madagaskar, Cochinchina und Dahomey entnommen sind, und es ist merkwürdig, wie sie damit auch bei gebildeten Menschen unbedingten Glauben finden. Daß sie in Wirklichkeit aus Algier, dessen Harmlosigkeit Daudet in seinem „Tartarin de Tarascon, der Löwenjäger“ so lustig charakterisierte, nicht herausgekommen sind und höchstens eine langweilige Kolonne nach Marokko mitgemacht haben, auf diesen Verdacht kommt in Deutschland kein Mensch. Fremdenlegion bedeutet ja bei uns phantastisches Erleben, Weltreisen, Kämpfe mit schwarzen Amazonen und Kannibalen, Märche durch Urwälder usw. Mit diesem Schwindel muß gründlich aufgeräumt werden. Die Legionsveteranen, die vor Jahrzehnten als Überlebende der Expeditionen nach Ostasien und Äquatorialafrika zurückgekehrt sind, kann man suchen. Es leben nur wenige ihren Erinnerungen. Mit diesen Gebieten hat die Fremdenlegion schon seit langen Jahren nichts mehr zu tun. Dort sind die Zustände längst geregelt und nur noch französische Kolonialfreiwillige haben Gelegenheit, ihre Militärzeit in jenen Ländern abzudienen. Der Legionär war stets nur da, um mit seinem Leben und seiner Gesundheit zurückgekehrt zu sein, Frankreich hat ihn reichlich mißbraucht und dank seiner Rücksichtslosigkeit jetzt nur noch ein Gebiet, in dem es für ihn kriegerische Verwendung gibt: Marokko. Die Kampfkolonnen gegen die tapferen, übrigens deutschfreundlichen Bewohner dieses Landes sind für den modernen Legionsoldaten die einzige lächerliche Gelegenheit, welfen, volksverräterischen Vorbeur und den Untand der französischen Republik zu ernten. Arbeitsdienst, Straßenbau und mühsame Errichtung von Stationen, in die sich später immer gut geschonte französische Kolonialregimenter einmisten, füllen in der Hauptsache ihr versklavtes Leben aus.

Das alles verschweigen jene prahlerischen Selben, die bei fortwährender Wiederholung ihrer Berichte selbst daran glauben. Da sie es aber verlernt haben, sich in einem anderen Milieu zurechtzufinden und sie ohne Zwang nicht mehr arbeiten können, zwingt sie bald irgend eine Notlage, sich wieder in ihr „El Dorado“ zu retten. An solchen Menschen ist nicht viel verloren. Man kann ihnen nur wünschen, daß sie in der Folgezeit das Los ihrer meisten Vorgänger, die als Vaterlandslose für Frankreichs Ehre fielen, ereilt. Bedauerlich ist aber der Umstand, daß sie sich selten allein wieder anwerben lassen. Immer verleiten sie andere, meist jugendliche Bewunderer ihrer Taten, ihrem „nutigen“ Beispiel zu folgen. So geschah es zum Beispiel, daß im Frühjahr vorigen Jahres eine ganze Formation jener Balkansoldaten, die das Deutschland gegen den Bolschewismus verteidigen wollten und nach ihrer Entlassung sich in die ihnen angebotenen, durchaus günstigen Arbeitsverhältnisse nicht hineinfinden konnten, durch die verlockende Erzählung eines ihrer Kameraden, der früher Fremdenlegionär gewesen war, verleiten ließ, sich geschlossen anwerben zu lassen. Je größer die soziale Not und die Arbeitslosigkeit ist, um so mehr kommen diese Fälle vor. In den letzten Jahren ist der Zustrom unserer entlassenen, oft als Stütze des Deutschtums

bezeichneten Berufs Soldaten (auch Offiziere) zur Fremdenlegion so groß geworden, daß sich Frankreich zur Unterbringung dieses wertvollen Materials veranlaßt fühlte, seine im Kriege bereits stark vergrößerten Fremdenregimenter noch um eine Anzahl Kompagnien zu erweitern. Diesem freiwilligen Kräftezuwachs verdankt es nicht zum geringsten Teil seine gefestigte marokkanische Front, während die Spanier, den letzten Nachrichten entsprechend, in ihrem Gebiet die schlimmsten Erfahrungen machen müssen. Es ist eine Schande, daß es gerade Deutsche sind, die dem unverföhnlichsten und brutalsten Feinde seine Kolonien erhalten helfen, während wir uns unseren afrikanischen Besitz wehrlos rauben lassen mußten.

Von jeher bestand der größte Teil der Fremdenlegion aus deutschen Elementen. Alle ihre guten Eigenschaften, ihre in Frankreich beinahe sprichwörtlich gewordene Tapferkeit, ihre Disziplin, ihre Ordnung und Sauberkeit lassen sich auf den deutschen Geist zurückführen, der in ihr verschwendet wird. Jetzt aber ist sie im Begriff, auch ihrer Zusammenfassung nach eine rein deutsche Truppe zu werden, und der Prozentsatz der Legionäre anderer Staatsangehörigkeit verschwindet immer mehr im Vergleich zu der täglich wachsenden Zahl deutscher Legionsrekruten.

Trotz obiger Ausführungen glaube ich kaum, daß es in unserer momentanen Wehrlosigkeit ein wirksames Mittel gibt, dagegen einzuschreiten. Hätten wir den Krieg gewonnen, wäre auch das deutsche Problem der Fremdenlegion gelöst worden. Der für uns schlimme Ausgang desselben aber hat diese Angelegenheit nur kompliziert. Die Hoffnung jedoch auf kommende, erlösende Zeiten darf uns darin nicht allzu trübe blicken lassen. Straßlos wird Frankreich auf die Dauer die Angehörigen einer von ihm unerhört behandelten Nation nicht mißbrauchen können. Es kann in kürzerer oder längerer Zeit der Moment kommen, an dem diese für seine imperialistischen Ziele so nützliche Fremdenlegion eine große Gefahr für den Bestand seiner Kolonialmacht werden könnte. Ich erinnere wieder an das aufständische Söldnerheer der Karthager, das ohne festen Rückhalt deren Republik in große Gefahr brachte. Wir leben in anderen Zeiten, aber die Geschichte lehrt, daß in allen auch grundverschiedenen Kulturen Zerfallserscheinungen sich in der gleichen Art und Weise abwickeln. Es gibt keine Organisation, die sich bei günstiger Konstellation nicht unterminieren ließe.

Bei Ausbruch des Krieges hat Frankreich die Gefahr erkannt, die ihm von der deutschen Fremdenlegion drohen konnte und sich in jenen kritischen August- und Septembermonaten beeilt, diese unzuverlässige Truppe so zu verteilen und zu gruppieren, daß kein Schaden möglich war. Das hinderte nicht, daß zahlreiche deutsche Fremdenlegionäre zu den Marokkanern überliefen und mit ihnen gemeinsame Sache gegen den gleichen Feind machten. In den Legionsgeschichten neuester Zeit spielt der angeblich ehemals preußische Leutnant Herrmann eine große Rolle. Im Anfang des Jahres 1915 desertierte er mit einer Anzahl deutscher Kameraden, die sich unter seinem tatkräftigen Kommando zu den Marokkanern durchschlugen, und dort hervorragend am Kampfe gegen die Franzosen beteiligten. Herrmann soll in führender Stellung ein Hauptfaktor in dem neu entbrannten Kriege geworden sein und viel zu den Erfolgen der Aufständischen beigetragen haben. Auf geschickte, leider allzu oft verrätene Art und Weise hat er es immer wieder mit wechselndem Erfolg versucht, weitere Legionäre zum Überlaufen zu bewegen und so die französische Front zu untergraben. Ein glücklicher Ausgang des Krieges hätte diesen Mann mehr zur Geltung gebracht. Ob er noch am Werk ist, weiß ich nicht. Kürzlich brachte ein französisches Heftblatt einen längeren Artikel, in dem die spanischen Niederlagen in Marokko auf die deutsche Leitung der Aufständischen zurückgeführt wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß daran etwas wahr ist. Aber jedenfalls muß Deutschland jeden Versuch, damit in Verbindung gebracht zu werden, energig abweisen. Mit den Taten einzelner von seinem Staatskörper getrennten Individuen hat es

nichts zu schaffen. Zur Betämpfung der französischen Fremdenlegion wäre es jedoch angebracht, im Sinne Herrmanns weiter zu wirken. Angriffsflächen sind dafür genug vorhanden und verschiedene Meutereien in letzter Zeit deuten darauf hin, wo dieselben zu finden sind. Wenn all die Energie, die zur Betämpfung der Anwerbung für diese Truppe auf falschem Wege unnütz und oft mit entgegengesetztem Erfolg verschwendet wird, in einen geschickten Apparat konzentriert würde, der darin bestehen müßte, geheime Verbindungen mit der Legion herzustellen und dieselbe in ihren deutschen Elementen zu zerlegen, so dürfte dieselbe in nicht zu langer Zeit Frankreich viel zu schaffen machen und es zur Erkenntnis bringen, daß es unpraktisch sei, noch weiterhin unzuverlässige Angehörige eines unwürdig behandelten Feindes für seine imperialistischen Ziele zu verwenden. Bei den heute herrschenden Verhältnissen könnte dieser Weg leicht eingeschlagen werden. Wir haben genug echt national denkende und gewandte Menschen, mit gutem Führertalent und starker Suggestionskraft, die als ausübende Agenten in Frage kämen. Für solche Männer, die sich in oben genannter Absicht anwerben lassen müßten, würde die Fremdenlegion ein wahrhaftes Abenteuer und eine dankbare Aufgabe bedeuten. Nirgends ist so viel Unzufriedenheit und revolutionäre Stimmung aufgespeichert, wie in dieser unfreien Söldnerchar. Es fehlt nur der zündende Funke. Jetzt, da in Europa der Begriff Disziplin überall loder geworden ist und ein bolschewistisches Gären durch die ganze Welt geht, ist der geeignetste Moment zu solch einem Unternehmen da. Dadurch würde der Legion auch bald dieser Schleier genommen, auf den die meisten Deutschen hereinfallen. Er konnte nur möglich sein durch die Klust der Unwissenheit, die uns von der Erkenntnis der wahren Zustände trennte. Vor Ausbruch des Krieges, als wir noch mit Frankreich im Frieden lebten und der Begriff männermordenden Kampfes für den größten Teil unseres Volkes noch ein erhebender war, konnte man den Abenteuertrieb zur Fremdenlegion verstehen. Heute aber, da ein jeder die fürchterlichen Jahre gewaltigsten Ringens überlebt hat, darf es doch niemanden mehr reizen, gegen ein Volk zu kämpfen, das durch den gemeinsamen Feind und die Art, wie es seine Freiheit verteidigt, unsere Sympathieen verdient.

Für jeden Deutschen aller Parteien muß es also schon vom rein menschlichen Standpunkt eine Schande sein, Fremdenlegionär zu werden. Dies durch Zerstreung aller Annoncirmärchen sowie rücksichtslos an den Prangerstellen eines jeden, der „gegen seinen Willen“ sich anwerben lassen „mußte“, besonders unserer Jugend zum Verständnis zu bringen, das sollte hauptsächlich die Aufgabe einer aufgeklärten deutschen Presse sein.

Das Drama und die Zeit

Von Hans Franck

Wer die dramatischen Erscheinungen der letzten Jahre aufmerksam beobachtet, dem muß es auffallen, mit welchem leidenschaftlichem Eifer sich die Dichter um die Gestaltung des allergegenwärtigsten Lebens mühen. Was dabei erstrebt wird, ist — dank den Einwirkungen des Expressionismus — nicht ein Abbild der Zeit, sondern die Aufdeckung ihres innersten Sinnes. Nicht um die Erscheinungsform der Zeit geht es, sondern um das, was sie im Innersten zusammenhält. Also nicht mehr oder minder realistische oder gar naturalistische Abbilder der Gegenwart zu schreiben ist der Ehrgeiz unserer jungen Dramatiker. Jeder sucht vielmehr, nach Maßgabe seiner Kräfte, das IDeendrama unserer Zeit zu geben. Der höchste Ehrgeiz einer ganzen Generation von Dramatikern richtet sich, um es mit einem Wort zu sagen, darauf: das Zeitmysterium zu schaffen.

Zeitmysterium — ist es nicht eine *contradictio in adjecto*, ein unauflöslicher Widerspruch in sich selbst? Auf den ersten Blick — ja! Denn es ist das Wesen des Mysteriums, unzeitlich oder — wenn man lieber will — überzeitlich zu sein. Aber bei genauerer Betrachtung liegt die Sache doch etwas anders. Gewiß: Zeit und Mysterium sind Gegensätze. Das soll und darf nicht geleugnet werden. Aber es sind nicht Gegensätze kontradiktorischer Art. Sind nicht Gegensätze, die miteinander nichts zu schaffen haben. Sondern vielmehr: Gegensätze, die geradezu aufeinander angewiesen sind. Die sich — zum Zweck des inneren Ansgleichs — immerfort anziehen müssen und anziehen werden. So ist denn auch tatsächlich durch die Kunst, die irgendwie immer eine Unfaßbarkeit, ja — scheuen wir das Wort nicht — ein Wunder ist, der Gegensatz zwischen dem sichtbaren zeitlichen Geschehen und dem unsichtbaren mysteriösen Sinn einer Zeit vielfach überwunden werden. Und wenn die Kunst unserer Tage nicht zu inhaltsloser Spielerei herabsinken will, muß immer aufs neue versucht werden, diesen Urgegensatz zu überwinden.

Zeit — Mysterium: unüberwindliche Gegensätze sind es nur für den, der nicht begreift, daß auch die realsten Dinge irgendwo an das Mysterium rühren. Daß beispielsweise ein Baum zugleich wirklichsste Wirklichkeit und — in seiner unsterblichen, formwirkenden Lebenskraft — ein unwirkliches Wunder ist. So wie der Baum wird auch jedes Drama, das Anspruch darauf erhebt, aus einer Angelegenheit ästhetischen Genusses zu einer sittliche Entscheidung erzwingenden Angelegenheit vollmenschlichen Erlebnisses zu werden, Wirklichkeit und Unwirklichkeit gleichzeitig umspannen müssen. Es wird seine Wurzeln — ob es das will oder nicht, bleibt sich völlig gleichgültig — in die gegenwärtigste Gegenwart senken und sich daraus so viel Kraft zur Höhe saugen, daß es seine Krone möglichst hoch in den Himmel der Unzeitlichkeit, also ins Mysterium, hinaufstreibt. Wie Ludwig Meidner es in seinem Buch *Septemberschrei*, mit dem er den entscheidenden Schritt vom nichts-als-geistigen Expressionismus zum Syntheismus tut, bildkräftig ausdrückt: „Seht die Bäume! die sind weise. Sie halten sich am Erdbreich fest, sonst würden sie ihre Flügel erheben und lieber in den Himmel fliegen. Denn sie sind so gottselig zügellos. Aber sie sollten uns ja mit ihrer Schönheit gut und gläubig machen. Darum hören sie ihre Wurzeln tief in den Vehm und bleiben verzückt auf ihrer Stelle im Wind. — Also halten wir uns an der Erde fest, sonst geraten wir ins Uferlose, Blaue. Kehren wir zu einem leidenschaftlichen Naturalismus zurück, zu einer tiefen, liebenden Treue gegen die äußere Wirklichkeit der Welt. Weil wir das Überirdische erstehen, müssen wir das Irdische beherrschen. Weil wir so gottessehnsüchtig brennen, müssen wir die Erde erst in uns verdauen und verkiesen. Und begreift, daß

diese inbrunstvolle Wahrheitsmalerei keine leichte Sache ist. Sie ist so schwer, weil sie das Höchste will, und jeder, der das Höchste will, muß diesen Weg des Schweren gehen.“ Zeit — Mysterium, es sind Gegensätze, die zu überwinden eine der Hauptaufgaben, wenn nicht die Hauptaufgabe des gegenwärtigen Dramas ist.

Nie hat es eine Zeit dem Dichter schwerer gemacht als die unsere, den Gegensatz zwischen dem Zeitlichen und dem Unzeitlichen in der Welt der Kunst fortzuschaffen. Die zu bewältigenden Erlebnis Massen, welche die letzten sechs Jahre für jeden Vollempfindenden gebracht haben, sind so ungeheuer, daß es eine Danaidenarbeit zu sein scheint, sie mit dem kleinen löchrigen Gefäß der Dichtung auszuschöpfen. Aber auch das Gegenteil gilt: Niemals hat es eine Zeit dem Dichter leichter gemacht, das Überzeitliche zu erkennen und bloßzulegen. Das Mysterium des geschichtlichen Geschehens liegt zum Greifen da. Der apokalyptische Charakter unserer Tage drängt sich geradezu auf. Die Prästabilität in dem Aufeinanderprall der Zeitmächte und das Unterliegen, das nicht nur ein Unterliegen, und das Obliegen, das nicht nur ein Obliegen ist, springt geradezu in die Augen. Und allmächtig, allgegenwärtig ist die Sehnsucht, das Allzeitliche durch Gestaltung des Mysteriums unserer Tage zu bekämpfen, das Gegenwärtige der Zukunft — einer besseren, menschenwürdigeren Zukunft — dienstbar zu machen.

Witkin: Was haben die dramatische Kunst und die Zeit miteinander zu schaffen? Nichts! Und: Alles! Das scheint ein unlöslicher Widerspruch zu sein: Und ist es doch nicht. Ist nicht einmal ein wirkungslüsteres Paradoxon. Sondern nackte, blanke Wahrheit. Implizite wird und muß zwar die Zeit des Dichters im Drama enthalten sein. Wenn sie es nicht ist, wenn sie nicht den Organismus des Kunstwertes belebend durchpulst, können nur leblose Gebilde, können nur Dramen-Attrappen zustande kommen. Wo aber, wie das heute (darf man schon sagen: noch?) an der Mode ist, die Zeit sich explizite an dem Drama darstellt, die Zeit sich vor das Drama drängt, da kann von einer dramatischen Dichtung nicht die Rede sein. Denn der Sinn des Dramas ist nicht: zu exemplifizieren. Sondern: zu mythifizieren. Nicht um das Zeitliche, sondern um das Überzeitliche in dem — ach! — nur zu zeitlichen Geschehen unserer Tage geht es dem Dichter. Das Neue, Neueste und Allerneueste — das morgen schon das Veraltete ist — zu betrachten und abzuschildern, ist Sache des Publizisten, der sich darum noch nicht wesenhaft, sondern nur graduell von seinem Kollegen für die Droschkengaulsturz-Kubrik unterscheidet, weil er geistige Reportage treibt. Reportage aber, wenn auch in der allerverfeinertsten Form, ist, trotzdem mehr als 90 Prozent der heutigen Dramatiker sie ausüben, dem Wesen des Dichters diametral entgegengesetzt. Also es stimmt: Nichts hat die dramatische Kunst mit der Zeit, unmißverständlicher: mit dem Zeitlichen der Zeit, zu schaffen. Und dennoch: Alles hängt von ihrem Verhältnis zur Zeit ab. Nicht minder wichtig ist die Zeit für den dramatischen Organismus wie das Blut, das unsern Leib durchströmt und nährt. Ohne den Zeit-Blutstrom kann er nicht einen Augenblick lang atmen. Aber: das Sichtbare, das Fleisch, und das Tragende, die Knochen, seines Wertes kann dem Dramatiker die Zeit nie und nimmer geben. Die muß er aus Unzeitlichem, muß er aus Ewigkeitsstoffen formen.

Weltspiegel

Die französisch-englische Auseinandersetzung. Während Berlin durch den wegen seiner Sinnlosigkeit in sich zusammengebrochenen Streit zu einer einsamen Insel geworden war und alles Interesse sich auf die Vorgänge des täglichen Lebens zusammendrängte, setzte sich außerhalb der Reichsgrenzen der große Meinungsaustrausch zwischen Paris und London fort, in dem auch Deutschlands Schicksal bestimmt wird. Das britische Parlament, das Lloyd George ursprünglich im laufenden Monat aufzulösen gedachte, ist zusammengetreten. Die Thronrede hielt sich in allgemeinen Wendungen. Erst im Laufe der Verhandlungen griffen Lloyd George und Lord Curzon in die Debatte ein. Gerade in England berühren sich in diesem Augenblick vielfach innere und äußere Probleme. Lloyd George befindet sich in der Verteidigung gegen seine Gegner, die ihn von ganz verschiedenen Standpunkten aus angreifen. Sehr erschwert wird die Lage dadurch, daß sich die Verhältnisse in Ägypten, Indien und Irland stark zugespitzt haben. Noch vor kurzem sah es danach aus, als würde sich zwischen dem Ulster und den Südbiren eine Verständigung anbahnen, die unter Aufrechterhaltung der beiderseitigen Selbständigkeit ein freundschaftliches Verhältnis schaffen könnte. Aber die Besprechungen haben sich zerschlagen, es ist sogar zu Einfällen der Iren in einzelne zu Ulster gehörenden Grafschaften gekommen. Die irischen Nationalisten beanspruchten ausgedehnte Teile von Ulster, kurzum, der alte Streit flammt wieder in der herbitigsten Weise auf. Auch die versprochenen Ersparnisse sind immer noch nicht von der Regierung kundgegeben worden; dagegen klagt sie über die Arbeitslosigkeit und den geschäftlichen Stillstand, der sich auf allen Gebieten bemerkbar macht. In dieser Beziehung übt die Beschränkung der Flottenbauten durch das Washingtoner Abkommen, so sehr es die britischen Finanzen entlastet, auch ungünstige Wirkungen aus.

Lloyd George muß zugleich auf die Wirkung im Ausland, in Amerika wie in Frankreich, achten. Was der englische Ministerpräsident über den von ihm Briand als bessere Gabe zugesagten Garantievertrag ausführte, klingt deutschen Ohren wenig erfreulich. Man darf von Lloyd George nicht erwarten, daß er den deutschen Standpunkt irgendwie verteidigt, aber er, und ganz in seinem Sinne Lord Curzon, wollen doch, daß Deutschland am Wiederaufbau Europas mitwirkt. Dies kann jedoch nur ein deutsches Volk tun, das zwar die Lasten des durch den unglücklichen Ausgang des Krieges heraufbeschworenen Friedensvertrages trägt, das aber in freier und friedlicher Arbeit sich zu entwickeln vermag. Ein solches Recht muß Deutschland gelassen werden. Lloyd George sprach aber von der Gefahr, die wegen der Geistesverfassung der deutschen Jugend sich in 20 Jahren zeigen werde. Er wollte die Kritiken der Arbeiterpartei gegen das Bündnis abwehren und sein Verständnis für die französische Psyche bekunden, aber er hat dabei zugleich enthüllt, worauf sich das wahre Streben der von ihm vertretenen britischen Politik richtet: aus Deutschland ein in dauernder Bedrückung lebendes, von der Gnade der Westmächte abhängiges Volk zu machen, d. h. den gegenwärtigen unerträglichen Zustand zu verewigen. In seiner überwiegenden Mehrheit ist das deutsche Volk von den friedlichsten Gefühlen beseelt. Es hat, was auch die Gegner behaupten mögen, nie nach Welt Herrschaft gestrebt, wie ein Napoleon I. Der Geist von 1813, der damals der englischen Politik ebenso gelegen kam, wie die Beseitigung des in seiner Betriebsamkeit London verdächtigen zweiten Kaiserreichs durch die deutsche Heere im Jahre 1870, entstand aus der ungerechten Anebelung, der nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa durch den napoleonischen Druck ausgesetzt war. Wer das Aufkommen von Nachgeklüften verhindern will, muß dem deutschen Volke endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Deutschland stellt heute, wie es zu seinem eigenen bittersten Schaden erfährt, keinen Machtfaktor mehr dar, und es muß sich angesichts der verhängnisvollen Entwicklung seit dem Waffenstillstand von 1918 die Überzeugung festsetzen, daß ein Volk auch wirtschaftlich bei allem Fleiß und aller Tüchtigkeit sich nicht durchzusetzen vermag, solange ihm der machtpolitische Rückhalt fehlt. Deutschland wird in Genua nur Staffage sein. Die Art, wie Rußland mit seiner Roten Armee oder der türkische Nationalismus behandelt werden, zeigt am besten den Unterschied zwischen Völkern, vor denen man Achtung haben muß und solchen, die sich wegen ihrer Wehrlosigkeit dem Geheiß der Feinde einfach fügen sollen. Tritt nicht ein völliger Wandel in den Auffassungen der Gegenseite ein, mit dem zu rechnen sentimentale Gefühlseligkeit wäre, so kann durch alle Konferenzen und Verhandlungen an der verzweifeltsten Lage Deutschlands nichts geändert werden. Die Zulassung zum Konferenztisch genügt nicht. Deutschland muß auch sonst nicht als Staat zweiter Klasse angesehen werden, den man durch Kommissionen be-

aufsichtigen und in seinem innersten Leben stören läßt, wie es Poincaré in seiner Note an die englische Regierung über Genua gegenüber monarchischen Bewegungen in Deutschland und Ungarn tun möchte.

Den größten Gewinn aus einer Gesundung Deutschlands hätten freilich die Gegner selbst. Das ist eine Binsenwahrheit, von deren Erkenntnis Paris und auch London noch weit entfernt sind. Frankreich hat auch ohne Rheingrenze und ohne anglo-französischen Pakt Nachtmittel genug, um jeder militärischen Drohung eines künftigen Deutschland nachdrücklichst vorzueilen zu können. Das weiß natürlich Poincaré, der bezeichnenderweise das Garantiebedürfnis mit London gar nicht so sehr betont, sondern es als eine durch keinerlei französische Zugeständnisse neu zu erkaufende Gegenleistung für den Verzicht auf die Rheingrenze hinstellt. Mit der Regierung Wirth geht Poincaré sogar sehr vorsichtig um. Am deutlichsten tritt dies in Erscheinung bei der Behandlung des Petersburger Zwischenfalls, der sonst zu den schärfsten Forderungen Anlaß geboten hätte. Solange der Notenwechsel zwischen Paris und London im Gange ist, will Poincaré als Vertreter maßvoller Zurückhaltung erscheinen. Er ist bei dem diplomatischen Spiel zweifellos der gewandteste Taktiker und zieht Vorteile aus der innerpolitischen Bindung Lloyd Georges, wie aus der durch die fortbauende Ministerkrise verursachten Untätigkeit Italiens. Poincaré hat dagegen die Kammer hinter sich und kann seine ganze Aufmerksamkeit ungeteilt der Weltpolitik zuwenden. Er setzt sich zwar mit Dr. Wirth und Rathenau in ruhiger Weise auseinander, aber die „Sanktionen“ läßt er dabei nicht aus dem Auge, zu denen Frankreich, wenn es sein muß, nötigenfalls selbständig schreiten wird. Poincaré, der aus der Reparationskommission austrat, weil er mit deren Tätigkeit nicht einverstanden war, verfolgt mit eigener Beharrlichkeit sein Ziel, und das ist die Festigung der französischen Vorherrschaft in Europa auf Kosten des deutschen Volkes, dessen politische Einheit er am liebsten zertrümmern möchte. Er weiß, daß England auch nach der Herstellung des englisch-amerikanischen Einvernehmens durch das Washingtoner Abkommen die Freundschaft mit Frankreich nicht opfern kann. Wie gegenüber Amerika, wo Marshall Foch durch Reden und Aufträge die erkalteten Gefühle für Frankreich neu zu beleben sucht, sind die französischen Schulden an England mit ihren mehr als 13 Milliarden Franken, eine gewichtige Waffe. London kann diesen Betrag nicht streichen und Frankreich hebt seine Zahlungsunfähigkeit hervor, solange die deutsche Entschädigung mit allen Bestimmungen des Versailler Vertrags ihm nicht erhalten bleibt.

Die Reparationsfrage selbst ist nicht vorwärts gekommen, es heißt nur, daß die deutschen Vorschläge keine günstige Aufnahme zu erwarten haben. Amerika hat bei seiner ablehnenden Antwort auf die Einladung zur Konferenz von Genua deren Zwecklosigkeit unterstrichen, solange das Entschädigungsproblem dort nicht erörtert werden kann. Die amerikanische Auffassung ist richtig und man weiß tatsächlich nicht, wofür die Kosten für Genua angewendet werden sollen, wenn dort nur oratorische Kunststücke, nicht aber praktische Entschlüsse zustande kommen sollen. Wäre nicht überhaupt, wie man das in den Vereinigten Staaten wünscht, nach einer gründlichen Klärung der europäischen Wirrnisse Washington der geeignetere Platz für die Besprechungen über die wirtschaftliche Erneuerung, die ohne das Eingreifen des amerikanischen Kapitals überhaupt nicht denkbar ist. Die Russen, für die Genua wenigstens die amtliche Anerkennung durch die Welt bedeuten würde, treffen vorher nach allen Richtungen hin Vorkehrungen, um das ihnen drohende Welt Syndikat zu sprengen.

Deutschland ist dabei, mit Polen in Genf die Einzelheiten festzulegen, die sich aus der so schmerzlichen Zertrümmerung Oberschlesiens ergeben. Der Völkerbund hat sich durch die Entscheidung über Oberschlesien den schwersten Mißgriff geleistet, den er in seiner an derartigen Entgleisungen so reichen Laufbahn aufzuweisen hat.

In Oberschlesien wie als Nuntius in Warschau hat Kardinal Ratti, der große Gelehrte, der zuletzt Erzbischof in Mailand war, seine diplomatischen Spuren erungen, als Pius XI. ist er aus dem Konklave hervorgegangen. Er hat den Namen Pius gewählt, will also den segensreichen Gedanken der Autorität betonen. Gleichzeitig hat er Benedikts XV. Kardinalstaatssekretär Gasparri beibehalten und vom äußeren Balkon des Vatikans aus unter den Ehrenbezeugungen der italienischen Truppen den ersten päpstlichen Segen erteilt. Pius XI. gedenkt demnach die Annäherung zwischen dem Heiligen Stuhle und dem italienischen Königreich fortzusetzen, was beiden Teilen nur zum Vorteil gereichen kann. D. G. v. Wesendonk

Berliner Bühne

Von Artur Michel

Es hat, noch zu unseren Lebzeiten, eine Theaterprobe gegeben, in der die Bühnenkunst einen einheitlichen, fest umrissenen Charakter trug, oder doch erstrebte und in ihren führenden Leistungen erreichte. Grundlage dieser Verfassung war das gesellschaftskritische, realistische Schauspiel. Die Wirklichkeit, die es kritisierte, wollte es zugleich spiegeln. Darum mußte auch das Ideal der Wiedergabe auf der Bühne in den bürgerlichen Konventionen der Rede und des gesellschaftlichen Verhaltens gesucht werden. Man hat diese Unterordnung der Bühne unter das Drama oft als ein Unglück und die erhoffte Erlösung von der Literatur als Anbruch eines goldenen Zeitalters für das Theater bezeichnet. Heute wissen wir, wie freundlich oder wie unfreundlich wir über das realistische Theater denken mögen, daß es den letzten geschlossenen Darstellungshilf repräsentiert hat.

Nun ist die Zeit gekommen, wo das Theater eintritt auf der eigenen Spur. Trotz aller heißen Bemühungen jüngerer Dichter und obwohl das realistische Drama in Strindberg und Wedekind versuchte, über sich hinauszugelangen, gibt es heute keine durch Einheit des Gehalts und der Darstellungsmittel verbundene Bühnendichtung. Die Folgen liegen vor aller Augen. Alle älteren Darstellungstile vom vorrealistischen Naturalismus bis zum nachrealistischen Stimmungsimpressionismus und Expressionismus leben teils in reinlicher Mechanisierung, teils in grotesker Vermengung fort. Der nicht wenige Bühnenleiter und Regisseure durchdringende Wille zu neuen Darstellungsformen ist — abgesehen von starken schauspielerischen Einzelleistungen und isolierten Inszenierungen (deren Beispiele hier bereits erörtert worden sind) — infolge des Fehlens einer wesenhaft neue Aufgaben stellenden Dramatik im ganzen über Anlauf und Versuch nicht hinausgelangt. Es zeigt sich, daß eine Bühne ohne ein lebendiges zeitgenössisches Drama nicht bestehen kann.

Das Theater, außerstande, den Theaterhunger des Publikums mit legitimen Mitteln zu sättigen, greift zu den absonderlichsten Ersatzmitteln. Aber Max Reinhardts Großes Schauspielhaus braucht im gegenwärtigen Augenblick die Erörterung nicht neu eröffnet

zu werden. Es selbst sucht die eigene Problematik zu verdecken, indem es eine auf den Kammerton gestimmte Operette zu einer Riesenmonstrosität sinnwidrig aufbauscht. Aber auch was im engeren Rahmen der alten Bühne vorgeführt wird, beweist nur allzu oft und allzu deutlich die Unfruchtbarkeit des heutigen Theaters. Einige Theater haben sich neuestens der Pantomime oder wenigstens einer pantomimenartigen Bühnenausnutzung verschrieben.

Gerade diese Fälle zeigen besonders kraß die herrschende Rat- und Ziellosigkeit. Man greift zur Pantomime, ohne sich klar gemacht zu haben, daß sie eine tänzerische Kunstgattung ist, daß sie sich nur dem erschließt, der sie als Reigen und Tanz zu gestalten weiß. (Der Blick für diese Kunstgattung konnte sich dem öffnen, der das Gastspiel des Schwedischen Ballets im Großen Schauspielhaus sah. Diese in Berlin nicht genügend gewürdigten schwedischen Tänzer und Tänzerinnen spielten eine als Tanzdichtung wie als Tanzleistung vorbildliche Pantomime. Wenn demnächst die Staatsooper ihrer Inszenierung der „Josephs-Legende“ ein großes älteres Ballet folgen läßt, wird ausführlicher über heutige Balletkunst zu sprechen sein.) Im Deutschen Theater spielt man Leoncavallos Oper „Bajazet“ als Pantomime. Aber wenn die Umdichtung zur Pantomime schon als solche schwächlich ist, so hat auch der Einüber Iwan Schmitz den Formcharakter der Pantomime nicht an den Wurzeln gepackt. Er hat wohl viel Beweglichkeit in die Ausführung hineingetragen (ähnlich wie neulich in seinen „Lartuff“). Aber die gelegentliche musikalisch-orchestrisch durchempfundene Bewegung ist nur Kontrastmittel für die rhythmisch ungeschnittenen Szenen, deren Ausdruckgehalt rein mit den darstellerischen Mitteln der Sprechbühne (nur wortlos) vorgetragen wird. Dort aber, wo die Darstellung in reinen Tanz übergeht, nämlich in den Tänzen Colombinens, verliert sie völlig den Ausdruckcharakter, wird also geradezu antipantomimisch, da die Darstellerin, die russische Tänzerin Wera Karalli, schauspielerisch unausgebildet, eine rein technische (freilich als solche bewunderungswürdige) Balletteufenleistung vollbringt. So kam es,

daß selbst Werner Krauß als Canio in den Ensemblejahren des ersten Akts matt blieb. Erst in der Soloszene am Ende des Akts stieg er zur Höhe seines Könnens auf. Aber im zweiten Akt riß er der Pantomime die Bahn zu erschütternder Wirkung auf, indem er jetzt die Besessenheit der Eifersucht und Rache zu wild-grotesker Überlebensgröße und Intensität steigerte und zugleich ihre Phasen auf die knappten, einander in rasender Folge bedrängenden Formeln brachte, also den Akt als (stummen) Sleich spielte.

Die wunderlichste, nur mit Mühe ernst zu nehmende Mischung aus dramatisiertem Roman, Pantomime und lebendem Bild stellt das sogenannte phantastische Melodram „Die wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler“ dar, das nach E. A. Hoffmanns Leben und Werken von den Direktoren Reinhard und Vernauer für das Theater in der Königgräzer Straße hergestellt worden ist. Diese Theaterleiter haben aus Verzweiflung an der dramatischen Dichtung die Rettung in einer ganz dramenfremden Dichters Oper, Erzählungen und Biographie gesucht. Sie haben aus Verzweiflung an einem Siege auf ihrem eigenen Felde, der reinen Schauspielkunst, die Rettung in einer absonderlichen Verquickung von Film und Theater gesucht. Sie reihen — dank allerlei technischer „Neuordnungen“, auf die sie demitleidenswert stolz sind — mit der schnellen Wechselfolge des Films Bild an Bild, indem sie den Lichtstrahl des Scheinwerfers und das auf der Szene aufblühende Licht bald in die Mitte, bald in die rechte, bald die linke Ecke der Vorderbühne, bald in den einen oder anderen Teilraum der hochgerückten Hinterbühne schieben.

Vorn links in einem niedrig überdachten Stübchen sitzt Johann Kreisler, jener von Hoffmann als Spiegel der eigenen dämonischen Sturilität erfundene Kapellmeister. Er ist zum Helden der hier melodramatisierten Geschichten aus Hoffmanns eigenem Leben und Dichten gemacht worden. Unbeschreiblich, mit einer wie kitschigen Psychologie die Dichtungen ins Leben zurückgedeutet sind und an die Stelle düsterster, graufiger Phantastik eine kleinbürgerlich-entimentale Operettenromantik gesetzt worden

ist. Kreisler erzählt die Geschichten seinem sorgenden Freunde Hoffmann (übrigens in einem Deutsch, das der papiernen Grammatik der Filmtexte nichts nachgibt). Nach jedem szenisch-bildhafte Wiedergabe anregenden Satz taucht die Plauderedede ins Dunkel, und das Licht steigt hinauf, hinüber, hinunter in einen der Teilräume oder -räumen auf der übrigen Bühne (die manchmal einer poetischen Mietkasserne mit „Nachtbeleuchtung“ nicht unähnlich scheint) oder verbreitet sich taghell über den ungeteilten Bühnenraum. So enthält es manchmal für wenige Sekunden ein lebendes Bildchen, manchmal eine länger währende dramatische oder lyrische Szene. Manchmal nimmt der Zuschauer auf diese Weise an den biographischen Erinnerungen des Erzählers, manchmal an seinen Visionen, Phantasien, Träumen teil. Die Phantastie des Zuschauers wird also regellos, willkürlich hin- und hergerissen, immer von neuem beunruhigt (wenn sie überhaupt naiv und arm genug ist, sich einfangen zu lassen und nicht sehr bald in kalte Reugier umschlägt, die gleichgültig das Hin- und Herhüpfen der Bilder verfolgt): während jede gestaltende Kunst die Phantastie des Aufnehmenden mit hypnotischer Ruhe in ihren Bann zwingt und sie auf der sicheren Bahn einer einheitlichen Wirkungsform festhält.

Es ist erschreckend zu beobachten, daß Theaterdirektoren in eigener Person dermaßen die Möglichkeiten und Grenzen der Bühne verkennen und diskreditieren konnten, daß sie an die Stelle des einheitlichen Raumes den zerstückten Raum, die Raumstückchen, an die Stelle der einheitlichen Darstellung den Wechsel und die wahllose Vermengung der Darstellungsmittel, an die Stelle lebendiger dramatischer Flüsse die immer wieder durch Erzählung und Erklärung unterbrochene Aneinanderreihung lebloser Bilder und Szenen setzten. Nichts fügt sich infolgedessen zum Ganzen; und wenn den kritischen Betrachter vielleicht gelegentlich technisches Interesse oder impressionistisches Vergnügen an einem flüchtigen Bildchen fesselt, so muß der primitive Zuschauer die Befriedigung gerade seiner primitivsten Bedürfnisse: Spannung, sinnliche Fülle, derb-kraftige Bewegung fast völlig entbehren.

Bücherschau

Kultur- und Geistesgeschichte

Wilhelm Dilthey, Gesammelte Schriften. 2. Band, 2. unveränderte Auflage, 4. Band. Leipzig und Berlin. V. G. Teubner. 1921. Geh. M. 90.— bzw. M. 95.—, geb. Mark 100.— bzw. M. 105.—.

Der Ruhm Diltheys breitet sich langsam aus, und heute ist die Zahl der Gebildeten nicht mehr gering, die ihn als Geisteshistoriker neben den Kulturhistoriker Jacob Burckhardt stellen. Die größere Abstraktheit seiner Gegenstände und seines Stils verhindert allerdings seine völlige Gleichstellung mit dem Altmeister der anschaulichen Kulturgeschichtsschreibung. Aber als Klassiker empfinden wir den Bahnbrecher moderner geistesgeschichtlicher Darstellung mehr und mehr und hoffen deshalb ein nimmere rascheres Erscheinen der Gesamtausgabe. Zwei Bände liegen bis jetzt von ihr vor, davon der eine (II) vor dem Krieg herauskam und nun schon zum zweitenmal aufgelegt wird. Der andere Band (IV), von H. Rühl bearbeitet, bringt als kostbarste Gabe die bisher unveröffentlichten Fragmente zu Hegels Geschichte. Ein gewaltiger Torso! Um diesen „Fegel“, der trotz seinem (für Diltheytypischen) Bruchstückcharakter die philosophische Welt nachhaltig beschäftigen wird, hat der Herausgeber die kürzeren Abhandlungen gereiht, welche in das Gebiet der „Studien zur Geschichte des deutschen Geistes“ fallen.

W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig, Goethe, Kovalis, Hölberlin. 7. Aufl. Verlag von V. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1921. Geh. M. 14.—.

Mois Riehl, Friedrich Riehl'sche, Der Künstler und der Denker. 6. Aufl. Frommanns Klassiker-Philosophie. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag (S. Kurz). 1920. Brosch. M. 12.—, geb. M. 16.—.

Wilhelm Windelband, Platon. 6. Auflage. Frommanns Klassiker der Philosophie. IX. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag (S. Kurz). 1920. Brosch. M. 12.—, geb. Mark 16.—.

Die drei hier gemeinsam angezeigten Neuaufgaben gehören zu dem bleibenden Ertrag der geistesgeschichtlichen Epoche zwischen 1870 und 1914. Die Wissenschaft hatte damals ihre Stärke im kritischen und historischen; sie entbehrte der schöpferischen Tiefe und eines festen Glaubenszentrums. Aber sie stand der klassischen Zeit noch nahe genug, um den feinsten Sinn für das Schöpferische zu zeigen. Sie stand auf der Höhe kritischer Selbstzucht und vermochte klar darzustellen, sicher zu zergliedern, einfach zu gliedern. Der heutigen wissen-

schaftlichen Jugend, die wieder mehr nach eigenem Glauben ringt, ist diese Generation unserer Lehrer, die jetzt ins Grab sinkt, unentbehrlich, weil sie wissenschaftlich noch ernster diszipliniert war. — Die Neuaufgaben von Dilthey und Windelband sind unverändert (wodurch freilich das Windelbandsche Buch vom derzeitigen Stand der Platonforschung ferner rückt). Auch Riehl hat nur wenig verändert.

Charles Riehl, Der Mensch ist dumm! Satirische Bilder aus der Geschichte der menschlichen Dummheiten. In deutscher Bearbeitung und mit Anmerkungen von Dr. Rudolf Berger, (Berlin). 1. Auflage. Berlin 1922, Verlag Neues Vaterland, E. Berger u. Co.

Ein moderner Aufklärer, Nationalist und Pazifist, der gegen Grausamkeit und Aberglauben, Laster und Morden, Krieg und Naturverschandelung und noch vieles andere die Peibel, nicht selten auch die Pritsche schwingt. Es könnte den Landsleuten Poincarés nichts schaden, wenn sie Charles Riehl noch mehr läsen, als sie es tun. Indeß gehört er tatsächlich zu jener Gattung von Schriftstellern, die sehr amüsant, sehr treffend sich lesen, jedoch das Gefühl hinterlassen, daß die Sachen jeweils auch noch eine andere Seite haben.

Rudolf Kleinpaul, Das bekränzte Jahr. Der Kreislauf des Jahres im Spiegel der Kulturgeschichte. Berlin und Leipzig. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 1920.

Rudolf Kleinpaul hat bei seinem Tode eine Schrift hinterlassen, welche, von Albert Wagner herausgegeben, als der Kalender der kulturgeschichtlichen Bestimmtheit bezeichnet werden darf. Jahreszeiten und Feste reihen sich ihm zum Kranz.

Richard Müller-Freienfels, Bildungs- und Erziehungs ideale in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in psychologischer und philosophischer Beleuchtung, Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Band 166. Leipzig, 1921. Quelle u. Meyer. M. 8.—.

Das gedankenreiche Christen, aus Vorträgen vor Lehrern hervorgegangen, erörtert zuerst die verschiedenen Typen des Bildungs ideals, dann die Möglichkeiten der Erziehung auf den verschiedenen Gebieten des Wissens und des Könnens, und versteht zuletzt an eine Bilanz der Gegenwart Ausblicke in die Zukunft zu knüpfen.

Fritz Mauthner, Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. 1. Band. Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. R. 70.—.

Wenn der alte Fritz Mauthner noch einmal zu einem Hauptwerk aussholen wollte, und dieses Werk sollte diesmal ein historisches werden, so konnte es nur eine Geschichte des Atheismus sein, oder die „Geschichte der Befreiung vom Gottesbegriff“, wie er im Vorwort des auf drei Bände berechneten Werkes selber sagt. Der geistreiche Skeptiker wird uns das Recht zubilligen, zu bezweifeln, ob er mit der Annahme recht habe, daß sich unsere Zeit, (lies: die Höhe unserer Zeit), von den Finsternissen des Gottesbegriffs endgültig befreit habe. Wir bezweifeln auch, daß die „Zukunft“ Glauben und Aberglauben als gleichwertige Begriffe auffassen wird, wie Mauthner annimmt, prophezeien vielmehr das Gegenteil, daß Glaube sich wieder deutlicher von Aberglaube und Unglaube scheiden wird. Aber die Geschichte geht in Pendelschlägen. Jeder neue Glaube bedarf eist einer vorherigen Periode des Freidenkertums, welches den Aberglauben wegräumt, der jeden altgewordenen Glauben überwächst. Die Geschichte des Freidenkertums wird in dem vorliegenden Band bis über das Ende des Mittelalters hinaus verfolgt. Wir behalten uns eine eingehende Würdigung des großen und wertvollen Werkes nach dem Erscheinen der anderen Bände vor.

F. Heiler, Das Gebet. Eine religionsgeschichtliche und religionspsychologische Untersuchung. 3. Aufl. München, C. Reinhardt. Brosch. R. 42.—, geb. R. 52.—.

Das Werk hat seinen Verfasser rasch berühmt gemacht. Ausgegangen von der schwäbisch-bayerischen Modernistenschule hat sich Heiler in tiefen inneren Kämpfen eine Mittelstellung zwischen den beiden christlichen Konfessionen erarbeitet und lehrt heute, ohne die katholische Konfession mit der evangelischen vertauscht zu haben — ein einzigartiger Fall —, an der Marburger evangelischen Fakultät. Das vorliegende Buch, sein

wissenschaftliches Hauptwerk, machte Eindruck einmal durch die Fülle des aus allen Kulturgebieten gesammelten Materials und sodann durch die Tiefe der Durchdringung, wie sie nur ein selbst religiös ungemein aktives Gemüt, verbunden mit großer und feinfühligster logischer Begabung, schließlich auch mit glücklicher Darstellungsgabe bewältigen konnte.

D. Dr. Carl Clemen, Die nichtchristlichen Kulturreligionen in ihrem gegenwärtigen Zustand. Band I und II „Aus Natur und Geisteswelt“. 533. und 534. Band. Verlag von W. G. Teubner in Leipzig und Berlin. 1921.

C. Clemen schildert in looser Darstellung den heutigen Zustand der asiatischen Religionsysteme und unterscheidet sich dadurch von den systematischeren Bearbeitungen der allgemeinen Religionsgeschichte, zu denen er eine gewisse Ergänzung bieten möchte.

Friedrich Delius, Sabel und Bibel. Vortrag, gehalten am 13. Januar 1902. Neubearbeitete Ausgabe. 61.—63. Tausend. Leipzig 1921, J. C. Hinrichsche Buchhandlung. Geh. R. 12.50, geb. R. 18.—.

Eine nur wenig veränderte, bildhaft glänzend ausgestattete Neuausgabe des berühmten Vortrages.

Dr. Victor Ehrenberg, Die Rechtsidee im frühen Griechenland. Untersuchungen zur Geschichte des werdenden Polis. Mit einer Tafel. Leipzig 1921, S. Hirzel. Geh. R. 25.—, geb. R. 33.—.

Die ausgezeichnete Arbeit eines jungen Gelehrten verfolgt an der Begriffsgeschichte von Themis, Dike, Themis und Nomos die Entwicklung der griechischen Idee vom Recht, von Homer bis zur Polisbildung. Für das wechselseitige Verhältnis von Religion, Sitte, Recht, Staat und Sittlichkeit, insbesondere für das Eingebundensein von Recht in Sitte und Religion, wie auch für die späte Emanzipation der autonomen Sittlichkeit gibt die Abhandlung wertvolle Aufschlüsse.

Der Merker

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Kempelhofer Ufer 85 a. Fernruf: Süssow 6610.
Verlag: R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defauer Straße 86/87

**Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.**

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 25. Februar 1922

Nummer 8

Die Ausbreitung des deutschen Volkes

Von Fritz Kern*)

Auf dem Boden des heutigen Ostprelens hat die Macht des Kaisers Lothar von Supplinburg und seiner Diabochen, der Schauenburger, Askaniar, Wettiner und Welfen genügt, um die Inbesitznahme des Landes durch Pfug und Markt zu schützen und zu fördern. Vom Aufkommen der Stauer an hat die Reichsgewalt für die Eindeutschung des Ostens nahezu nichts mehr tun können; aber die landesherrlichen Gewalten nahmen sich der Aufgabe um so kräftiger an, wobei freilich jene Unregelmäßigkeiten der Besiedelung eintraten, die unserer Ostmark dauernd die territoriale Geschlossenheit raubten. Aber solange Mitdeutschland immer neue Siedlerscharen abgeben konnte, schritt das Werk voran. In der Mark Brandenburg erlosch die wendische Sprache schon im 13. und 14. Jahrhundert, im stark gemischten Oberfachsen, selbst in den Städten, erst später, in Leipzig 1327, in Meissen 1424, in Mecklenburg im 16. Jahrhundert; in Ostpreußen erlosch das Preußische im 17. Jahrhundert, das Polabische links der Elbe östlich der Lüneburger Heide sogar erst im 18. Jahrhundert, und in der wendischen Sprachinsel bei Baugen droht heute noch eine nationalistische Bewegung mit Anschluß an die Tschechen. Solch bunte Mischung, wie sie national bis in unsere Tage in Westpreußen oder Posen herrschte, ging überall jahrhundertlang der schließlichen Eindeutschung voran. Aber um 1350 erlahmt die deutsche Ausbreitungskraft und das Slawentum holt zu Gegenstößen aus. Der Grund ist, daß nun das Zerbrechen des deutschen Staates sich auch in wirtschaftlicher Eingengung, in zerrüttender Anarchie daheim geltend machte, während andererseits die slawischen Staaten, der unkultivierten Trägheit ihrer Bewohner gerade auch durch deutsches Siedler- und Städtetum etwas entwachsend und dem Einfluß der deutschen Kirchen und Klöster einen nationalistischen polnischen oder tschechischen Alerus entgegenstellend, von der Schwäche Deutschlands Nutzen zogen. Daß es uns nicht gelang, was im 13. Jahrhundert auf dem Weg der Vertwirllichung schien, die Böhmen einzudeutschen, das hinterließ den ärgsten Pfahl im Körper des Deutschtums, wie ein Blick auf die Sprachenkarte lehrt.

*) Fortsetzung aus Heft 7.

1250 war unser Kaisertum zusammengebrochen; noch ein Jahrhundert ging unsere völkische Blüte und Ausdehnung weiter, so wie unser politisch-wirtschaftlicher Auftrieb auch zwanzig Jahre nach Bismarcks Verschwinden noch angehalten hat. Dann aber brach in beiden Fällen die unerbittliche Wahrheit durch, daß wirtschaftliche Blüte ohne politische Macht einer einigen und willenskräftigen Nation nicht dauert, so wenig wie Staatskunst ohne wirtschaftlich-vollstehen Untergrund zu bleibendem Bestande führt.

Die letztere Erfahrung erlebte das Deutschtum an der wundervoll kräftig und klug begonnenen überseeischen Eroberung der baltischen Provinzen durch den deutschen Schwertrüderorden seit 1200. Die Siedlermassen haben gefehlt, um diese entlegenen Gebiete jemals wirklich einzudeutschen. Bewunderungswürdig bleibt es, wie die Erben der Handvoll deutscher Eroberer durch sieben Jahrhunderte sich, ihre Kultur und ihre führende Stellung behauptet haben, bis der gegenseitige Selbstmord der Russen und Deutschen im Weltkrieg ihnen im Augenblick der scheinbaren Befreiung den Untergang brachte. Aber noch heute kennt die Sprache der Esten nur ein Wort für Herr: „Sachsa“, so wie umgekehrt der Volksname der Slawen seit Karolingerzeit im Deutschen und Romanischen das Wort „Slave“ gebildet hat.

Der deutsche Bauer bleibt erhalten, wo er geschlossen siedelt, während die in fremdes Volkstum hineingesetzte Stadt früher oder später diesem Volkstum verfällt. Als der Deutschorden in Preußen die Landbrücke zwischen Ostelbien und dem Baltikum schlug, gelang bewußter Staatsleitung dort noch eine geschlossene deutsche Siedelung, und dieser prachtvolle Ableger des Deutschtums hat in seinem kräftigen nationalen Auftrieb, den ihm der Staat der ritterlichen Mönche vererbte, den Staat Brandenburg-Preußen in seiner territorialen Langgestrecktheit und nationalen Entwicklungssequenz hervorgerufen.

Niemand wird bezweifeln, daß der Ostelbier ein so guter oder besserer Deutscher ist, wie der Altdeutsche, auch dort, wo, wie in Mecklenburg, bis 1918 die Abkommen eines alten slawischen Herrscherhauses regierten. Aber dies ostelbische Volkstum ist mannigfach gefärbt aus Mischehen in allen Ständen, mit den kernhaften, kriegerischen Liutizen in der Mark, den schmiegsamen, schlauen Sorben in Obersachsen, den lebhaften, phantasiebegabten Polen in Schlessen usw.

Von 1350 an ist das Deutschtum der Ostmark im ganzen in die Verteidigung geworfen. Als im 18. und 19. Jahrhundert Preußen-Deutschland wieder eine neue Ausbreitung unserer Macht schirmen konnte, da war es zu einer großen Erweiterung unserer Siedelungsgrenzen auch im Osten schon zu spät geworden, und der Zarenstaat, der selbst den Rhythmus der Ostausbreitung aufgenommen und vom Baltischen bis zum Stillen Ozean getragen hatte, bildete Deutschland gegenüber eine ähnliche Mauer wie schon längst das Romanentum. Aber wenn wir im 19. Jahrhundert allein in die Vereinigten Staaten 5 Millionen deutscher Auswanderer entsandt haben, so schmerzt doch aufs tiefste diese Wiederholung des Irrgangs westwärts statt ostwärts. Denn wie die italienische Politik unserer mittelalterlichen Kaiser den Gesamtstaat schwächte, der allein den Fortgang des Ostwerkes nach 1350 hätte sichern können, so hat unbegreifliche Lässigkeit

ter in der Verwendung unseres Volksüberschusses im vorigen Jahrhundert abermals feindliche Nationen gestärkt und den mit diesen Siedlermassen damals leicht möglichen inneren Ausbau unserer Ostmark versäumt. Heute liegt sie zerbrochen, durchlöchert, weil der große Auftrieb unserer Volkskraft im letzten Jahrhundert die unscheinbare, naheliegende Ostaufgabe unergriffen ließ.

Was jenseits der Reichsgrenzen von 1914 an deutschen Siedelungen lag, in Aurland, Livland, Estland, Polen, Rußland, Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Mähren usw., ist nach dem Willen der dortigen Staaten reiner Kulturdünger, zum völkischen Untergang verurteilt. Doch hält sich überall im Osten auch unter widrigsten Verhältnissen deutsche Art mit Zähigkeit. Die deutschen Waffen Siege des Weltkrieges haben ein ergreifendes Wiedersehen des Mutterlandes mit den fernen Sendlingen unseres Mittelalters gebracht, ein Wiedersehen, das manchen Traum deutscher Ostgröße erwachen ließ. Der Ausgang des Weltkrieges aber ließ diese Spritzer einstiger Ausbreitung wieder isoliert zurück in der ansteigenden nationalistischen Flut der östlichen Völker.

So ist der Rückblick auf die mittelalterliche Ausbreitung unseres Volkes nicht ungetrübt. Wo nur die wirtschaftliche Tüchtigkeit und Fruchtbarkeit deutsche Kolonien in fremder Umgebung hervorrief, spült sie Machtlosigkeit im Lauf der Zeiten hinweg. Wo aber staatliche Vorarbeit und Nachhilfe die Siedelungswellen der Bauern, Bürger, Ritter und Mönche durch feste Dämme zunächst sichert, da wird der friedlich und unaufhaltsam sich vollziehende Naturprozeß der Aufsaugung der unterlegenen Rassen später aufgehalten durch den Wirtschaft und Staatskraft lähmenden Zerfall der deutschen Reichsgewalt.

Daß auch Handelsausbreitung ohne entsprechende staatliche Grundlage scheitert, diese geschichtliche Erfahrung wurde nach Phönikern und Griechen noch einmal von der deutschen Hanse erprobt. Wohl ist die deutsche Vorherrschaft auf der Ostsee noch unter der Geltung des Reiches, noch zur Stauferzeit, errungen worden; wohl ist überlegene Tüchtigkeit in Arbeit, Technik und Unternehmungsmut auch hier Grundlage des deutschen Erfolges; wohl hat sich die wirtschaftliche Weltmacht, welche den Ost- und Nordseehandel von Nowgorod und Krakau bis nach Brügge und London kontrollierte, nach dem Niederbruch der Reichsgewalt eben im hanfischen Bund einen Staats- und Machtersatz aus eigenen Mitteln und Anlehnungen geschaffen. Aber schon war das zur See schauende Niederdeutschland von dem eigentlichen Reich, das immer reine Festlandspolitik getrieben hatte und nun allmählich ganz in inneren Händeln verkam, so sehr gelöst, daß die Wurzeln der Hanfemacht nur an den deutschen Küsten und im Kolonialboden fuhren. Daß der Drang zum Meer nicht das deutsche Volkstum einheitlich beseelte — die Engländer hat dieser Drang recht eigentlich zur Nation geschaffen —, war einer der Hauptmängel unserer Entwicklung. Denn nur wo alle Teile eines Volkes an einem großen Gesamttrieb teilhaben, entsteht aus solchem Streben staatliches Wachstum. Uns fehlten solche Triebe, sowohl offensive als defensive (letztere, weil unsere Freiheit im Mittelalter noch nicht bedroht war). So war die Handelsvormacht der Deutschen an Nord- und Ostsee zwar wirtschaftlich natürlich, aber politisch künstlich.

Mittellstaaten, wie Dänemark, Schweden, Polen. wurden der deutschen Städtebürger und des deutschen Ordens Herr. Eine dürre, trockene, fast unbegreifliche Tatsache, daß das deutsche Volk, das an Kraft wie an Arbeit alle übertrug, immer wieder seiner Macht und damit aller Früchte seines Wissens verlustig geht! Reichtum und Stolz, Seebeherrschung und Weltgewöhnung des deutschen Nordens und Ostens zerrann, und nur unter den Landesherreschaften der Habsburger, Wettiner und Söllern erhielt sich untertänig und in vieler Hinsicht verkümmert der Ertrag der mittelalterlichen deutschen Ausbreitung: Siedlerland und deutsche Städte von Fels zu Meer.

Ohne diese mittelalterliche Gesamtleistung hätte das Deutschtum in der Neuzeit zwischen den Großmächten in Ost und West nicht bestehen können; die Basis wäre zu schmal geblieben. Man braucht nur an den Zustand nach dem Frieden von Tilzit denken. Damals lag das einzige noch zum Befreiungskrieg fähige Stück Deutschlands östlich der Elbe. Der Kolonialboden hat damals dem Mutterland seine Existenz mit Zinsezinsen zurückgezahlt. Ostelbien hat Deutschland zurückgeholt und den Grundstein des neuen Reiches gelegt. Jene Kraft der Selbstbehauptung, die der Kolonialboden erzog, wurde zum staatlichen Rückgrat des weichen Deutschtums, Preußen schuf endlich Deutschland. Aber der Unterschied zwischen dem östlichen Kolonialboden und dem eigentlichen „Reich“ ist bis heute nicht verwischt. Noch immer blickt der Deutsche aus den reicheren und älteren Gebieten von sich aus eher nach Westen, als nach der verstümmelten Ostmark. Ein nur zu wahres Scherzwort sagt: die Grenze zwischen Westeuropa und Osteuropa läuft durch die Schloßinsel in Berlin. Was östlich von ihr liegt, kennt im allgemeinen nur, wer dort geboren ist, und immerzu strömen noch die Wandernden mehr vom Osten nach Westen ab, als umgekehrt.

Aber die Geschichte behält ihren großen, geheimnisvollen Rhythmus. Wieder ist das Deutschtum von Westen und Süden her vermauert, in vieler Hinsicht gehässiger als zur Zeit des Nimes Romanus. Und wieder liegt offener Raum, soweit er dem Deutschtum überhaupt noch geschenkt ist, im Osten. Zwar die Siedelungsgunst des Mittelalters kehrt nicht wieder, und das Reich ist ohne Macht. Nur wirtschaftliche und kulturelle Kräfte können in die Bresche treten. Diplomatie und Arbeit, wie sie die hanfische Stellung auch in Zeiten sinkender Macht noch jahrhundertlang aufrecht hielt, können im Osten ein Betätigungsfeld für die überschüssige Kraft unseres Volkes erschließen.

Arbeit, Erzeugung wirtschaftlicher Werte, Bildung, Recht, Friedfertigkeit, Verständigungsbereitschaft sind sämtlich Bedingungen unserer Wohlfahrt. Aber man verzichte nach den geschichtlichen Erfahrungen auf den Wahn, daß ohne die Hauptbedingung, die Freiheit, jene anderen Bedingungen hinreichen, um unseren Verfall zu hindern.

Der Klassenkampf in England seit dem Krieg

Von Dr. Alphonso Nobel

Auch England ist nicht ohne soziale Erschütterungen der schwersten Art aus dem Krieg bzw. aus dem Frieden hervorgegangen. Die Arbeiterklasse Großbritanniens war von jeher politisch die fortgeschrittenste, die Zeit der Arbeiterputsche liegt im Anfang des vorigen Jahrhunderts; und in einem Jahrzehnt, als es in den anderen Ländern kaum Arbeiterbewegungen gab, oder diese sich im rein oppositionellen, „revolutionären“ Fahrwasser bewegten, begannen die englischen Arbeiter sich schon realpolitisch umzustellen, d. h. sie bildeten statt politischer Parteien Gewerkschaften und Genossenschaften. Auch jetzt beginnt sich in England auf der Seite der Arbeiter etwas neues vorzubereiten, das recht fortschrittlich anmutet, und zum mindesten in seinem Programm allen übrigen sozialistischen Utopien durch seine viel realere Einstellung überlegen ist. Ich denke an den Gilbensozialismus, der berufen scheint, den Marxismus als leitende Idee der Arbeiterbewegung abzulösen. Dies gilt allerdings doch nur für die theoretische Seite der englischen Arbeiterbewegung. In der Praxis wurde England ebenso wie alle anderen europäischen Länder von den heftigsten Arbeitskämpfen durchtobt. Diese seien im folgenden geschildert, vielleicht daß sich gewisse Lehren (die der Leser leicht selbst ziehen kann) auch für unsere Sozialkämpfe ablesen lassen.

Mannigfache Momente, deren wichtigster die Notlage der Kriegsindustrien war, stärkten während der Kriegsjahre die Stellung der Arbeiter. Die Umstellung auf die Kriegswirtschaft zwang Regierung und Arbeitgeber zu Zugeständnissen. Die Abneigung der Gewerkschaftler in Betrieben mit nichtorganisierten (den sogenannten open-shops) zusammen zu arbeiten, brachte bereits 1914 gewisse Schwierigkeiten, die erst Lloyd George überwinden konnte. Zugleich gewannen die Vertrauensleute der Gewerkschaften in den Betrieben (shop stewards) mehr und mehr Einfluß, sie vereinigten sich nicht nur innerhalb des Betriebes zu Betriebsräten, sondern auch innerhalb ganzer Bezirke zu works committees. Die Tendenz der shop stewards, die offiziellen Gewerkschaftsinstanzen auszuschaalen, z. B. eigenmächtig Lohnvereinbarungen abzuschließen, setzte sie von Anfang an in einen gewissen Gegensatz zur Gewerkschaftsleitung. Wie in andern Ländern, so griffen auch in England von hier aus kommunistische und überhaupt radikale Strömungen um sich.

Die Kriegskonjunktur der englischen Industrie gab auch den Arbeiterkreisen Teilnahme an ihren Früchten. Nicht nur, daß die Löhne beträchtlich stiegen, es gelang auch Arbeitsgemeinschaften der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu bilden. Die Pläne dazu wurden 1917 von Whitley entwickelt und die neuen Gebilde nach ihm Whitley councils benannt. Nach dem Kriege versuchte man diese zu einer Zentralarbeitsgemeinschaft auszubauen, dem „provisional joint committee of the industrial council“. Die von ihm ausgearbeiteten Sozialpläne stießen aber auf keinerlei Unterstützung und infolge dieser Indifferenz bei Regierung und Öffentlichkeit löste sich die Organisation Ende Juni 1920 auf.

Als die Umstellung auf den Friedensbetrieb, und noch mehr, die auch über England hereinbrechende Weltwirtschaftskrise der Kriegskonjunktur ein schnelles Ende bereitere, wurden die Arbeitnehmer von der bis dahin erfolgreich geführten Offensive in die Defensive zurückgedrängt. Als die ersten Arbeitskämpfe drohten, machte die Regierung noch einige Anstrengungen, den Arbeitern entgegenzukommen. Sie setzte für den Bergbau die Sankey commission ein und ließ von ihr Vorschläge ausarbeiten, die auf eine Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse der Kohlengruben hingingen. Als der Bericht erschien, war die Lage aber nicht mehr so gefährlich für die Regierung und Lloyd George konnte es sich leisten, die Beschlüsse einfach zu ignorieren, was ihm von seiten der Arbeiterschaft und auch der bürgerlichen Opposition als glatter Wortbruch gebucht wurde. Ein anderes

Entgegenkommen der Regierung bestand in der Bildung der „National industrial commission“, die Minimallöhne und Maximal-Arbeitswochen festsetzen sollte. Auch deren Beschlüsse wurden nur sehr teilweise ausgeführt.

Den Umfang der Arbeitskämpfe zeigen folgende Zahlen:

1913:	11631000	verlorene Arbeitstage
1918:	6237000	„ „
1919:	34483000	„ „
1920:	27000000	„ „
1921: (bis 1. Juli)	70000000	„ „

Zunächst versuchten die Arbeiter noch, ihre im Krieg gewonnene Position weiter auszubauen. Die Bergarbeiter erhoben August 1919 folgende Forderungen: 7-Stunden-Schicht, 30% Lohnerhöhung, Nationalisierung des Bergbaus; die Regierung setzte zur Beruhigung die erwähnte „Sankey Commission“ ein, deren Beschlüsse aber nicht ausgeführt wurden. Im August 1920 wiederum Streikstimmung bei den Bergarbeitern. Nach Ablehnung eines Vermittlungsvorschlages der Regierung am 14. Oktober Ausbruch des Streiks von etwa einer Million Bergarbeitern. Gefahr eines Generalstreiks, da die mit dem Bergarbeiterverband zum sogenannten Dreibund zusammengeschlossenen Verbände der Transport- und Eisenbahnarbeiter mit Sympathiestreiks drohten. Teilweises Nachgeben der Regierung am 26. Oktober, in Form eines fünfmonatigen Provisoriums. Als dieses am 1. April 1921 abließ, Ausbruch des 13-wöchentlichen Bergarbeiterstreiks, der 1,2 Millionen Arbeiter umfaßt und die Arbeitslosenziffer auf fast 4 Millionen steigert. Die Unterstützung des Dreibundes blieb auch hier aus, weil nach Ansicht der anderen Verbände es sich nicht ausschließlich um einen Lohnkampf, sondern zugleich um einen politischen Streik handelte. Die Bergarbeiter verlangten nämlich eine teilweise Nationalisierung des Bergbaus, dergestalt, daß die Überschüsse der einzelnen Unternehmungen in einen gemeinsamen „Pool“ fließen und von dort unter Mitbestimmung der Gewerkschaften an Unternehmer und Arbeiter verteilt werden sollen. Der Streik mißlang.

Im Juni 1919 gelang es noch 300000 Baumwollarbeitern, die Einführung der 40-Stunden-Woche durch einen Streik zu erkämpfen. Ein vierwöchentlicher Streik derselben Gruppe (diesmal 800000), der die Lohnkürzungen aufhalten sollte, brach jedoch, zugleich mit dem großen Bergarbeiterstreik, Juli 1921, zusammen.

Diese ganze Kette von ergebnislosen Streiks hat die Arbeiterbewegung auf der ganzen Linie geschwächt. Die Trade Unions können von da ab die umfangreichen Lohnkürzungen nicht mehr verhindern. Ihre Aktionskraft ist vor allem durch die finanzielle Erschöpfung, dann aber auch durch das Anwachsen der kommunistischen Strömungen gelähmt worden.

Die kommunistische Propaganda findet ihren Rückhalt vor allem in den Kreisen der Arbeitslosen, deren Gegensatz zu den Gewerkschaftsstreikern auch in England groß ist. Die offiziellen Ziffern der Arbeitslosen gingen allerdings im Herbst 1921 zurück, doch verschärfte sich gleichzeitig deren Notlage durch das Versagen der englischen Arbeitslosenunterstützung. Diese ist zu einem großen Teil Sache der Armenämter in den Gemeinden. Dieser unhaltbare Zustand trat im September 1921 klar zutage, als die Behörden der Londoner Stadtgemeinde Poplar sich weigerten, ihre durch diese Unterstützung ruinierten Finanzen durch neue Steuern in Ordnung zu bringen. Sie wurden daraufhin zu Gefängnis verurteilt, gaben aber ihren Standpunkt nicht auf.

Seitdem haben sich die Trade Unions nicht mit neuen Arbeitskämpfen hervorgewagt. Sie sind dazu zu schwach, die Klassen nicht nur erschöpft, sondern auch eine nicht unbedeutende Summe geborgter Gelder (bei Genossenschaften und Londoner Großbanken) ist zurückzuzahlen. Sie hoffen auf die kommenden Wahlen, vor denen sich nicht nur Lloyd George fürchtet.

Der Vertrag von Tana-Prag

Von Professor Raimund Friedrich Kaindl, Graz

Das viel umstrittene Abkommen, das zwischen dem deutschösterreichischen Kanzler Schober und dem tschechoslowakischen Ministerpräsidenten Dr. Beneš am 16. Dezember 1921 in Tana und Prag getroffen wurde, besteht aus einem politischen Vertrage und wirtschaftlichen Vereinbarungen.

Der politische Vertrag hat folgenden Inhalt: 1. Die Verpflichtung beider Staaten, die Friedensverträge von St. Germain (mit Österreich) und von Trianon (mit Ungarn) durchzuführen. 2. Beide Staaten garantieren sich wechselseitig ihr Gebiet. 3. Gegenseitige Neutralität bei Angriffen von anderer Seite. 4. Die vertragschließenden Staaten verpflichten sich, auf ihrem Gebiete keine Organisation zu dulden, die gegen den anderen Staat gerichtet ist. Alle Pläne auf Wiederherstellung des alten Regimes werden gemeinsam unterdrückt. 5. Verpflichtung zur gegenseitigen Mitteilung politischer und wirtschaftlicher Verträge mit anderen Staaten. 6. Regelung verschiedener wirtschaftlicher und finanzieller Fragen, der Rechte der Minderheiten u. a. 7. Beilegung aller Streitigkeiten zwischen beiden Staaten durch ein Schiedsgericht. 8. Gegenseitige Versicherung, daß kein schon abgeschlossener Vertrag mit anderen Staaten dem gegenwärtigen widerspricht, ebenso in Zukunft kein solcher Vertrag geschlossen werden soll. 9., 10. und 11. Dauer (5 Jahre), Geltungsbeginn des Vertrages (Ratifizierung), Verpflichtung zur Mitteilung des Vertrages an den Völkerbund.

Die wirtschaftlichen Vereinbarungen betreffen schnelligste Ratifizierung des im vorigen Jahre geschlossenen Handelsvertrages, Genehmigung der Beschlüsse der Portorosa-Konferenz, Ausbau des freien Verkehrs, Ratifizierung eines Transitübereinkommens, Erhöhung des prämiensfreien Kohlenausfuhrkontingents für Österreich von 5000 auf 8000 Tonnen täglich, Gewährung eines Kredits von 500 Millionen tschechischer Kronen an Österreich, Übereinkommen über die Abstempelung der altösterreichischen Renten und eine Vereinbarung über die Regelung der alten Kronenschulden.

Über die Entstehung des Vertrages hat der Bundeskanzler folgende Mitteilungen gemacht. Wiederholt waren in den letzten Monaten Verabredungen zu einer Besprechung über wirtschaftliche Abmachungen getroffen worden, doch kam es wegen der Verschleppung der burgenländischen Frage nicht dazu. Schließlich wurde für diese Verhandlung der feierliche Besuch des österreichischen Bundespräsidenten Hainisch beim tschechischen Präsidenten Masaryk von Kanzler Schober als passende Gelegenheit bezeichnet. Der tschechische Minister des Außern Dr. Beneš nahm diesen Vorschlag an. Kurz vor der Abreise erhielt Schober ein Telegramm des österreichischen Gesandten in Prag*), in dem mitgeteilt wurde, der tschechische Minister des Außern werde in Prag auch einen politischen Vertrag vorlegen, der jedoch alles vermeiden werde, was irgendwie für Österreich und dessen Regierung mit Schwierigkeiten verbunden wäre. Der Kanzler hatte keine Zeit, vor der Abreise mit irgendwelchen politischen Faktoren Rücksprache zu pflegen. Beim Abschlusse der politischen Vereinbarungen habe sich der Kanzler vor Augen gehalten, „daß wir früher durch einen Vertrag mit der Tschechoslowakei gebunden waren, der in einer anderen Zeit und unter anderen Verhältnissen entstanden ist, aus der Not des Augenblicks diktiert war, der aber nicht mehr zeitgemäß ist, und daß durch den vorliegenden Vertrag eine viel weiter gehende Bindung gelöst wird“. Genial ist unter dem früheren Vertrage das Geheimabkommen vom

*) Diese Ausführungen Schobers werden durch die Mitteilungen der „Agence Telegraphique“ vom 31. Dezember bestätigt.

20. Januar 1920 zwischen dem tschechischen Minister des Außern Dr. Benesch und dem damaligen österreichischen Staatskanzler und Minister des Außern Dr. Renner.

Gleich nach der Veröffentlichung des Vertrages von Lana-Prag (20. Dezember 1921), der also kein Geheimvertrag ist, begann gegen die Art seiner Vereinbarung und gegen seinen Inhalt starker Sturm; in Zeitungen und Versammlungen, in Vereinen und Vertretungskörpern wurden Einsprüche erhoben. Sie gingen vor allem von den Großdeutschen aus, doch fehlten nicht auch kritische Stimmen aus den andern Lagern. Der Hauptsturm richtete sich gegen die politischen Abmachungen. Die Auflagen lassen sich etwa wie folgt zusammenfassen: Früher war der Vertrag von St. Germain nur unter Zwang und Rechtsverwahrung von der konstitutionellen Nationalversammlung angenommen worden, jetzt werde er freiwillig anerkannt. Eine Revision werde dadurch erschwert. Es wird anerkannt, daß Österreich auf die geraubten Gebiete verzichtet, insbesondere auf die an die Tschechoslowakei gefallen Teile Niederösterreichs und die angrenzenden deutschen Gebiete Mährens und Böhmens. Österreich müßte fortan auf seinen Gebieten alle Organisationen, die die bedrängten Deutschen in der Tschechoslowakei unterstützen, unterdrücken. Eine in den völkischen Vereinen in Österreich mißgünstige Regierung (z. B. die Sozialdemokraten), könnten das zum Anlaß nehmen, völkische Vereine aufzulösen. Die Tschechoslowaken werden aber niemals darauf verzichten, ihre angeblichen Rechte in Wien und Österreich zu vertreten, um ihre Irredenta zu unterstützen. Der Vertrag ist Verrat am Anschlußgedanken, der der einzige Rettungsweg ist. Aber auch alle anderen Abmachungen mit dem Deutschen Reiche (Rechtsangleich, Verkehrsvereinfachungen usw.) könnten als dem Vertrage widersprechend bezeichnet werden. So gebe man das durch den Frieden von St. Germain geraubte Selbstbestimmungsrecht nun freiwillig auf. Man verrate auch die deutschböhmische Irredenta. Die Führung der Aktion hat Prag in Händen und es verfolgt damit das Ziel seines imperialistischen Ehrgeizes. Österreich tritt in die Entente und dadurch in die Donauföderation, die Dr. Benesch nur mit einem schöneren Namen als „Vereinigten Staaten von Mitteleuropa“ bezeichne. Österreich helfe so den Plan der Einkreisung Deutschlands vollenden. Auch Ungarn werde gezwungen, der Kleinen Entente beizutreten. Man verwies darauf, daß nach einer literalen Zeitschrift der Vertrag von Lana „ein Lebenszeichen der Unzerstörbarkeit der alten österreichischen Idee sei und als solcher müsse er trotz der vielen Schönheitsfehler begrüßt werden“. Während also die einen den Vertrag als einen Schritt zur Rückkehr der alten Verhältnisse bezeichneten, wurde andererseits bemerkt, daß man die „Marxistische Gefahr“ nur übertreibe und sie als Vorspann benutze, um die Absicht einer slawischen Donauföderation unter tschechischer Führung mundgerecht zu machen. Der Vertrag reizt Italien und stößt Ungarn vor den Kopf. Mit den Tschechen, die Österreich vor und im Krieg so viel Leid zugefügt hätten und die ein Werkzeug Frankreichs sind, dürfe kein politischer Vertrag geschlossen werden. Auch Verträge mit dem Südslawenstaate seien so zu beurteilen. Richtiger ist die Verbindung mit Ungarn und Italien. Die wirtschaftlichen Vereinbarungen und der Schiedsgerichtsvertrag werden weniger angegriffen, zum Teil gutgeheißen*). Man hätte aber diese Vereinbarungen ohne die politischen schließen sollen. Beide Staaten sind gebend und nehmend. Da der politische Vertrag im letzten Augenblick vorgeschlagen worden ist, konnte man ihn ohne Verletzung der Tschechoslowakei aufschieben und mußte ihn nicht ohne Fühlungnahme mit den politischen Parteien schließen, die doch manchen guten Rat hätten geben können. Der Behauptung, daß der Vertrag auf dem Rennerischen veranlaßt war, wird entgegengehalten, daß dieser Geheimvertrag ohnehin nach den Völkerbundsatzungen ungültig gewesen wäre. Übrigens hätte Renner unter dem Zwange gehandelt, daß ein Putsch von seiten Ungarns Öster-

*) So auch der Hauptredner der Großdeutschen Präsident Dinghofer in der entscheidenden Nationalratsitzung vom 26. Januar.

reich gefährden könnte. „Die ungarische Gefahr ist vorüber und trotzdem glaubt die Regierung noch weiter gehen zu müssen.“ Die Subetendeutschen (und zwar auch die Sozialdemokraten) lehnten den Vertrag zumeist ab.

Zur Widerlegung dieses Einwurfs machte der Kanzler Schober die schon angeführten Mitteilungen über die Entstehung des Vertrages. Bedeutungsvoll ist auch seine Bemerkung, daß man den immer wieder auftauchenden Gerüchten von der bevorstehenden Aufteilung Österreichs endlich entgegentreten mußte, wie das durch den seinen Bestand garantierenden vorliegenden Vertrag geschah. Dieser hat in Deutschland, England und Amerika, aber auch in den benachbarten Staaten guten Eindruck gemacht. Der Kanzler versuchte ferner in wiederholten Erörterungen, die gegen einzelne Vertragspunkte gerichteten Bedenken zu widerlegen. Der Vertrag von St. Germain ist in Österreich bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholt anerkannt worden. Die Zusicherung der Gebietsgarantie, Neutralität und Loyalität sind „Dinge, die sich bei guter Nachbarschaft fast von selbst verstehen“. Vor allem konnte dem Ausschuss für Äußeres vor seinem Beschlusse über den Vertrag zur Kenntnis gebracht werden, zwischen beiden Regierungen bestehe ein Einvernehmen darüber, daß die Bestimmungen des Artikels 4 nicht gegen Vereine gerichtet sind, deren Zweck die Pflege des Nationalcharakters und die Unterstützung der wirtschaftlichen und kulturellen Ziele der Volksgenossen ist. Die zugesagte Hilfe erstreckt sich nur auf Versuche einer gewaltsamen Änderung der gegenwärtigen Staatsform. Auch wird auf diesen Artikel das Mitsrecht für politische Delikte nicht beeinträchtigt. Ähnliche Erläuterungen und Entschärfungen suchen auch die an andere Artikel geknüpften Befürchtungen zu beseitigen. Darauf ist am 24. Januar der Vertrag im Ausschuss für Äußeres angenommen worden (gegen die Stimmen der Großdeutschen), am 26. Januar im Nationalrate (gegen die Stimmen der Großdeutschen und der Deutschen Bürgerpartei), endlich am 27. Januar im Bundesrate (mit 21 gegen 2 Stimmen). Kanzler Schober, der seine Demission angeboten hatte, verblieb im Amte.

Biel bemerkt wurde, daß die gut völkisch gesinnte Zeitung „Alpenland“ (Innsbruck) für den Vertrag eintrat. Insbesondere bestritt dieses Blatt, daß die Vereinbarungen von Lana-Prag ein Hindernis des Anschlusses seien. Im Deutschen Reich wurden in den führenden politischen Kreisen viele Stimmen für das Abkommen laut; die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ bemerkt aber, „daß das Abkommen in seinem Endziele gewisse Gefahren für Österreich und das Deutschtum überhaupt in sich birgt. Die alldeutschen Blätter verwerfen den Vertrag.

Es kann unmöglich die Aufgabe dieses kurzen orientierenden Aufjages sein, alle Gründe für und wider zu erörtern. Der ruhigen Prüfung hält manches nicht stand. Gewiß sind viele von den ausgesprochenen Befürchtungen begründet. Aber würde es besser werden, wenn man keinen Schritt versucht, aus der bisherigen Vereinsamung herauszukommen? Der Vertrag von Lana-Prag ist ein durch die gegenwärtige Lage gebotener Schritt. Die wirtschaftlichen Vorteile sind anerkannt. Der politischen Ausnutzung zum Nachteil Österreichs und des deutschen Volkes muß durch kräftige Gegenarbeit vorgebeugt werden. Kanzler Schober konnte zu der Neujahrsdeputation der Parlamentsberichterstatter sagen: „Österreich, um das sich bisher niemand gekümmert hat, ist ein begehrter Freund geworden und wir erleben es, daß nun auch andere Staaten erklären, sie möchten einen ähnlichen Vertrag schließen.“ Diese Bemerkung dürfte vor allem auf die Erklärung des südslawischen Ministers des Äußern hindeuten, der anlässlich des Zustandekommens des Vertrages von Lana-Prag sagte: „Nichts steht dem Abschlusse eines stimmungsmäßigen Abkommens zwischen uns und Österreich im Wege. Wir haben einen Handelsvertrag eben erst verlängert und ein politischer Vertrag kann folgen.“ Der Vertrag von Lana erscheint also als ein Schritt zur Annäherung der aufeinander angewiesenen Staaten Mitteleuropas, der trotz allem, was die letzten Jahrzehnte und

Jahre brachten, notwendig ist. Gewiß wäre ein anderer Gang dieses Zusammenschlusses erwünscht*). Wir hätten zuerst den Anschluß an Deutschland, dann die Annäherung an die anderen Nachfolgestaaten gewünscht, und zwar vor allem an Ungarn. Leider kam es anders.

Ungarns Schuld ist es, daß Österreich zuerst mit der Tschechoslowakei einen Vertrag schloß. Der Vertrag Renner's, den auch die folgenden Bundeskanzler Dr. Mayr und Schöber anerkannt haben, war aus Besürchtungen vor Ungarn geschlossen worden. Auch das steht fest, daß damals unter dem Drucke der Verhältnisse weitgehendere Verpflichtungen eingegangen worden waren, wie Kanzler Schöber versichert. Wir kennen bisher nicht diesen Geheimvertrag. Man sagt, daß er eine „nicht terminierte“ Vereinbarung war, die österreichischen Boden als Aufmarschgebiet gegen Ungarn freigab und in diesem Teile ein militärischer Bündnisvertrag war**). Danach wäre der jetzige offene Vertrag unbedingt eine Erleichterung. Unzweifelhaft ist, daß auch dieser Vertrag wieder unter dem Eindrucke der Vorgänge in Ungarn zustande kam. Kanzler Schöber klagte, daß die wirtschaftlichen Vereinbarungen seit Monaten durch den Kampf um Westungarn verhindert worden waren. Zu einem Vertreter des „Alpenland“ äußerte er sich, daß Österreich die durch den Vertrag gebotenen Garantien für unser jetziges Burgenland und auch für Kärnten gut brauchen könnte. Man weiß, daß Gerüchte, Ungarn rüfte zur Wiedergewinnung Westungarns, nicht schwiegen, daß in Ungarn die geheimen Rüstungen fortgesetzt werden. Das darf man bei der Beurteilung des Vertragsabschlusses nicht vergessen. Erst drei Wochen nach dem Abschlusse des Vertrages zeigte sich eine Annäherung Ungarns an Österreich; auch von Zugeständnissen an die Deutschen in Ungarn wird gesprochen. Ob das unter dem Drucke von Prag geschieht, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls erscheint Ungarn nicht gereizter als früher, wie von mancher Seite befürchtet wurde; es erfolgte vielmehr eine Annäherung. Ob die Tschechoslowakei, die von Ungarn auch gefährdet ist, mit Österreich die wirtschaftlichen Vereinbarungen ohne den politischen Vertrag (dazu hätte auch die Ungültigkeitserklärung des Renner'schen gehört!) geschlossen hätte, ist fraglich. Kanzler Schöber scheint das angedeutet zu haben.

So erscheint der Vertrag von Lana-Prag als eine Folge der wirtschaftlichen und politischen Not Österreichs. Die Großdeutschen sind, um ihren Grundfäden (Wahrung des Zusammenschlusses und der Rechte der abgetrennten Deutschen) nicht untreu zu werden, bis zur äußersten Grenze des Widerstandes gegangen. Wenn in einem Berliner alldeutschen Blatte davon die Rede war, der Vertrag von Lana werde das Mitgefühl des deutschen Volkes für Deutschösterreich ungünstig beeinflussen, so muß hier notgedrungen darauf aufmerksam gemacht werden, wie wenig sich im Deutschen Reiche der Zusammenschlußwille, ja auch nur innigerer Anteil am Schicksal Deutschösterreichs äußert. Zur Zeit, da Deutschösterreich um das Burgenland kämpfte, verbrüderten sich in Berlin deutsche und madjarische Studenten. Die im Sinne des Anschlußgedankens geplante Verbindung reichsdeutscher und deutschösterreichischer Universitäten ist gescheitert. Die deutsche Studentenschaft ist ebenfalls wieder in zwei Teile zerrissen. Dies nur für vieles! Wie anders stände es um Deutschösterreich, wenn es das ganze deutsche Volk hinter sich wüßte!

*) Man vergleiche meine Schrift „1848/1849—1866—1918/1919“ (München 1920).

**) Nach Mitteilungen des Dr. Benesch im Prager Außenaußschuß (10. Januar 1922) war freilich der Vertrag nicht geheim und enthielt nichts von militärischen Verpflichtungen. Der Vertrag wurde aber dem Hauptausschusse der österreichischen Nationalversammlung nicht zur Kenntnis gebracht (Feststellung der „Deutschen Tageszeit.“ vom 12. Januar 1922) und auch jetzt nicht veröffentlicht.

Das Marineabkommen von Washington

Von Korvettenkapitän Gadow, Berlin

Als Staatssekretär Hughes am 1. Februar die letzte Sitzung der zwölfwöchigen Washingtoner Konferenz schloß, bezeichnete er sie als eine der denkwürdigsten Versammlungen der Geschichte. Man mag dem leicht gehobenen Pathos der Neuen Welt, sowie dem berechtigten Wunsche, das abgeschlossene Werk gewürdigt zu sehen, dieses Zugeständnis machen. Auch ohne den strengen Maßstab großer geschichtlicher Tragweite bleibt genug Bemerkenswertes zu betrachten.

Zur Zeit der Einberufung dieser Konferenz trieben starke Spannungen die führenden Seemächte unzweifelhaft einem Zusammenstoß entgegen. Die Gesamtheit jener Fragen, welche man etwas vage das Problem des Stillen Ozeans genannt hat, schien zur Entscheidung reif. Japan, der Herr Koreas, fest verankert in der Mandschurei und Ostsibirien, durch die Friedensverträge nunmehr auch im Besitz des begehrten Schantung und der deutschen Inselpfänder, die es Deutschland auch ohne Erinnerung an Schimonoseki im Weltkriege geraubt haben würde — hatte einen Grad der Vormacht erlangt, der es seinen weitgesteckten Zielen um Meilen näherbrachte. Stärkste Flottenrüstungen deuteten darauf hin, daß es bereit schien, den großen Wurf um die entscheidende Monopolstellung in Ostasien zu wagen. Die japanischen Rüstungsausgaben umfaßten 1921 beinahe 50 Prozent des Gesamthaushalts, ein Flottengesetz folgte dem anderen, und das legte, welches den Bau von je 8 Großkampfschiffen und Schlachtkreuzern vorschrieb, welche nach acht Jahren wieder ersetzt werden sollten, drohte die nicht minder starken Rüstungen Amerikas einzuholen und selbst der englischen Flotte den Vorrang streitig zu machen. Die Vereinigten Staaten waren mit der Vollendung ihres Flottenprogramms von 1916 beschäftigt, welches den Neubau von 10 Linien Schiffen, 6 Schlachtkreuzern und zahlreichem Zubehör vorsah. Ihre strategische Belastung mit zwei Seefronten schien durch das unzweifelhaft gute Verhältnis zu England gemildert, die vom englisch-japanischen Bündnis zu erwartende Gefahr nur noch gering. Wie erinnerlich, fiel dieses Bündnis dem Einspruch der Dominions auf der Reichskonferenz im Sommer denn auch bereits aller praktischen Bedeutung nach zum Opfer. So schienen die Vereinigten Staaten wohl in der Lage, der in Ostasien drohenden Durchkreuzung ihrer wirtschaftlichen Pläne durch Japan über kurz oder lang gewaltsam entgegenzutreten. Gleichwohl konnte nicht verborgen bleiben, daß die amerikanischen Rüstungen anfangen, einen hohlen Klang zu geben. Der gewaltige Eindruck des amerikanischen Eintritts in den Krieg, das Ausmaß seiner Seerüstungen und das rapide Wachstum seiner Handelsflotte — die von 1,8 Millionen Tonnen im Juni 1914 auf 12,5 Millionen Tonnen im Juni 1921 anstieg — hatte vielfach übersehen lassen, daß diesem Werke der Unterbau fehlte. Das amerikanische Volk hatte sich mit dem ihm eigenen Feuereifer daran gemacht, die See zu erobern, aber es hatte nicht das Zeug dazu. Kriegs- und Handelsflotte begann es an Besatzung zu fehlen, Tausende der kriegsbegeisterten Freiwilligen und Sportsmen lehrten der See wie dem Kriegsdienst erleichtert den Rücken, als der Krieg vorüber war. Die dilettantische Hilfslosigkeit des shipping board, welches mit Millionen Tonnen unbrauchbarer Schiffe nichts anzufangen wußte, der Mangel an organisationsfähigen und erfahrenen Reedereien (Anschluß und Lloyd und Sapag) fanden ihr Gegenstück in der Kriegsmarine, welche unter dem Mangel an Personal, Nachwuchs und daher Durchbildung fast ebenso litt, wie unter dem Nachlassen des nationalen Interesses. Stand Japan demnach unter der Einwirkung eines gewaltsamen Expansionstriebes, der seine finanziellen Möglichkeiten und damit seine natürlichen Grenzen überschritt, so litten die Vereinigten Staaten unter einem Erbstück von Rüstung, das ihnen, wenn nicht zu teuer, so doch zu weit zu werden drohte.

England, von den Ausgaben des Krieges erschöpft, ohne Aussicht, sie in Deutschland zu decken, die Gefahr eines Konfliktes mit der französischen Auffassung der europäischen Zukunft vor Augen, im Innern von wachsender Opposition und Radikalisierung bedroht — welche schon die Aufgabe der für so notwendig gehaltenen militärischen Expeditionen in Persien und Mesopotamien erzwang —, daneben mit Irland, Ägypten und Indien beschäftigt, konnte nur das eine Interesse haben, jenen Konflikt in Ostasien zu verhindern, dessen Ausgang nebenbei niemand hätte vorhersehen können. Verscheiden geworden in seinen Rüstungen, war es immer noch gezwungen, ein Schiffbauprogramm von 4 Über-schlachtkreuzern zu verfolgen, welches seine Finanzen mit etwa 600 Millionen Goldmark belastete.

Frankreich, in Ostasien weniger engagiert, dafür aber entschlossen, seine kontinentale Machtstellung durch die Wiederherstellung seiner im Kriege vernachlässigten und heruntergekommenen Flotte zu sichern und zu ergänzen, hatte sich zu seiner alten Vorliebe für den Kleinkrieg zur See zurückgefunden und baute 6 kleine Kreuzer, 24 Zerstörer, 32 U-Boote unter erheblicher Vervollständigung seiner bereits starken Küstenverteidigung — Ferngeschütze gegen Dover und London stehen auf dem Programm — und Seefluggeschwader. Italien allein, dem mit Erlangung der Seeherrschaft in der Adria kein dringendes seestrategisches Ziel zunächst verblieben war, übrigens gleichfalls finanziell erschöpft, lag still.

So boten die Seemächte fast übereinstimmend das Bild von Kennern, denen Atem und Kräfte zu versagen drohten, ein unvernünftiger Zustand, der nach Remedur verlangte. Die Vorschläge Amerikas packten das Problem an der richtigen Stelle, indem sie von der Beibehaltung des militärischen status quo ausgehend, es unternehmen, das Wettrüsten in seiner kostspieligsten Form, dem Bau von Großkampfschiffen, zum Stehen zu bringen. Das jetzt unterzeichnete — wenn auch noch nicht ratifizierte — Marineabkommen bildet daher den Kern der sieben Verträge, welche zurzeit dem Senat vorliegen und mit ihm stehen und fallen das Viermächteabkommen über den Stillen Ozean, der Neunmächtevertrag über China, der Schantungvertrag, der Vertrag über Jap und die Inselbesitzungen, sowie die Resolutionen über den U-Boots- und Giftgaskrieg. Der Inhalt des Marineabkommens ist im wesentlichen bekannt: es setzt die Großkampfschiffkontingente der führenden Seemächte im Verhältnis 5 : 5 : 3 : 1,75 : 1,75 fest (genauer: England und Vereinigte Staaten je 525 000 Tonnen, Japan 315 000 Tonnen, Frankreich und Italien je 175 000 Tonnen). Daneben stehen Begrenzungen der Bestände an allen anderen Schiffsgattungen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, u. a. Flugzeugträgern und U-Booten. Die Baupause für Großkampfschiffe ist auf fünfzehn Jahre festgesetzt, Ersatzbauten dürfen 35 000 Tonnen nicht übersteigen — eine Rücksicht auf die Abmessungen des Panamakanals.

Die materiellen Wirkungen dieses Abkommens sind die folgenden: Die Vereinigten Staaten opfern u. a. 7 Linien-schiffe und 6 Schlachtkreuzer, zusammen 13 Großkampfschiffe mit 618 000 Tonnen. Namentlich die Aufgabe der Schlachtkreuzer bedeutet nach herkömmlicher Bewertung eine ernsthafte Verstümmelung, die zunächst wohl nur unvollkommen durch Flugzeugverwendung ausgeglichen werden kann. Der Flotte würden mit dieser Maßnahme gleichsam die Stoßzähne ausgebrochen und die Befähigung zu offensiver Verwendung, wie sie doch auch jeder Verteidigungskrieg kennt, vermindert. Die erzielten Ersparnisse werden auf 170 Millionen Dollar für das erste, je 100 Millionen Dollar für die nächsten Jahre berechnet, der Betrag der nutzlos aufgewendeten Bau-summen beläuft sich auf etwa 400 Millionen Dollar. Weitere Ersparnisse werden geplant durch Herabsetzung der Personalstärke. England verliert die in Bau befindlichen 4 Schlachtkreuzer nebst zwei älteren, dazu drei ältere Linien-schiffe, darf aber dafür 2 Linien-schiffe der neuen Normalgröße bauen. Gesamtverlust: 7 Schiffe mit etwa 225 000 Tonnen. Japan verliert sein gesamtes Zukunftsprogramm, dazu von seinem jetzigen Be-

Hande 6 Schiffe mit 256000 Tonnen. Frankreich kämpfte, wie erinnerlich, die Heraussetzung seines U-Bootskontingents durch und darf demnach von dieser Schiffsklasse 90000 Tonnen bauen, allerdings eingeengt durch die Verzichtleistung auf „unbeschränkter“ U-Bootskrieg gegen Handelsschiffe (Resolution Root), wovon später, und die Sanktionierung des bewaffneten Handelsschiffs. Italien bleibt unberührt.

Die politische Wirkung des Abkommens ist außerordentlich weitreichend und wird in Deutschland meist nur unzureichend erkannt. Zunächst scheiden die Vereinigten Staaten aus der Rolle des arbiter mundi aus, soweit diese auf die Stärke der militärischen Rüstung begründet war. Sie haben aus dem oben geschilderten Stand ihrer Wettbewerbsfähigkeit die Konsequenz gezogen und es ist ein wunderliches Bild, daß die übergeordnete Macht, welche der Konferenz von Washington im Gegensatz zu den Haager Friedenskonferenzen ihren positiven Erfolg verschaffte, mit dem Abschluß dieser Konferenz die Titel ihrer Macht ablegt. Um so stärker tritt nun die Bedeutung der finanziellen Gängelbänder hervor, an denen Amerika das widerstrebende Europa leitet und es ist nach menschlicher Voraussicht ausgeschlossen, daß die Vereinigten Staaten durch Preisgabe dieser Druckmittel — etwa nach Art des französischen Lieblingsplanes durch Übernahme deutscher Schulbverschreibungen gegen Streichung der alliierten Schulden, auf die stärksten Mittel seiner Stellung verzichtet, bevor auch Europa, d. h. Frankreich abgerüstet hat. Japan sieht sich aus seinen pan-asiatischen Plänen verdrängt. Die ihm verbleibende Flottenmacht kann, nach Erlöschen des englischen Bündnisses, für die Erreichung der gesteckten Ziele nicht mehr in Frage kommen. Das Inselabkommen verwehrt ihm den weiteren Ausbau seiner Macht durch Befestigung der für Amerika so gefährlich gelegenen deutschen Mandatsinseln, wie überhaupt seiner Außenwerke. Da in dem Inselabkommen gleichzeitig die weitere Befestigung untersagt wird für Hongkong, Formosa, Guam, Philippinen, Bontin-Inseln, so ergibt sich eine rohe Teilung in drei Machtsphären, von denen Japan die nördliche, Amerika die mittlere und England die südliche zufällt. Absolut betrachtet, sinken die Flottenmärkte zu einem Stande herab, der die Durchführung eines entscheidenden Seekrieges in jenen weiten Räumen ausschließt. Frankreich baut und reorganisiert seine Flotte weiter, ohne aus ihrer potentiellen Bedeutung England gegenüber ein Hehl zu machen. England, das die französische Drohung mit der epochemachenden Einführung des bewaffneten Handelsschiffes als ständigem Faktor des Seekrieges erwidert, verliert politisch nichts durch die Annahme des Verhältnisses 5 : 5, das ihm die Überlegenheit der Qualität verbürgt und seinen heute wieder vorwiegend konstruktiven Zukunftsplänen die Annehmlichkeit des geregelten Verhältnisses zu den Vereinigten Staaten bietet.

Ideell genommen ist der Marinevertrag kein Fortschritt — wenn ein solcher überhaupt erhofft werden konnte. Von einer Würdigung des Bevölkerungsproblems Japans und seiner berechtigten Ansprüche auf Raumgewinnung ist keine Rede, die europäische Abrüstung blieb unberührt, und jene hypokritische Verpflichtung zur Führung des U-Bootskrieges nach „humanen“ Methoden oder die Verwehrung des Giftgaskrieges wird von keiner der beteiligten Mächte ernst genommen, und so schließt sich das Ergebnis von Washington in dieser Hinsicht den auf ähnlicher Grundlage beruhenden erfolglosen früheren Versuchen der Haager Friedenskonferenzen ohne abweichendes Merkmal an.

Die Zerstörung der Persönlichkeit

Von Marim Gorzi

(Schluß aus Heft 7)

II.

Man muß sich darauf gefaßt machen, daß in einer sehr nahen Zukunft irgendein kühner und schamloser Mensch ein trauriges Buch über „Die Zerstörung der Persönlichkeit“ schreibt und uns in diesem Buch den unbeugsamen Vorgang der geistigen Verarmung des Menschen, die unvermeidliche Verengerung des „Ich“, zeigt.

In diesem Vorgang hatte das neunzehnte Jahrhundert eine entscheidende Rolle gespielt — es war die Prüfung der seelischen Standfestigkeit der Weltbourgeoisie und zeigte, daß diese überhaupt keine Fähigkeiten zur Erschaffung des Lebens hatte.

Die Entwicklung der Technik? Nun ja, freilich! Das ist eine großartige Arbeit. Aber man kann von der Technik sagen, daß sie „sich selbst genügt“, denn auch sie ist das Ergebnis der nicht persönlichen, sondern gemeinschaftlichen Schöpfung, sie entwickelt sich in der Fabrik, mitten unter den Arbeitern — in den Arbeitsstuben verallgemeinert man nur, organisiert man nur neue Gegebenheiten, aber man hat sie durch die Gemeinschaftserfahrung der Massen erhalten, die keine Zeit für eine unabhängige Synthese ihrer Beobachtungen und Kenntnisse haben und gezwungen sind, den ganzen Reichtum ihrer Erfahrung fremden Händen auszuliefern. Die Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften scheinen auch, da sie das Wachstum der Technik auf das Ganze zurückführen, nur formal das Werk der Persönlichkeit zu sein. Seht doch zu, wie sehr die Entdeckungen dieser letzten Zeit im Gebiet des Aufbaus der Materie einen offen gemeinschaftlichen Charakter haben! Und trotz des hartnäckigen Verlangens des Individualismus, die Gegebenheiten der Naturwissenschaften in einer antidemokratischen Art zusammenzustellen, unterwerfen sich die Naturwissenschaften nicht diesen Versuchen, ihren gemeinschaftlich geschaffenen Inhalt zu fälschen, er stellt sich immer klarer auf eine monistische Art zusammen und wird allmählich der mächtige und tiefe Grund des Sozialismus — eine Tatsache, welche die jähe Umkehr des Bürgertums von den Naturwissenschaften wieder zur Methaphysik erklärt.

Die herrschenden Klassen hatten immer nach der Monopolisation der Wissenschaft getrachtet und verbargen sie auf jede Art vor dem Volke, dem sie den kristallisierten Gedanken zeigten, einzig wie eine Waffe, die zur Festigung ihrer Macht über es dienen. Das neunzehnte Jahrhundert hat diese schuchwürdige Politik entschleierte und in Europa einen Mangel an intellektueller Willenskraft bewiesen; die Bourgeoisie hat eine zu große Arbeit auf dem Gebiet der Industrie und des Handels vollendet, sie hatte wahrscheinlich alle Reserven ihrer moralischen Kräfte hineingesteckt — und sie hat sich, das ist offenbar, physisch verhöhnt.

Man verband das Volk nicht mit der Wissenschaft — dies wäre unerlässlich für den allgemeinen Triumph des Kampfes um das Leben; man verband es nicht aus Angst, daß es sich, beladen mit der Wissenschaft, weigern würde zu arbeiten; man sorgte nicht, die Quantität der moralischen Willenskraft zu vermehren — und der Mangel an Quantität hat die Bourgeoisie in den raschen Niedergang der Qualität der schöpferischen Kräfte geführt. Das Leben wurde immer verwickelter und strenger, die Technik beschleunigte mit jedem Jahrzehnt ihren Gang und beschleunigt ihn und wird ihn beschleunigen. Jeder neue Arbeitstag und jedes neue Arbeitsjahr fordern von der Persönlichkeit, die eine leitende Stellung einzunehmen wünscht, eine immer größere Intensität der Kräfte. Noch am Anfang des vergangenen Jahrhunderts war der Bürger, der sich eben von

den gewichtigen Fesseln des Staates der Edelleute befreit hatte, frisch, stark und wohl bewaffnet genug, um für seine eigene Rechnung kämpfen zu können, die Bedingungen der Industrie und des Handels überstiegen nicht die individuellen Kräfte. Aber in dem Maße, als die Technik, die Konkurrenz und die Habgier des Bürgers wuchsen, in dem Maße, als das Bewußtsein seiner Überlegenheit und das Streben, mit Hilfe von Gold und Säbeln für sich diese Stellung zu befestigen, sich beim Bourgeois entwickelten, in dem Maße, als die Produktionsanarchie die Schwierigkeiten der Lösung dieser Probleme immer größer machte und selbst immer schärfer wurde, wuchs auch die Unangemessenheit der individuellen Kräfte im Verhältnis zu den Forderungen des Geschäfts. Die rasende Nervenarbeit ruft Erschöpfung hervor, die einseitige Denktübung macht aus dem Menschen ein Scheusal, eine äußerst unbeständige Denkart entsteht; wir sehen, wie bei der Bourgeoisie die Neurasthenie und die Kriminalität wachsen, und wir beobachten typische Degenerierte schon bei der dritten Generation bürgerlicher Familien. Man hat bemerkt, daß der Degenerationsvorgang mit dem größten Erfolge bei den bürgerlichen Familien Rußlands und Amerikas verläuft. Diese geschichtlich jungen Länder mit der raschesten kapitalistischen Entwicklung stellen einen großen Prozentsatz seelischer Krankheiten beim Finanz- und Industrie-Bürgertum. Hier zeigt sich wahrscheinlich der Mangel historischer Sinnerfassenheit, die Menschen zeigen sich zu schwach gegenüber dem Kapital, das vor ihnen in seiner ganzen Macht erschien, sie geknechtet hat und schnell die wenig geschmeidige und ungenügend entwickelte Willenskraft erschöpft hat. Dadurch, daß er sich spezialisiert, beschränkt der Mensch notwendigerweise das Wachstum seines Geistes, aber eine Spezialität ist eine Sache, die der Bürger nicht vermeiden kann, er muß unermüdblich sein einförmiges Spinnennetz weben, wenn er zu leben wünscht. Die Anarchie — das ist das erkannte und unbestreitbare Ergebnis der bürgerlichen Schöpfung, und gerade dieser Anarchie schulden wir den immer stärker fühlbaren Verfall der Seele. Da das Kapital geschwind die kleinen Reserven an intellektuellen Kräften, welche die Bourgeoisie hat, erschöpft, organisiert es Arbeitermassen und stellt in ihnen dem Bürger eine neue feindselige Kraft entgegen; dieser Feind zwingt mit größerer Beharrlichkeit als alle anderen Ursachen den Kapitalisten, die Macht der Gemeinschaft zu fühlen, während sie ihm eine neue Kampfstaffel in die Hand gibt, — lock-outs und trusts.

Aber die kapitalistischen Organisationen beschränken notwendig die Persönlichkeit; da sie deren individualistisches Trachten ihren Zielen unterwerfen und mit der Initiative aufräumen, entwickeln sie in der persönlichen Denkart eine Passivität.

Der Millionär Gould hat in geschickter Weise den Trust definiert als eine Gruppe unversöhnlicher Feinde, die „sich in einem einzigen engen Zimmer vereint haben, es strahlend erleuchtet haben, einander bei der Hand halten und einzig deshalb einander nicht töten. Aber jeder von ihnen lauert auf den Augenblick, wo man sich unerwartet auf den zeitweiligen unfreiwilligen Verbündeten stürzen könnte, ihn entwaffnen und vernichten könnte, und jedem scheint der Freund zu seiner Seite gefährlicher als der Feind hinter der Mauer.“ In einer derartigen Organisation von Feinden können die Kräfte der Persönlichkeit sich nicht entwickeln, denn trotz der äußeren Einheit ihrer Interessen heißt das, was im Innern herrscht — jeder durch sich selbst, jeder für sich. Die Organisation der Arbeiter setzt sich zum Ziele Kampf und Sieg; sie ist innerlich zusammenschweißt durch die Einheit der Erfahrung, von der sie nach und nach und immer endgültiger Kenntnis erhält, wie von einer großen monistischen Idee. Hier, unter dem Einfluß der organisatorischen Kraft gemeinschaftlicher Schöpfung von Ideen, baut sich die Denkart der Persönlichkeit — nach ihrer Art — harmonisch auf: es besteht ein ununterbrochener Wechsel geistiger Energien, die Umgebung belästigt das Wachstum der Persönlichkeit nicht, sondern sie ist im Gegenteil daran interessiert, daß diese frei sei, denn jede Persönlichkeit wird, nachdem sie den größten Teil gemeinschaftlicher Willenskraft aufgesogen hat, der Leiter ihres Glaubens, der Propagandist

ihrer Ziele und vermehrt ihre Macht, da sie neue Glieder zu ihr heranzieht. Psychisch baut sich die Organisation der Kapitalisten auf dem Vorbild der „Menge“ auf; das ist eine Gruppe von Persönlichkeiten, die zeitweilig und wenig fest durch die Einheit irgendwelcher äußeren Interessen und oft sogar durch die Einheit des Seelenzustandes verbunden sind: durch die vom Gefühl der Gefahr hervorgerufene Unruhe, durch die zum Raube hinreichende Habgucht. Hier gibt es keine schöpferische, das heißt sozial verbindende Idee, und die Willenseinheit kann hier nicht dauerhaft bleiben — jedes Individuum erscheint als Träger eines grob und scharf gezeichneten „Ich“; es muß mancher starke Druck und mancher furchtbare Stoß von außen bestanden werden, daß die Ecken jedes „Ich“ abgeschliffen werden können und die Menschen sich zu etwas Ganzem, mehr oder weniger Harmonischem und Dauerhaftem, zusammensetzen können. Hier ist jeder der Rezipient irgendeiner kleinen Besonderheit, jeder schätzt seine eigene Person als etwas Vollkommenes, das nicht bestimmt ist, im Leben wiederholt zu werden und seine geistige Ungeheuerlichkeit, seine Borniertheit für Schönheit und für Kraft zuläßt — jeder unterstreicht mit Hartnäckigkeit seine Person und trennt sie von den andern. In einer so anarchischen Umgebung gibt es durchaus weder Platz noch Bedingungen für ein ganzes und wertvolles „Ich“; in ihr kann sich die Persönlichkeit, die alles umfaßt und untrennbar mit ihrer Gemeinschaft verbunden ist und unaufhörlich sich mit deren Willenskraft füllt und harmonisch deren lebende Erfahrung in der Form von Ideen und Symbolen organisiert, nicht harmonisch entwickeln und frei wachsen.

Im Schutze einer solchen Umgebung entwickelt sich der chaotische Vorgang der allgemeinen Verschlingung: der eine ist der Feind des anderen, jeder einzelne Soldat in der schmutzigen Schlacht um die Sättigung kämpft vereinzelt, während er in jedem Augenblick um sich sieht voll Angst, daß der, der sich ihm zur Seite hält, ihn an der Gurgel packt. In diesem Chaos des einförmigen und bössartigen Kampfes werden die besten Kräfte des Intellekts, wie schon gesagt, für die Selbstverteidigung gegen den Menschen ausgegeben, die Schöpfung des Geistes wird gänzlich für den Aufbau in kleine Listen der Selbstverteidigung ausgegeben, und das Produkt der menschlichen Erfahrung, das man „Ich“ nennt, wird eine dunkle Zelle, in der sich irgend ein kleiner Wunsch dagegen wehrt, keine fernere Erweiterung der Erfahrung zuzulassen, sondern es mit den engen und starken Mauern dieser Zelle begrenzt. Was ist den Menschen außer der Sättigung nötig? Im Laufe sie zu erreichen, hat er sich das Gehirn verrennt, ist zerbrochen und wimmert und schreit im Todeskampf.

Die kleinen persönlichen Probleme jedes „Ich“ verbergen das Wissen um das Verderben der allgemeinen Gefahr. Die erschöpfte Bourgeoisie ist nicht mehr imstande, aus ihren Reihen genügend willenskräftige Leute zu erziehen, die ihre Wünsche auszudrücken verstehen, Verteidiger ihrer Macht, wie sie zu ihrer Zeit Voltaire gegen die Feudalen, Napoleon gegen das Volk vorgeführt hatte.

Die Verarmung der bürgerlichen Seele zeigt sich in der Tatsache, daß die ideologischen Versuche der Bürger, die früher die Bestätigung des bestehenden Regimes zum Ziel gehabt hatten, sich gegenwärtig auf Versuche beschränken, es zu rechtfertigen und immer schlechter und unbegabter werden. Man empfindet seit langem das Bedürfnis nach einem neuen Kant — aber er kommt immer nicht, während Nietzsche unannehmbar ist, denn er verlangt vom Bürger, aktiv zu sein. Die einzige Waffe der individuellen Verteidigung der Bourgeoisie ist der Zynismus; er ist schrecklich und macht durch seine Existenz die Verzweiflung und die Verlassenheit von aller Hoffnung klar.

Aber, wird man sagen, die kapitalistische Gesellschaft hält sich trotz der Schwäche der Materie mächtig. Hält sich durch ihr Gewicht, durch ihre Trägheit und dank solcher Gegenkräfte — wie Polizei, Armee, Kirche und das schulmäßige Unterrichtssystem — die ihren Zug zur Verfestung verlagerten. Hält sich, weil sie noch nicht den organisierten Druck der ihr feindseligen Kräfte auszuhalten gehabt hat, die genügend organisiert gewesen wären zur Zerstörung dieser furcht-

baren Pyramide aus Schmutz, Lüge und Zorn, wie aus jeder anderen Sorte Unglück. Hält sich, aber . . . zerfällt sich, vergiftet durch Gifte, die sie selbst zurecht gemacht hat; deren erstes heißt: das Gift des Nihilismus, das dieses alles verleugnet neben der „Persönlichkeit“ und dem „Egoismus“ mit Verzweiflung, den Individualismus.

Aber die Verarmung der Persönlichkeit ist noch bemerkbarer, wenn wir seine Porträts in der Literatur ansehen.

Bis 1848 spielten Dombj und Grandet im Leben die führende Rolle, Fanatiker des Gewinnes, starke Männer wie Eisenhebel. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurden sie durch nicht weniger Habgierige, aber nicht weniger nervöse Männer ersetzt, Salkar und den Helden des Mirbeau'schen Stückes: „Geschäft ist Geschäft“.

Wenn man diese Typen vergleicht wie Willenströme, die auf die Erreichung bekannter Ziele gerichtet sind, wird man sehen, daß, je mehr man sich in die Vergangenheit vertieft, desto mächtiger konzentriert sich der Wille und wird aktiv — desto strenger und mit desto größerer Genauigkeit zeichnen sich die Ziele der Persönlichkeit ab und desto klarer wird das Bewußtsein ihrer Handlungen. Und je mehr wir uns uns selbst nähern, desto weniger widerstandsfähig ist die Willenskraft der Leute wie Salkar, desto schneller verbraucht sich ihr Nervensystem, ihre Charaktere werden trüber und die Lebensmüdigkeit kommt rascher. Bei jedem von ihnen merkt man das Drama der Duplizität, die so verderblich für einen Geschäftsmann ist. Die Salkars gehen mit unendlich großer Raschheit zugrunde, als ihre Ahnen zugrunde gingen. Dickens war es, der, für den Triumph der Moral, um die Notwendigkeit der Einschränkung des Egoismus zu beweisen, den Verlust von Dombj verursacht hatte, während die Salkars und die Rochettes nicht nur durch den Willen von Zola untergehen — es ist die erbarmungslose Logik des Lebens, die sie ohnmächtig macht und vernichtet.

Wenn er seine Stellung im Leben verteidigt, rechtfertigt der bourgeois Individualist seinen Kampf gegen das Volk mit der Aufgabe, die Kultur zu verteidigen, eine Aufgabe, mit der die Weltgeschichte selbstredend die Bourgeoisie beladen habe.

Dagegen ist erlaubt zu fragen: aber wo ist die Kultur, über deren nahen Verlust unter den Füßen der neuen Sonnen immer häufiger und lauter die Bourgeoisie weint? Wie spiegelt sich in der Seele eines den Bürgern zeitgenössischen „Helden“ die universelle Arbeit des menschlichen Geistes, dieses „Erteils der Jahrhunderte“ ab?

Es ist die Zeit, daß das Bürgertum erkenne, daß dieses „Erteil der Jahrhunderte“ sich außerhalb seiner Denkart bewahrt. Es ist in den Museen, in den Bibliotheken, aber findet sich keineswegs im Geiste des Bürgers. Von der Höhe der Stellung eines Lebensschöpfers hat der Bürger sich gegenwärtig erniedrigt bis zur Rolle des Friedhofswärters toter Wahrheiten.

Und er hat keine Kraft mehr, weder um wieder aufleben zu lassen, was schon gelebt hat, noch um Neues zu schaffen.

Der zeitgenössische Mensch, vereinsamt und auf Vereinsamung gerichtet, ist ein elenderes Wesen als Marmeladow, denn er hat in Wahrheit keinen Fleck mehr, wohin er gehen soll, und niemand bedarf seiner! Trunken vom Gefühl seiner Schwäche, voller Angst vor seinem Untergange — was für einen Wert für das Leben stellt er vor, worin besteht seine Schönheit, wo ist das Menschliche in diesem halbtoten Leibe mit zerstörtem Nervensystem, mit machtlosem Gehirn — in diesem kleinen Empfänger von Geisteskrankheiten, von Willenskrankheiten, immer nur von Krankheiten?

Das amerikanische Credo

Von H. L. Mendon, Baltimore

(Fortsetzung aus Heft 7)

Auf diesem langen Umwege gelange ich nun zu meiner Wilson-Apologie. Wilson ist ein Mann, dessen politische, theologische, ethische und wissenschaftliche Richtung ich nicht teilen kann, dessen hohe Begabung, insbesondere auf dem Gebiete des sittlichen Strebens im großen Stil, jedoch meine aufrichtige Bewunderung erweckt. Sowohl seine Feinde, wie seine Freunde tun ihm, meines Erachtens, viel Unrecht. Erstere lassen sich von dem Gefühl der Ungleichartigkeit verleiten, das hinter den meisten Vorurteilen kritikloser Menschen steckt und rügen ihn ohne weiteres, weil er anders ist als sie selbst. Natürlich sind seine Feinde in der Mehrzahl selbst keine Ehrenmänner, manche gehören in der Tat einer Partei oder einer Institution an, wie z. B. dem intellektuellen Sozialismus oder dem Kongreß, wo ein beglaubigter Ehrenmann undenkbar eine Stätte finden kann. Aber nichtsdestoweniger kann man gerade von ihnen sagen, daß sie zwar vielleicht keine Ehre besitzen, aber doch so eine Art Ehrgefühl, daß sie auf die Ehre zusteuern, ohne sie schon erreicht zu haben. Wenige Menschen lassen sich mit absoluter und unumstößlicher Treffsicherheit in eine der beiden Kategorien, in die Klasse der Kavaliere oder Moralisten einreihen. Vielleicht gehört Dr. Wilson zu diesen Ausgewählten. Er ist ebenso unverkennbar und ausschließlich ein Moralist, wie z. B. George Washington ein Ehrenmann. Für die eine Kategorie ist er eine große Leuchte, die ein fast allzu grelles Licht ausstrahlt, für die zweite ist er nur ein Talglüh, das mühselig tröpfelt. Aber die meisten Menschen wohnen in einer gewissen Zwielichtatmosphäre, und man muß schon zufrieden sein, wenn man von ihnen sagen kann, daß sie das Gesicht nach der einen oder der anderen Seite wenden. So steht es mit Dr. Wilsons Hauptwidersachern. Sie blicken unverwandt auf die Ehre, als wären sie durch einen neuen und über die Maßen holden Zauber berückt, und nach rechts gebannt, wenden sie dem Schauplatz zur Linken einen besonders wegwerfenden Blick zu.

Wenn sie z. B. die vielen, an Zahl vielleicht unübertrefflichen Wortbrüche Seiner Excellenz: das Versprechen, Amerika dem Kriege fern zu halten; die feierliche Zusage, die er China gab; die Verkündigung seiner Kriegsziele- und Zwecke; seine schwankende Haltung in der russischen Frage; seine Verleugnung der den Deutschen angebotenen Waffenstillstandsbedingungen; seine Lügen im Senats-Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten und so fort ad infinitum, — wenn sie diese Kette von Ausflüchten, Zweideutigkeiten, Heucheleien, Achselträgereien und unverblühten Unwahrheiten ins Auge fassen, dann können sie ihren Unwillen nicht unterdrücken, der noch etwas mehr als eine halb-sittliche Entrüstung ist. Dann bezichtigen sie ihn in voller Bitterkeit, daß er heuchlerisch ist, wie Becksniff, scheinheilig wie Tartüffe und in allen Farben schillert wie ein Pinto.

Ich werde nun den Nachweis erbringen, daß diese Beurteilung nichts anderes bedeutet, als einen blöden Mangel an Verständnis für anders geartete Menschen, mit einem Worte dieselbe Dummköpfigkeit, die den Deutschen veranlaßt, jeden Engländer für einen frömmelnden Feigling zu halten, der sich hinter seinen Kreaturen verschaukelt, — dieselbe Beschränktheit, die jeden Engländer dazu treibt, den Deutschen wie einen Teufel zu behandeln, der bis zu den Hüften im Blute wadet.

Aber man muß schon damit rechnen, daß der Mensch von seinen Feinden verkannt und sogar mit gutem Vorbedacht verlästert wird. Oft ist ihre Feindschaft nichts anderes als der Ausfluß ihres bösen Gewissens, weil sie fühlen, daß sie sich schlecht gegen ihn benommen haben. Wir sind meistens weniger aufgebracht gegen den, der uns Unrecht getan hat, als gegen den, an dem wir uns vergangen haben. Unglücklicherweise haben Wilsons Freunde ihm noch äbler mitgespielt als seine Feinde. In dem Bemühen, seine sogenannte Ehre zu verteidigen, die er

1. der Wählerschaft im Jahre 1916;
2. den zum Kriegsdienst ausgehobenen Soldaten;
3. den Chinesen, bei ihrem Eintritt in den Krieg;
4. den Österreichern, als er sie zum Treubruch verlocken wollte;
5. den Deutschen, als er ihnen seine 14 Punkte kundtat;
6. dem Vaterlande, als die Frage der Geheimdiplomatie zur Debatte stand, durch sein Wort verpfändet hatte,

in dem Bemühen die leichtfertige Verleugnung aller dieser Verpflichtungen damit zu erklären, daß er sie nicht innehalten konnte, ohne spätere Gelöbnisse zu brechen, begehen sie natürlich eine handgreifliche und belastende Dummheit. Denn selbstverständlich darf kein Mensch honoris causa entgegengesetzte Verpflichtungen eingehen und seine persönliche Ruhe oder gar das allgemeine Wohl als Entschuldigung geltend machen, um die Bedingungen dieser Verpflichtungen ohne Zustimmung der anderen Kontrahenten zu ändern. Ein Ehrenmann führt buchstäblich das aus, was er versprochen hat, vorausgesetzt, daß auch die andere Partei das Abereinkommen innehält. Man kommt gar nicht auf den Gedanken, daß er Winkelzüge macht, den Mantel nach dem Winde trägt und Ausflüchte sucht. Es kennzeichnet ihn ja gerade, daß er niemals Ausreden macht, daß die Notwendigkeit einen Vorwand zu benutzen, ihm als eine unerträgliche Beschämung erscheinen würde. In dem Augenblick, in dem ein Ehrenmann seine Ehre in Frage gestellt sieht, ist er erledigt; sie muß unantastbar sein, wie die Tugend seiner Frau. In diesem Sinne hätte Dr. Wilson sich unwiderruflich an die lange Kette seiner Gelöbnisse, vom ersten bis zum letzten, gebunden fühlen müssen, ohne jede Möglichkeit ein 3-Tüpfelchen hinzuzusetzen oder das Häkchen eines Kommas wegzustreichen. Es wäre ebenso undenkbar für ihn gewesen, eine einzige dieser Verpflichtungen auf Wunsch seiner Freunde oder im Interesse seiner ideologischen Unternehmungen zu widerrufen, als sie zu seinem persönlichen Vorteil unerfüllt zu lassen.

Aber hier geraten sowohl seine Feinde wie seine Freunde in Verlegenheit; beide versuchen, diese Angelegenheiten, die überwiegend und vielleicht sogar ausschließlich von moralischen Begriffen beeinflusst sind, mit Ehrbegriffen zu verquiden. Sie sind beide ebenso verschieden, wie die beiden Menschentypen, von denen wir gesprochen haben. Neben der Ehrenpflicht gibt es eine moralische Pflicht, die nichts mit ihr zu tun hat und häufig das Gegenteil bedingt. Und außer dem Ranne, der dem 3-Büntchen gewissenhaft Rechnung trägt, dem Ehrenmanne, der sein Wort hält, gibt es einen Mann, der sich, unbekümmert um seine persönlichen Verpflichtungen und die gesetzlichen Strafen, denen er sich aussetzen kann, nur der dröhnenden Forderung des Sittengesetzes unterwirft. Zu dieser Klasse gehört Dr. Wilson. Er ist, wie bereits bemerkt, Presbyterianer, Calvinist und ein streitbarer Moralist. In dieser Rolle, seiner hohen Aufgabe getreu, in das Gewand der Unschuld gehüllt, hatte er gegen keine irdische Macht irgend eine Ehrenpflicht zu erfüllen. Seine einzige Verpflichtung galt dem moralischen Gesetz, in einem Worte, Gottes Gebot, wie es von christlichen Seelsorgern gedeutet worden ist. Nach diesem moralischen Gesetz war er eigens berufen, alle Verfehlungen, die sich der Delinquent auf der Anklagebank, das heißt das deutsche Volk, zu Schulden kommen ließ, im

Sinne dieser Seelenhirten und auf Grund seiner inneren Erleuchtung ausfindig zu machen, zum Ausstrag zu bringen und eine schnelle, furchtbare und überwältigende Strafe zu bestimmen und zu vollziehen.

Selbst seine allerschärfsten Widersacher müssen zugeben, daß er sich mit der höchsten Energie und Beharrlichkeit nur für einen einzigen Zweck vorbereitete und alle kleinlichen Bedenken über seine Mittel und Wege fallen ließ. Durch das moralische Gesetz war er ebenso wenig verpflichtet, den Verbegang, durch den der Angeklagte zur Verantwortung gezogen und die Schwere der Strafe wirksam gemacht wurde, zu berücksichtigen, als irgend ein Detektiv zu erwägen verpflichtet wäre, auf welchem Wege ein gewöhnlicher Gefangener in die Mühle der Gerechtigkeit gelockt worden ist. Der Detektiv selbst ist vielleicht ein wichtiger Faktor in diesem Verbegang, er hat vielleicht den Gefangenen durch eine List, unter der ärgsten Vorpiegelung falscher Tatsachen zu Fall gebracht, vielleicht hat er sogar den agent provocateur gespielt und so tatsächlich das Verbrechen angeregt, geplant und überwacht. Aber wer daraus die Schlußfolgerung ziehen wollte, daß der Detektiv sogleich die Überschreitung des Gesetzes und die dafür rechtl. vorgefehene Strafe hintenansetzen und zur Verteidigung übergehen würde, weil sein Verkehr mit dem Gefangenen ihm gewisse Ehrenpflichten auferlegt hat, der würde sich durch sein Urteil nur lächerlich machen. Die Welt würde über einen solchen moralischen „Moron“ spotten, wenn sie ihn nicht gar als Feind der Menschheit unschädlich machte. Sie erkennt sowohl den Moralkodex, als den Ehrentodex an und weiß, daß sie sich nicht mit einander vertragen. Sie rechnet damit, daß ein Mann, der sich dem Dienst der Moralität verschworen hat, seine Pflicht auch auf Kosten der Ehre erfüllen wird, gerade ebenso, wie sie weiß, daß der Mann, der sich öffentlich zur Ehre bekennet, sein Wort um jeden Preis hält, auch wenn die eigene Moral oder die allgemeine Sittlichkeit noch so sehr geschädigt wird. Aberdies ergreift die Welt in jedem Konflikt für die Moral Partei; es gibt viel mehr Moralisten als Ehrenmänner.

Die Leute halten es für sehr viel wichtiger, daß der Schuldige entdeckt, in Gewahrjam gebracht und der Strenge des Gesetzes überantwortet, als daß die Ehre dieses oder jenes Menschen gewahrt wird. Unter gewissen, durchaus nicht vereinzeltten Umständen haben sie vor einem Manne, der auf diese Weise seine Ehre oder selbst ihre Ehre preisgibt, eine bedingungslose Hochachtung. Der „ehervergessene“ Mann kann wirklich zum vollstümlichen Helden werden. Als im Jahre 1903 der ehemalige Generalmajor und spätere Präsident Roosevelt den Vertrag von 1846, in dem die Vereinigten Staaten die Souveränität Kolumbiens über die Landenge von Panama gewährleisteten, in Feszen riß, verzieh die große Masse der breiten amerikanischen Volkstiefe nicht nur unverzüglich diese grobe Ehrverletzung, sondern jubelte Dr. Roosevelt zu, weil sein Vorgehen die große sittliche Tat, — den Kanalbau förderte.

Diese Unterschiede sind natürlich allen Menschen wohlbekannt, die sich mit dem Studium der menschlichen Psyche befassen. Daß Moral und Ehre nicht ein Begriff, sondern zwei, sehr verschiedene und sogar gegensätzliche Begriffe sind, ist dem Eingeweihten gewiß nicht neu. Aber alles, was demnach nur ein ethisches, politisches oder psychologisches Axiom ist, wird seltsamerweise in den Vereinigten Staaten oft als Geheimnis behandelt. Wir haben uns angewöhnt, alle Tatsächlichkeiten des Lebens, mit Ausnahme der alloberflächlichsten Geschehnisse, zu umgehen, und durch die lange Entwöhnung haben wir fast die Fähigkeit des analytischen und ergakten Denkens verloren. Bei uns kann etwas allgemein bekannt sein und doch niemals für erwähnenswert befunden werden. Ungezählte elementare Alltäglichkeiten hüllen wir in ein so undurchdringliches, unheimliches Schweigen, wie der Sübsee-Infulaner den geweihten Namen seines Häuptlings. Jedesmal, wenn die Wahlen vor der Türe stehen, sorgt man in den großen Städten dafür, daß die wichtigsten Kontroversen geheimgehalten werden, insbesondere wenn sie einen religiösen Einschlag

haben, was sehr häufig der Fall ist. So ist z. B. aus der Scheu vor der Wirklichkeit, vor der nackten Tatsache, die allgemeine Angsttheorie entstanden, daß etwa das persönliche Glaubensbekenntnis eines zum Richteramt aufgestellten Kandidaten von seiner praktischen Bedeutung, daß es ganz gleichgültig ist, ob er Katholik oder Methodist ist. In Wahrheit ist natürlich sein Glaube oft von einschneidender Wichtigkeit, da er seine Haltung im künftigen richterlichen Wortgefecht noch stärker beeinflussen kann, als seine politischen Anschauungen, seine Fähigkeit Etwasstoffe zu verdauen, oder der gesellschaftliche Ehrgeiz seiner Frau.

Bei der amerikanischen Rechtspflege kann man die Wirkung religiöser Vorurteile, die bei Gericht in Erscheinung tritt, dauernd wahrnehmen. Es gibt mindestens ein Duzend Revisionsbestimmungen, die sich namentlich auf die neuen Sittengesetze beziehen, und die der Laie leicht für eine Predigt des Reverend Dr. Billy Sunday halten könnte.

Während ihrer langen und sehr geschickten Kampagne erkannten die Temperenzler in ihrem Scharfsinn die Wichtigkeit, den Richterstand zu kontrollieren; insbesondere wandten sie sich mit ganzer Kraft gegen die Wahl von Kandidaten, die als Katholiken, Juden oder Freidenker bekannt waren. Infolgedessen füllten sie in fast allen Staaten die Richterbank mit Methodisten, Baptisten und Presbyterianern, und diese Herren packten unverzüglich ein ganzes Labyrinth von Schmachparagrafen aus. Man wußte wohl im voraus, daß sie nach erfolgter Wahl so handeln würden, und doch gehörte es, wie die Geschichte lehrt, zu den Seltenheiten, daß sie aus religiösen Gründen angegriffen wurden; und in noch selteneren Fällen ließen sich die Wähler durch einen solchen Angriff wesentlich beeinflussen.

Das Tabu übte seine Wirksamkeit . . . Die Mehrheit der Wähler war darauf bedacht, diesen heiklen Punkt zu umgehen. Sie hatten ein unbestimmtes und unverständliches Gefühl, daß es unangebracht wäre, daran zu rühren.

Ebenso steht es mit allen wichtigen Fragen. Es gibt ganz gewiß kein Land der Welt, in dem das eheliche Verhältnis ausführlicher erörtert wird, wie in den Vereinigten Staaten, aber in keinem Lande werden die wesentlichsten Punkte mit größerer Bestimmtheit totgeschwiegen.

Um in diesen allgemeinen, nichtsagenden Gedankenaustausch ein wenig Verstand hineinzubringen, wurde über dieses Thema vor einigen Jahren ein Buch geschrieben. Es berief sich auf die unverkennbar richtige Theorie, daß die Frau durch die Ehe größere Vorteile erzielt, als der Mann, daß die meisten Männer das wissen und überhaupt nie heiraten würden, wenn die Frauen es nicht verständen, sie nach zähem Kampf einzufangen. Der Verfasser trat in eifrigem Bemühen durch eine etwas seltsame Methode für diese abgedroschene Weisheit ein. D. h. er machte es sich zur Pflicht, keine Lehre, keinen Satzbestand und keine Schlußfolgerung in seinem Buche zu verwenden, die nicht bereits in irgend einer zivilisierten Sprache zum volkstümlichen Sprichwort geworden waren. Mitunter war es etwas schwierig, diesen Spruch ausfindig zu machen, aber meistens war es ein leichtes, und in manchen Fällen stand dem Verfasser nicht nur ein einziges Sprichwort zu Gebote, — sie waren dutzendweise vorhanden.

Diese sorgfältige, aus unverkennbaren Wahrheiten zusammengesetzte Mosaikarbeit machte nun solche Furore, daß sie einen größeren buchhändlerischen Erfolg brachte, als jedes frühere Werk desselben Verfassers. Die Zeitschriften nannten sie einstimmig teils in lobendem, teils in tadelndem Sinne eine eigenartige Sammlung von Kezereien, die meistens allzu gefährlich wären, um weiter verbreitet zu werden. Mit anderen Worten, dieses Massenangebot von Plattheiten war eine Überrumpelung, die von den Amerikanern gewissermaßen als persönliche Beleidigung empfunden wurde. Was in Europa jedem Bauern geläufig ist, das war selbst der gebildeten Minderheit hier drüben so fremd, daß das Buch eine Art

trauriger Berühmtheit erlangte und der Verfasser als ein Geselle beurteilt wurde, der in anständiger Gesellschaft nicht zu erscheinen und sich geräuschvoll und unmanierlich die Nase zu puzen pflegte.

Natürlich herrscht auch in England eine bestimmte Scheu vor den elementaren Wirklichkeiten des Lebens; sie scheint dem Angelsachsen im Blute zu liegen. Das erklärt den Schauer, den der Engländer vor den ausländischen Krämerliteraten empfindet, wie z. B. vor Leuten vom Schlage des als Ire maskierten Schotten George Bernard Shaw und G. R. Chestertons. Shaws Theaterstücke, die einstmals ganz England in Ekstase versetzten, wurden von den Franzosen, — einem realistischen und freimütigen Volke, — als eine gebrängte Übersicht von Selbstverständlichkeiten angesehen und in Deutschland von allen, — mit Ausnahme des Mittelstandes, welcher der „Intelligentia“ des Angelsachsentums entspricht, mit Nasenrumpfen aufgenommen. Aber in Amerika wurden sie in noch höherem Maße als in England für echt satanisch gehalten. Ich werde wirklich die Bangigkeit nicht vergessen, mit der das amerikanische Publikum zuerst dem geistlosen Geplapper von Handgreiflichkeiten lauschte, das in den Stücken „Mensch und Übermensch“ (Man and superman) und „Man kann es nie wissen“ (You never can tell) zu Gehör gebracht wurde. Es war ganz ebenso, als wenn eine alte Jungfer hinter verschlossenen Türen begierig liest, „was jedes 45jährige Mädchen wissen muß“ (what every girl of forty-five should know).

Was Chesterton anbetrifft, so bereiteten seine banalen Argumente zugunsten des Alkohols so großes Argernis im Lande, daß seine früheren, dem religiösen Aberglauben geleisteten Dienste, in Vergessenheit gerieten und er heute von anständigen Amerikanern nur selten genannt wird.

(Fortsetzung folgt)

Französische Resonanz der Grenzboten

Die sich allmählich wieder auf die Wirklichkeit bestimmenden Franzosen scheinen das Bedürfnis zu haben, nach so langer geistiger Blockade (wobei nicht ganz fest steht, wer der Blockierte war) nun doch auch auf deutsche Stimmen zu hören. So hat die alte, im besten Sinne konservative Zeitschrift „Correspondent“ sich dazu entschlossen, in einer Zeitschriftenchau eine Reihe deutscher Aufsätze, ins Französische übertragen, abzudrucken. Aus den Grenzboten haben sie drei ausgewählt: Los vom Französischen (Dr. Jakob), Rußlands Auferstehung (v. Berthelsdorfer), Totenkult des modernen Frankreichs (Dr. Nobel). Während es sich bei dem Zweiten wohl mehr um sachlich zuverlässige Informationen handelt, liegen offenbar bei den beiden anderen wesentlich andere Motive des Abdrucks vor. Unsere Leser werden sich erinnern, daß der Aufsatz Dr. Jakobs als Gegenmaßnahme gegen den Vernichtungswillen Frankreichs einen Boykott der französischen Sprache in Deutschland vorschlug. Der wortgetreue Abdruck dieses Aufsatzes, der den Franzosen einige peinliche, aber desto begründetere Wahrheiten sagte, soll sicherlich die Notwendigkeit einer noch größeren französischen „Kultur“-Propaganda demonstrieren. Im Beitrage Dr. Nobels wurden in sachlicher, ruhiger Weise die positiven und negativen Seiten des französischen Totenkults dargestellt, und in diesem Totenkult auch ein gewisser Religionserfatz für die „weitverbreitete Irreligiosität Frankreichs“ gesehen. Die französische Übersetzung läßt malitioserweise das Wort „weitverbreitet“ weg, so daß der Eindruck entstehen muß, als ob Dr. Nobel ganz Frankreich als irreligiös hinstellen wollte — natürlich ein Irrtum, unser deutsches Urteil über andere Länder wird nicht so leicht wie das französische durch Resentiment getrübt; wie der Correspondent auch aus dem Aufsatz des gleichen Verfassers im Hochland*) ersehen kann, der Frankreich jedenfalls gerecht wird. Daß es sich aber im übrigen mit dem vom Grabe des unbekanntem Soldaten ausgehenden Totenkult schon so verhält, wird in einem Aufsatz eines der letzten Nummern der „Revue critique“ offen ausgesprochen. Der Aufsatz heißt: Sous l'Acr de Triomphe ou la naissance d'un culte; dieser Kult soll natürlich nationalistisch sein, und den alten Katholizismus überwuchern, ja es wird mit der Möglichkeit gespielt, den unbekanntem Soldaten unter die Heiligen zu schmuggeln!

*) Nobel: Pariser Tagebuch, Hochland, Februarheft Seite 537.

Der Wolkenkräher-Rummel

Von August Veniz

Im Land der „Unbegrenzten Möglichkeiten“ hat man sich bis vor einiger Zeit nicht viel um die Grundlagen im Städtebau gekümmert. Lager, Siedlungen, Städte entstanden willkürlich aus wirtschaftlichem Bedürfnis und Trieb zunächst an den Küsten, wogegen im Innern des Landes wenig kolonisiert wurde. Eine Folge war die Häufung der Menschen an Stellen wie New-York, Philadelphia u. a. m., die als Sammelpunkte Gewinn und Erwerb abwarfen. Wie die Ursache der Niederlassung verschieden war, so verschieden waren auch die Menschen in ihrer Herkunft, Erziehung und Vergangenheit, die hier, um ein neues Leben zu beginnen, zusammenströmten.

Als dann die Küstenanlegestellen, eng gedrängt der Ausbreitung keinen Platz mehr boten, entschloß man sich, notgedrungen zur Entwicklung ins Innenland; auch griff amerikanische Willkür dazu, die Interessen der Volksgesundheit hinten anzustellen und unter Umgehung jeder Ordnung an den bereits dicht bevölkerten Stellen, zum unbegrenzten „Hochhausbau“. Wie alles, das wir „amerikanisch“ nennen, vom „geschwollenen Dollar“ abhängig ist, so konnte in Folgerung jeder, der davon am meisten hatte, am höchsten bauen. Hindernis wagte diesem zersetzenden Vorgang weder die Öffentlichkeit noch die jeweilige Verwaltung entgegenzutreten.

So entstand am Hudson die City der Wolkenkräher, deren Möglichkeit von einigen technischen Zufälligkeiten begünstigt wurde. Ein Teil dieser Hochhäuser steht auf gewachsenem Felsen, und wo dieses nicht der Fall war, haben die Fundierungen Millionen Dollar verschlungen. Dieses war auch die hauptsächlichste Ursache, warum im Land wohl teilweise Turmbauten aufgeführt worden sind, jedoch nicht in dem Umfang, um dem Hudson-Revier sein Gepräge zu nehmen. Am Woolworth-Building reichen die Fundamente rund 34 m in die Erde, 60 Betonpfeiler tragen einen Eisenrost, der 12 m unter Straßenebene liegt, je höher die Bauweise, um so teurer der Bau. Später besorgte man sich, da man es hatte, von europäischen Profanbauten das schmückende Beiwerk und blieb dabei sehr gern bei der Antike, Palladio oder dem gotischen Baugedanken hängen, dessen ausdringlichster Vertreter der genannte Woolworth-Building geblieben ist. Die prägende Reflektoren trat neben den bescheidenen Anfänger und erdrückte seine Umgebung. Der amerikanische Wolkenkräher steht mitten in der Straße, selten an einem Platz, neben hoch und niedrig, an den verkehrreichsten Punkten, immer da, wo er nicht hinpaßt und hingehört.

Eine auffallende Erscheinung unserer Zeit nach dem Krieg, die die Entwertung von früher künstlich hochgetriebenen Grund- und Bodenwerten brachte, ist das plötzliche Gehabe einer besonderen Gruppe von Spekulanten, die aller Welt weiß machen will, daß es bei uns in Deutschland ohne Wolkenkräher nicht mehr geht. Sie haben vom „Luten und Blasen“ keinen Schimmer. Denn hier naht eine Gefahr der Volksverdichtung in unseren Städten, der gegenüber die Öffentlichkeit aufgeboten werden muß. Nicht allein, weil bei uns in Deutschland Turmhäuser gebaut werden sollen, sondern daß diese Bauten an Stellen aufgeführt werden, an denen das Interesse der Volksgesundheit im weitesten Umfang gefährdet ist und die darum enteignet werden müssen — sollte nicht jede Stadt, jeder Besitzer einer Scholle bei uns demnächst das gleiche Recht, ein Turmhaus zu bauen, für sich in Anspruch nehmen.

In München besteht die Absicht, die Frauentirche mit Turmbauten einzufassen, weil der künftige Eindruck aus der Vogelschau weit mehr das Bau- und Denkmal hervorheben soll. In Köln a. Rh. setzt man an den Neumarkt zwei steife Klöße und beteuert, daß diese Turmbauten zwischen Groß-St. Martin und Dom das Stadtbild am Rhein in keiner Weise beeinflussen. In Breslau preßt

ein Stümper zwischen St. Elisabeth und Rathaus am Ring ein Monstrum, womit er dem erforderlichen Marktplatz seine Bestimmung, der ganzen Stadt ihren Ausdruck nimmt. Hier können auch die schönsten, raffiniertesten Perspektiven nicht darüber hinwegtäuschen, daß Ehrgeiz allein nicht zum Verständnis des Städtebaues reicht. Diese geschäftstüchtigen Weltfremden wollen jedoch ihrerseits zeigen, daß sie jeder Aufgabe gewachsen sind. Nur keine Skrupel! Einst konnten wir in der Kunst der Öffentlichkeit unseren Wohlstand durch Errichten von Stadtkronen, Domen und Denkmälern ausdrücken. Heute sind die Mittel für die notwendigen Behausungen der 60 Millionen Menschen im Reich kaum aufzutreiben, sodaß objektiv denkende Menschen bei diesen Turmbauten aus Babels Vergangenheit nur den Kopf schütteln müssen. Daß die in der letzten Zeit wieder mit größerem Nachdruck erhobene Forderung, den flachen Siedlungsbau zugunsten des großstädtischen Miethauses zu verlassen, hier hineinspielt, bedarf keines Hinweises, wie auch die Freimachung von Wohnraum durch Zentralisation der Geschäfts- und Büroflächen dazu gehört.

Man mag den Wolkenkratzer in gerechter Würdigung seines Ursprungs am richtigen Platz als ein Gebilde der Not betrachten, als ein Zwangsgebilde also, das man nicht ohne zwingende Gründe nachahmen sollte. Man mag andererseits darin eine willkommenene Gelegenheit sehen, das einsförmige Bild einzelner moderner Großstädte durch sie zu bereichern. Man mag darin einen Versuch der deutschen Architektenschaft erblicken, in dürftiger Zeit sich über Wasser zu halten und zu einem Auftrag zu gelangen, wo unbefähigte beamtete Stümper alles versuchen und ihre Stellung dazu benutzen, den Privatarchitekten um Aufträge und Existenz zu bringen und aus der Baukunst zu verdrängen. Wie immer man auch die Frage ansehen mag, eine unmittelbare zwingende Notwendigkeit für eine gesteigerte Ausnutzung der innerstädtischen Bodenflächen liegt im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht vor, da die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten der Großstädte gänzlich unsicher geworden sind, wo Demonstrationsszüge von Heeren der Arbeitslosen täglich deutlich genug das Widersinnige solcher Menschenansammlungen erweisen und Erkennungszeichen bereits auf eine bedenkliche Erkrankung dieser übersozialisierten Organismen hindeuten. Deutschlands neue wirtschaftliche Entwicklung aber weist auf andere Bedürfnisse wie Wolkenkratzer und Hochhäuser in der Großstadt, und Schlagwörter wie „Ein Volk, das nicht baut, stirbt“ sind Propaganda und Reklame, um einen Auftrag zu erhalten, selbst wenn es nur Nachahmungen sind. Diese Nachahmungen werden bereits zum Gespött des Auslandes, und ist es auch noch nicht ganz heraus, daß ein Volk stirbt — nur weil es keine Wolkenkratzer baut, ob dieselben nun in Berlin am Königsplatz, am Galleschen Tor oder Bahnhof Friedrichstraße fehlen.

Als die Archäologen im Gebiet des Euphrat und Tigris die herrlichen Anfänge des „Turmbaus zu Babel“ freilegte, sah die Menschheit staunend, daß die Erzählung des Alten Testaments keine Mythe, keine Fabel — sondern traurige Tatsache gewesen ist. Die Abmessungen der gefundenen Anfänge sind mächtig, gehen ins Riesenhafte. Von den Bauleuten wird dann gesagt, Jehovah habe sie ob ihres verfänglichen Beginneß, in den Himmel zu bauen — gestraft. Sie verloren Sprache und Gehör und konnten sich nicht mehr verständigen. In Wirklichkeit ist das letztere eine Mythe. Die Unmöglichkeit jedoch, in einer Zeit sozialer Umwandlung einen derartigen Koloz von Bauwerk zu beenden und weiterzuführen, waren neben Uneinigkeit und Mutlosigkeit damals die wahren Ursachen. Ein sozialer Vorgang, der in unserer Zeit seine Wiederholung findet. Der Umstand, daß die damals am Werke tätigen Bauleute Matadler wie heute sind, ist nicht Zufall — sondern drückt unserer Zeit den Stempel auf.

So entbehrt das Milieu nicht der entsprechenden Pose.

Weltspiegel

Paris und Sowjetrußland. Über eine mögliche Verschlebung der Konferenz von Genua laufen die widersprechendsten Gerüchte um. Außer Lloyd George ist Itallen dafür, den 8. März unbedingt einzuhalten. Bonomi hat sich dem Parlamente unter der Fiktion wieder vorgestellt, der König habe sein Rücktrittsgesuch überhaupt nicht angenommen. Dieser Ausweg wurde gewählt, weil de Nicola wie im Juli 1921 im letzten Augenblick doch nicht die Regierung zu übernehmen bereit war; Orlando fand keine Mehrheit, und da Giolitti nicht zu bewegen war, sich dem politischen Leben wieder zuzuwenden, griff die Krone auf Bonomi zurück.

Aber Bonomi vermochte kein Vertrauensvotum zu erzielen, und so bleibt die Krise in der Schwere. De Nicola und Bonomi selber werden als Nachfolger genannt, aber beide Persönlichkeiten würden nur eine Verlegenheitslösung darstellen. Den Italienern liegt daran, daß Genua zustande kommt, und sie fürchten, bei einer Vertagung könne der ganze Plan zunichte werden. Wie Lloyd George selbst erklärt hat, hängt die Beibehaltung des 8. März jedoch ganz wesentlich von der Klärung der Lage in Italien ab.

Bei den bisherigen Meinungsverschiedenheiten zwischen Paris und London haben Rom und Brüssel zu vermitteln gesucht. Italien wie Belgien scheuen die Vereinzlung. Heute scheint der Tscheche Dr. Benesch den Ausgleich der widerstreitenden Meinungen übernehmen zu wollen. Auf die Kleine Entente baut Poincaré große Hoffnungen. In ihrem Namen reist Benesch, der nach der Beilegung des Bergarbeiterstreiks wie sein großer Bruder Poincaré Ministerpräsidium und Auswärtiges Amt beibehalten hat, nach den westlichen Hauptstädten. Einen Augenblick wollte er der inneren Verwicklungen wegen den Vorsitz im Kabinett abgeben. Aber die nationalistische Richtung hat gesiegt, hat doch wohl auch Poincaré in Prag zu verstehen gegeben, daß sie ihm genehm ist. Österreich bekommt die „Belohnung“ für Lana zu spüren. Nachdem die Tschechen Wien einen Kredit natürlich nur zu Ankäufen in der Tschechoslowakei eröffnet haben, kommt England mit einem Bündnisvorstoß, für den die berühmten Wiener Wandleppiche verpfändet werden sollen. Auf der einen Seite wird Österreich also in die Arme der Tschechen getrieben, dessen verantwortlicher Staatsmann zum Schaden der Nachbarn hochfliegende, ehrgeizige Träume für den Böhmenstaat verfolgt, auf der anderen beraubt man das hilflose Österreich seiner unschätzbaren künstlerischen Werte, und Frankreich, das auf jede Weise die Vereinigung Deutschlands und Österreichs verhindern will, empfiehlt den Österreichern auf der Bahn von Lana weiterzuschreiten. Je mehr die Österreicher in Bedrängnis geraten, um so fester hält zu ihnen das deutsche Volk, das selbst schwer kämpfen muß, aber in seiner eigenen Not nie das Ziel des Zusammenschlusses aus dem Auge verliert. In Belgrad hat Dr. Benesch's Betriebamkeit verstimmt. Dort hebt man im Gefühl der eigenen Kraft hervor, daß die südslawische Armee den Rückhalt der Kleinen Entente bildet. Auf südslawischem Boden, in Raibach, soll die als Vorbereitung für Genua gedachte Zusammenkunft der Kleinen Entente stattfinden. Die Serben haben eine ausgedehnte Balkanpolitik eingeleitet, deren Bedeutung voll zutage treten wird, wenn das immer wieder verschobene Orientproblem endlich zur Behandlung kommt. Paris nützt die Zwischenzeit weidlich aus, um die Fäden zu verwirren. Es möchte die Bulgaren mit den Serben auf der Grundlage einer gemeinsamen Front gegen Griechenland einigen. Zualeich spinnen sich zwischen Sofia und Angora Fäden, die eine Regelung des Streits um Osttrajien in dem Sinne verfolgen, daß die Türkei die Maritima-Linie mit Adrianopel als Grenze und Bulgarien in Debeagatsch den Ausweg ans Ägäische Meer erhält. Auch zu Polen hat Mustafa Kemal Beziehungen aufgenommen.

Über die türkischen Nationalisten scheint sich die Annäherung zwischen Moskau und Frankreich zuerst vorbereitet zu haben, die gegenwärtig so viel Staub aufwirbelt. Ob Russen und Franzosen bereits zu einer amtlichen Bindung gelangt sind, sei dahingestellt. Das ist auch gar nicht der Kernpunkt der Frage. An dieser Stelle ist wiederholt angedeutet worden, daß die große Gefahr eines russisch-französischen Ausgleichs in der Möglichkeit liegt, Deutschland auf Grund des Artikels 116 des Versailler Vertrags in der Form einer Kriegentschädigung an Rußland die Zahlung der russischen Vorkriegsschulden anzuschlagen. Ob auf den Gesamtbetrag russische Entschädigungsforderungen an Frankreich angerechnet werden oder nicht, ist belanglos. Zweifellos befinden sich die Moskauer Machthaber in einer nicht beneidenswerten Lage. Ihre Politik der Anknüpfung mit den verschrieenen Kapitalisten findet heftige Gegnerschaft und zwingt sie zu Kompromissen im Innern. Lenin und seine

Anhänger müssen bestrebt sein, rasch greifbare Wirkungen zu erzielen und die Wirtschaftsnot zu lindern. Andererseits wollen sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen, Rußland einem internationalen Ausbeutehindikat ausgeliefert zu haben. Die Sowjets und ihre Abgesandten suchen daher Fühlung zu bekommen mit allen ihren Vorschlägen irgendwie zugänglichen Faktoren. Deutschland ist für die Sowjets sicherlich wichtig, und sie können ohne deutsche Arbeit nicht auskommen. Deutschland stellt aber machtpolitisch nichts mehr dar. Noch ruht die Entscheidung bei den Siegerstaaten, den Unterzeichnern des Versailler Vertrags, den Moskau so oft als scheußlichstes Denkmal eines brutalen Imperialismus gebrandmarkt hat. Aber die Sowjets wollen, wie sie selber angeben, Realpolitik treiben, und es besteht die Gefahr, daß sie diesen Begriff dahin auslegen, ein Staat dürfe auf die Grundsätze von Treu und Glauben verzichten und müsse sich den Umständen anpassen. So mag in manchen bolschewistischen Köpfen der Gedanke sich geltend machen, Rußland, das alle anders aufgebauten Staatssysteme einschließlich des deutschen verwirft, könne sich Vorteile aus dem Versailler Frieden zugute kommen lassen, ohne ihn innerlich anzuerkennen. Das ist ein gefährliches und bedenkliches Beginnen, das jegliches Vertrauen zu den Zusicherungen der Sowjets erschüttern muß. Auch ohne solche Erschwerung bieten die russischen Verhältnisse für den fremden Unternehmer mehr als genug der zur Vorsicht und Zurückhaltung mahnenden Unsicherheiten. Moskau würde einen schweren Fehler begehen, wenn es den an sich schon schwankenden Boden noch mehr untergräbt. Auf Deutschland, das unter dem Kriege und seinen Folgen ebenso leidet wie das russische Volk, die Kosten einer französisch-russischen Annäherung abwälzen zu wollen, wäre ein frevelhaftes Beginnen. Die Hoffnung, durch eine weitere Verelendung Deutschlands die Weltrevolution heraufzubeschwören, wie sie in Moskau wohl weiter besteht, ist zudem hinfällig. Je mehr das deutsche Volk gehemmt wird, um so stärker wird nur die Annäherung des französischen Imperialismus wachsen. Moskau kann die Tätigkeit dieses Machtungers, dessen Exponent Poincaré ist, in den baltischen Randstaaten in dem gleichen Augenblick fühlen, wo über das Rote Kreuz und sonstige, den amtlichen Charakter verschleiernde Organe Besprechungen mit Sowjetvertretern stattfinden. Daß die Bolschewisten eine deutsche Reparation für Rußland nicht rundweg ablehnen, darauf deutet ein Ausspruch des in Prag verhandelnden Katsowski über ein deutsch-russisches „Wiesbadener Abkommen“. Sachleistungen auf Konto der Schuld an Frankreich, für die Rußland nichts zu zahlen hätte, wären den Sowjets vielleicht gar nicht unwillkommen.

Wie Poincaré hat Rußland eingesehen, daß Genua einer gründlichen Vorbereitung bedarf, soll es nicht lediglich die Staffage für das Wiederauftreten Rußlands als Großmacht im bolschewistischen Gewande abgeben. Deutschland hat gleichfalls kein Interesse an einer rein dekorativen Zusammenkunft. Deshalb wäre vom deutschen Standpunkt aus eine Verlegung des Termins nicht tragisch zu nehmen, solange diese nicht auf eine Beseitigung der Wirtschaftskonferenz hinausläuft. Eine gründliche und sachliche Klärung ist aber durchaus im Sinne Deutschlands, allerdings nur dann, wenn die deutschen Vertreter zu den Vorbereitungen herangezogen werden. Nichts wäre verderblicher, als eine Überraschung in Genua durch ein neues Diktat, mit dem man sich dem wehrlosen Deutschland aufzuwarten vielleicht nicht scheuen würde. Aber dann wären wir weit ab von einem wahren Fortschritt auf dem Wege zur Erneuerung, wie sie Lloyd George anstrebt und angeblich auch Poincaré wünscht. Das Wesentlichste bleibt, daß vor der Konferenz von Genua über die deutschen Reparationsleistungen ein Einvernehmen erzielt wird. Hierbei wird die Entschädigungskommission eine hervorragende Rolle spielen. Poincaré hat, was auch von deutscher Seite immer betont worden ist, neuerdings die deutsche Reparation als den wichtigsten Punkt der zu lösenden Fragenkomplexe bezeichnet. Nur verlangt Poincaré, der auf Versailles fußt, Unmögliches, während Deutschland darauf dringt, daß seine Verpflichtungen seinen Kräften angepaßt werden, um die europäische Wirtschaft endlich zur Ruhe kommen zu lassen. Der alte Plan einer Mobilisierung der deutschen, über viele Jahre verteilten Schuld durch eine internationale Anleihe taucht dabei in Frankreich wieder auf. Da Amerika als Kreditgeber nicht in Frage kommt, wird zu allen möglichen Kombinationen, darunter sogar zum Völkerbund, der selbst nicht leben und nicht sterben kann, gegriffen. Voraussetzung einer internationalen Anleihe ist aber die Kreditwürdigkeit des deutschen Schuldners.

O. G. von Wefendonk

Gustav Sack

Von Dr. Hans Benzmann

Gustav Sack fiel als Offizier am 5. Dezember 1916 in Rumänien nach einem Leben voll Not und Elend, voll Entbehrungen und Enttäuschungen, voll Leidenschaft, Selbstverleugnung, voll Schuld und Schmach. Sein ganzes Leben lang hat Sack um Anerkennung gerungen. Freilich war er zu stolz dazu, der Gesellschaft, den „Kulturkreisen“, der Kritik usw. irgendwelche Zugeständnisse zu machen. Er war und blieb der „ewige Student“, der nicht auf Examen und Anstellung bedacht war, der sich vielmehr für seine Begabung Achtung und Erfolg, Liebe und Lohn erzwingen wollte. An diesem Glauben ist Sack schmähslich zugrunde gegangen. In mancher Beziehung erinnert dieses Dichterschiedal an das Liliencrons. Wie Liliencron liebte auch Sack die Einsamkeit. Immer wieder lehrte er, auch von Räten aller Art, von seinen Gläubigern bebrüht, nach Schermbek (bei Wesel), seinem Heimatdort, zurück, um, auch hier verachtet und verpöthet, unter Entbehrungen sein Leben hinzukristen.

Es ist wohl natürlich, daß sich dieser leidenschaftliche Dichter, der nur Gift aus seinem Dasein sog, mit Vorliebe einer pessimistischen Weltstimmung hingab. Schon frühzeitig. Prometheuscher Trotz und himmelstürmender Grimm verbanden sich mit dieser düsteren Empfindungsweise und einer Phantastie, die nach dem Urgrund der Dinge forschte und leidenschaftlich den Willen und die Ziele des Unerforschlichen zu ergründen suchte. Byron und Shelley waren Sacks Lieblingsdichter. An den Flug ihrer Phantastie, ihrer Gedanken erinnern namentlich die Jugendgedichte, in denen bereits sich des Dichters geniale Art unmittelbar und überzeugend offenbart. Die bedeutsamen Prometheus-Fragmente lassen schmerzlich erkennen, welch einen mit Schöpferkraft begnadeten Dichter wir mit Gustav Sack verloren haben. Die späteren Gedichte, zumeist in der tiefen Einsamkeit der heimatischen Heide im Laufe von Jahren entstanden, muten an wie eine Flucht erregter seelischer Befenntnisse und Bedrängnisse, eine erschütternde Disharmonie von Klagen und Anklagen gegen Schicksal, Gott und Menschheit in großen tragischen und in grimmsarfassatischen Empfindungen. Gern schildert der Dichter den sich verzweifeln abmühenden, aus bitterer Not schreibenden Dichter:

„In schweigender Verbissenheit
kämpf ich mit eurer Stumpfheit Graus

allständig meine Schlächten aus —
oh! Schmerz durchwühlte Einsamkeit! —“

Dieses wilde, gepeinigste, leidenschaftliche, verzweifeln Menschentum, das sich doch auch in tiefer Versunkenheit oder in düsterer Klage nach Reinheit und Frieden sehnt, das unmittelbar Menschliche läßt diese Lyrik erschütternd lebendig, so ganz anders wahr und echt erscheinen als die ähnliche Erlebnisse behandelnde neueste Dichtung. Und hierin sehe ich den besonderen Wert dieser Gedichte. Gehoben wird diese Unmittelbarkeit durch die hohe Anschaulichkeit, durch das Hineinweben der Natur mit allen ihren Stimmungsreizen.

Und es ist wohl selbstverständlich, daß dieser von Menschen und Gott verlassene Dichter die schwermütigen Stimmungen des Herbstes besonders eindringlich und intensiv veranschaulicht und sie mit dem Grau seiner Seele durchsezt. Vgl. insbesondere den krassen sarfassischen Verzweiflungssehrei „Automnale“.

Hervorzuheben sind die immer wiederkehrenden, leidenschaftlich bewegten Stimmungen, in denen der Dichter das religiöse Weltproblem mit seinem schweren Schicksal in Verbindung bringt. Sie bezeugen erst recht, wie tief Gustav Sack, dieser einst ins Leben hinausstürmende, kraftvolle Mensch, mehr und mehr in einen hoffnungslosen Welt Schmerz verankert, in ihm aber auch eine gewisse Ruhe und innere Berklärung fand. Um das ganz innerliche, ganz rein- und großdichterische Wesen des allzufrüh dahingegangenen genialen Dichters lebendig zu kennzeichnen, teile ich noch eines seiner schönsten Gedichte abschließend hier mit:

Der Findlingsblock

In weiter Heide auf den Hügelwellen
vom Meer der Vorgezeit dünnend aufgeschlagen,
liegt einer der granitnen Gesellen,
die einst der Gletscher Strom ins Land getragen.

Und ob der Himmel ihn mit Schloffen schlägt,
die Sonne brennt, ein Schneefall ihn um-
mauert,

oder ein Waldbrand heulend ihn umsezt,
er liegt und ruht, schweigsam und stolz, und
dauert.

Doch als ich gestern nächstlich vor ihm stand,
schien er mir in der Sterne sahlem Licht
verwandelt, dieser tote Klumpen Sand
in Gottes gramdurchrissenes Angesicht.

Tanzkunst

Von Frig Böhme

Auf dem Gebiet der Tanzkunst erleben wir augenblicklich das Werden einer neuen Entwicklungsphase. Sie begann, nach Anregungen und im Sande verlaufenen Bestrebungen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, mit dem Auftreten der Amerikanerin Isadora Duncan in den neunziger Jahren in Richtung und Zielsicherheit sich zu klären, und hat nun in einer Reihe von Tänzerinnen und teils beschreibenden, teils grundsätzlichen Schriften über Tanzkunst sich soweit zu einer Bestimmtheit durchgerungen, daß man das Neue von dem bisher Bestehenden abzugrenzen instande ist. Allerdings werden diese Abgrenzungen in der breiten Masse des Publikums noch keineswegs klar gesehen, ja zumeist noch nicht einmal gefühlt. Irrtümer, Verwechslungen, Vorurteile spielen infolge der labilen Terminologie der Übergangszeit eine große Rolle, und der eine nennt Tanzkunst, was ein anderer vielleicht mit dem Begriff Tanz, aber niemals mit dem der Kunst in Verbindung bringen könnte. Da das Tanzen allerorten auf der Erde zu einer Art Epidemie geworden ist, glaubt jeder, der halbwegs den Postontanz bewältigt, über Tanzkunst mitreden und urteilen zu dürfen, so daß wir einem Chaos ungeklärter Auffassungen gegenüberstehen, deren Aufhellung nur von Nutzen sein kann.

Will man dem Wesen des Tanzes als künstlerischer Schöpfung näher kommen, so muß man ihn in erster Linie von dem Tanz als Gesellschaftsspiel scheiden. Der Gesellschaftstanz, die kultivierte oder auch entartete Form des Volkstanzes, dient der geselligen Unterhaltung und ist Ausdrucksform der (sonst konventionell eingeengten, im Tanzspiel gelockerten) Beziehungen der Geschlechter zueinander. Er verlangt die Leistung einer bestimmten Anzahl von Fertigkeiten, die als rhythmische Fortbewegung auf der Fläche dem Kunsttanz ähnlich, ihm aber nicht wesentgleich sind, da sie nicht Kunst, sondern Vergnügen bezwecken. Auch bei größerer Kompliziertheit und einer erweiterten Anforderung an die Fertigkeiten der Tänzer, bekommt der Gesellschaftstanz niemals künstlerische Formen, sondern ist lediglich eine Steigerung zur artistischen Leistung.

Ebenso muß man sich vor der Identifizierung von Pantomime, auch in der Form der musikbegleiteten, rhythmisierten

Pantomime und Tanzkunst hüten. Die Pantomime gehört ihrer ganzen Einstellung nach der theatralischen Kunst an, ist stummes Drama. Übersetzung wortgewordener Gedankenreihen in Körpersprache. Sie kulminiert in der charakterisierenden, gedanklich verständlichen Gebärde.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Beziehungen zwischen diesen verschiedenartigen Gebieten vorhanden sind: Tanzkunst verwendet auch rhythmische Fortbewegung und Gebärde. Daß man aber zu einer Verwechslung kommen konnte, liegt daran, daß die alte Tanzkunst, das Ballett, diese dem Tanz als künstlerischer Gestaltung auch eigenen Züge so stark in den Mittelpunkt ihrer Schöpfungen stellte, daß das Wesentliche des Tanzes allmählich mehr und mehr in den Hintergrund trat. Das Ballett hat eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich, die Änderungen und Reformen gezeitigt hat; in den Grundzügen aber ist es sich gleich geblieben. Zurzeit befindet sich das Ballett wiederum in einem reformfreundlichen Zustande. Diese Erscheinung hat dazu verführt, seine Bestrebungen mit denen der neuen Tanzauffassung zu identifizieren und etwa das „Russische Ballett“ als Träger und Ausdruck des neuen Tanzwillens zu erklären. Aber weder das russische Ballett, noch das schwedische, noch auch die Neubildungen, die in Deutschland mit dem Namen Heinrich Kröllers in Verbindung zu setzen sind, stehen auf der Grundlage, die sich kundtut in Tänzern einer Mary Wigman, Gertrud Leistikow, Balesla Gert, Charolotte Vara, Gertrud Falke und anderer, in dem beschreibenden Werk Hans Brandenburgs „Der moderne Tanz“ (München, G. Müller) und in der Schrift des Tänzers Rudolf von Laban „Die Welt des Tänzers“ (Stuttgart, W. Seifert), um die beiden hauptsächlichsten Schriften über neue Tanzkunst zu nennen.

Alle Neubildungen und Formen des Balletts verließen nicht die Grundlage dieser Kunstübung, die ihr von Anfang an eigen war: und auch das, was man in neuerer Zeit einführte, war nicht ein Wachsen der tänzerischen Basis, sondern die Anwendung untänzerischer Hilfsmittel und Anleihen bei anderen Künsten und technischen Errungenschaften, die wohl die Wirkung des Balletts wiederbelebten, das Wesen aber nicht lebend-

kräftiger machen konnten, das über die einmal angefangenen Formen nicht hinauswuchs. Weder malerische Hintergründe, noch Änderung des üblichen Tanzkostüms und Arbeiten mit Lichteffekten änderten das Ballett; ja nicht einmal das zeitweilige Aufgeben des allein zum Spizentanz befähigenden Tanzschuhs und die Versuche, andere als Tanzmusik zum Hintergrund der Tänze zu machen, können als ein Weiterbleiben des Balletts angesehen werden. Das Ballett blieb die Zurschaufstellung schöner, in Grazie und Leichtigkeit bewegter Glieder, es erschöpfte sich in Leistungen technischer Fertigkeiten und verblüffenden Könnens, es war weiches Einschmiegen und Anpassen an die Takte der Musik, es stand in keiner Beziehung zu den Bewegungen und Beweglichkeiten des Lebens, sondern bereitete eine gerstreuende Unterhaltung und einen angenehmen Genuß, den der Alltag sonst nicht zu bieten imlande ist. Das Ballett ist auch in neuem, berauschend schönem Gewande liebenswürdigste Kunstform.

Es ist nicht möglich von dieser Einstellung her dem neuen Tanz verständig nahezu kommen und, wer in der Erwartung derartiger Schaustellungen zu dem Tanzabend einer Tänzerin der neuen Richtung geht, wird sehr enttäuscht sein. Denn die neuen Bestrebungen auf dem Gebiete des künstlerischen Tanzes befinden sich von Anfang an in völligem Gegensatz zu der bisherigen Auffassung. Der neue Tanz ist geradezu geboren aus dem Gefühl, daß das Ballett vermodert, unbillig, unzureichend für die Erfüllung des Begriffs einer selbständigen, auf sich bestehenden Tanzkunst ist. Er kämpft gegen die Gleichsetzung von Kunstfertigkeit und Kunst, von Tänzerischem und Graziösem, von Unterhaltung und Erlebnis. Er stellt vor allem die eine Forderung an das Kunstwerk, daß die Teile nicht vor dem Ganzen da sind, und wendet sich gegen die Annahme, als sei künstlerische Schöpfung gleichbedeutend mit Zusammenfügung von voraussetzungslos vorhandenen Einzelstücken, die auf dem Wege der Übung erlernt wurden. Die unorganische, wenn auch durch kleine und kleinste Modulationen veränderte Wiederkehr des Gleichen, kann ihm nicht den Organismus einer vom ersten Anheben bis zum letzten Sinken harmonisch gewachsenen Schöpfung ersetzen, Künstlichkeit nicht zum Kunstwerk werden. Es versteht sich von selbst, daß diese Ziele nicht von allen, die vorgeben der neuen Auffassung zu folgen, erkannt oder erreicht werden. Aber aus dilettantischen Versuchen unzulänglicher Mitläufer hat man das Recht abzuleiten gesucht, die Minderwertigkeit der ganzen Bewegung zu beweisen. Und wenn auch

nur sehr wenige bisher reine Schöpfungen gaben, — die Notwendigkeit einer Technik wurde von den Verfechtern des modernen Tanzes nie in Abrede gestellt. Allerdings die Notwendigkeit einer Ballettechnik, da man in ihr die Gefahr eines falschen Weges sah. Für den neuen Tänzer gibt es eine Vereilmachung des Materials durch elementare Schulung, durch Vertiefung und Aufdeckung der Probleme körperlicher Bewegung, organischer Folge, rhythmischen Gefüges, körperlicher Reinheit, gebärdlicher Klarheit, kompositioneller Durchdringung und nach all diesem den Schöpfer und sein Werk und für jedes Werk den eigenen, einzelnen, geistlichen Weg, der zu dieser Totalität führt. Jede Schöpfung trägt die Aufgaben technischer Bewältigung von neuem an den Tänzer heran. Form und Inhalt wachsen miteinander, das Leibliche ist Emanation des Geistigen. Mit dieser Rücksicht auf die schöpferische Persönlichkeit wurden der Tanzkunst die neuen, belebenden Ströme zugeführt, die dem Ballett fehlten. Jeder Tänzer trägt das Ausmaß seiner Technik in sich. Es kommt nicht darauf an, daß diese Technik sich in schwierigen Fertigkeiten erweist, das wird von dem Wesen des Schaffenden abhängen. Tänzerinnen wie Gertrud Falke, Gertrud Leistikow, Valerka Gert geben zumeist einfache Formungen und sind dennoch nicht weniger Künstler als Mary Wigman, Edith von Schrend, die eine komplizierte Ausdrucksweise besitzen. Es kommt darauf an, daß ein geschlossen wirkendes Kunstwerk da ist; der Schaffende ist hier kein geschulter Artist, sondern eine Persönlichkeit, die ihre Seele im Tanz ausströmen läßt.

Mit dieser dem Ballett entgegengesetzten Auffassung vom Technischen sind aber die Gegensätze keineswegs erschöpft. Durch die Entwicklung des Balletts zur Ausübung von Fertigkeiten nach den Takt der Musik waren zwei Eigenschaften, die im Begriff der Tanzkunst liegen, verkümmert: die Beziehungen zum Raumlichen und die Priorität des bewegten Körpers beim Tanzkunstwerk. Es ist bezeichnend für das Ballett, daß es in seinem Ringen um eine graphische Niederschrift der Tänze nicht über eine Festlegung der Fortbewegungslinie hinaus gekommen ist. Es ist ferner charakterisierend, daß Heinrich von Kleist in seinem bekannten kleinen Aufsatz über Tanz die Marionette als den vollkommensten Tänzer ansehen konnte. Das uranfängliche Problem des Tanzes, die Auseinanderlegung des rhythmisch-schwingenden Körpers mit dem ihn umgebenden Raum, ist im Ballett nur verkümmert als Schwimmen durch das Dreidimensionale zu finden. Armheben und Armschwingen sind hier nicht Raumprobleme,

sondern durch Gleichgewicht und Schwerkraft hervorgerufene, durch Grazie geglättete, ausdruckslose Automatismen. Die Erkenntnis hat aber der neue Tanz gebracht, daß das tänzerische Kunstwerk im Raume lebt. Tanz ist die aktive Auseinandersetzung der sich in den Körperbewegungen rhythmisch ausdrückenden seelischen Gewalten mit dem Raum in zeitlich verlaufenden Gebilden. Ob der Tänzer diesen Raum als Chaos, Starrheit, Dämonenwelt, als geordnetes Gefüge, als unlebendig, als erfüllt von guten und bösen Mächten empfindet: die Voraussetzung für Tanz ist, daß er den Raum *erlebt*, daß er sein eigenes Wollen und Wünschen, sein Fühlen und Schauen, die in seiner Seele pulsierende Gewalt in das außer ihm hineinzugießen, körperlich zu gestalten sucht. Er sucht sich selbst als Erfüller des außer ihm Waltenden: Tanz ist im Urgrund religiöses Tun. Sehnsuchtsausdruck nach Überschreiten der Ichgrenze. Es ist zu wenig vom Wesen der Tanzkunst erfährt, wenn gesagt wird: Tanzkunst ist der rhythmisch bewegte menschliche Körper. Alle Kunst greift über das Ich hinaus durch die Menschen hindurch in die gewaltenerfüllte Welt, ist Ichgewalt gegen Weltgewalt. Auch die Tanzkunst. Sie steigt in Tiefen, die vor Laut- und Bildwerdung liegen, sie steigt in Höhen, in denen Laut und Bild nicht mehr wirken. Des Tänzers Mission ist: für sich zuerst und damit für die andern das Reich dieser ersten Ursprünglichkeit geistigen Schaffens wiederzugewinnen, das Vorurteil, als sei die Schwingung des Leiblichen nur niederen Erleben zugänglich, durch gestaltende Kunst zu überwinden. Nur so sind Schöpfungen einer Mary Wigman, Charlotte Bara, Gertrud Falkes „Sphinx“ zu verstehen: als das vor aller lautlichen Formulierung in Gedanken und Wort in dem eigenen Körper-Rhythmus sich in den Raum tragende Erleben.

Als drittes Problem, an dem das Ballett vorüberging und mit dessen Lösung der neue Tanz steht und fällt, ist die mit dem Raumproblem in engster Beziehung stehende Priorität des bewegten Körpers. In ihm liegt die neue Einstellung zur Musik

beschlossen. Beim Ballett war der Tanz körperliche Arabeske zur Musik, sie füllte den Raum mit ihren Schwingungen und bedingte die Zweidimensionalität des als Fortbewegung aufgefaßten Tanzes. Für den neuen Tanz ist das Primäre das Raumkunstwerk, für das dann eine begleitende Musik oder ein musikalischer Beigeräusch in engster Anpassung an den Tanz neu zu schaffen oder herzurichten ist. Nicht ohne einen Umweg gelangte man zu dieser Lösung. Man war sich bewußt geworden, daß das Tanzkunstwerk die räumliche Gestaltung eines inneren Erlebens sein müsse. Man suchte nach einer Anregung zu einem solchen Erleben und fand sie trotz der eigentlich ausgesprochenen Einstellung auf das Körperliche in der Musik. Jacques-Dalcroze besonders ist als Urheber dieses Irrwegs anzusehen, der deshalb so gefährlich für das Tanzkunstwerk ist, weil der körperliche Ausdruck in anderen Schwingungen komponiert als der musikalische Ausdruck. Die Musik, die man nun körperlich zu interpretieren suchte, veranlaßte zu unorganischer Virtuosität, zu Bewegungen, zu Phrasen, zu Zeitmaßen, die der Atmung entgegen waren, zu gewiß nicht uninteressanten Schöpfungen (Ingeborg Lacour-Lorup, Valerie Kratina), die aber dem eigentlichen Ziel des Raumbewegungskunstwertes nicht entsprachen. Die Musik zwang wiederum zu einer Hingabe an ein fremdes Element und verdunkelte damit den klaren Weg der Technik. Diese Auffassung ist noch keineswegs restlos überwunden. Als stärkstes Gegengewicht gegen diese falsche Einstellung haben in letzter Zeit einige Tänzerinnen den sogenannten „musiklosen Tanz“ betont und gezeigt (Mary Wigman, Charlotte Bara u. a.). Die Schülerinnen und Schüler von Rudolf von Laban pflegen schon seit langem den musiklosen Tanz und Luserke hat in Widersdorf musiklose Gruppentänze einstudiert. So bestrebtlich den meisten von uns ein Tanz ohne regelrechte Musik auch sein mag, er ist die konsequenteste Auswirkung der Auffassung der Tanzkunst als eigener, selbständiger Kunst und ein Führer aus der Verklabung dieser Kunst durch eine schon bei weitem höher entwickelte andere Kunst.

Bücherchau

Kultur- und Geistesgeschichte

Dr. Franz Meffert, Israel und der alte Orient. Apologetische Vorträge, herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. M.-Glöblich, Volksvereinsverlag G. m. b. H. 1921. Mark 13.—.

Gelehrte und populär geschickte Auseinanderetzung mit den Babel-Bibelfontroversen mit dem Zweck, die religiöse Bedeutung des Alten Testaments vor der Zerlegung durch die moderne Religionsforschung zu schützen.

Felix Riebner, Islands Kultur zur Wikingerzeit. Thule, Altnordische Dichtung und Prosa. Einleitungsband. Verlag Eugen Diederichs in Jena. 1920. Broschiert M. 15.—, geb. M. 25.—.

Gewaltiges nordgermanisches Leben, in Land und Natur wie in die Gesamtheit des wikingischen Zeitalters hineingestellt, erfüllt dieses Buch, das nicht nur als Einleitungsband zu dem einzigartigen Übersetzungswerk „Thule“, sondern auch für sich selbst eine großartige, ebenso bildende wie stimmungsvolle Lektüre ist. Auch ein reiches Ausbildungsmaterial geleitet den Leser durch Islands seltsame Welt.

Friedrich Heiler, Das Wesen des Katholizismus. München, E. Reinhardt. 1920. Brosch. M. 10.—, geb. M. 14.—.

In einem Zeitalter des Katholizierens weiter intellektueller Kreise ist es ein großes Verdienst des rasch bekannt gewordenen Religionsforschers, ein nicht idealisierendes Gesamtbild des Katholizismus zu entwerfen, das in der vornehmen Weite und Versöhnlichkeit der Gesichtspunkte seinesgleichen sucht und dennoch die minder günstigen Seiten nicht schont. Über Heilers eigenes Ideal, eine „evangelische Katholizität“, oder wenigstens über die Ausführbarkeit dieses Ideals mag man skeptischer denken als seine schwedischen Freunde, vor denen er diese Vorträge gehalten hat und deren eigene Reformpläne durch die Trennung Heilers vom üblichen Katholizismus neue Anregungen erfahren haben. Als Bekenntnisschrift eines tiefgebildeten Theologen ist Heilers Buch jedenfalls gleich neben Harnacks „Wesen des Christentums“ zu nennen, mit dem es auch an kritisiertem Reiz wetteifert.

Dr. Maria Fuertß, Die Madonnenverehrung. Eine religionspsychologische Studie. München 1921, Chr. Kaiser. M. 4.—.

Zimmer weitere Kreise zieht der Mut katholischer Autoren zu religionspsychologischer Betrachtungsweise. Man merkt doch an der jüngsten katholischen Literatur, daß die Tage der Modernistenverfolgung Pius X. (vorerst wenigstens) vorüber sind. Die Verfasserin der vorliegenden Studie steht zu ihrem Thema frei und doch positiv; ihr kulturgeschichtlicher Erfahrungsbereich ist noch nicht groß genug zur wirklichen Bewältigung der Aufgabe; aber als erster Versuch darf ihre Leistung anerkannt werden.

Freik Mauthner, Spinoza. Ein Umriß seines Lebens und Wirkens. Dresden 1921, Carl Meißner.

Die Gabe reizvoll funkelnder philosophischer Plauderei ist in Deutschland nicht so verbreitet, daß man sich nicht Mauthners hier in zweiter Bearbeitung ausgegebenen Spinozabüchleins freuen sollte. Der witzige Skeptiker führt freilich weder auf geraden, schlichten Wegen zu einem historischen Begreifen des „Fürsten der Arbeit“ hin, noch ist Mauthners eigener Standpunkt oder Standpunktslosigkeit geeignet, das System Spinozas gedanklich zu durchleuchten. Aber Mauthners Liebe zum „heiligen Spinoza“, seine feste Verflechtung des ganz Persönlichen mit dem sachlich Wichtigen reizt den Leser intensiv zum Weiterdenken, und wäre es auch nur, um den Mauthnerschen Spinoza zugunsten des echten wieder innerlich los zu werden.

Christoph Schreyß, Lessing als Philosoph. 2. Auflage. Frommanns Klassiker der Philosophie. XIX. Stuttgart 1921, Fr. Frommanns Verlag. (S. Kurz.)

Friedrich Jodl, Ludwig Feuerbach. 2. Auflage. Frommanns Klassiker der Philosophie. XVII. Stuttgart 1921, Fr. Frommanns Verlag. (S. Kurz.)

Von den beiden Neuaufgaben der bekannten Philosophenreihe ist Jodls Feuerbach in den Anmerkungen und Textbelegen verbessert, in der Hauptsache aber ebenso wohl ein Neuausdruck wie Schreyßs Lessing.

Fichte. Eine Einführung in seine Schriften. Von Oberschulrat Prof. Dr. A. Meßner. 164 Seiten. Preis geb. M. 6.60, geb. M. 9.60. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. 1920.

Mit Fichte steht es wie mit Dante. Er zieht unwiderstehlich reifere Gemüter zum Lesen an und enttäuscht dann doch bald die

meisten durch die Schwere seines Stils. Darum sind für ihn popularisierende Einführungen geboten; angesichts des tiefen Bedürfnisses unserer Zeit nach Lehrern von der strebenden fortreibenden Kraft Fichtes ist es sogar eine besonders wertvolle Leistung, die Messer hier vollzogen hat. Nachdem schon Medicus und Bauch mit ähnlichen Arbeiten vorangegangen sind, hat Messers besonderes didaktisches Talent der nicht leichten Aufgabe gefällige Form zu geben gewußt.

Ernst Bergmann, *Der Geist des 19. Jahrhunderts*. Jedermanns Bücherei. Natur aller Länder, Religion und Kultur aller Völker, Wissen und Technik aller Zeiten. Abteilung Philosophie. Herausgegeben von Ernst Bergmann. Breslau 1922, Ferdinand Hirt. Kart. M. 12.50, geb. M. 15.—

Mit einer überraschenden Fülle, zugleich Ordnung der Glieder und Kühnheit des Programms springt eine neue Schwesterunternehmung der Götchen, Aus Natur- und Geisteswelt usw. ins Leben. Ihr Wesensmerkmal scheint neben einer originellen und glücklichen Art der Illustrierung vor allem die sorgfältige Vorbereitung der verschiedenen Wissensdisziplinen nach einem Gesamtplan zu sein. Viele zuverlässige Gelehrte sind gewonnen, und wenn dem energischen Verlag der Atem nicht ausgeht, darf man auf eine sehr schöne Gesamtbibliothek rechnen (und dann vielleicht auch eine weniger futuristisch-amerikanische Umschlagszeichnung erbiten!). Der vorliegende Band eröffnet vielversprechend die Reihe Philosophie.

Dr. Friedrich Brie, *Ästhetische Weltanschauung in der Literatur des 19. Jahrhunderts*. Freiburg i. Br. 1921, Verlag von Julius Volke. Preis M. 14.—

Brie unterscheidet zwei Strömungen ästhetischer Weltanschauung, die er von ihren Ursprüngen an verfolgen will. Die eine führt vom deutschen Idealismus über die deutsche Romantik zu Nietzsche, die andere wurzelt in dem französisch-englischen Materialismus bzw. Sensualismus des 18. Jahrhunderts und führt über Peats und Poe, Gautier, Baudelaire zu Oskar Wilde, dem l'art pour l'art usw.

Heinrich Cunow, *Die Marx'sche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie*. Grundzüge der Marx'schen Soziologie. II. Band. 1921. Buchhandlung Vorwärts, Berlin.

In vielfachen Auseinandersetzungen mit früheren Erklärern Marx's aus sozialistischem und bürgerlichem Lager entwickelt der Sozialdemokrat Cunow ein Gesamtbild der Marx'schen Gedankenwelt, der sowohl in eingehender Gelehrsamkeit wie in der nicht genügenden Unterscheidung zwischen dem geschichtlichen und dem heutigen Wert der Marx'schen Theorien ein echtes Produkt der Partei-Schule ist.

D. Dr. Hermann Schwarz, *Über Gottesvorstellungen großer Denker*. Sechs Hochschulvorträge. (Philosophische Reihe Herausgegeben von Dr. Alfred Berner. 12. Band.) München 1921, Köfl u. Cie. Geb. M. 16.—

Wider den Atheismus und wider den Dogmatismus. Wider die, welche Gott nicht finden, wie wider die, welche ihn in einerlei Gestalt fest zu besitzen wähnen. Der Greifswalder Philosoph, der die theologische Dokormwürde trägt, führt den Leser durch den Wandel der Weltbilder zeitlich vom griechischen Polytheismus bis zu Hegner und Nietzsche, gedanklich vom kosmologischen zum erlebten Gott. Der Ulfker

Wir veröffentlichen demnächst zwei Artikel: „Lenin“ von Geheimrat Kleinow, ein Niederschlag aus Untersuchungen, die der Verfasser zur Vorbereitung einer Studienreise nach Sowjet-Rußland vorgenommen hat. Wir hoffen, unseren Lesern im nächsten Quartal eine Reihe von Berichten über die Studienreise vorlegen zu dürfen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a. Fernruf: Sägew 6610.
Verlag: R. F. Kochler, Abteilung Grenzboten, Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 4. März 1922

Nummer 9

Die Ausbreitung des deutschen Volkes

Von Fritz Kern

III. Neuere Zeit

Mehrfach hatte die ältere und mittlere Zeit die Erfahrung bestätigt, daß Ausbreitung nur durch Siedelung Dauergewinn bringt, aber auch nur dort, wo Staat und Kultur das Expansionswert der Wirtschaft rechtfertigen und stützen. Die Neuzeit fand nun das deutsche Volk in einer solchen Zerrissenheit, daß an völkische Ausbreitung überhaupt nicht mehr zu denken war. Der Rückgang der Volkszahl und die Zerstörung der Wirtschaft im Dreißigjährigen Kriege schuf innere Neubesiedelungsaufgaben genug. Staatliche wie wirtschaftliche Expansionskraft war auf geeinte, staatlich zielbewußte Nachbarländer, Erben und Nutznießer des deutschen Niederganges, wie Frankreich, England, Niederlande oder Schweden übergegangen, und wenn französisch-schwedischer Raub an deutschem Boden auch mangels organisatorischer Kraft nicht zur eigentlichen Entdeutschung der annectierten Reichsgebiete führte, so war doch ringsum ein Stillstand des deutschen Wachstums selbstverständlich. Durch den Ausfall Deutschlands und auf seine Kosten wuchsen ihm die anderen über den Kopf. Seinen Handel hatten die Machtstaaten des Westens an sich gerissen. Nicht weniger brüden aber als die wirtschaftliche Tributpflicht, in welche die Deutschen gegenüber den fremden Beherrschern des Welthandels und der deutschen Ströme geraten waren, empfanden es die Patrioten im 17. — 18. Jahrhundert, daß auch die Propaganda der überlegenen Kultur auf die weltpolitisch führenden Westmächte übergegangen war. Englische und französische Kultur gaben den Ton an, seit die englische und französische Macht, und ihnen zur Seite die junge russische Macht die neu zu erschließenden Gebiete der Erde an sich zogen.

Einige Menschenalter nach dem Abschluß des Dreißigjährigen Krieges hatte Deutschland wieder Überfluß an Menschen. Bei sich zu Hause konnte es den Zuwachs nicht unterbringen, denn es fehlten noch die Voraussetzungen zur Schaffung einer Industrie, die neuen Menschen neue Nahrung gäbe. So wanderten wieder Scharen von Deutschen aus. Aber es war kein bewaffnetes Volk mehr, das zur Landnahme auszog. Die russische Zarin oder die Königin von Ungarn ließ sich Züge deutscher Landhungeriger als Pioniere bäuerlicher und

handwerklicher Kultur aus dem güterarmen, menschenreichen Land des Fleißes und der Genügsamkeit kommen. Aus der herrischen germanischen Volkswanderung war die Auswanderung demütiger Kolonistengemeinden geworden. Sie gingen dem deutschen Vaterlande verloren, blieben aber dort im Osten einem freilich isolierten und geistig verkümmernenden Deutschtum bis heute erhalten, weil die Völker des Ostens die an Kultur und rasch wachsendem Wohlstand ihnen überlegenen, raslos vorwärts strebenden Siedler nicht assimilieren konnten. Zwei Millionen deutscher Kolonisten haben im Weltkriege auf den Ruf des Zaren gehorft gegen Deutschland gedient. Sie gaben der russischen Armee Kernsoldaten, wie das ältere deutsche Baltikum Generale und Stabsoffiziere. Sie pflegten das Andenken an die Heimat ihrer Vorfahren in ihrem deutschen Gemüt und wurden doch Nägel zum Sarge unserer Macht.

Der Kolonist war nicht der einzige Auswanderer. Deutsches Kriegerblut verdingte sich seit den Tagen des Niederganges mittelalterlicher Kaisermacht immer häufiger in den Sold fremder Kriegsherrn. Kaum eine Schlacht auf der Erde ist in neueren Zeiten ausgefochten worden, bei welcher nicht deutsche Reisläufer, Abenteurer oder Auswanderer auf irgend einer Seite ihre „Pflicht“ taten.

In den letzten hundert Jahren vor dem Weltkriege wurde Amerika das Lieblingsziel der individuellen deutschen Auswanderung. Die Vereinigten Staaten allein haben in diesem Zeitraum über fünf Millionen deutscher Einwanderer gezählt, die durch Arbeitsstüchtigkeit, Kinderreichtum, Zähigkeit ein Hauptfundament der heutigen Macht, Volkszahl und wirtschaftlichen Suprematie der Vereinigten Staaten geworden sind. Im amerikanischen Bürgerkriege haben die Deutschen durch ihre soldatischen und Führereigenschaften den Sieg der Nordstaaten, damit die Zukunft des Angelsächsentums und der nordamerikanischen Weltstellung erringen helfen, und deutsch war noch die Umgangssprache in so mancher frischen Stern- und Streifenkompagnie und Batterie, deren Überzahl 1918 die erschöpfte Armee des Deutschen Reiches in die Defensive trieb. Die Menge der deutschen Einwanderer des 19. Jahrhunderts und ihrer Nachkommen ist in der Union größer als die Zahl der angelsächsischen Einwanderer des gleichen Zeitraumes und ihrer Abkömmlinge*). Trotz ihrer Masse aber, trotz viel Heimatliebe und allerlei Familienbeziehungen zum Mutterlande haben diese zersplitterten deutschen Auswanderer nur das Weltreich der Angelsachsen miterbauen helfen, einerlei, ob sie in britische oder in Unionsgebiete abwanderten. Nach wenigen Menschenaltern verliert sich der ausgewanderte Deutsche in der angelsächsischen Sprache und Kultur, die ihn im Gegensatz zu den östlichen Kulturen als ebenbürtig umfängt. Und selbst der Auswanderer erster Generation gewöhnt sich meist rasch jene Empfindungsweise an, die den Satz prägte: „Deutschland ist meine Mutter, aber Amerika meine Frau.“ Der italienische Arbeiter oder der Kuli, der in der Fremde arbeitet, kehrt mit dem Verdienst in die Heimat zurück; der deutsche Aus-

*) Das Verhältnis ist etwa 5 deutsche zu etwa 7 englischen und irischen Millionen Einwanderern, doch sind unter den letzteren sehr viele Iren, so daß die Zahl der nicht-angelsächsischen Einwanderer allein aus Deutschland, von den zahlreichen romanischen usw. Einwanderern ganz abgesehen, die der angelsächsischen Einwanderer weit übersteigt. Deutsche und Iren sind aber auch kinderreicher als die Angelsachsen.

wanderer wurzelt an der neuen Arbeitsstätte fest, dient dort zum Teil wohl noch eine Stellung dem deutschen Außenhandel als Stützpunkt; noch mehr aber dient er dem neuen Vaterlande, sich selbständig zu machen und die Methoden deutscher Wirtschaft und Technik sich anzueignen.

In Südamerika erhielt sich der deutsche Urwaldpionier, wenn auch nicht seinem Vaterlande, so doch dem Deutschtum, ähnlich wie in Rußland, und noch günstiger, weil hier eine Feindschaft des Adoptivvaterlandes gegen die alte deutsche Heimat nicht drohte. Die Massenauswanderung Deutscher nach Brasilien wurde aber 1859 durch das von der Seydtsche Reskript gehemmt. Es war eine echt deutsche, unpolitisch fürsorgliche Maßregel. Man glaubte im damaligen Deutschland, daß für das individuelle Fortkommen der auswandernden Landeskinde in Nordamerika besser gesorgt sei als in Brasilien, und deshalb lenkte man den Auswandererstrom in das angelsächsische Bett! Ohne Rücksicht auf das endliche Schicksal Deutschlands und des Deutschtums behütete man nur die Individuen, die Deutschland auf seine Kosten großgezogen und mit den Gaben der Kultur und Arbeitsamkeit ausgestattet hatte, um sie als fertige Kräfte (die Regamsten, Tüchtigsten wanderten aus!) fremden, ja in Zukunft feindlichen Völkern zu deren Entwicklung zu schenken. Der deutsche Einwanderer ist überall als hochwertige Arbeitskraft, als wirtschaftliches Aktivum willkommen; er wird von den Eingeseffenen freilich auch beneidet und verfolgt wegen seines raschen Vorankommens, aber da er sich bereitwillig mit geringer staatlicher Selbstbehauptungskraft (die ihm das Mutterland nicht mitgeben konnte) in das neue Land einfügt, wird er keinem Land dauernd zur Last; manchen, wie zum Beispiel Rumänien, das trotz französischem Firnis ohne Deutsche niemals ein Staat geworden wäre, der sogar mit Deutschland Krieg führen konnte, brachten wir die entscheidenden Lehren zur Kultur, ohne daß freilich irgendwo Dankbarkeit dem deutschen Schulmeister lohnte.

Noch zehn Jahre, nachdem Bismarck das Deutsche Reich gegründet hatte, wanderten 200 000 Deutsche jährlich allein nach den Vereinigten Staaten ab. Dann aber begann sich im geeinten, mächtigen, durch Bismarcks Schutzpolitik geschützten Vaterland die Industrie zu entwickeln, welche endlich den Volksüberfluß einbehalten konnte. An Stelle der Auswanderung in fremde Länder wuchs von Jahr zu Jahr die Abwanderung vom Land in die Großstadt, von der Landwirtschaft in die Fabrik, und Deutschland begann Waren zu exportieren statt Menschen. Vor dem Weltkrieg nahm Deutschland alljährlich fast um eine Million Menschen zu, und diese wachsende Bevölkerung bedeutete keine Verlegenheit, sondern einen Reichtum. Allerdings brachte das atemraubend rasche Anschwellen großstädtischer Bevölkerung kulturelle und politische Gefahren; es machte uns auch durch die Möglichkeit des Hungerkrieges strategisch noch verwundbarer, als Mitteleuropa ohnedies ist. Aber wir wurden unter dem Schutz des endlich errungenen Staates eine wirtschaftliche Weltmacht. Der Anlauf der Gasse wurde ein zweites Mal begonnen, und diesmal durch ein einiges Volk. Freilich war die Erde in der Hauptsache schon unter die älteren Weltmächte aufgeteilt, aber wir gewannen noch in Afrika und in Australien Rohstoffkolonien, zum Teil auch Siedlerland, das allein in Deutschostafrika etwa 10 Millionen Deutschen Kolonistenmöglichkeit bieten konnte, falls einmal wieder eine stärkere Auswanderung ein-

geleht hätte, und diese Siedler wären dann nicht nur kulturell, sondern auch staatlich dem Mutterland erhalten geblieben. So vereinigten wir endlich alle Voraussetzungen eines Herrenvolkes: Macht und Kultur, Welthandel und genügend Land unter eigener Herrschaft, für alle Volksgenossen. Auch begann sich die ausgesprochene binnenländische Einstellung des deutschen Volkes seewärts zu weiten. Dem Handel folgte die Handelsflagge über alle Meere. Seit 1895 überwog wieder die deutsche Flagge die ausländischen im Hamburger Hafen, und dieser strebte zum ersten Hafen des Festlandes auf.

Imperialistisch wie die Ausbreitung der Briten, Franzosen oder Russen war die unsrige nicht, denn nirgends suchten wir andere Kulturvölker oder deren Teile zu beherrschen. Daß wir mit wiedererlangter Freiheit uns die in den Jahrhunderten der Ohnmacht von Franzosen, Polen, Dänen und Schweden entriffenen deutschen Landesteile zurückgeholt hatten, war eine Selbstverständlichkeit (Elsaß, Deutschlothringen, Westpreußen, Schleswig-Holstein, Pommern). Die einzige nicht deutsche Provinz, die wir hinzunahmen, war Posen, das andernfalls den Russen gefallen wäre und unter preußischer Herrschaft erst zu einem Kulturgebiet erblühte.

Die anderthalb Menschenalter von 1870 bis 1914 sind der einzige Abschnitt deutscher Geschichte, in welcher die deutsche Ausbreitung in gesunder Vereinigung aller Faktoren vor sich ging. Sie bedrohte niemanden, aber sie reizte durch das wunderbar rasche Gedeihen unseres friedlichen Fleißes die älteren, imperialistischen Machtsysteme, die sich nur unter Zurückstellung ihrer sonstigen Meinungsverschiedenheiten zeitweilig auf die Einkreisung des mitteleuropäischen Volkes zu verständigen brauchten, um uns die Lebensluft zu rauben. Jäh hat der Weltkrieg alle Voraussetzungen deutscher Ausbreitung zerstört. Die Zukunft liegt in schwerem Dunkel, in welchem allein die gleichzeitige Notlage Rußlands, das deutscher Arbeit zum Wiederaufbau nicht entbehren kann, einen schwachen Lichtstreif Hoffnung sendet. Wird aber Deutschland auf seiner zu engen Scholle, die nun rings durch militärische Zwingherren ummauert ist, Mittel und Wege finden, daß nicht abermals sein Bevölkerungszuwachs ihm selbst verloren gehe und Feinde stärke?

Viele Millionen Deutscher dienen tatsächlich heute feindlichen Staaten und fremdem Volkstum. Das deutsche Urvolk verschwendet sich noch immer leicht im trügerischen Gefühl unverfleglicher Kraft, wie es sich in der Völkerwanderung, wie es sich in der friedlichen Auswanderung der neueren Jahrhunderte verschwendet hat. Die Einzelnen suchen Nahrung und finden sie auswärts dank den deutschen Volkseigenschaften leicht; das Deutschtum aber gibt sie ab, es versteht nicht, sein Wachstum organisch sich selber anzugliedern. So wird die Rasse, die neben den Chinesen wohl die größte Gesamtleistung in kolonialisatorischer Ausbreitung vollbrachte, immer erneut nach Abtrennung der Außenglieder auf den schmalen, aber lebensvollen Rumpf des Mutterlandes zurückgedrängt.

Bürokratie!

Von Regierungsbaurat Alfred Bach

Bei dem Finanzelend, in dem sich Deutschland seit dem Novemberzusammenbruch 1918 in unaufhörlichem Fortschreiten befindet, haben in den jüngst vergangenen Wochen zwei innere Erscheinungen alle Gemüter lebhaft bewegt. Das sind die neuen Beamtenbesoldungszahlen und das Kreditangebot der Industrie. Die neuen Gehaltsforderungen scheinen uns finanziell noch mehr zu belasten, während das Angebot der Industriedreihilfe einen Ausweg zum Aufstieg, zur Gesundung unserer Finanzen sein will. Was auf der einen Seite den Beamten gegeben wird, soll auf der anderen Seite durch die Forderung der Industrie nach Reform der Verwaltung in die richtigen Kanäle volkswirtschaftlich geleitet werden. Hier begegnen sich Industrie und Beamte auf gleichem Boden, beide wissen genau, daß eine Reform unserer Verwaltung, die nach Art kaufmännischer Betriebsführung nicht den Wert auf dauernde Überkontrolle, sondern auf produktive Auswertung der Arbeitskraft legt, dem Reiche ungezählte Millionen erhalten wird. Aber die Reform darf nicht auf dem Verordnungswege von oben erfolgen, wie das jetzt noch immer beliebt ist, sondern muß nach Gehör auch der Vorschläge von unten, vor allem nach Prüfung und Besprechung solcher Vorschläge erfolgen.

Die deutsche Beamenschaft scheidet sich im großen in zwei Lager, auf der einen Seite die rein formalverwaltungsmäßige, juristisch-kameralistische Denkweise, auf der anderen Seite die kaufmännisch-wirtschaftlich technische Denkweise. Die erste verfügt noch, dank ihrer längeren Lebensdauer im Staat, über die Macht, sie stellt die sogenannte Bürokratie dar, die andere, welche vor allem im Privatleben groß geworden ist, ist im Staat noch nicht zu gebührendem Einfluß gelangt, kämpft und ringt heiß, um auch im Staate technisch-wirtschaftlicher Denkweise zum Durchbruch zu verhelfen — leider wieder einmal ohne Erfolg, wie in nachstehendem im besonderen noch nachgewiesen werden soll.

Im Jahre 1919 wurde, dem Reichsschatzministerium nachgeordnet, die 3. Abteilung der Landesfinanzämter gegründet, welcher neben dem Verpflegungs-, Bekleidungs- und Unterkunftsweesen der Reichswehr noch die Verwaltung der reichseigenen Liegenschaften zugeteilt war. Für letztere Zwecke bestanden Reichsvermögensämter und -stellen, erstere geleitet durch einen höheren Techniker (Regierungsbaurat). Anfänglich herrschte starke Reibung in diesen Ämtern, weil früher — bei der alten Heeresverwaltung — gleichgeordnete Stellen zusammengefaßt und einem höheren Techniker unterstellt wurden. Diese Reibungen wurden überwunden, die Verwaltung hat sich nach und nach gut eingepiekt, technisch wirtschaftliches Verwalten siegte über die formale Bürokratie. Daß natürlich hier und da Verfaller eingetreten sind, ist bei der großen Anzahl der Beamten, die wahllos übernommen wurden, kein Wunder. Schwieriger war das Arbeiten mit der btr. Abteilung III der Landesfinanzämter, diese waren, aus den alten Intendanturen hervorgegangen, zu stark mit Beamten im Verhältnis der nachgeordneten Stellen besetzt und mußten daher durch Anforderungen von Tabellen, Nachweisungen usw. dauernd für Beschäftigung sorgen. Wenn diese Abteilungen etwa auf ein Drittel der Kopfszahl eingeschränkt worden wären, wenn in diesen der Techniker und nicht der meist rein formalistisch denkende ehemalige Intendanturbeamte gefeßen hätte, so wäre noch erfpriesslicher gearbeitet worden als schon geschehen ist.

Nun erscheint unterm 29. Oktober 1921 eine Verfügung des Reichsschatz- und Reichsfinanzministeriums, genannt „Umstellung der Reichsschatzverwaltung“, die den Sieg reiner Bürokratie bedeutet und dem Reiche viele Millionen kostet. Durch diese genannte Verfügung vom 29. Oktober wird diese mühsam geschaffene Einrichtung zerschlagen, eine reine Liegenschaftsverwaltung und eine reine Bauverwaltung geschaffen, erstere unter vorwiegend juristischer, letztere unter tech-

nischer Leitung. Die formale Bürokratie hat einen Sieg errufen, sehr zum Nachteil des deutschen Steuerzahlers. Und gerade die Industrie, die solche Verhältnisse am besten beurteilen kann, sucht für die Verwaltung ihrer Liegenschaften und den Bau in den Fachzeitschriften Techniker. Soweit allgemein!

Nun zum Zahlenmäßigen, um die Verschwendung an menschlicher Arbeitskraft, an Beamten zu zeigen. Greifen wir einmal zwei Landesfinanzämter heraus: Königsberg und Leipzig. In Königsberg sitzen im Landesfinanzamt für die zukünftige Liegenschaftsverwaltung 6 höhere (juristische usw.) und 24 mittlere Beamte; diese führen die Dienstaufsicht über 25 mittlere Beamte im Lande, also jeder Beamte unten hat einen Aufpasser oben, dazu noch 6 höhere Beamte. In Leipzig 3 höhere und 13 mittlere als Aufsicht über 13 mittlere im Lande. Das heißt produktive Arbeit und Reform der Verwaltung! Dieses Verhältnis ist fast das gleiche im ganzen Lande; es stehen rund 95 höhere und 383 mittlere Beamten der L. F. A., also zusammen 478 Beamte, rund 582 im Lande gegenüber, also beinahe wieder auf jeden Kopf ein Aufsichtsbzw. Kontrollbeamter. Die große Zahl der Unterbeamten lasse ich dabei ganz aus dem Spiel. Wohin käme die Industrie, wenn hinter jedem Arbeiter, Werkmeister, Buchhalter, Betriebsleiter wieder ein solcher zu Kontrollzwecken stände? Im Landesfinanzamt Leipzig z. B. wird jetzt die Verwaltung der Liegenschaften in Abt. C von einem höheren und vier mittleren Beamten versorgt. Das Arbeitsgebiet mindert sich in Zukunft noch mehr ab, das Heereswesen ist bereits in Wegfall gekommen, die Angelegenheiten der Landespolizei sollen dem Vernehmen nach Sache der Länder werden, trotzdem lauten die neuen Forderungen auf drei höhere (juristische usw.) und 13 mittlere Beamte. Rechnet man einmal ganz bescheiden für diese 95 + 383 + 582 Beamten ein Durchschnittsgehalt von 30 000 Mark, so ergibt sich eine Jahresausgabe von rund 29 Millionen Mark.

Nebenher gründet man 85 Reichsbauämter, dazu Bauabteilungen in den 26 Landesfinanzämtern. Ich bin nun aus eigener Erfahrung der Ansicht, wenn jedes Reichsbauamt, das dann in Zukunft Reichsbau- und Liegenschaftsamt heißen könnte, mit je einem Verwaltungsbeamten fürassenwesen und einem für Liegenschaften besetzt würde, so wäre der Bedarf zunächst gedeckt. Weiterhin soll man ruhig noch die Bauabteilungen der L. F. A. mit 4 mittleren Beamten besetzen, die nur für die Liegenschaftsverwaltung arbeiten sollen. Endlich soll man für große Orte usw. noch 104 mittlere Liegenschaftsbeamte bestellen, dann wären an Stelle der geforderten 960 nur 400 Beamte erforderlich, welche bei entsprechender Auswahl die Arbeit leisten würden. Das Reich würde noch rund 18 Millionen an Gehältern ersparen. In den L. F. A. wäre ein juristischer Beamter nebenher als Justitiar für die Bau- und Liegenschaftsabteilung tätig. Finanzämter, Landespolizei, Versorgungsämter hätten alle die Liegenschaften zu verwalten, die sie allein benutzen. Die übrig bleibenden 560 Beamten gingen restlos in der Verwaltung der Steuern, Zoll- und Versorgungswesen auf. Diese Ämter arbeiten mit einer großen Menge von Privatangestellten, die besser der produktiven Tätigkeit in ihren früheren Berufen zurückgegeben werden könnten, ohne arbeitslos zu werden, und die Behörden selbst erhielten einen erfreulichen Zuwachs an guten Beamten. Da die freiwerdenden Angestellten annähernd gleiche Besoldung erhalten, würden weitere 18 Millionen erspart. Die neue Regierungsmaßnahme, dieses Sieg der kräftesten Bürokratie über allen Fortschritt, über technisch wirtschaftliches Denken kostet dem Reich jährlich 36 Millionen Mark.

Hoffentlich nehmen unsere Reichstagsboten allerParteianschattierungen diese neue Regierungsmaßnahme unter die Lupe und helfen insofern beim Aufbau, daß sie solche Anordnungen wirtschaftlich prüfen. Sonst fließen unsere letzten Mittel alle durch dasselbe Loch, sonst wird im Volke immer mehr das Bewußtsein gestärkt, daß der Beamte nur Selbstzweck und nicht Mittel zum Zweck ist.

Napoleonische Zeit im Rheinland

Von Dr. Alfred Karll

Die französische Propaganda bemüht sich krampfhaft, den Rheinländern vorzureden, wie glücklich sie unter der napoleonischen Herrschaft gewesen seien. In Wahrheit hat die Begeisterung für die Franzosen etwa derjenigen entsprochen, wie sie heute unter den Rheinländern herrscht; das heißt sie war ziemlich gleich Null. Das erkennt man deutlich, wenn man sich lediglich an die Tatsachen hält, die ein klares Bild ermöglichen. Ich habe in eingehenden Studien Gelegenheit gehabt, die einwandfreiesten Quellen, nämlich die französischen Verwaltungsakten zu durchforschen. Gerade dort sollte man doch Nachweise für eine franzosenfreundliche Stimmung der Bewohner finden. Aber man sucht danach vergeblich. Dagegen stößt man auf eine gründliche amtliche Wache, die mit ganz raffinierten Mitteln die Einwohner bearbeitet, um künstliche Kundgebungen für Napoleon zu erpressen. Sehen wir uns diese Wache einmal etwas näher an:

Wenn die französische Regierung Anordnungen trifft, die wirtschaftlich eine schmerzliche Operation für die Bevölkerung darstellen, müssen Adressen an Napoleon die Freude über diese Vivisektion kundtun. Da es niemand einfallen wird, aus sich heraus solche Kundgebungen loszulassen, hilft die Regierung künstlich nach. Streng vertraulich (außer dem Maire darf niemand davon erfahren) wird den Gemeindevorständen klar gemacht, daß alle bedeutenden Gemeinden mit Eifer die Gelegenheit ergriffen hätten, ihre „Gefühle“ auszudrücken. Die als Vorbild hingestellten Gemeinden hatten diesen Eifer freilich erst gezeigt, als der Präfekt sie dazu angehalten hatte. System Schneeballkollekte! Vorsichtshalber gibt man der sanften Aufforderung gleich ein Inhaltsverzeichnis bei, was die Adresse enthalten soll. Manchmal kleidet man die Adressenbestellung wenigstens in eine verbindliche Form und tut so, als ob dabei von Freiwilligkeit die Rede sei. Manchmal läßt man auch die Maske fallen und wendet einfach die Befehlsform an. Der Präfekt teilt dem Minister des Innern mit, er werde es so einrichten, daß die Guldbigungsadressen an jedem Tage der Woche nach Paris abgehen würden! Amüsant ist die Komödie, die sich die hohen französischen Beamten selbst vorspielen müssen.

Als nach der Konvention Yorks bei Lauroggen die Sage bedenklich zu werden droht, erscheinen, wie überall sonst, plötzlich auch im Noerdepartement „wie durch Zauber“ mehr als 500 berittene, bewaffnete, ausgerüstete Jäger, die vor Eifer brennen, für Napoleon zu kämpfen. Wenn man in die Akten blickt, ändert sich freilich das Bild ganz erheblich. Der Präfekt wendet sich an die Verwaltungsbeamten und tut so, als ob das, was er erst erzeugen will, bereits vorhanden sei. Die Einwohner können es angeblich kaum erwarten, sich für Napoleon zu opfern. Deshalb sei es Pflicht jeder Gemeinde, „die edlen Anstrengungen“ des Kaisers mit Energie zu unterstützen. Daher sei beschloffen, dem Kaiser ein Korps von berittenen Jägern anzubieten, die aus eigenem Antriebe (!) von den Gemeinden geliefert würden. Die Maires müssen nun wieder Adressen einreichen mit diesem sogenannten freiwilligen Anerbieten; sie sollen den Präfekten bitten, dies dem Kaiser zu unterbreiten mit der Bitte, er möge es gnädig aufnehmen. Der Höhepunkt der Wache wird dadurch erreicht, daß man den armen Maires dieses „Gelöbnis“ aufzwingt und dann den Spieß noch umdreht. Es wird den Gemeinden, die mit der Lieferung im Rückstand sind, vorgehalten, sie hätten ja aus eigenem Antriebe dem Kaiser Pferde und Reiter angeboten, insolge dessen

selen sie nun auch verpflichtet, das Ihrige zu tun, um Ihren Verpflichtungen nachzukommen! Natürlich hat niemand Lust, sich für die Franzosen zu opfern; man weicht erst der Gewalt, als man keinen anderen Ausweg mehr weiß.

Schon diese wenigen Proben werden genügen, um das ganze System zu kennzeichnen. Derartige Beispiele lassen sich natürlich in größerer Zahl beibringen. Auch damals fanden die Franzosen in den Rheinlanden kaum anständige Beute, die geneigt waren, sie zu unterstützen. Sie versuchten deshalb, heruntergekommene Personen deutscher Abkunft für ihre Zwecke auszunutzen. Eine Kölner Adresse rührt zum Beispiel von einem Düsseldorfer Professor her, der wegen Sittlichkeitsverfehlungen seinen Posten dort verloren hatte und nun versuchte, mit Hilfe der Franzosen in Köln eine Stellung zu erbetteln.

Was sonst seitens der napoleonischen Regierung an Bedrückungen der Bevölkerung geleistet wurde, läßt sich hier mit wenigen Worten nicht wiedergeben. Einen guten Einblick in die Art, wie die Drangsalierung in den Rheinlanden durchgeführt wurde, bekommt man aber, wenn man zum Beispiel den Schriftwechsel des Unterpräfekten in Köln durchliest, der den früheren Bürgermeister von Silgers in Köln zwingen muß, seinen Sohn in eine Militärschule nach Frankreich zur Erziehung zu senden. Es werden alle Register von Überredung und Zwang aufgezogen, bis die Drohungen so deutlich werden, daß der Vater nach vier Monaten endlich nachgeben muß, um sich und seine Familie nicht dem Außersten aussetzen zu lassen.

Die wohlhabenden Kreise, denen man die Daumschrauben am stärksten ansetzen kann, weil man ihre Existenz zu vernichten vermag, müssen knirschend nachgeben und schweigen oder heucheln. Das gewöhnliche Volk dagegen macht offenkundig seinem Unmut Luft. In Köln wird zum Beispiel der Wagen der Frau eines hochgestellten französischen Beamten am hellen Tage auf offener Straße angehalten und sie muß rufen: Hoch der Kaiser von Rußland! In derselben Stadt nennt man ein geheimnisvolles Lokal, wo man sich versammelt, um auf die Franzosen zu schimpfen, bezeichnend den „Kremi“; sogar unmittelbar unter den Fenstern des Kommandanten von Köln ertönten Hochrufe auf den Kaiser von Rußland, und bei Beginn des Krieges gegen Preußen wird in Aachen die weiße marmorne Napoleonbüste in der Nacht mit geschwärztem Öl begossen. Als die Verbündeten später sich dem Rhein nähern, wird in Aachen alles rebellisch und man reißt schleunigst die französischen Schilder ab. Die Zollbeamten werden überfallen und halb tot geschlagen, die neuen Baumpflanzungen der Franzosen am Rhein zerstört. Dem General Raison schneidet man ebenfalls die Bäume ab, besudelt die Schlagbäume an seiner Besetzung und tötet seinen Wildbestand. Den Maires, welche die französischen Anordnungen durchführen, zünden die Einwohner die Häuser an; den Geistlichen, welche die von den Franzosen verbotenen Kirchenfeste nicht feiern, wirft man Steine mit Drohbrieffen in die Fenster. Sammlungen, die von den französischen Behörden veranstaltet werden, haben trostlose Ergebnisse. Bei den Besuchen Napoleons in Düsseldorf und Köln regnet es Absagen der zur Bildung einer Ehrengarde Aufgeforderten und der zum Empfang des Kaisers Eingeladenen. Die vorgeschügten Hinderungsgründe sind geradezu bei den Haaren herbeigezogen. Ein Bild aus jener Zeit stellt den von Heine nachher so gepriesenen Empfang Napoleons in einer Form dar, daß man über die Gefühle der Einwohner gar nicht im Zweifel sein kann. Teilweise wendet man sich absichtlich weg, um den Kaiser überhaupt nicht zu sehen. Was über die begeisterte Volksstimmung bei diesen Besuchen amtlich berichtet wird, wird man richtig einzuschätzen wissen, wenn man liest, daß die Illumination durch die Polizei verboten wird und daß sich zum Beispiel in Düsseldorf die Einwohner zwangsweise vor ihren Häusern aufstellen müssen, weil man befürchtet, sie seien „von ihrem Glück so benommen“, daß sie diese vom Kaiser gewünschte Rundgebung sonst unterlassen würden!! In Aachen fiel die Beleuchtung trotzdem sehr mäßig

aus und auch die Gefinnung in Köln war dem Kaiser bekannt geworden, sodaß er sehr verstimmt war. Man darf sich daher nicht wundern, daß unmittelbar nachher sowohl der Racherer Präfekt, als der Kölner Unterpräfekt Opfer der kaiserlichen Ungnade wurden und ihre Plätze räumen mußten.

An den Haupttoren der Kölner Zollverwaltung werden andauernd Schmähsplakate gegen Napoleon angeschlagen. Sobald man sie abreißt, klebt ein anderes an der gleichen Stelle. In den Wirtshäusern werden drohende Reden gegen die Franzosen gehalten. In den Theatern kommt es zu Ruhestörungen, sodaß man ein ganzes Gendarmereiaufgebot ins Theater schicken muß. Daß trotz des starken Druckes der Franzosen überall noch so viele Kundgebungen gegen jene stattfinden, ist der beste Beweis dafür, wie sehr es in der Bevölkerung gährte. Gegen eine Regierung, die irgendwie beliebt ist, benimmt man sich doch wesentlich anders.

Viele Dinge, die man bisher als Zeichen der französischen Gefinnung der Rheinländer angesehen hat, wie zum Beispiel die zahlreichen Napoleonbilder, zeigen sich in einem ganz anderen Licht, wenn man die französischen Geheimakten näher ansieht. Es wurden nämlich zwangsweise allen Maires und Gemeinden Bilder und Büsten Napoleons geliefert. Der Geschäftssinn der Bonapartes hatte diese Lieferungen sehr zweckmäßig mit dem Vertrieb der Erzeugnisse der Marmorbrüche in Carrara verbunden, die Napoleons Schwester gehörten. Die Büsten und Statuen des Kaisers, die dort hergestellt waren, wurden in Form eines regelrechten Abzahlungsgeschäftes den armen Gemeinden aufgedrängt, und zwar mit Beteiligung des Präfekten, der gewiß sein Möglichstes für den Absatz tat. Das waren freilich andere Denkmäler, als dasjenige, welches A. W. Schlegel Napoleon in den nachstehenden Versen errichtet hat, die sicher der Stimmung des überwiegenden Theils der rheinischen Bevölkerung damals vollkommen entsprachen.

Napoleons Monument auf dem Berge Genis

Zuerst müßt Ihr von zehnmal Hundert Tausend Schädeln
Der Vaterländischen für ihn gebliebenen Edeln
Ein schaubervolles Denkmal bauen;
In dessen Mitte groß in Stein gehauen
Der größte Tiger mit gekröntem Haupt
Ein Lamm in seinen ausgestreckten Klauen
Wonach sein wilder Blutdurst schnaubt.
Rings um die Knochenwand im schauerlichen Kreis
Laßt dann von Witwen Mark und ausgepreßtem Schweiß
Zehn Tausend düstre Lampen brennen,
So wird die Nachwelt ihn auch ohne Inschrift kennen.

Arbeitsdienstpflicht

Von Geh. Bergrat Prof. Dr. Curt Gagel

Nach dem Versailler Schand„frieden“ haben wir außer Elsaß-Lothringen nicht nur zwei von unseren wichtigsten landwirtschaftlichen Überschußprovinzen: Westpreußen und Posen fast völlig verloren, unsere konsumierende Großstadt- und Industriebevölkerung aber restlos behalten, wir haben auch aus den abgetretenen Landesteilen noch eine große Anzahl Rückwanderer ins verbliebene Reichsgebiet zurückbekommen — der Erfolg ist, daß uns jetzt für 3—4 Monate notwendige Lebensmittel fehlen! Diese fehlenden Lebensmittel haben wir nach wie vor aus dem Ausland gekauft, aber nicht wirklich bezahlen können, da wir erstens auch nicht annähernd mehr die nötigen Gegenwerte durch unsere Industrie erzeugen und da wir zweitens den größten Teil des Ertrages unserer Industrieexportes zur Beschaffung der Devisen für die Erfüllung unserer „Reparations“verpflichtungen verwenden mußten. Der Erfolg dieser Tatsachen ist, daß die schwebende, ungedeckte Reichsschuld sich jetzt auf auf 245 1/2 Milliarden Mark beläuft und daß unsere Papiermark deswegen nur noch 2,29 Pfennige Wert hat! Mit dieser wertlosen Papiermark müssen wir die uns fehlenden 2 Millionen Tonnen Brotgetreide im Ausland so sinnlos teuer bezahlen, daß für die „Verbilligung“ des Brotes, das auf die Brotarten abgegeben wird (und das notabene doch noch 7,80 Mark kostet) im Wirtschaftsjahr 1921/22 16,4 Milliarden Mark Reichszuschuß erforderlich sein würden! Jetzt aber nach Cannes fällt der Reichs„verbilligungs“zuschuß fort und das Brot wird also um 75 Prozent teurer! Da mit dem Stillstehen der Banknotenpresse aber nun auch alle Gehaltsaufbesserungen, Teuerungszulagen, Lohnerhöhungen usw. der staatlichen und städtischen Arbeiter aufhören, so sind die notwendigen Folgen nicht schwer zu erraten — wir stehen vor einer unerhörten Teuerung und den schwersten revolutionären Erschütterungen, denn unsere Arbeiter haben immer noch nicht begriffen, daß die Folgen eines verlorenen — und so unglaublich sinnlos und vernichtend verlorenen — Krieges nicht verkürzte Arbeitszeit und verminderte Produktion sein können, sondern vermehrte Arbeit sein müssen, wenn wir nicht verhungern und das satanische Wort Clemenceaus von den „vingt millions de trop“ wahr machen wollen. Das sind die dürrn, erwiesenen Tatsachen, denen wir ins Auge sehen müssen.

Im Dezember hat nun der Reichsausschuß der Deutschen Landwirtschaft als dringendstes Gebot der Stunde und als das einzige, was uns noch retten kann, die möglichste Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion durch Intensivierung der Betriebe und deren Erhöhung auf hzw. Steigerung über ihrer alte Ertragsleistungsfähigkeit, sowie durch möglichste Urbarmachung und Kultivierung des noch in Deutschland vorhandenen Odlandes und Unlandes bezeichnet.

Wir haben im Deutschen Reich nach amtlicher Statistik mindestens 3,7 Millionen Hektar Odland und Unland, also soviel wie eine große preußische Provinz, davon reichlich 1 1/2 Millionen Hektar Mooröderland, das wegen übergroßer Masse keine Erträge liefert (ich nenne nur die riesigen Moore in Ostfriesland und Oldenburg, im Havelländischen Luch usw.) und über 2 Millionen Hektar Sandöderland (Heide), das aus dem umgekehrten Grunde, wegen zu großer

Erodenheit, Fehlen einer „bindigen“ Ackerkrume und Fehlen an Pflanzennährstoffen, bisher nicht bebaut wurde. Vor dem Kriege ging es uns zu gut, da brauchten wir uns mit diesem Unland nicht abzuquälen — jetzt müssen wir es tun, wenn wir nicht zum erheblichen Teil verhungern wollen!

Durch die großen Moorkulturgenossenschaften, zum Beispiel die Nordersehn-Genossenschaft in Ostfriesland, und durch die Anlage der großen elektrischen Überlandzentrale im Oldenburger Wiesmoor ist schon eine beträchtliche Menge Moor-Obland in Ackerland verwandelt worden. Daß das Obland, die Heide, ebenfalls mit sehr gutem Erfolge kultivierbar ist, durch intensive Bemergelung, durch Überfahren mit dem fast überall im Untergrunde vorhandenen Gesehiehemergel oder Tonmergel, wodurch eine „bindige“, nährstoffreiche Ackerkrume geschaffen wird, hat sowohl der dänische Heideverein gezeigt, der seit 1864 seinem Vaterlande mitten im Frieden eine neue Provinz erobert hat durch Kultivierung der endlosen, früher ganz sterilen Heiden in Süd- und Westjütland; aus eigener Kraft, ohne staatliche Unterstützung! — das hat ebenso das Meliorationsbureauamt Schleswig bewiesen, das seit 1871 in Schleswig-Holstein auf diese Weise 180 000 Hektar Obland oder ganz trauriges, fast ertragloses Ackerland in sehr ertragreiches Kulturland verwandelt hat.

Außer den amtlich als Obland geführten 3,7 bis 3,8 Millionen Hektar gibt es in Deutschland noch 1 bis 1½ Millionen Hektar sogenannte Bauernheiden, die auch nur mit einem ganz trostlosen Kiesernanflug bestandenes Unland sind und die auf die oben beschriebene Weise der intensiven Mergelung ebenfalls in Ackerland verwandelt werden können.

Wir haben also schlecht gerechnet 5 Millionen Hektar = 20 Millionen Morgen Obland, die kulturfähig sind und schlecht gerechnet 150 Millionen Zentner Roggen beziehungsweise 750 Millionen Doppelzentner Kartoffeln liefern könnten, also über und über genug, um unser Volk über alle Ernährungsnöte hinwegzubringen und uns vom Ausland ganz unabhängig zu machen.

Im Frieden hat in Schleswig-Holstein die Melioration bzw. Urbarmachung von 1 Hektar Obland 180—225 Mark gekostet — rechnen wir bei den jetzigen Preisen für den Hektar 4000 Mark, was gewiß nicht wenig ist, so erfordert die Urbarmachung von 5 Millionen Hektar Obland 20 Milliarden Mark, also erheblich weniger, als wir bisher für das amerikanische Brotgetreide seit 1918 bezahlt haben.

Die Arbeitskraft, die wir zur Urbarmachung unserer Obländereten brauchen, haben wir reichlich jetzt schon im Lande zur Verfügung und werden sie bald noch sehr viel reichlicher haben; wir müssen sie nur richtig ausnutzen und uns endlich zu der allgemeinen Erkenntnis durchringen, daß wir ein Volk sind, dessen sämtliche Glieder auf Gedeih und Verderb unauflöslich miteinander verbunden sind, daß wir alle bis zum äußersten arbeiten müssen, wenn wir dem drohenden allgemeinen Verderben entgehen wollen, daß wir eine allgemeine Arbeitsdienstpflcht für diese Zwecke brauchen!

Der Gedanke einer allgemeinen Arbeitsdienstpflcht an Stelle der uns von unseren Feinden rücksichtslos genommenen Wehrpflcht ist seit dem Novemberzusammenbruch schon vielfach in der Presse erörtert worden von den verschiedensten Parteien — irgend ein greifbarer Erfolg ist bisher nicht erzielt worden! Unsere hemmungslöse Schuldenmacherei hat uns bisher den Ernst der Lage nicht zu Bewußtsein kommen lassen! Dagegen hat Bulgarien, das durch Balkankrieg und Weltkrieg ganz besonders schwer gelitten hat, sich kurzerhand und ohne viele langatmige Erörterungen zu einer Tat aufgerafft, und hat seit über einem Jahr die allgemeine Arbeitsdienstpflcht eingeführt!

Jeder Bulgare ist vom zwanzigsten Lebensjahre ab auf zwölf Monate arbeitsdienstpflichtig, und jedes bulgarische Mädchen vom sechzehnten Lebensjahre ab sechs Monate lang! Der Erfolg dieser Tat hat die kühnsten Erwartungen übertroffen — in der Zeit seit Inkrafttreten des Gesetzes haben 700 000 junge Bulgaren je zwanzig Tage lang ihrer Arbeitsdienstplicht genügt und haben dadurch eine Menge der wichtigsten Kulturarbeiten geleistet, die, nach dem üblichen Tagelohn berechnet, dem Staat über 700 Millionen Lewa gekostet hätten, also bei der Finanzlage des Bulgarischen Staates ohne die Arbeitsdienstplicht einfach unausführbar gewesen wären^{*)}. Es sind dadurch folgende besonders wichtige Arbeiten zustande gekommen: Erbauung eines mehrere Kilometer langen Dammes bei Russe gegen Überschwemmungen, zahlreiche wichtige Arbeiten im Interesse öffentlicher Gesundheitspflege in der Hauptstadt Sofia, Trockenlegung und Urbarmachung der großen Sümpfe in der Umgegend von Karnobat, wodurch diese bisher besonders von Malaria heimgesuchte Gegend völlig saniert und eine sehr erhebliche fruchtbare Ackerfläche gewonnen ist, Wiederherstellung von Schulen und öffentlichen Gebäuden, Bau- und Wiederherstellung von Brücken, Straßen und Chauffeen und Wiederherstellung zahlreicher anderer Kriegsschäden usw.

Alle diese Arbeiten sind ausgeführt ohne einen großen militärischen oder sonstigen Zentralisierungsapparat, gegen den die Entente sofort Einspruch erhoben hatte, meistens von den lokalen Behörden und durch die Einwohner der betreffenden Bezirke, und nach anfänglicher Opposition wegen der Neuheit des Gedankens ist jetzt jedermann stolz auf diese nationale Errungenschaft, seitdem die überraschenden Erfolge sichtbar und greifbar in die Erscheinung treten!

Die Sache geht also! und wir Deutsche, die wir uns so viel zugute tun auf unser besonderes Organisationstalent, haben nun alle Ursache, dieses uns gegebene glänzende Beispiel nachzuahmen und für uns nutzbar zu machen. Statt der Wehrpflicht mit der Waffe gegen den äußeren Feind müssen wir jetzt eine Wehrpflicht mit dem Spaten gegen Unterernährung und sonstige Verelendung unseres Volkes einführen!

Die Anfänge, an die diese allgemeine Arbeitsdienstplicht anknüpfen kann, sind bereits vorhanden in den Organisationen der Gruppen von Arbeitslosen, die bei und nach der Demobilisierung zum Beispiel von Major Humann, von Hauptmann Schmude und so fort ins Leben gerufen sind, um den Arbeitslosen in Bergwerksgebieten usw. Arbeitsgelegenheit und gleichzeitig Siedlungsmöglichkeiten zu gewähren; diese Organisationen von Arbeitslosengruppen haben sich bisher glänzend bewährt und es sind hervorragende Erfolge damit erzielt worden.

Wenn wir in derselben Weise die sehr bald immer zahlreicher werdenden Arbeitslosen organisieren und zu den notwendigen Kulturarbeiten für die Urbarmachung unserer großen Obländereien zusammenschaffen, nicht gegen die jetzigen unerschwinglichen Tagelöhne, sondern gegen Unterkunft, Verpflegung und einen kleinen Sold zur Beschaffung des Notwendigsten, sowie gegen die Berechtigung, von dem urbar gemachten Obland später einen Anteil für Kleinsiedlung bzw. Gartenland zu erwerben, so wird an Stelle und mit den Mitteln der jetzigen ganz unproduktiven Arbeitslosenfürsorge sehr bald ein wirkliches Kulturwerk geleistet werden, von dem wir schnell die Früchte ernten werden. Es muß unsern Arbeitern nur mit aller Deutlichkeit der

^{*)} Die Arbeitsdienstplicht in Bulgarien! von Dr. D. Dossoff, Bgl. bulgarischem Geschäftsträger in Berlin und Gesandten in Wien.

furchtbare Ernst der Lage begreiflich gemacht werden, daß dieses ihr Anteil an dem Reichsnotopfer ist, daß bisher die Besitzenden allein getragen haben, daß wir ohne schleunigste Vergrößerung unserer landwirtschaftlichen Anbaufläche tatsächlich sehr bald vor der blanken Hungersnot stehen, deren Folgen die Arbeiter am meisten zu tragen haben würden!

Ein großer Teil unserer Tiefbaufirmen ist jetzt schon lange beschäftigungslos und ihr ganzer Gerätepark rostet und verkommt ungenutzt, weil bei den jetzigen Stundenlöhnen keine rentierende Arbeit mehr möglich ist — ungezählte Millionen bzw. Milliarden sind ganz nutzlos und unproduktiv ausgegeben für Arbeitslosenunterstützung. — Wären wir statt all der Reden und Erörterungen unter Ausnutzung dieser beiden Faktoren dem Arbeitslosen- und Ernährungsproblem ebenso tatkräftig zu Leibe gegangen, wie die Bulgaren, so wären wir jetzt schon ein großes Stück weiter und hätten statt der ganz nutzlos verausgabten Arbeitslosenunterstützung schon viele Tausende Hektar Kulturland geschaffen, zum mindesten in der unmittelbaren Umgebung von Berlin (Havelländisches Buch usw.) und hätten hier ertragreiches Gartenland. Diese Organisation der künftig dienstpflchtig zu machenden Arbeitslosen ist geschehen und kann weiter geschehen unter ganz einwandfreien Formen, gegen die die Entente keinen Einspruch erheben kann, da die Einrichtung keinen militärischen Zweck hat, sondern nur eine Maßnahme gegen die Arbeitslosigkeit und die immer unerträglicher werdende Teuerung bzw. Hungersnot ist. Hat die Einrichtung sich zunächst bewährt und ist erst ein merkbare Erfolg in der Schaffung von fruchttragendem Kulturland, von Siedlungs- und Heimstättenland erzielt worden, und ist so die Möglichkeit gegeben, diejenigen unter den so beschäftigten Arbeitslosen, die nach ländlicher Herkunft oder persönlicher Eignung als Kleinfielder in Frage kommen, dort anzusiedeln und seßhaft zu machen, so kann in Anknüpfung und im Ausbau der so geschaffenen Organisation allmählich die allgemeine Arbeitsdienstpflcht jedes jungen Deutschen eingeführt und durchgeführt werden. Außer der Urbarmachung der rund 5 Millionen Hektar Odland und Unland harren noch so viele Kulturaufgaben in Deutschland dringlichst der Lösung, daß es für absehbare Zeit an Arbeitsgelegenheit für diese Arbeitsdienstpflchtigen ganz gewiß nicht fehlen wird.

Das wertvollste an der allgemeinen Arbeitsdienstpflcht dürfte aber das ethische Moment sein, die Möglichkeit, durch die gemeinschaftliche Arbeit aller Volksgenossen — ob arm oder reich — Klassenhaß und Klassenvorurteile zu zerstören, das gemeinsame Volksgesühl wieder herzustellen und unserer Jugend das Pflichtgefühl und die Auffassung wieder beizubringen, daß Arbeit — körperliche Arbeit an der Wiederherstellung des Vaterlandes — die gemeinsame Pflicht aller Volksgenossen ist, daß bevor der Mensch Rechte (Wahlrecht!) beanspruchen darf, er zunächst einmal Pflichten gegen die Allgemeinheit erfüllen muß.

Das amerikanische Credo

Von H. L. Mendon, Baltimore

(Fortsetzung aus S. 8)

IV.

Amerikas Demokratie

Ich muß noch einmal betonen, daß ich all diese Tatsachen nicht im Zorn und auch nicht aus Tadelssucht, sondern mit vollkommener Gelassenheit, lediglich als beschreibender Soziologe berichte. Dieser Gemütszustand findet nur wenig Verständnis in Amerika, wo alle menschlichen Regungen durch Leidenschaftlichkeit gesteigert werden und sogar so düstere Wissenschaften wie die Paläontologie, die Pathologie und die vergleichende Sprachforschung durch Vaterlandsliebe und andere heftige Neigungen stark gefärbt werden. Der typisch amerikanische Gelehrte leidet furchtbar unter der Rationalkrankheit: er schwebt in dauernder Angst. Entweder fürchtet er, daß irgend ein Käsehändler aus dem Kuratorium seine Entlassung beantragt, weil er eine Ansichtspostkarte von Prof. Dr. Scott Nearing bekommen hat, oder daß irgend ein verschmitzter, schurkischer Deutscher oder Franzose seine Mogeleyen entdeckt und anzeigt. Entweder macht er sich Sorgen, daß der Ausländer ihn hereinlegen will, oder daß irgend ein Konkurrent, dessen Frau liebenswürdiger gegen den Rektor der Universität oder der beliebter bei den College-Athleten ist, ihn um die Privatdozentur bringen wird. Auf allen Seiten von Befürchtungen geplagt, macht er sich durch einen bekannten psychologischen Prozeß — in Hornesausbrüchen Luft. Was er sagen will, spricht er in ärgerlich rollenden Worten aus, wie ein Regier eine kampfluftige Kirchenhymne anstimmt, wenn er nachts an einer medizinischen Klinik vorbeigehen muß. Kurzum, er betont seine Korrektheit mit Geschrei.

Während des Krieges, zu einer Zeit, in der besonderes Mißtrauen und infolgedessen besonders gefährliche Situationen an der Tagesordnung waren, wurde von dem Eifer — die Gesinnungstreue durch Mut zu bekunden — sehr stark Gebrauch gemacht. So gab einer der bedeutendsten amerikanischen Zoologen ein Werk heraus, in dem er zuerst die deutsche Benennung einer Spezies für verständnislos, lügenhaft und gotteslästerlich erklärte und sich dann allmählich zu der Behauptung verstieg, daß jeder Amerikaner, der in eine Scheibe Kinderbrust mit Meerrettigsauce hineinbeißt, der hinter geschlossenen Fensterladen nach dem „Simplizissimus“ schielt, oder seinen Kindern einen Hampelmann kauft, der in Deutschland fabriziert worden ist, ein Staatsverräter und ein geheimes Werkzeug der Wilhelmstraße ist. Ebenso haben amerikanische Pathologen und Bakteriologen Professor Ehrlich ungefähr für einen Quacksalber erklärt, den Krupp zur Vergiftung von Amerikanern eigens gebungen hat; sie haben ihren frommen Schauder vor dem verstorbenen Professor Koch dadurch bekundet, daß sie in ihren wissenschaftlichen Abhandlungen jede unumgänglich notwendige Anerkennung seiner Verdienste geflissentlich unterdrückten. Zuguterletzt kam noch die ganze, aus „zweitausend amerikanischen Historikern“ bestehende Schar, die von Herrn Creel aufgeboten worden war, um auch die Volkstheorie in die neue amerikanische Geschichtslehre einzuweißen, — eine Theorie, welche die Revolution als die beslagenwerte Ruhestörung eines sonst glücklichen Familienlebens darstellt, die von deutschen Intriganten vorzüglich angezettelt worden war. Diese Schar erreichte den Siedepunkt der sittlichen Entrüstung, als sie die berühmten Siffon-Dokumente, — zum widerlichen Entzücken ihres englischen Verfassers — mit ihrem Beifall beschenkte.

Wie gesagt, ich bin von jener himmelanstrebenden Leidenschaftlichkeit frei und muß daher meine Beobachtungen in der trockenen, phantastischen, unbewegten

Art vorbringen, — als wäre ich ein Zahnarzt, der seinem Patienten einen Zahn zieht. Man kann mich sogar, ohne Übertreibung, einen Gefühlsibloten nennen. Meine Krankheit ist ein angeborener Verdacht, daß mein Nebenmann letzten Endes recht, oder wenigstens zum Teil recht haben könnte. Im vorliegenden Falle ist es nicht meine Absicht, die eben geschilderte Methode der Umgehung aller wichtigen Fragen zu rügen, — ich will sie lediglich erwähnen. Tatsache ist, daß sie bestimmte, ganz unvertennbare Vorteile hat und vermutlich in einem demokratischen Staatswesen unvermeidlich ist. Man vertritt allgemein den Standpunkt, daß für die Wohlfahrt der Demokratie die Redefreiheit unerlässlich ist. Aber ich lege keinen Wert auf dieses Dogma. Im Gegenteil, es gibt ersichtliche Gründe, die dafür sprechen, daß die Redefreiheit für eine Demokratie gefährlicher ist, als für jedes andere Regierungssystem. Und zweifellos sind diese Gründe, wenn auch nur unbewußt, die Triebfeder für die ganz ungewöhnliche Kollektion der während der Kriegszeit gegen literarische Neuererscheinungen erlassenen Unterdrückungsmaßregeln. In einem demokratischen Staate ist es die Hauptsache, daß das Verbleiben der führenden Männer am Ruder von der Billigung der Volksmehrheit abhängig ist. Während sie praktisch ihr Amt ausüben, sind sie leider theoretisch fast vollkommen unverantwortlich, aber ihre Amtsdauer ist gewöhnlich eine so kurze, daß sie stets einer nahe bevorstehenden Prüfung ihrer Tüchtigkeit gewärtig sein müssen. Und so wird die Art, wie sie von ihrer Macht Gebrauch machen, auch wenn sie diese Macht in vollem Maße innehaben, meist stark durch die Furcht beeinflusst, daß sie abgeurteilt und an die Luft gesetzt werden können. In neuerer Zeit ist tatsächlich das Dogma entstanden, daß sie zu allen Zeiten die Verantwortung zu tragen haben und auf jeden Umschwung in der Volksstimmung, unbekümmert um ihre persönlichen Neigungen, eingehen müssen. Es hat sich sogar die Gewohnheit herausgebildet, sie in aller Form durch die sogenannte Überfufung zu strafen. Das bedingungslose Ergebnis besteht darin, daß ein Staatsbeamter in einem demokratischen Staate verpflichtet ist, während seiner gesamten Amtsdauer Rücksicht auf den Volkswillen zu nehmen und nicht darauf rechnen darf, irgend einen eigenen, als solchen erkennbaren Plan zur Ausführung zu bringen, wenn die Plebs dagegen aufgehetzt worden ist.

Die Schwierigkeit dieses Systems besteht nun darin, daß der Mob nicht auf dem Wege der Logik, sondern gefühlmäßig zu seinen Schlussfolgerungen kommt, und daß er über alle öffentlich zur Entscheidung stehenden Fragen, — mit Ausnahme einer ganz geringen Minderheit, — immer unzureichend und ungenau unterrichtet ist. So fängt er, — von geschickten Demagogen und Böbelpropheten angeführt, — feiß leicht Feuer. Und da die Hezer nur von der Hoffnung beseelt und geleitet sind, die derzeitigen Staatsbeamten herauszugraulen und das Amt für sich zu gewinnen, so muß jeder Beamte sie unvermeidlich als Feinde und ihre Lehren als eine Aufforderung zum Umsturz der rechtmäßigen Regierung betrachten. Und diese Auffassung ist nicht nur selbstsüchtig. Sie enthält in der That eine ganz gesunde Logik, denn es ist eine Eigentümlichkeit der Sinnesart des Volkes, daß es stets am bereitwilligsten dem Gehör gibt, — was an sich das Blödsinnigste ist, — daß sie von zwei gegnerischen Führern dem folgt, der den kürzesten Verstand besitzt und die meisten klingenden, inhaltlosen Worte macht. So muß der Beamte, wenn es ihm gestattet sein soll, seine Obliegenheiten in einer annähernd freien und angenehmen Form zu erfüllen, Maßnahmen gegen diese Neigung zu sinnlosen Angriffen treffen.

Dazu bieten sich sogleich drei Möglichkeiten: erstens Maßregeln gegen die Böbelpropheten zu ergreifen, indem man sie als Verräter bloßzustellen sucht und dadurch den Böbel gegen sie aufbringt, — mit einem Wort, ihnen ihr verfassungsmäßiges Recht auf Redefreiheit durch Strafparagrafen entzieht. Zweitens: eine Verbindung dieses Systems mit einem zweiten Versuch, der darin besteht, das ganze Land durch ein Aufgebot von Zeitungsagenten, Chautauquaus und anderen

derartigen Irrlehrern mit amtlichen Nachrichten zu überschwemmen. Drittens: die Pöbelpropheten mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, ihre Einwirkung auf das Gefühlsleben durch noch stärkere Einflüsse zu beantworten und ihre unklaren Beschwichtigungsreden durch noch unbestimmtere und besänftigendere Phrasen zu überbieten.

Seit den Anfangstagen der Republik sind diese drei Systeme in Wirksamkeit gewesen. Die alten Föderalisten wandten die beiden ersten Systeme mit solcher Ausdauer an, daß der damalige Pöbel schließlich auffässig wurde. Alle drei sind inzwischen von Dr. Wilson bis zur denkbar höchsten Vollendung ausgebaut worden, von einem Manne, der so unerschütterlich an seinen Moralbegriffen festhält, daß dieser Treue höchstens die glänzende Geschicklichkeit gleichkommt, mit der er jedes Vorurteil und jede Schwäche des kleinen Mannes auszubenten versteht. Aber so hoch- und vielseitig begabte Männer gibt es nicht alle Tage. Im allgemeinen ist das Oberhaupt eines demokratischen Staates ipso facto nicht der tüchtigste Pöbelprophet in seinem Lande, sondern nur einer der tüchtigsten. Vielleicht wäre er unter annehmbaren Bedingungen imstande, es mit jedem einzelnen Nebenbuhler aufzunehmen, aber nur selten kann er sich mit der ganzen Meute, oder auch nur mit einem größeren Rudel messen. Um ihn von dieser Schwierigkeit zu befreien, und somit die unaufhörlichen sinnlosen Angriffe des Pöbels zu verhüten, müßte allen anderen Pöbelpropheten ein Hindernis in den Weg gelegt werden. Das geschieht am nachdrücklichsten durch Einschränkung der Redefreiheit, die mit Paragraphen anfängt und allmählich die Form und Wirksamkeit nationaler Sitten annimmt. Gerade auf diesem Entwicklungswege sind diese Beschränkungen in den Vereinigten Staaten herausgebildet worden. In den ersten Jahren der Republik, als gesetzliche Bestimmungen entstanden, wurden sie teilweise wieder aufgehoben, aber alles, was eine verständige Grundlage besaß, blieb als Gewohnheitsrecht bestehen.

Man kann nicht verkennen, daß sogar Dr. Wilson trotz seiner gewaltigen Begabung für das dritte, oben erwähnte System, während seiner zweiten Amtsperiode in eine üble Lage geraten wäre, wenn er nicht auch die beiden anderen Methoden angewandt hätte. Stellen wir uns einmal vor, daß im Sommer 1917 in den Vereinigten Staaten die unbedingte Redefreiheit an der Tagesordnung gewesen wäre! Die Post wäre mit sozialistischen und pazifistischen Schriftstücken überschwemmt worden, jede Straßenede hätte ihren kreischenden Winkelredner gehabt. Die Zeitungen hätten durch ihr Angstgeschrei sogar das Himmelsgewölbe ins Wanken gebracht, und die allgemeinen Gewissensbedenken wären zur Volksrauferei ausgeartet. Angesichts dieser aus Furcht und unsinnigem Gewäsch gemischten Sündflut hätte die deutsche Propaganda überhaupt die Hände in den Schoß legen können; vermutlich hätten sich ihre Werkzeuge zum großen Teil durch ihr verhältnismäßig maßvolles Benehmen verdächtig gemacht und wären als Agenten der amerikanischen Munitionspatrioten gelyncht worden. Denn man darf nicht vergessen, daß der Pöbel sich bestimmt nicht zu dem hingezogen fühlt, der die verständigste Logik und die vornehmsten Ziele vertritt, sondern zu dem, der den größten Lärm schlägt. Und ohne die künstlichen Hilfen eines großen und vielgestaltigen Zeitungsentenkonzerns, ohne die Befugnis, jeden besonders rührigen Widersacher ohne weiteres einzusperrn, wäre selbst der Präsident der Vereinigten Staaten außerstande, die ganze Zunft niederzubrechen.

Es muß selbst dem fanatischsten Anwalt der Redefreiheit einleuchten, daß es in Kriegszeiten von höchster Wichtigkeit ist, jede derartige innere Schreckensherrschaft hintenanzuhalten. In einer so schwierigen Lage muß man mit aller Energie eine einheitliche Politik verfolgen, was offenbar unmöglich wäre, wenn die Volkskreise ohne Sinn und Verstand von einem falschen Messias zum anderen übergehen und der Regierung immer ihren neuesten Götzen aufdrängen wollen. Wenn man nun vielleicht auch den Sozialisten, die durch eine Art Lynchgesetz zum

Kerker verurteilt worden sind, weil sie von ihren einfachen verfassungsmäßigen Rechten Gebrauch machen wollten, wenn man vielleicht auch den Nazisisten, die von Böbelhaufen unter Führung von Regierungsagenten — geteert und gefedert worden sind, wenn man möglicherweise auch denen, die aus Gemissensbedenken Opposition gemacht haben und im Militärgefängnis durch Hunger und Prügel zu Tode gemartert worden sind, — wenn man diesen Leuten auch vielleicht ein paar Tränen nachweint, so muß man doch die unbedingte Notwendigkeit dieser barbarischen Strafen einsehen.

Die Opfer waren zumeist Narren, die an Märtyrer-Zwangsvorstellungen litten; es war ihr ausgesprochener Wunsch, sich für den „höheren Zweck“ zu opfern. Diese Sehnsucht wurde erfüllt, zwar nicht in der von ihnen erhofften Form, aber doch in einer Art, die jedem unparteiischen Zuschauer ein Gefühl tiefer, wenn auch etwas beschämender Befriedigung gewährt haben muß.

Eine Republik hat hauptsächlich den Volkspropheten zu fürchten, der seine Sache so führt, daß er die prächtigen Theorien, welche dem geltenden Regierungssystem zugrunde liegen, auf die reale Wirklichkeit überträgt. Er ist viel gefährlicher als der wirkliche Revolutionär, der neue, oder wenigstens für den Mob neue Gedanken mitbringt und deshalb die angeborene Abneigung der unteren Volksschichten gegen jede Neuerung überwinden muß. Aber der Weltverbesserer, der in einem demokratischen Staate seine Sache auf die Grundfäße stützt, auf denen die Demokratie beruht, hat ein leichtes Spiel. Das Volk ist mit ihnen vertraut und brennt darauf, sie praktisch verwirklicht zu sehen.

Der verstorbene Cecil Chesterjon zeigt uns in seiner wohl durchdachten „Geschichte der Vereinigten Staaten“, wie Andrew Jackson auf diesem Wege zur Macht gelangte. Jackson war, wie er sagt, schlechthin ein so harmloser Mensch, daß er die erhabenen Dogmen der Unabhängigkeitserklärung ohne jedweden kritischen Zweifel entgegennahm und „tatsächlich so handelte, als wenn sie bare Münze wären“. Die Erscheinung eines solchen Mannes, so berichtet er weiter, war für die politischen Aristokraten etwas Entsetzliches. Sie selbst predigten natürlich diese Lehren Tag für Tag und wählten sie zur Grundlage ihrer gesamten Politik, — aber sie gingen doch nicht so weit, daß sie ihre Theorien wirklich zur Tat werden ließen. Als Jackson nun von den Bergen herabstieg, dieselben tönenden Worte sprach und noch das feierliche Gelübde hinzufügte, diese Lehren wahr zu machen, — als er so zu ihnen herniederfuhr, da entriß er ihnen ihre Donnerkeile, vernagelte ihre Geschütze und hatte sie nach kurzem Kampfe abgetan. Die Sozialisten, die Fanatiker der Redefreiheit, die Gegner der Wehrpflicht und des Militarismus und andere ähnliche demokratische Maximalisten aus den Jahren 1917 und 1918 waren im wesentlichen nichts anderes, als eine neue, gewaltige Diversifikation von Jackson. Die Sache, der sie dienten, beruhte auf Grundgedanken, die von allen guten Amerikanern für recht befunden und von den höchsten Staatsbeamten dauernd aufs neue bestätigt wurden. So war es höchst wahrscheinlich, daß sie, wenn es ihnen nicht verwehrt wurde, sich beim Publikum ein williges Ohr zu erschmeicheln, schnell eine Stimmenmehrheit zusammenbringen und auf diese Weise die Leitung der Dinge in die Hand bekommen würden. Um die damals schwebenden großen Unternehmungen zum guten Ende zu führen, wurde es notwendig, alle diese Unheilstifter mundtot zu machen, und so geschah es! — Dieses Vorgehen war natürlich theoretisch eine Verletzung ihrer herkömmlichen Rechte und daher theoretisch unamerikanisch. In der Tat sprach die ganze Theorie zugunsten der Opfer. Aber der Krieg ist keine geeignete Zeit für Theorien, und ein Mann, der über eine Kriegsmacht gebietet, wird sich nicht auf Unterhandlungen einlassen.

(Fortsetzung folgt)

Die Welt

Von B. H. Brodes

Den schönen Bau der Welt sieht, leider! jedermann
Durch seiner Leidenschaft verkehrtes Fernglas an,
Das alles, nur nicht sich verkleinert und entfernt,
Durch welches man nur sich allein vergrößern lernet.

Dem Kaufmann kommt die Welt nur bloß als ein Kontor,
Als eine Wechselbank, als eine Messe, vor.
Voll Hoffnung zum Gewinn: voll Sorg und Furcht für Schaden
Denkt er, die Erde sei ein großer Kaufmannsladen.

Ein Alexander glaubt, es sei der Kreis der Welt
Nichts, als ein großer Platz, nichts als ein weites Feld,
Bequem sich mit dem Feind, darauf herum zu schlagen,
Und eben groß genug um seinen Thron zu tragen.

Es ist dem Handwerksmann, der auf der Werkstatt schwigt,
Die Werkstatt seine Welt, die er für sich besitzt.
Er braucht des Schöpfers Bild, den Geist zusammt den Sinnen
Zu nichts als Käse, Brot und Branntwein zu gewinnen.

Scheint ein Gelehrter nicht, die Erde, die so schön,
Als einen Bücher-Schrank, tiefinnig anzusehen;
Den er mit neuen teils, und teils mit alten Grillen
In allerlei Format, gehalten sei zu füllen.

Ein Advokat, der nichts als drehen und schmälen kann,
Sieht bloß, als ein Gericht, den Kreis der Erden an.
Die Menschen teilt er ein, die besten sind Klienten,
Und zwar die Seinigen, die andern Delinquenten.

Ein Arzt beschaut den Kreis der Welt als ein Spital
Ihn kränkt der Menschen Wohl, er lebt von ihrer Qual:
Sein Zweck (ob seine Kunst gleich zu was Edlers führet)
Ist: wenn durch ihn die Welt brav schwizet und purgieret.

Es schreibt ein Philosoph: die Erd ist ein Planet
Der jährlich um die Sonn, um sich sich täglich dreht;
Der oft in Hitze und Frost, in Licht und Schatten, stedeht,
Woran der äußere Rand mit Narren ganz bededeht.

Ein Frommer aber glaubt mit Recht, es sei die Welt
Ein Buch, das göttliche Geheimnis in sich hält:
Ein Buch, das Gottes Hand, aus ewger Schuld getrieben
Zu seines Namens Ehr und unsrer Lust geschrieben.

Aus dem Buch „Jebisches Vergnügen in Gott“, Auswahl
aus der neunbändigen Gesamtausgabe (1728 bis 1748).

Ingelheim

Eine Rheinlandsage

Don Wilhelm Schäfer *)

Der große Karl lag spät noch wach in seiner neuen Pfalz am Rhein. Da kam der jüngste von den Knaben, die stets in seinem Vorjaal wachen mußten, mit seinem Leuchter still herein, trat vor sein Bett und sagte, während er die offenen Augen im tiefen Schlaf auf ihn gerichtet hielt: „Steh' auf zu stehlen!“

Das war dem Kaiser wunderbar, und weil er viel nach solchen Dingen horchte, sprach er den Knaben mit milder Stimme an, was er denn stehlen solle? Der aber schien nicht mehr zu wissen, ging wieder still im Schlaf hinaus, und als der Kaiser ihm rasch folgte, war in dem Vorjaal alles dunkel, und nur die Atemzüge seiner Knaben zeugten, daß sie lebten. Er ließ sie schlafen, nahm — durch den Vorgang sonderbar erregt — den Helm und seine Waffe und ging vor den Palast hinaus bis vor die Linde, die im Burghofe an der Mauer grünte.

Da hörte er von fern den Rheinstrom rauschen; doch wie er in Gedanken an das Wort des Knaben sein Angeischt zum Himmel hob, daran die Wolken Silberländer hatten, indes er sich mit beiden Händen auf die Waffe stützte, wurde ihm der Helm sacht vom Kopf genommen, sodaß er kühlen Wind in seinen Haaren spürte; und als er mit den Händen danach griff, fiel auch sein Schwert nicht ins Gehänge, schwand leise kirschend in der Nacht. Da merkte Kaiser Karl, daß Elbegast in den Ästen war und Helm und Waffe hinaufgeholt hatte, wo sie im Winde schaukelten. Er hieß ihn unmutig herunterkommen, doch als der Zwerg sich auf die Mauer hockte wie eine Fledermaus, erzählte er sein seltsames Gesicht.

Der lachte gleich und sagte: „So weiß ich auch, warum ich hier die halbe Nacht auf Euch gewartet habe, und weil Ihr weder Helm noch Waffe tragt, so seid Ihr schon bereit, zu stehlen. Ich kenne Euch ein Bäuerlein, das hat am letzten Markttag gut gehandelt.“

Der Kaiser wehrte: „Nein, ich will kein Schelm am Landmann werden!“

„Es wird schwer sein, mit Gerechtigkeit zu stehlen; ich könnte Euch noch einen Schleichweg drüben ins Kloster zeigen, wo heute Nacht der Händler aus Ravenna seine Edelsteine hat; aber weil Ihr auch beim Stehlen Kaiser bleiben wollt, müßt Ihr mir folgen zum Grafen Harderich, von dessen ungerechten Taten die Klage kam und den Ihr morgen in den Thing geladen habt.“

Der Kaiser sah nachdenklich in das dunkle Land, und während sein Auge in nicht zu weiter Ferne am stolzen Turm des Grafen haften blieb, gab er dem Elbegast ein Zeichen, voranzugehen. Der führte ihn durchs Pförtchen über einen Pfad, der unauffällig am Waldbrand über dem weiten Rheintal hinkief und an der Burg des Grafen Harderich im Dickicht endigte. Da mußten sie zwischen

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Georg Müller, München, den „Rheinsagen“ Wilhelm Schäfers entnommen.

Fels und Dornen, zuletzt durch eine Höhle in einen Gang, aus dem sie mühsam, aber unbemerkt, ins Burggemäuer und vor die Kammer des Ritters kamen. Hier sollte Karl, im Türgebälk versteckt, des weiteren warten, während Elbegast zum Stall hinunterging.

Graf Harderich war in der Nacht nicht still im Schlaf. Er hörte seinen Schimmel stampfen und rief dem Knecht, doch nachzusehen, ob Räuber bei den Pferden wären. Der ging mit seinem Licht zum Stall, fand aber niemand, weil Elbegast flach ausgestreckt auf einem Balken lag. Da blieb er auch dem Grafen Harderich verborgen, als der zum zweiten Male den Schimmel stampfen hörte und selber in den Stall hinunterging.

Unterdessen stand Kaiser Karl versteckt im Türgebälk und wurde von dem Grafen nicht bemerkt, als er unruhigen Gemütes wiederkam. So hörte Karl, wie ihn die Frau — die ängstlich seiner Rückkehr gewartet hatte — mit bitteren Vorwürfen empfing, daß er um anderer Dinge willen seit Tagen nicht mehr schlafen könne! „Es ist auch nicht um meinen Schimmel, daß ich nicht schlafe, ich brauche ihn nur morgen für eine Jagd, die mehr als schlechte Hasen bringt. Wir haben unserer zwölf geschworen, zum Thing in seine Pfalz zu reiten, und wer am nächsten bei ihm ist, soll diesen fränkischen Karl zur Hölle bringen.“

Da wußte Kaiser Karl, warum ihn das Gesicht zu stehlen hierher genötigt hatte. Mit einem Herzen voller Born ging er hinunter in den Stall, wo ihm der Schimmel willig folgte wie seinem Herrn, der gegen Elbegast so störrisch gewesen war. Am anderen Morgen, als der Ritter mit den elf anderen in die Pfalz geritten kam, saß Kaiser Karl auf einem Schimmel inmitten aller Treuen. Graf Harderich erkannte kaum sein Roß, als er auch schon vom Sattel sprang und zu den Füßen Karls um Gnade flehte; die andern folgten kläglich seinem Tun. Nur war der Kaiser nicht gewillt, den Anschlag ungestraft zu lassen, und keiner blieb am Leben. Doch seiner Pfalz, wo ihn ein Engel so wunderbar gewarnt und ihn vor einem bösen Anschlag gerettet hatte, gab er dem Namen Fingelheim.

Still!

Wie können die Dichter von Liebe singen,
Ich schütt'le den Kopf.
Meine Liebe ist ein einziges Klingen,
Nicht einen Ton
Möcht' ich dem Klingen rauben.

Medardus

Drei Bilder aus Berlins Vorzeit

Von Dorothea G. Schumacher

In Berlin ist in der Akademie der Künste soeben eine Ausstellung: „Alt- und Neu-Berlin“ eröffnet worden.

Wer in fernsten Tagen in der Gegend des heutigen Berlins auf erhöhtem Punkte stand, der sah nichts weiter, als einen unübersehbaren Eisrücken in dumpfem Grüngrau über dem ganzen Land ausgebreitet. Da, wo im Vordergrund der Gletscher endete — die Abschmelzung des Inlandeises war schon vorgeschritten — da strömten und quirlten unter dem mürrischen Eise unerschöpfliche Wassermengen in das öde Gelände hinaus.

Sich zurückziehend, ließ der Gletscher große Dämme und Hänge aus Kies, Sand und Geröll nordischer Gebirge zurück. Studel von riesigen Tieren bevölkerten zeitweise die Randgebiete des Eises.

Auch Menschen hatten, von den Geröllhügeln herabschauend, bereits nach wirklichen Stellen gespäht — noch vergeben. Das Wasser aber begann schon die Gegend auszugestalten und das Klima wollte sich zur Wohnlichkeit herabmildern. Spärliches Grün überzog hier und da bereits die vom Wasser geglätteten Blöcke. Abgeschlossen stehen bleibende Gewässer vermischten zu Teichen und Sümpfen; quirlende Ströme gestitteten sich zu kleinen Flußläufen. Buchender Bewuchs kam hier und da auf und gewährte der Kreatur Unterschlupf und Nahrung. Lauschig schlossen sich die Kronen von Erlen und Birken über stillströmenden Wassern, Pappeln und Weiden befestigten den verlandenden Sumpf. Auf weißen Dünen lag dunkler Kiefernbestand. Die vielen ziehenden, arbeitenden, quirlenden Gewässer bildeten in ihrer Gesamtheit den nach Osten gerichteten Urstrom der Spree-Havel. Das Wasser überwog hier noch allerorten das Land: noch war nirgends Schutz und Ruhe für den sich weisenden Menschen, der, von großen schrecklichen Tieren beunruhigt, hier und da aufsuchte und wieder verschwand. —

An der Stelle des späteren Berlin erkannten die Wandernden wohl schon in Urzeiten die Möglichkeit eines Überganges über den Strom nach dem jenseitigen Ufer, dessen Sandhügel so hellbesonnt herüberleuchteten — — doch stärkere Lodung war noch nicht vorhanden. Noch schufen die Wasser an der Gestaltung der Gegend und Wald und Sumpf bewahrten die Zukunftssträume.

* * *

Durch unbekannte, ungezählte Jahrhunderte waren die Menschen dort auf und abgeschweift. Die Landschaft hatte mittlerweile ein liebliches Ansehen bekommen, sie war eine begrünte Sumpfwildnis. Endlose Waldstriche, Wiesen und lichtere Dünen begleiteten den mächtigen Strom, der die Spree damals war und dessen Fischreichtum immer mehr Ansiedler in seinen Bann lockte. Die wochenlang auf ihren Einbäumen durch grün bewachsene Wasserläufe stakenden Vorzeitmärker lehrten häufiger an bestimmte Stellen zurück, wo sich Schutz in der Wildnis auf den Berdern und Landzungen bot, dazu fischreiches Wasser und schließlich auch den Übergang zu der noch unbekannteren anderen Seite mit dem lichten lodenden Höhenzuge des Barnim. Da drüben warteten ihrer Menschen, die andere Waren und Güter hatten und die zum Austausch geneigt waren! Manche Fährte wurde vom Strom fortgerissen, Mann und Pferde ertranken, Bronzeweaffen und Topfstram versanken, blutiger Streit erhob sich an der Fährstelle, wo die wartenden Leute nicht handelseinig wurden oder sich vordrängten zur Überfahrt — bis endlich der Strom eine geeignetere Stelle offen-

barte, wo die Lage einiger Sandbänke und eines ansehnlichen Werbers den Versuch zur Anlage eines Brückensteiges zuließ!

Viele Stege brachen und schwammen im Wasserstrudel davon — festere wurden gebaut und allmählich ward es in allen Himmelsrichtungen bekannt, daß an einer durch irgendein Naturdenkmal sicher bezeichneten Stelle der gespaltene Strom einen Steg hielt!

So kam es denn, daß die bisher kaum erkennbaren Pfade durch die Wälder und Sümpfe immer lebhafter begangen und befahren wurden und daß sie nicht am Strome entlang weiter zogen, sondern zum ersten Male endlich einmal über den Strom leiteten!

„Kolln“ — am Hügel —, so nannten sie die Glätte da drüben, welche sie nach Überschreitung der Spree erreichten. Die Brücke ward zur Urzelle einer Weltstadt.

Aber noch waren überall die Wälder dicht und die Menschen mißtrauisch und unstät in ihrem heidnischen Aberglauben. Hölzernen Bildern bluteten furchtbare Opfer. Tief im Wald verborgen lag, von Wasser rings geschützt, der Opferplatz.

Neben den heidnischen Fischern erschienen häufiger auch Leute von weiterher mit allerlei nie gesehenen Waren, die sie am Kopf der Brücke vorteilhaft auszutauschen kamen, bevor sie über diese weiter fort zogen. Anwohner fanden sich näher bei der Brücke zusammen, machten ihre älteren Vorrechte geltend und fanden Gewinn durch erhobene Abgaben.

Die erste Brücke stand, ein ungefügtes, knarrendes, schwankendes Holzwerk über der vorzeilich tosenden Spree, in deren stilleren Seitenarmen Unmengen von Fischen spielten.

* * *

Das heidnische, wendische „Kolln“ war zur festen Fischerfiedlung angewachsen, als das Christentum von Südwesten in diese Erlengründe vordrang. Zunächst fand das Kreuz blutige Zurückweisung seitens der Anwohner von Kolln; sie verweigerten den Sendboten die Benutzung des Brückensteiges, so daß einige christliche Leute vor der Brücke ihre Lager aufschlugen. So entstand am diesseitigen Ende die Siedlung „to dem Berlin“. Die zunehmende, schließlich gefürchtete Macht des Kreuzes öffnete seinen Vorkämpfern endlich auch die Brücke und den Zutritt zum heidnischen Kolln, wo dem hl. Petrus, als Beschützer der Fischer, eine erste Betstätte erstand.

„To dem Berlin“ und „Kolln“ lagen sich fortan als zwei Nachbardörfer gegenüber und gönnten einander nicht den zunehmenden Wohlstand.

Doch der Strom, mehr und mehr gebändigt und genützt, der Strom, der sie trennte, begann sie zu vereinigen. Freier Austausch von Fischen und freier Zugang von Waren brachte zunehmendes Leben über die Brücke... Auf ihr stehend, sah man doch zu beiden Seiten noch nichts, als weitgedehnte Uferwäldungen von Erlen und Weiden und dort unten im Schilf geduckt, die Fischerhütten von Berlin, aus denen die Enten langsam zum Wasser hinabwatschelten und wo am Schilf die Fischer traumverloren ihre Reusen ausbesserten, bis das Knarren eines daherkommenden Handelswagens sie aufmerken ließ. Dann wieder tiefe Stille — der Abend sank und aus dem Erlendickicht hinter den Hütten erhob sich das Läuten einer ersten kleinen Kirchenglocke.

Zwei Dörfllein, erst getrennt, reichten sich über den Strom die Hände und aus dieser Einigkeit erwuchs die Kraft und Größe der Weltstadt.

Weltspiegel

Poincarés Taktik. Die Auseinandersetzung zwischen England und Frankreich zur Vorbereitung von Genua hatte ein etwas verlangsamtes Tempo angenommen. In Paris warf man den Briten vor, daß sie die Klärung verzögerten und die französischen Schriftsätze nicht beantworteten, denn getreu seiner Methode führt Poincaré diese Besprechungen durch diplomatische Noten. Um nun die Fühlungnahme wieder in Gang zu bringen, haben sich Lloyd George und Poincaré zu einer kurzen Zusammenkunft in Boulogne entschlossen. Diese Aussprache, die zu einem vollen Erfolge für Poincaré geführt hat, deren unverbindlicher Charakter in Frankreich betont wird, stellt einen Kompromiß dar zwischen dem diplomatischen Vorgehen Poincarés und dem System der mündlichen Erörterungen, das Lloyd George bevorzugt. In Paris, wo der englisch-französische Garantievertrag ganz in den Hintergrund gerückt ist, verwies man darauf, daß weder das Orientproblem, noch die Frage von Tanger, die auf einer englisch-spanisch-französischen Konferenz behandelt werden soll, vorwärts gekommen seien. Was Genua selbst anbelangt, so ist eine Verschiebung nicht zu vermeiden. Auch in England sieht man das ein, denn das Fehlen einer Regierung in Italien machte die Einhaltung des 8. März zur Unmöglichkeit. Eine solche Vertagung hat, vom deutschen Standpunkt aus gesehen, keinerlei Bedenken, wenn die Vorbereitungen dafür um so gründlicher getroffen werden, denn Deutschland kann bei einer rein sachlichen Untersuchung der Verhältnisse in Europa nur gewinnen. Muß sich doch dabei die Richtigkeit der deutschen Behauptungen herausstellen, die dem deutschen Volke zugemuteten Lasten seien mit der Leistungsfähigkeit Deutschlands unvereinbar. Diese Erkenntnis bleibt aber der Kernpunkt des gesamten europäischen Wirtschaftsproblems. Es ist kein gutes Zeichen für den Geist, in dem die schwebenden Angelegenheiten erledigt werden sollen, daß Deutschland von den Vorbereitungen für Genua ausgeschlossen wird. Freilich ist auch die Kleine Entente nicht zugelassen worden, und die Festlegung des Programms von Genua bleibt auf die führenden Mächte der Entente, einschließlich Belgiens, beschränkt. Hingegen nehmen Vertreter der deutschen Finanzwelt und Industrie an den Sitzungen für die Vorbereitung eines internationalen Syndikats für den Wiederaufbau Europas teil. Der Plan dieser rein wirtschaftlichen Institution ist in Paris Anfang Januar vereinbart worden. Was bei den Londoner Besprechungen herauskommen wird, ist noch nicht abzusehen. Die Verhandlungen finden hinter verschlossenen Türen statt, und man scheint sich noch nicht einmal über die grundlegenden Vorbedingungen einig zu sein, ob nämlich das Kapital ganz von privater Seite aufzubringen oder von den Regierungen teilweise bereitzustellen und zu garantieren ist. Die Tätigkeit des betreffenden Syndikats soll sich auch auf Rußland richten, und dieses bringt einem solchen internationalen Konzern starkes Mißtrauen entgegen, denn die Sowjets wollen nicht zur Kolonie der Westmächte werden.

Poincaré sucht das Programm von Genua möglichst einzuschränken. Die Friedensverträge dürfen ebensomutig wie die vom Völkerbund behandelten Komplexe angefaßt und die Reparationsfrage oder die Untersuchung der Schuld am Kriegsausbruch sollen nicht erörtert werden. Daß sich Poincaré im Bewußtsein des ihn treffenden Anteils für diesen Punkt besonders einsetzt, ist angesichts des gegen ihn angesammelten erdrückenden Belastungsmaterials begreiflich. Auch bedeutet die Zulassung der Russen noch keine Anerkennung des Bolschewismus, dem Frankreich anscheinend den Korb höher hängen möchte. Ferner schließt Frankreich, um etwaigen Ausfällen seitens der russischen Vertreter vorzubeugen, alle Kritiken an der französischen Politik gegenüber dem Parisismus wie den verschiedenen weißen russischen Gruppen aus. Lloyd George hat sich mit diesen Forderungen im wesentlichen einverstanden erklärt. Genua würde also rein wirtschaftlichen Charakter bekommen, womit Deutschland an sich voll einverstanden sein kann.

Voraussetzung eines wirksamen deutschen Auftretens in Genua zur Erneuerung Europas ist aber die Regelung der Reparationsfrage. Diese soll gemäß dem Antrag Frankreichs der Enschädigungskommission überlassen bleiben. England hat allerdings Vorbehalte hinsichtlich der Unterhaltungskosten für die Besatzungsarmee, des in London von Anfang an als Bevorzugung Frankreichs betrachteten Wiesbadener Abkommens und der im August vorigen Jahres zwischen den Verbündeten getroffenen Vereinbarungen über die Verteilung der deutschen Zahlungen gemacht. Bei allen diesen Angelegenheiten sollen die verantwortlichen Finanzminister der beteiligten Mächte gehört werden. Aber die Deutschland für 1922 zu stellenden Forderungen, die für jede Minderung der Barzahlungen Garantien eingreifender Natur vorsehen, ist näheres noch nicht bekannt, denn die Reparationskommission ist sich über die von ihr einzuschlagende Linie noch nicht schlüssig ge-

worden. Inzwischen führt Deutschland auf Grund des Beschlusses von Cannes alle zehn Tage 31 Goldmillionen an die Entente ab. Beachtenswert ist das Bemühen anderer Mitglieder der Entente, zu Vereinbarungen über Sachlieferungen entsprechend dem Wiesbadener Abkommen zu gelangen. Hierüber findet eine Sondierung zwischen deutschen und italienischen Vertretern in Paris statt. Auch Belgien ist eifrig bemüht, ähnliches zu erlangen, und der Abschluß einer Vereinbarung mit der Reparationskommission steht bevor, wonach alle Gläubiger Sachlieferungen erhalten sollen. Für die Reparationen an Rußland auf Grund des Artikels 116 des Friedensvertrages, die natürlich noch zu den im Londoner Ultimatum bestimmten Zahlungen hinzukommen sollen, denken Paris und anscheinend auch Rußland an solche Sachleistungen. Deutschland muß eine „Entschädigung“ an die Sowjets rundweg ablehnen, aber in jedem Falle mit äußerster Vorsicht vorgehen. Den letzten positiven Wert, über den das deutsche Volk noch verfügt, seine Arbeit, darf man nicht preisgeben.

Bei der Gestaltung der außenpolitischen Verhältnisse hat sich England in der letzten Zeit mehr und mehr zurückgehalten. Es ist mit inneren Problemen schwerwiegendster Natur beschäftigt. Um das Sparprogramm des Geddes'schen Ausschusses hat sich ein Meinungsstreit entwickelt, bei dem die Admiralität mit Zustimmung der Regierung offen gegen die Geddes'schen Vorschläge aufgetreten ist. Immerhin ist England trotz seiner finanziellen Schwierigkeiten allein von den verbündeten Mächten in der Lage, an die Rückzahlung der amerikanischen Anleihen zu denken. Es will bis 1. Juli den Vereinigten Staaten eine Million Dollars zur Verfügung stellen. Schon im Hinblick auf die kommenden Neuwahlen will die Lloyd George'sche Koalitionsregierung mit Ersparnissen und womöglich Steuererleichterungen aufwarten. Wichtigen Zuzug hat die Koalition dadurch bekommen, daß Lord Derby sie unterstützen zu wollen erklärt hat. Vielleicht macht sich hier die entgegenkommendere Haltung Londons gegenüber Paris geltend, denn der frühere Postmaster an der Seine ist ein unbedingter Anhänger des engsten Zusammengehens zwischen Frankreich und England. In größter Verwirrung bleibt Irland, wo die blutigen Ausschreitungen der Sinnfeiner nicht aufhören. De Valera hat seine Hoffnungen auf völlige Loslösung der Grünen Insel von Großbritannien durchaus nicht begraben. Daß der Besuch des Prinzen von Wales in Indien mit dem Ausbruch heftiger Unruhen und politischen Meutereien ernsterer Natur zusammenfällt, ist ein Mißerfolg. Ägypten gegenüber versucht London, das auch in Palästina und Mesopotamien mit Widerständen zu schaffen hat, dem Vorschlage Allenby's gemäß zu einem Kompromiß zu gelangen, dessen Aussichten aber durchaus problematischer Natur sind. Nur das Verhältnis zu Amerika entwickelt sich befriedigend. Voraussagung und wenig beachtete Begleitererscheinung der anglo-amerikanischen Verständigung von Washington ist der sogenannte „Oilfrieden“, der der Rivalität zwischen Amerikaner und Briten um die Petroleumvorkommen der Welt ein vorläufiges Ende bereitet. Seit der Herstellung dieses modus vivendi ist es still geworden von den Protesten der Amerikaner gegen das englische Mandat in Mesopotamien wie von den Versuchen der Standard Oil Company, in Nordpersien englische Pläne zu durchkreuzen. Die Meinungsverschiedenheiten sollen auf dem Wege des friedlichen Ausgleichs ausgeglichen werden.

Eine schwere Beeinträchtigung der internationalen Klärung wie der Wahrnehmung der italienischen Interessen bedeutete die sich über Wochen hinschleppende Ministerkrise in Rom. Der einzige Mann, der im Inlande wie bei den fremden Staaten genügendes Ansehen genießt, Giolitti, will nicht noch einmal den politischen Kampf aufnehmen. Alle anderen Kandidaten, de Nicola, Bonomi, Orlando und der zuletzt beauftragte Facta bedeuten Verlegenheitsaushilfen. Mit Mißtrauen verfolgen die Italiener, die in letzter Minute nach den Tschechen, Engländern und Franzosen Österreich gleichfalls einen Vorstoß angeboten haben, die Tätigkeit des Prager Ministerpräsidenten Dr. Benesch, der im Sinne der französischen Bestrebungen die Kleine Entente für Genua zusammenzufassen bemüht ist. Zugleich sucht Polen die baltischen Randstaaten um sich zu gruppieren. Polen, das durch die Lostrennung Mittellitauens mit Wilna auf Grund einer völlig einseitig beeinflussten Wahl den Rest des litauischen Staates zur Ohnmacht verurteilt hat, ist auf dem besten Wege, ganz Litauen aufzusaugen. Wie in Warschau, ist in Helsingfors heute der französische Einfluß stark. Frankreich hat in den Ostseerepubliken, auch in Schweden und Dänemark, den Engländern den Rang abzulaufen verstanden. Poincaré ist ein Verfechter des großen Bundes der Staaten vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee, um Deutschland von Rußland zu trennen. Die Franzosen sollen in Genua wie sonst bei den großen internationalen Entscheidungen als Vertreter eines geschlossenen europäischen Staatenbunds auftreten können, dessen Wünsche Beachtung und Berücksichtigung verlangen.

G. G. v. Wesendonk

F e d e r s t r i c h e

G l o s s e n

Die Wege unserer auswärtigen Politik sind dunkel, aber deshalb wird man sie als Gottes Wege, von denen man dasselbe sagt, kaum ansprechen können.

Der Pariser „Figaro“ meint: mit dem Kabinett Poincaré habe Frankreich endlich eine Regierung erhalten, die seiner würdig sei. Was wir bedingungslos unterschreiben.

Einen Erfolg wenigstens hat die Washingtoner Konferenz gehabt: bis zum nächsten Kriege werden Tauchboote gegen Handelsschiffe nicht benutzt werden.

Berlinax schreibt im „Echo de Paris“, die Vereinigten Staaten hätten nunmehr vor der ganzen Welt bekundet, daß sie unfähig seien, eine europäische Politik zu treiben. Er meint natürlich eine französische Politik, ist aber zu bescheiden, es auszusprechen.

Gelly de Mheydt hat einem Pariser Unternehmer ihren Akt verkauft. Es soll eine Blöbstellung der deutschen Gerichte sein.

Der Versailler Frieden bleibt unangefastet, die schwarzen Truppen am Rhein werden vermehrt, Frankreich darf jederzeit das Recht auf „Sanktionen“ ausüben, die Genuefer Konferenz darf den Ansprüchen der Alliierten auf die Reparationen keinen Abbruch tun. Die europäischen Rüstungen werden fortgesetzt. Rußland wird nicht anerkannt. Sonst bleibt alles beim alten. Das ist das offizielle Ergebnis von Voulogne.

In der gälischen Sprache heißt „Irischer Freistaat“: „Rialtas Saglabeach Na He-weann.“ Kein Wunder, daß es siebenhundert Jahre gedauert hat, bis dies sonderbare Ding Wirklichkeit wurde.

Poincaré befindet sich nach seinem eigenen Gehändnis auf wackeligem Boden — er „steht mit dem Versailler Vertrag“. — Sagt er.

Der französische Botschafter in London sagte: „Da nach der gegebenen Lage am Genuefer Souper auch einige zweifelhafte Gäste teilnehmen, müssen wir uns mit einem sehr langen Köffel zu Tisch setzen, der im voraus desinfiziert ist. — Lirum, larum Köffelstiel, singt das alte Studentenlied. Lange Köffel können tief hinten im Halse stecken bleiben.“

W i d m u n g e n

An Poincaré.

Überzeugung soll mir niemand rauben.
Wer's besser weiß, der mag es glauben.

Goethe. Epigramme, um 1800

An Lloyd George.

„Die Menschen werfen sich im Politischen wie auf dem Krankenlager von einer Seite auf die andere, weil sie glauben, dann besser zu liegen.“

Goethe. Zum Kanzler v. Müller, 1825

An die Polen.

„Man kennt die Eigentümlichkeit einer Nation erst, wenn man sieht, wie sie sich auswärts betragt.“

Goethe. An Blumenthal, 1819

An Lenin.

„Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vorteile, die sie in uns hervorbringt, sich nur allzubald in Nachteile verwandeln. Man kann deshalb eine jede Institution verteidigen und rühmen, wenn man ihre Anfänge erkennt und darzutun weiß, daß alles, was von ihr im Anfang gegolten, auch jetzt noch gilt.“

Goethe,

Wanderjahre, Anhang zum 2. Band

An die Betriebsräte.

„Welches Recht wir zum Regiment haben, danach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum kümmern wir uns nicht — wir hüten uns nur, daß es nicht in Verjuchung komme, es zu tun.“

Goethe,

Wanderjahre, Anhang zum 3. Band

Wirtschaftliche Umschau

Die von Deutschland in Cannes übernommenen Verpflichtungen zur Reform seiner Finanzpolitik haben sich schon jetzt — obwohl ihre Erfüllung vorerst nur eingeleitet wurde — als motorische Elemente erster Ordnung erwiesen, um die deutsche Volkswirtschaft in bezug auf die Bedingungen im Konkurrenzkampf auf den großen Märkten der Welt mit seinen Wettbewerbern bald wieder in eine Reihe zu stellen, ohne ihr allerdings den entzogenen Schutz durch Zuführung neuer Kräfte zu ersetzen. Es hieße aber unsere Gegenspieler unterschätzen, wenn man annehmen wollte, die Ausschaltung des deutschen Wettbewerbs, das heißt die Beseitigung der deutschen Exportprämie durch die geforderte Herabsetzung der deutschen Produktionskosten sei das Hauptziel, das die Alliierten durch die Bedingungen von Cannes zu erreichen wünschten. Um den größeren Zusammenhang zu überblicken, sei an folgendes erinnert: die ehemals feindlichen sowie die neutralen Volkswirtschaften, welche aus dem Kriege mit einer weit weniger großen und dringenden Schuldenlast hervorgegangen waren als Deutschland, haben schon seit geraumer Zeit das Werk in Angriff genommen, durch Beschränkung der umlaufenden Zahlungsmittel die Kaufkraft der Einheit ihrer Währung in bezug auf Waren und Dienstleistungen zu erhöhen mit dem Ziel, das Preisniveau im Inlande zu senken und den Preis des heimischen Geldes im Auslande zu heben. Da nun das große Gläubigerland, die Vereinigten Staaten, mit dieser Politik den Anfang machte, mußten alle anderen Länder, soweit sie eben konnten, folgen, um ihre Währung in einem möglichst günstigen Verhältnis zum Dollar zu erhalten. Der schnelle Aufstieg der Kaufkraft des Dollar in den Vereinigten Staaten hat erst vor wenigen Monaten langsam nachgelassen, wogegen der Preisabbau in den europäischen Ländern (außer in Mitteleuropa) weitere Fortschritte macht. Die Folge davon ist, daß das Verhältnis der Währungen dieser Länder zum Dollar eine Besserung erfahren hat. Wenn dieser Umstand auch für die beteiligten Länder als ein Erfolg zu buchen ist, so ist es doch bis auf den heutigen Tag keineswegs gelungen, die zur Verbeiführung normaler Wirtschaftsbeziehungen von Land zu Land unerläßliche Stabilität der Preishöhen und des Verhältnisses der Währungen zu einander zu erzielen. Dauernd sinkende Preise aber lähmen Produktion und Absatz und müssen Krisen, wie die gegenwärtige, hervorrufen. Der Mißerfolg dieser internationalen Defla-

tionsbewegung wird zu einem Teil darauf zurückgeführt, daß sich Deutschland ihr nicht anschließen konnte. Wenn aber nun die Entente von Deutschland fordert, in dieser Richtung ebenfalls Schritte zu unternehmen, so wird damit die eingeschlagene Politik folgerichtig weitergeführt.

Die große Krise, welche in fast allen Ententeländern und den neutralen Staaten herrscht, hat bis jetzt noch nicht mit gleicher Stärke auf Deutschland übergegriffen. Die aus mannigfachen Gründen im ganzen dauernd sinkende deutsche Valuta erlaubte es bisher, die Ausfuhrpreise niedriger zu halten als die konkurrierenden Länder und zog Aufträge und Arbeit ins Land. Die Gründe für diese Preisgestaltung der deutschen Reichsmark im Auslande liegen aber zum größten Teil weit außerhalb der Einflusssphäre der deutschen Finanzpolitik und sind zumeist aus den deutschen Bemühungen entstanden, die jeweils fälligen Zahlungen der Kriegsschuldung zu leisten. Soweit nun diese Gründe zufolge ihrer regelmäßigen Wiederkehr die zu erstrebende Stabilität der Reichsmark unmöglich machen und deshalb immer wieder den Anstoß zu Veränderungen in der allgemeinen Preishöhe geben, sind sie auch für die ständige Zunahme der in Deutschland umlaufenden Zahlungsmittel verantwortlich zu machen, welche also auch dann nicht aufzuhören braucht, wenn es der deutschen Regierung gelingen sollte, diejenigen Teilurachen der Inflation, welche der deutschen Wirtschaft entspringen, abzustellen. Deutschland war also gar nicht in der Lage, sich der internationalen Deflationsbewegung anzuschließen, weil seine Kriegsschulden die Inflation immer neu verstärken; und deshalb ist das bloße Bestehen der deutschen Kriegsschuld eine der vielen Ursachen der gegenwärtigen Weltkrise.

Nach ganz beträchtlichen Erhöhungen der Einnahmen und Streichung vieler Ausgabe-posten ist es im Haushaltsplan für 1922 nach dem neuesten Stande der Beratungen in der Tat gelungen, im Etat der allgemeinen Reichsverwaltung einen Überschuß von 16,5 Milliarden Mark zu erzielen. Mehr als diese Summe steht zur Ausführung des Friedensvertrages an deren Mitteln nicht zur Verfügung. Von den gesamten vorgesehenen Ausgaben des Reiches im Finanzjahre 1922 in Höhe von 265,7 Milliarden Mark entfallen 187,531 Milliarden Mark, also 76 Prozent, auf die Kontributionen-zahlungen. Das Defizit des Rechnungsjahres 1922 beträgt 188,366 Milliarden

Mark. Der Haushalt für das laufende Etatsjahr mit allen fünf Nachträgen zeigt einen Fehlbetrag von 172,052 Milliarden Mark, der zum größten Teil aus den erforderlichen 112,429 Milliarden Mark für Kriegsschädigungen entstanden ist. Der fünfte Nachtrag zum Etat für 1921 brachte die von der Entente geforderte Streichung der staatlichen Lebensmittelzuschüsse, wodurch der deutsche Brotpreis um 76 Prozent erhöht wurde. Ursprünglich war im Haushaltsplan zur Verbilligung der 1,5 Millionen Tonnen Auslandsgetreide, welche neben den 1,88 Millionen Tonnen Umlagegetreide zur Sicherstellung der Volksernährung bis zum 31. März erforderlich sind, eine Summe von 11,1 Milliarden Mark eingesetzt. Durch Steigerung der Ausgabenpreise der Reichsgetreidestelle von 3440 Mark auf 6800 M. für eine Tonne Mehl und von 2812 M. auf 6462 M. für eine Tonne Getreide werden die Einnahmen dieser Behörde so anwachsen, daß der Bedarf an Verbilligungsgeldern bis zum 31. März auf 9,841 Milliarden Mark gesunken ist. Fast ebenso preistreibend wie diese Maßnahme wirken die dauernden Tarifierhöhungen der deutschen Verkehrsanstalten. Die zur Deckung der Ausgaben von der Reichseisenbahn allein im Rechnungsjahre 1921 vorgenommenen Erhöhungen der Personentariife betragen das 14,8 bis 19fache, der Gütertariife das 32,3 fache des Friedensstandes.

Eine weitere Erhöhung wird das deutsche Preisniveau erfahren durch die Heraussetzung des Goldzuschlages bei Zollzahlungen von 3000 Prozent auf 4400 Prozent, ebenso durch das bereits in dritter Lesung angenommene Reichsmietengesetz. Die Frage der Heraussetzung der Kohlenpreise wird noch lebhaft erörtert, und gerade hier tritt das Problem recht deutlich zutage. Eine Steigerung der Kohlenpreise bis an die Weltmarktparität würde die deutschen Produktionskosten mit einem Schlage beträchtlich anschwellen lassen. So groß aber, wie gemeinhin angenommen wird, ist schon heute der Unterschied zwischen dem Inlandskohlenpreis und dem auf dem Weltmarkt nicht mehr. Das geht mit genügender Deutlichkeit daraus hervor, daß zum Beispiel die englische Bunterkohle an den deutschen Küsten die westfälische bald ganz aus dem Felde geschlagen haben wird. Auch die norddeutsche Industrie nimmt die englische Kohle wieder lieber als die rheinische, da sie sich trotz nominell höherer Preise infolge ihrer besseren Qualität fast ebenso billig stellt wie die einheimische. Anderen Industrien aber, denen es weniger auf hochwertige Kohle ankommt und auf Massenverbrauch eingestellt sind, wird aber ohne Zweifel durch

noch weiter steigende Kohlenpreise ein harter Schlag versetzt, so der Kali- und Eisenindustrie. Es zeigt sich schon heute, daß englische Schiffsbleche billiger sind als deutsche. Eine ganze Reihe von Waren sind heute schon in Deutschland ebenso teuer und zum Teil teurer als zum Beispiel in England.

Einheimische Nahrungsmittel stehen noch unter der Weltmarktparität. Dieser Zustand wird sich aber auch nicht mehr lange halten können. Die Einfuhr ausländischer Nahrungsmittel nach Deutschland ist scharf zurückgegangen (der Hauptgrund für die seit zwei Monaten aktive Handelsbilanz), auf die Dauer läßt sich eine solche Politik nicht durchführen, zumal die deutsche Landwirtschaft weniger produziert als in Friedenszeiten. Der aus der Gesamtheit der deutschen Großhandelspreise errechnete Index des Statistischen Reichsamtes zeigte schon seit Juni 1921 ein ziemlich scharfes Steigen (von 1866 auf 3865 im Januar). Den Kleinhandelspreisen, welche — wenn auch langsamer — der Bewegung der Großhandelspreise folgen müssen, war hierdurch ihre Richtung zwingend vorgeschrieben, und die neuen finanzpolitischen Maßnahmen geben ihnen noch einen besonders starken Auftrieb.

Die von Deutschland bisher angewandten und noch vorgesehenen Maßnahmen zur Reorganisation seiner Wirtschaft tragen zum größten Teil die Gefahr in sich, statt zum Ziele zu führen, die Inflation ins Ungemessene anschwellen zu lassen und alle schädlichen Wirkungen eines so gestalkenen Geldwesens — steigende Preise und Löhne, sinkende Wechselkurse — immer wieder neu herauszubeschwören. Wenn eine der vielen von außen wirkenden Ursachen die Reichsmark plötzlich im Werte scharf steigern würde, so würden sehr bald in Deutschland Preise gelten, die über den sogenannten Weltmarktpreisen stehen; daselbe kann natürlich eintreten, wenn die Preise in den Rohstoffländern weiter sinken. Wenn aber der Kurs der Reichsmark sich wieder verschlechtert — und die Neigung dazu liegt infolge des erneut in den Vordergrund getretenen französischen Standpunktes in der Reparationsfrage durchaus vor — wird es zwar überhaupt nicht gelingen, die deutsche Exportprämie zu beseitigen, es aber ebensowenig möglich sein, die deutsche Volkswirtschaft irgend einer Stabilisierung zuzuführen. Der einzige Weg, der übrig bleibt, den wahren wirtschaftlichen Weltfrieden wieder herzustellen, ist eine großzügige, wahrhaft lautmännliche Behandlung des Problems der internationalen Kriegsschulden.

Chr. Stöhr, Berlin

Der Volkskönig*)

Von einem ehemaligen Frontsoldaten

Verständige Leute haben es bereits während des Krieges gesagt, daß die guten und erheblichen Kriegsbücher erst Jahre nachher kommen würden, wenn das ungeheure Erleben schon verklungen sei; erst wenn die Masse der Kriegsliteratur vergessen wäre, würden sich einige auf ihren Krieg besinnen und dann bekäme man vielleicht ein Duzend lesenswerter Kriegsbücher.

Denn wer im Kriege Zeit hatte, Bücher zu schreiben, war inkompetent, womit keineswegs die Mühe, verbunden mit gutem Willen und literarischem Geschick, herabgesetzt werden soll, die Sie, meine sehr verehrten Herren Kriegeschristen, darauf verwandt haben, der Heimat von uns zu erzählen. Sie verstanden's halt nicht besser, und kannten den Krieg nicht, und am wenigsten uns, die ihn führten. Was wußten die alle von uns, von unseren Leiden und Träumen? Von den Fesselballons der Etappe konnte man nicht in die Herzen der Front sehen.

Unsere Träume. Von dem Sieg, den wir ersehnten wollten, der siegenden Heimkehr und dem Vaterland, das uns erwartete. Wie wollten wir das hegen, das wir täglich mit unserem Tode erkaufte. Die Blutgemeinschaft wollten wir zur Volksgemeinschaft werden lassen. Von uns in den Gräben wäre keiner übermütig heimgekehrt, kein Frontoffizier sozial unverständlich geblieben. — Im Sommer, Herbst und Winter 1918 sind uns alle diese Träume zerbrochen.

Und nun kommt einer, der baut in einem Roman den Traum, wie wir ihn draußen hatten, vor uns auf, Erich Lilienthal im Volkskönig: Der Volkskönig hat es

verstanden, sich zum sozialen Führer seines Volkes zu machen, er hat gegen seine nächste Umgebung den Massen recht gegeben, durch gewaltige soziale Reformen dem Proletariat wirklich geholfen, und nun zieht er — als König ihres Vertrauens — mit diesem Volk in den Krieg. Die Revolutionen, die den Krieg beenden, treffen sein Land nicht. Überall stürzen die Throne — er bleibt der Volkskönig.

Von den rein künstlerischen Qualitäten des Buches weiß ich nichts zu sagen, das mögen die Literaten unter sich ausmachen; hier und da hörte mich die immer im gleichen Rhythmus bleibende, nie sich zur Ruhe der Prosa glättende Satzbildung — ich weiß nur, daß es mich gepackt hat mit der Wucht einer geläufigen Hoffnung, mit dem Schmerz des nie wieder gut werdenden Verlustes. — Hätte das geschehen können, was in dem Buch als berausende Wirklichkeit steht? Das ist die freilich sehr unkünstlerische Frage, die jede Seite des Buches geradezu erzwingt. Wir träumten es so, aber hätte es geschehen können?

Man wird begreifen, daß es sich hier um ein durchaus politisches Buch handelt. Und vielleicht, daß es von diesem Standpunkt aus doch noch mehr ist, als nur das einem ewig Verlorenen Nachsinnen. Einer, der sein Volk führt, nicht nur mit seinen Bannern, auch mit seinem Herzen. Aber können diese zivilisierten, in Klassen gespaltene und in Weltanschauungen zerrissenen Millionenböcker Europas überhaupt noch von einzelnen geführt werden. Er müßte so sein, der Führer, der Herzog, wie ihn Lilienthal zeichnet, aber kann es einer? Doch wohl nur mit Unterstützung einer ganzen, von Liebe und sittlicher Kraft getragenen Jugend, durch tätige Mitarbeit einer durch alle Schichten des Volks sich die Hände reichenden Generation.

*) Lilienthal: Der Volkskönig, Berlin 1921 Engelmann.

Berliner Bühne

Von Artur Michel

Über zwei Aufführungen ist diesmal zu berichten, die um so tiefer enttäuscht haben, je länger und gespannter sie erwartet worden waren: die „Faust“-Aufführung im Lessing-Theater und der „Don Carlos“ im Staatlichen Schauspielhause. Beide waren Kinder einer in heißem Werden errungenen Liebe; aber beide kamen verkrüppelt zur Welt. Beide Aufführungen sind dabei in Anlage und Ausführung so gegensätzlich, daß sie geradezu als polare Repräsentanten der heute miteinander ringenden Bestrebungen um die Erneuerung der Theaterkunst erscheinen. Der „Faust“-Versuch Barnowskys ist ein letztes Sichaufbäumen des Naturalismus gegen den Strom der künstlerischen Entwicklung, der er innerlich längst erlegen ist. Zehners Inszenierung des „Don Carlos“ aber enthüllt die ganze Unsicherheit des nach neuen Zielen drängenden, eine neue Formensprache suchenden Kunstwillens.

Der Weg jeder Kunst führt heute vom Imitativen zum Struktiven, vom Charakterisieren zum Ergründen, vom Psychologischen zum Dämonischen, vom Dynamischen zum Rhythmischen, von stimmungsgefälliger Lebensdeutlichkeit zu lebensstruktureller Menschenerfassung. Die neue Schauspielkunst ist also ganz besonders von der schöpferischen Menschlichkeit ihrer Vertreter abhängig; und welche Anforderungen sie an diese stellt, hat sich daran gezeigt, wie viele von den jungen sich expressivistisch wild gebärdenden Schauspielern in Manier erstarrt oder in Trivialität zurückgesunken sind.

Zehner, in seinem dunklen Orange, ist sich dieser Notwendigkeit wohl bewußt. Für Aufführungen wie „König Richard III.“ und „Othello“ hatte er die zureichende Persönlichkeit in Kortner, und Kortner sollte auch den König Philipp im „Don Carlos“ darstellen. Die Vorstellung fand — aus unbekanntem Gründen — ohne Kortner statt. Aber auch mit ihm, scheint mir, hätte sie unzulänglich bleiben müssen. Denn das Drama heißt „Don Carlos“; und nicht bloß, daß seine Wiedergabe in erster Linie von dem Darsteller des Infanten abhängt, um die Gestalt und das Wesen des Infanten muß auch die ganze Aufführung aufgebaut, vom Geist dieser Figur und dem Geist seines Gegenpielers, des Marquis von Posa, der zugleich der Geist des Werkes ist, die Aufführung durchdrungen und getragen sein. Bei Zehner war aus dem dramatischen Gedicht „Don Carlos, Infant von Spanien“, die Tragödie „Philipp, König von Spanien“

geworden. Das hätte sich vielleicht, als einmaliges Dagnis, durch einen überragenden Darsteller des Königs rechtfertigen lassen. Da dieser fehlte, wirkte das Ganze fast wie die Trümmerstätte einer toten Burgenstadt antiker Riesenmenschen.

Das flüssige Erz dieses jugendlich feurigen Werks war zu starrem Metall erkaltet. Die knabenhaft hitzige Überschwenglichkeit der Dialoge war gedämpft, gebändigt; und der Eindruck entstand, als ob all die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, die zu Himmel und Hölle emporrasenden Ausbrüche in zeremonielle Gespräche, feierliche Ansprachen umgedichtet seien. Um die Welt König Philipps zu stärken, war auch der Marquis von Posa ihrer strengen Feierlichkeit beigeordnet, in sie künstlerisch hinein komponiert worden, er, der doch Abgeordneter der ganzen Menschheit, Bürger milderer, menschlicherer Jahrhunderte sein soll.

So stand Don Carlos völlig allein; und als einziger in ständiger Ruhelosigkeit, konnte auch ein so begabter Schauspieler wie Lothar Mühlhölzer nicht hindern, daß er in dieser menschlich und bildlich starren Umwelt substanzuell unruhig, zappelig, formlos wirkte.

Der räumlichen Gestaltung der Aufführung fehlte das Bemühen um innere Gesetzmäßigkeit, das beim „Othello“ wahrzunehmen war. Es fehlte der neuen Inszenierung die Einfachheit, die Geradlinigkeit, die Einheitslichkeit und Sicherheit der früheren. Man hatte sich die Aufgabe gestellt, die starre Pracht, die barocke Steifheit, die eiserne Lebensfremdheit, die man der Welt Philipps, über Schiller hinaus dichtend, zuschrieb, in pathetischer Raumgestaltung zu spiegeln. Aber sonderbar: das Pathos und die Raumgestaltung waren nicht verbunden, entfalteten sich nicht eins aus dem andern, sondern übersteigerten einander oder gingen nebeneinander her, oder verloren einander gar zeitweise aus den Augen. So war der dreiteilige goldgeschiente Treppenaufbau des ersten und einiger anderer Bilder maßlos übergrößert; die wenigen Male, wo Marquis Posa seine feierliche Ruhe widerstimmigerweise verlor, waren, wenn er aus unendlicher Ferne im Laufschrift über diese pathetische Treppenanlage hasten mußte. In anderen Szenen wirkten die mächtigen, barock gewordenen Goldsäulen als Fremdkörper in tektonisch ganz unbarock durchempfundenen Räumlichkeiten. Auch die in mehreren Szenen angebrachten barocken Architekturfürhörter blieben unorganische Teilstücke. Nur in ganz

wenigen Szenen erschien diesmal die Raumgestaltung als architektonischer Ausdruck des feelfischen Szenariums, und auch dann blieb sie gelegentlicher bildlicher Eindruck, nicht Umkehrung geforderter dramatischer Bewegung in lebendige Bildhaftigkeit.

Während bei Zehners „Don Carlos“ immerhin das Bestreben sichtbar wurde, einer (wenn auch verfehlten) dramatischen Grundvorstellung architektonisch-bildhaften Ausdruck zu geben, war die Phantastie Lovis Corinth's, der die Dekorationen zu Barnowst's „Faust-“ Inszenierung entworfen hat, lediglich auf das naturalistische Milieu der Begebenheiten eingestellt. Um so bedauerlicher, daß der Leiter der Inszenierung dem Maler nicht den dramaturgisch-technischen Rahmen vorgezeichnet hatte, innerhalb dessen er seine Aufgaben hätte lösen müssen. So mußte er sich nachträglich mit den fertigen Szenenbildern auseinandersetzen, und das Ergebnis war ein nicht eben selten unerfreuliches Kompromiß.

Einige Szenen gehen in einer völlig naturalistischen Umgebung vor sich — so Fausts Osterspaziergang in einer an sich wunderschönen, atmend-frischen Vorfrühlingslandschaft — andere dagegen — einige Faust-Mephisto-Szenen und Gretchen am Spinnrad — sind vor die dunklen Tächer der verhängten Bühne gestellt und spielen sich im Licht von Scheinwerfern ab; wieder andere werden auf verkürzter Bühne vor einem bemalten Prospekt gespielt (Wald und Höhle, Trüber Tag, Feld), so daß im Licht der Scheinwerfer die Schatten der Schauspieler statt den Boden auf diese doch der Raumillusion dienenden Prospekte fallen. Frau Marthens Garten wiederum ist ein märchenhaft romantischer Zauberwald mit mächtigen Sonnenblumen und haus hohen Rosenstöcken. Fausts Studierzimmer schließlich ist auf die Mitte der Bühne beschränkt, während die schmalen Räume rechts und links verhängt im Dunkel liegen. Der rechts liegende Raum dient als Auerbachs Keller, der linke als Hexenküche. Architektonisch verbunden sind die drei Räume durch eine von zwei Pfeilern getragene Spitzbogenanlage, die übrigens auch in den naturalistisch gestalteten Gesamttraumenszenen — außer in der Osterzene — stehen bleibt. Bestrebend kleinlich wirkte der Felsengipfel der Walpurgisnacht, und er gewann auch keine tellurische Unheimlichkeit und Größe, als er sich um sich selbst zu drehen begann.

Aber so verworren die bildlichen Eindrücke der Aufführung waren, sie wären

auch in diesem Falle in den Hintergrund gedrängt worden, wenn ein paar starke Schauspieler dem menschlich-dichterischen Gehalt des Wertes Geltung verschafft hätten. Es braucht freilich nicht gesagt zu werden, wie schwer es ist, einen zulänglichen Faustdarsteller zu finden, und ich wüßte in Berlin heute keinen zu nennen. Ein in Reflexion sich erschöpfender, körperlich unlebendiger und darum von einer im Dämonischen wurzelnden Rolle gehemmter, statt beschwingter Schauspieler wie Theodor Loos mußte schnell versagen; schon in der Erdgeistzene stellte sich seine Ohnmacht, neue schöpferische Kräfte an die Gestalt heranzutragen, heraus; von da an verblaßte er mehr und mehr. Von Emil Jannings hatte man einen körperlich elementaren, geistig intensiven Mephisto erwartet. Er blieb beides schuldig. Er hatte einige bildhaft starke Augenblicke (um nicht zu sagen: Großaufnahme-Momente). In der unheimlichen Ruhe seines ersten Erscheinens bei Faust, mit grünlich beleuchteter Dämonenfratze, rotem wilden Haar, schwarzer Kutte, war er wirklich des Chaos wunderlicher Sohn. Bald aber, trotz Hahnenfeder und Pferdefuß, glich er höchstens einem giftgeschwollenen, an Bodagra leidenden Pfaffen. An die Stelle dämonischer Grazie trat auch sprachlich lustspielhafte Komik, an die Stelle satanischen Ingrimms sehr unschöner Lärm in Rede und Geste.

Schwer dagegen ist über Käthe Dorfs Gretchen zu sprechen. Ihre stille und süße Kunst ist in ständigem Reifen; auch ihr Gretchen zeigt das. Aber diese letzte Enkelin des Naturalismus hat noch nie Gestalten dargestellt, die ihren Sinn und Charakter vom sprachlich-struktiven Sinn und Charakter des Wertes empfangen. Den Vers behandelte sie als verschämte Prosa; und über die sprachlich stärksten Stellen huscht sie mit liebenswürdiger Unbekümmertheit weg. So mußte sie geschlossenen Vergebilden gegenüber, wie dem Spinnrad-Monolog „Reine Ruh ist hin“, versagen, und vielleicht ist es nur ihrem Mangel an Sprachphantastie zuzuschreiben, daß ihr auch die Reiterzene fremd geblieben war. Dennoch lag ein unendlicher persönlicher Zauber über diesem ganz unkonventionellen mollig-frischen, anmutig-ernsten, fröhlich-plaudernden Gretchen; und wenn man hörte, wie sie das Gebet zur Mutter Gottes „Ach neige“ mit allen Empfindungen von flüsternder Angst bis zu schmerzreicher Demut überströmte, so mochte man um so tiefer beklagen, daß sie nicht unter sprachschöpferischer Führung das darstellerische Geheimnis des Satzes hat ergründen lernen: Im Anfang war das Wort!

Bücherschau

Schöne Literatur

Das Totenlobern. Ein phantastischer Roman von Andreas Jgel Richter. (Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden. Geb. M. 25.—.)

Mit ungeheurer Phantasie ironisiert Jgel Richter Fanatismus, Geldgier, blutrünstiges Hentertum, Weibertollheit und Männerroheit der Masse Mensch, indem er einem grotesken Narren den Einfall gibt, Gräber zu öffnen und Gestalten längst entschwundener Epochen zu neuem Leben zu erwecken. Im grauflgen Kampf mit einer dummen und trivialen Gegenwart sterben die Erweckten einen zweiten Tod. Voltaires Ironie satanisch übertrumpft und E. T. A. Hoffmanns Spukträume fieberisch verzerrt. Aber im Stil lebt ein Meister.

Der Antichrist. Ein Roman von Jules Siber. (Verlag Morawe und Schöffel, Bern.)

Seit seinem geistreichen Paganini-Roman war Siber, der Geiger, schriftstellerisch etwas in den Hintergrund getreten. Er ist heute einer der glänzendsten Vertreter des Mystizismus und meistert die Sprache mit Virtuosität. Den heitlen Stoff, Christus seiner Göttlichkeit zu entkleiden und die Menschen um ihn in allen irdischen Trieben zu enthüllen, bewältigt Siber mit dichterischer Großzügigkeit.

Die Reise ins Blaue. Erzählung von Wolfgang Goetz. (Hyperionverlag, München.)

Eine köstliche kleine Geschichte, in der Goetz Größe und Allzumenschliches Napoleons mit jeden Federstrichen zeichnet und das St. Helena des großen Korfen für wenige Tage in den Bannkreis dreier kleinen Londoner Dirnchen zieht. Mit dem feinen künstlerischen Takt eines Dichters geschildert, der seinen Stil an Jean Paul geschult hat und der reich an lustigen Einfällen ist. — Auch im andern, uns vorliegenden Buch „Das wilde Säufeln“ (Sibyllen-Verlag, Dresden) lacht etwas von Raabe, schiebt Jean Paul Kobolz und freut sich Otto Erich Hartleben, der dem Geschehen dieses Buches am nächsten steht. Der stille seine Landpastor, der nach einem Menschenalter wieder einmal seine alte Mutterstadt zum Stiftungsfest des „Nihilus“ aufsucht, wird bei Goetz durch tausend Gefahren der Großstadt mit einem so gütigen Lächeln begleitet, daß man in Goetz den künftigen Meister deutschen Humors erkennen zu dürfen glaubt.

Der Wanderer ohne Weg. Roman von August Hinrichs. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig. Geb. M. 16.—.)

Hinrichs Wanderer findet nach tiefen Enttäuschungen den Weg zur Höhe reinen Menschentums. Liebe und Glückssehnsucht klingen in starken Tönen durch dieses Buch, dessen Verfasser zu den bemerkenswertesten Gestaltern unter den neueren deutschen Erzählern gehört.

Das Zeichen der Malaien. Der Filmroman eines Privatdetektivs von Carl Heinz Voese. (Verlag Dr. Eysler u. Co., Berlin.)

Es ist nichts sonderlich Neues an und in diesem Roman, der zum Unterschied von andern tausend Filmromanen nur in gutem Deutsch geschrieben ist.

Meine Schuld, meine große Schuld. Roman von Margarete Böhme. (Verlag Deutsche Buchvertriebsstätten, Dresden.)

Frau Böhme hat ihren Leserkreis. Ein bißchen Sentimentalität, ein wenig Kitsch und einiger Schwung in der Darstellung, vermischt mit Tönen echter Weiblichkeit und kleinen Abschweifungen ins Psychologische — und das neue Frauenschicksal, das der Böhme-Anhänger erwartet, ist fertig.

Die zweite Heimat. Ein Zeitroman aus dem Memellande von Alfred Ratschinski. (Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin. Geb. M. 82.—.)

Ein ganz ausgezeichnetes Buch, mit tiefster Heimatliebe geschrieben. Ein Kulturdocument und Wegweiser zum Verständnis des Memellandes, das volkstündlich erschlossen wird. Man hat immer das bedauernde Gefühl, daß derartige Heimatromane vor dem Kriege hätten geschrieben werden müssen, damit den Deutschen härter zum Bewußtsein kam, daß außer Berlin, Rheinland und Schlesien noch anderes deutsches Land und andere deutsche Scholle deutschen Menschen gehörte. Ratschinski sollte im deutschen Bücherschrank einen Ehrenplatz erhalten.

Bäbi vom Montparnasse von Charles Louis Philippe. (Kurt Wolff Verlag, München.)

Ein heitles, in vieler Augen ein gar anstößiges Thema von einem Nachfahren des greisen Anatole France geschrieben. Wenn Wolff-Verlag auch unbefrundene Verdienste hat, so gehört doch Philippe nicht zu seinen notwendigsten Entdeckungen. — Da freut man sich mehr über

Rumpelstilzchen: Berliner Allerlei. (Verlag der Täglichen Rundschau, Berlin. Geheftet M. 24.—, Halbleinen M. 30.—.)

Auch ein Kulturdocument; aber eins der glänzendsten und geistreichsten der allerjüngsten Epoche. Der Verfasser ist nicht

genannt, aber man kennt ihn als einen der bekanntesten Berliner Journalisten. Ist nicht „Friedrich der Vorläufige“ auch von ihm? Numpelsitzchen erzählt seine Beobachtungen in ganz entzückendem Plauderton, begleitet Ebert mit seinen beiden Reichshunden durch den Tiergarten und streift mit hochgeschlagenem Mantelkragen durch die Kaschemmen Berlins; hört Hölzens Verteidigungsrede und versteht sein Wort (wie die meisten Berliner) von der indischen Weisheit des Rabindranath Tagore, über den er am Kamin pikanter Tänzerinnen und blendender Schauspielerinnen plaudert. Ein Buch, das mehr Vergnügen und Nachdenklichkeit bereitet als große Standardwerke über Gesellschaft und Politik. Montesquieus „Briefe eines Persers“ verblissen hier. Übrigens ein Nachschlagewerk allererster Ordnung für den, der sich über das republikanische Deutschland der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts orientieren will. Sehr, sehr empfehlenswert.

Der Pastor von Poggee. Roman von Gustav Freyssen. (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. Gebestet M. 82.—, gebunden M. 42.—.)

Der Roman eines Pfarrers, der in den Wirren der deutschen Revolution alles verliert: Heimat, Haus, Hof und Ehre, und der neue Kraft im deutschen Christentum findet. Wohl Frenssens reifstes Werk und mit großer Technik geschrieben. In den Hausstübchen der deutschen Bücherei gehörig.

Meine sämtlichen Werke. (Von Leo Selzgaß. Geh. M. 80.—, geb. M. 45.—.)

Endlich ein Künstlermemoirenwerk, das vergnüglich ist, über das man lachen kann, weil es unerlöschlich ist an goldenem Humor und Schnurrigkeit. Ein Beweis, daß in einer gesunden Tenorkehle auch Töne lustigsten Frohsinns aufsteigen können. Selzgaß sollte nicht, wie er androht, mit diesem Buche Schluß machen. Solche Büchlein liest man gern und freut sich, in dieser bekümmerten Zeit so humorvolle Dinge zu hören.

Die Frau im Kreise. Roman von Catharina Godwin. (Kurt Wolff Verlag, Leipzig.)

Ich kann mich nicht zu dem Gedanken durchringen, daß die künstlerische Erotik der Catharina Godwin zu dem Wertvollsten gehört, was das deutsche Schrifttum in letzter Zeit hervorgebracht hat. Ich habe vielmehr das Gefühl, daß man Frau Godwin überschätzt. Auch trotz der wunderbaren Sprache und der bis zur Manieriertheit gepflegten Berechsamkeit, mit der über Erotik und Frauenliebe und -leben gesprochen wird. Die Schriftstellerin bleibt spielerische Phantastin, wenn auch mit goldenem Crayon und manikürter Schreibseligkeit. Aber an ihrem Stil könnten viele lernen.

Frauen. Roman von Kasimir Edschmid. (Verlag Paul Cassirer.)

Auch in diesem äußerlich blendenden Buche bleibt Edschmid umstritten. Er ist Kunstgewerbler unter den Schriftstellern, der über den seltensten Duft und die leuchtendsten Farben verfügt, ohne mehr zu geben in seinen Romanen als raffinierte Motiven mit trübfener Sinnlichkeit. Die Romanen des vorliegenden Buches sind ohne jeden inneren Zusammenhang, für den Sammler erotischer Genußlichkeit Köstlichkeiten, für den gesunden deutschen Leser verwirrende Einzelheiten, blendende Feuilletons, deren man im Laufe der Begebenheiten nicht mehr als eins genießen kann — wenn man Opium rauchen und Kokain schlucken kann.

Der kleine Peter. Autobiographischer Knabenroman von Anatole France. Übertragen von Beatrice Sachs. (Kurt Wolff Verlag, Leipzig.)

Aus dem stürmischen Anatole ist der weise France geworden, der lächelnd auf seine Entwicklung zurücksteht, grazios und kunstvoll unterhält und eine Fülle des Interessanten aus dem vormärzlichen Frankreich vor den Augen und Sinnen des Lesers ausbreitet. Sehr klug, sehr wichtig, tief schürfend und belehrend. Man gab ihm einen Nobelpreis, nicht für dieses Buch, aber dieses beweist, wie Anatole zum Schriftsteller wurde durch eine kluge und gütige Mutter und einen verständnisvollen Vater.

Der Merker

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin

Schriftleitung: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85 a. Fernruf: Bürow 6610.
Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 8—9.
Fernruf: Rollendorf 4849.

Verlag: R. F. Koehler, Leipzig und Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 11. März 1922

Nummer 10

Reichseinheit

Von Kurt Konrad Gaertner

I.

Das frühere Deutsche Reich des Mittelalters war ein Einheitsstaat. Die Regierungsform war die Monarchie. Monarch war der deutsche Kaiser. Einen deutschen Kaiser oder einen Kaiser der Deutschen hat es im früheren Deutschen Reich nicht gegeben. Seit Otto dem Großen hatten die deutschen Könige meist — nicht alle — auch die Krone der römischen Cäsaren getragen und nannten sich deshalb Kaiser. Dieses Kaisertum war römisch und bedeutete die Verkörperung der Welt Herrschaft im Sinne der weströmischen Cäsaren, Herrschaft der Deutschen als Nachfolger der Römer in der ganzen Welt, nicht aber Herrschaft in Deutschland. Die Herrschaft in Deutschland stand den deutschen Königen zu.

Der deutsche König war kein Autokrat, nicht ein Herrscher von Gottes Gnaden, sondern wurde gewählt. Wenn auch in den späteren Jahrhunderten die Königskrone erblich in bestimmten Herrscherhäusern wurde, so blieb doch das Deutsche Reich formell stets eine Wahlmonarchie. Die Masse des deutschen Volkes beteiligte sich aber nicht an der Wahl des Königs. Die Kurfürsten galten ursprünglich als Vertreter des Volkes. Die Vertretungsmacht war ihnen durch Reichstagschlüsse übertragen. Deshalb darf man nicht mit Unrecht sagen, daß die deutschen Könige des Mittelalters Herrscher von Volksgnaden waren und die Monarchie im Volkswillen wurzelte. Der König verkörperte den völkischen Einheitsstaat.

Der Einheitsstaat des früheren Deutschen Reiches war allmählich infolge der Politik der Habsburger, welche die Sorge um eine autokratisch regierte Hausmacht höher stellten, als die Wahrnehmung der Interessen aller deutschen Stämme und infolge der Erstarkung der Macht der geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren zum Schein geworden. Die Fürsten und Herren, ursprünglich Beamte (so die Grafen und Herzöge) oder Soldaten (so die Ritter) der deutschen Könige, die mit Grund und Boden, später mit herrschaftlichen Gerechtsamen beliehen wurden, hatten sich zu Selbstherrschern entwickelt. Sie stellten sich nach dem Vorbilde der französischen Könige auf den Standpunkt, Land und Leute wären ihr persönliches Eigentum. Sie waren nicht Führer einzelner deutscher Stämme, sondern Herren von Grund und Boden, von Landgebieten, deren Bevölkerung nach Art und Abstammung durchaus nicht gleichstammig zu sein brauchte. Erst durch die entstehende Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Vorteile zwischen Herrscherhaus und Untertanen entstanden allmählich neue deutsche Einzelvölker, die sich mit ihren Namen zum Teil an alte deutsche Stammesnamen anlehnten. Es waren Völker im politischen Sinne, nicht im nationalen Sinne, d. i. nicht im

Sinne gemeinsamer Abstammung und Geburt. Es entstand ein Partikularismus, dessen Art nicht völkisch, sondern persönlich — im Hinblick auf das Herrscherhaus — war. Als der letzte römische Kaiser deutscher Nation, Franz II., auf diese Würde, die im Grunde genommen nur noch ein Titel war, verzichtete, gab es in Deutschland eine Unmenge solcher Länderstaaten persönlich-partikularistischer Färbung. Die Reichseinheit, der Einzelstaat war durch das Bestehen dieser Länderstaaten tatsächlich aufgelöst.

Im deutschen Volke aber blieb der Gedanke der Reichseinheit lebendig und setzte sich in Gegensatz zu den persönlich-partikularistischen Fürsten und Herren und ihre Regierungen. Der Reichseinheitsgedanke flammte in den Jahren vor den Freiheitskriegen 1813—1815 und während dieser Kriege gewaltig empor und trug hauptsächlich zur Befreiung von der napoleonischen Herrschaft bei. Er konnte sich aber nach Beendigung der Freiheitskriege nicht durchsetzen. Noch hatten die Fürsten und Herren, die ihm abhold waren, das Übergewicht. So führte denn der Wiener Kongreß statt zur Wiederaufrichtung eines deutschen Einheitsstaates zur Erstarkung der Einzelstaaten und zur Verfolgung aller, die nationaldeutsch fühlten und für den deutschen Einheitsstaat in Wort und Schrift eintraten. Jahrzehnte lang wurde durch die deutschen Regierungen der Einzelstaaten der Gedanke der Reichseinheit bekämpft. Er konnte aber nicht unterdrückt werden. In den Revolutionstagen von 1848 und in dem Parlament der Paulskirche zu Frankfurt a. M. rang dieser Gedanke nochmals um Anerkennung und Erfolg. Vergebens, weil damals die Vertreter der Reichseinheit gedanklich unklare und politisch unfertige Worthelden waren, aber nicht zielbewußte praktische Politiker. Der Erfolg scheiterte auch an der preussischen Kabinettspolitik, die damals persönlich-partikularistisch gerichtet war und einen Rückgang der preussischen Macht fürchtete, wenn der preussische König die Kaiserkrone annähme, und an der Mentalität eines Friedrich-Wilhelm IV., von der auch 1871 Kaiser Wilhelm I. nicht ganz frei war, die es diese Hohenzollernfürsten als unmöglich erscheinen ließ, daß die übrigen Fürsten und Herren Deutschlands an Macht und Mitbestimmung über die Geschicke des deutschen Volkes zugunsten gewählter Volksvertreter ganz oder teilweise verzichten sollten. Das deutsche Volk hatte sowohl 1813 als auch 1848 die Hoffnung auf einen deutschen Einheitsstaat an Preußen geknüpft. Beide Male versagte die preussische Regierung und doch war es dieser Staat, der der Traum einer neuen deutschen Einheit verwirklichen sollte. Das konnte auch nur Preußen sein, nur Preußen konnte diesen Traum zur Erfüllung bringen.

Nur Preußen konnte die Reichseinheit schaffen, weil Preußen seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. mehr noch unter Friedrich dem Großen ein Beamtenstaat geworden war. Die Reichseinheit des früheren Deutschen Reiches hatte der große Frankenkönig Karl geschaffen, der die Länder der von ihm besiegten deutschen Stämme in sein Frankenreich eingliederte, sie in Gaue teilte und seine Beamten, die Grafen, als Verwalter einsetzte. Beamtenstaaten blieben auch zunächst die drei Teile: Deutschland, Frankreich und Lothringen, als nach dem Tode Karls sein Reich aufgeteilt wurde. Später wurden in Deutschland die Beamten Grundherren und die Reichseinheit ging verloren. Die Hohenzollern schufen in ihrem Preußen den neuen Beamtenstaat und damit die Grundlage zum neuen deutschen Einheitsstaat. Deshalb war es auch nicht die äußere Macht der Hohenzollern und des Preußenstaates allein, die 1848 des deutschen Volkes Hoffnung auf Reichseinheit nach Preußen lenkte, sondern mehr noch die Empfindung und das Bewußtsein, daß dort der Staat ist, der durch seine Entwicklung gezeigt hat, auf welchem Wege ein Volk zu staatlicher und politischer Einigung kommen kann.

So denken wir, Preußen, noch heute. Wir, die preussischen Untertanen, sind kein Volkstamm wie die Bayern, Sachsen, Hessen, Mecklenburger usw. Wir, Preußen, sind nicht persönliche Partikularisten, sondern sind Deutsche, die in einem Staat ihre völkische Einheit wiedergefunden haben und auch jetzt noch

halten wollen. Es ist daher nicht das Aufgeben, sondern die Wahrung des preußischen Einheitsgedankens, wenn wir, Preußen, bereit sind, in einem einigen Deutschen Reiche aufzugehen, ebenso wie früher Brandenburg in Preußen aufgegangen ist. Aber wir wollen auch nicht persönliche Partikularisten werden, deshalb wehren wir uns gegen eine Zerstückelung des heutigen Preußens in einzelne Staatsgebilde, in ein Rheinland, in Hannover, Holstein, Oberschlesien und so weiter. Wir erblicken darin eine Rückbildung und Zerstörung des im Preußentum liegenden deutschen Einheitsgedankens.

Der Preußische Staat, das Vorbild und der Vorläufer der Reichseinheit! Diese Erkenntnis lag dem Lebenswerk Bismarcks zugrunde. Bismarck war nie Partikularist, auch nicht National-Partikularist im modernen Sinne. Bismarck war kein Schwäger und Theoretiker wie die Männer von 1848, er war ein praktischer Politiker. Bismarck hielt sich an das Gegenwärtige und Vorhandene und formte es für den von ihm erkannten Zweck. Die übrigen deutschen Staaten standen dem preußischen Staatsgedanken, dem preußischen Reichseinheitsgedanken, nach ihrer ganzen persönlich-partikularistischen Entwicklung fremd gegenüber und mußten erst in den völkischen Einheitsgedanken hineinwachsen. Das konnte zunächst nur auf dem Wege eines engeren Zusammenschlusses zwischen Preußen und den übrigen deutschen Staaten geschehen. Nachdem Osterreich, das kein deutscher Staat im politischen Sinne war und dessen Staatsinteressen sich immer mehr vom deutschen Reichseinheitsgedanken entfernt hatten, durch den Krieg von 1866 ausgeschaltet war, wurde jener Zusammenschluß durch den Norddeutschen Bund herbeigeführt, aus dem auf den Schlachtfeldern von 1870 das neue Deutsche Reich entstand. Der Gedanke der Reichseinheit war in den nichtpreußischen Ländern auch 1870 noch zu schwach. An einen Einheitsstaat konnte Bismarck deshalb nicht denken, nicht nur der Fürsten wegen, die um ihre Throne und Sonderrechte bangen mochten, sondern ebensosehr, vielleicht in noch höherem Grade der Angehörigen der Einzelstaaten wegen. Denn diese waren auch 1870 in der ganz überwiegenden Mehrheit noch im persönlichen Partikularismus befangen und dachten noch nicht einheitsdeutsch, noch nicht völkisch oder national im Geburtsinne. Ein Staatenbund wie der in Nordamerika hätte in Deutschland den persönlichen Partikularismus verewigt und konnte niemals zur Reichseinheit führen. So blieb denn als das nächste Ziel die Form des Bundesstaates. Es wurde ein deutsches Einheitsgebilde geschaffen, das aber doch den Einzelstaaten und ihren Fürsten einen Teil ihrer Sondervorrechte, dem einen mehr, dem andern weniger, beließ. Der Bundesstaat war damals die einzige praktisch lösbare Form, in der alle Deutschen zu einem Volke staatlich geeinigt werden konnten und doch der geschichtlichen Entwicklung keine Gewalt angetan wurde. Es ist für mich außer Frage, daß Bismarck von dem weit vorausschauenden Gedanken geleitet wurde, daß in näherer oder weiterer Zukunft der Reichseinheitsgedanke, der in dem preußischen Staatsgedanken lebte, in allen übrigen Ländern des Deutschen Reiches so erstarken würde, daß aus dem Bundesstaat in natürlicher Entwicklung ein Einheitsstaat, eine Einheitsmonarchie würde. Von innen heraus, aus dem Willen des Volkes, dem sich die Monarchen der Einzelstaaten in selbstgewonnener Einsicht, vielleicht auch unter dem Druck besonderer Umstände, wie etwa nach einem neuen Kriege, fügen würden, sollte der Einheitsstaat entstehen. Diesem weitausschauenden Gedanken entsprang die Erklärung der wiedergewonnenen Länder Elsaß und Lothringen zum Reichsland. Ohne jene Absicht hätte es doch näher gelegen, diese Länder ganz oder in Teilen an andere Staaten anzugliedern, oder sie zu einem selbständigen Bundesstaat zu machen. Es ist möglich, daß der letzte Weg zur Erstarkung des deutschen Gefühls bei den Bewohnern des Elsaß und Lothringens geeigneter gewesen wäre. Sie hätten die Neigung zu Frankreich vielleicht schneller überwunden. Der Förderung des Reichseinheitsgedankens hätte, wenn man mit mir darin übereinstimmt, daß der preußische Staatsgedanke dem Reichseinheitsgedanken Wirklichkeit verliehen hat, wohl am besten gedient, wenn die neu gewonnenen Länder dem preußischen Staate einverleibt

worden wären. Aber das konnte Bismarck 1871 noch nicht vorschlagen, weil man ihn damals nicht verstanden und sicherlich angenommen hätte, daß Bismarck auch den Krieg von 1870 allein zur Ausdehnung der Hausmacht der Hohenzollern benutze. So blieb für die Förderung des Reichseinheitsgedankens nur die Schaffung eines Reichslandes als einziger möglicher Weg.

II.

Generationen hätten vergehen müssen, ehe der Einheitsstaat im Laufe der natürlichen Entwicklung und ohne Gewalt dem deutschen Volke beschieden worden wäre. Hätten wir den Weltkrieg gewonnen, wären wir ein schnelles Stück vorwärts gekommen. Wir hätten dann eine Stellung in der Welt errungen, die uns zwang, uns innerlich noch mehr aneinander zu schließen, als es in einem Bundesstaat geschehen kann. Wir verloren den Weltkrieg und gewannen die Revolution und nach ihr die Verfassung von Weimar. Die Revolution entsprang kommunistischen Gedanken. Der Kommunismus ist anational. Die Mehrheitssozialdemokratie und die Demokratie bemächtigten sich der Revolutionsbewegung und lenkten sie in ihre Bahnen. Beide Parteien sind nicht anational, sondern international. Sie verwerfen nicht den nationalen Gedanken schlechthin, aber sie stellen die Gemeinsamkeit einzelner wirtschaftlicher Beziehungen mit den Angehörigen anderer Völker höher, als den nationalen Zusammenschluß im eigenen Volke. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß beide Parteien, oder wie man richtiger sagen sollte, beide Anschauungsströme sich mit dem Zentrum zusammensanden, da dieses gleichfalls internationale Ziele, wenn auch auf anderer, nämlich konfessioneller Grundlage hat. Diese drei Ströme internationaler Anschauungen drückten der Verfassung in Weimar den Stempel auf. Da sie nicht anational sind, sondern sich mit Nationalismus vertragen, so kommen auch nationale Gedanken in der neuen Verfassung zum Ausdruck, aber sie herrschen und führen dort nicht. In nationaler Hinsicht sind Mehrheitssozialdemokratie und Demokratie zweifellos nicht Partikularisten, ebensowenig das Zentrum in seiner heutigen Mehrheit. Auch sie wollen eine Reichseinheit. Aber sie begehen den Fehler, den auch die Revolutionäre von 1848 machten und den Bismarck vermied. Sie wollen dem deutschen Volke den Einheitsstaat aufzwingen, ohne daß die geschichtliche Entwicklung soweit gebiehet ist und der Reichseinheitsgedanke zum Gemeingut des deutschen Volkes geworden ist. Sie glauben, daß die Fürsten das einzige Hemmnis zum Einheitsstaate gewesen sein, und darin irren sie. Denn das Volk, auch soweit es bei den Wahlen sich zu den Parteien links von der Deutschen Volkspartei bekennt, steht zum großen Teil innerlich immer noch dem deutschen Einheitsstaat fremd gegenüber, ja im beträchtlichen Maße sogar abweisend, besonders in den außerpreussischen Staaten. Ein Zweites stellten die Väter der Verfassung in Weimar nicht in Rechnung. Der Einheitsgedanke kann nur im preussischen Staatsgedanken wurzeln, d. h. in einem wirklich vorhandenen, in Blut und Gehirn übergegangenem und darum lebendigen „Fluidum“, nicht in einem papiernen doktrinärem Verfassungswerke. Muß daher der Reichseinheitsgedanke im Preussentum anknüpfen, so durfte eine Aufteilung des jetzigen Preußens nicht in Erwägung gezogen werden, auch nicht durch entsprechende Bestimmungen der neuen Reichsverfassung angeregt werden. Dadurch wurde der Reichseinheitsgedanke an der Quelle zerstört. Und ein Drittes. Der deutsche Einheitsgedanke ist stets mit der Monarchie verknüpft gewesen. Die Sehnsucht aller, die ein einheitliches Deutsches Reich wünschten, fand ihren Ausdruck in dem Ruf nach einem Kaiser oder poetisch nach der Wiederkunft des Kaisers Barbarossa, des letzten wirklichen Volkstaisers des alten Deutschen Reiches. Eine neue deutsche Reichseinheit muß deshalb monarchisches Gepräge haben und kann nie Republik sein, insbesondere keine sozialistische (= kommunistische), wenn sie der Förderung des Reichsgedankens im Volke entsprechen will. Da die Väter der Verfassung diese Erwägungen nicht hatten oder auf sie nicht Rücksicht nahmen, stehen sie vor dem kläglichen Ergebnis,

daß sie die Reichseinheit gewollt und die Absonderungsbestrebungen in Süd und Nord, in Ost und West gefördert haben.

Der Partikularismus steht in vielen Gauen unseres Vaterlandes wieder in Blüte. Er nährt sich heute weniger durch die Anhänglichkeit am Einzelstaat — denn dazu fehlt ihm die alt hergebrachte Stütze, der erbliche Monarch — sondern hauptsächlich durch Abneigung gegen die Republik, gegen die Sozialisierungsbestrebungen, gegen den internationalen Geist, der heute in Deutschland regiert. Weil nun Berlin der Sitz solcher Regierung ist, so verdichtet sich der Partikularismus in dem Lösungswort: „Los von Berlin, los von Preußen“. Er meint aber nicht die alte Kaiserstadt Berlin, er meint nicht das alte Preußen, von dem er fälschlich behauptet, es sei tot und zerfallen, er meint die heutigen Machthaber. Dieser Partikularismus ist nun nicht mehr der alte persönliche Partikularismus, sondern ein neuer, der sich reichsfreudig nennt. Und dabei ergibt sich das eigenartige Bild: in solchem Partikularismus kommen die alten persönlichen und monarchischen Partikularisten jetzt zusammen mit denen, die im Bismarckschen Geiste die Reichseinheit zu erstreben glauben. Die Letzteren haben für ihn den Namen „National-Partikularismus“ geprägt. Sie ernten aber nur den gleichen Erfolg wie die Väter der Verfassung in Weimar. Denn auch sie wollten Reichseinheit, also das Gute, und stärken das Böse, den alten persönlichen Partikularismus, der zum Verfall des Reiches in Einzelstaaten führen muß.

Wir können in Deutschland zu der erstrebten Reichseinheit nur kommen, wenn wir der geschichtlichen Entwicklung folgen und auch die Ergebnisse der Revolution vom November 1918, die in ihrer Bahn lagen, erhalten. Hiermit meine ich die Beseitigung der Einzelfürsten, der vielen Monarchen, der Könige in Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg bis hinunter zu den Fürsten in Lippe und Waldeck. Wir können die Entthronung dieser Fürsten als unedel, als undankbar, als gewalttätig verurteilen, müssen aber doch anerkennen, daß sie einen Fortschritt auf dem Wege der Reichseinheit bedeuten. Mit der erzwungenen Abdankung der Fürsten ist der persönliche Partikularismus, welcher seit dem späteren Mittelalter und auch nach den Freiheitskriegen der Hauptfeind der Reichseinheit war, an der Wurzel zu Tode getroffen. Er soll nun auch tot bleiben. Leben aber soll der Gedanke der Reichseinheit, und dieser kann heute nur verwirklicht werden, wenn:

1. die noch bestehenden Einzelstaaten ohne Aufteilung Preußens auf dem Wege, den sie seit 1870 begonnen und 1918 fortgesetzt haben, fortschreiten und immer mehr ihr Recht eigener Gesetzgebung und eigener Regierung an das Reich abgeben, sich damit begnügen, Verwaltungsbezirke zu sein, die die größtmögliche Selbständigkeit wahren und die geschichtliche Eigenart ihrer Volksteile und Länder berücksichtigen,
2. die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches sich entschließen, Deutschland wieder zu einer Monarchie zu gestalten, ein neues völkisches Kaisertum zu schaffen.

Der deutsche Kaiser der Zukunft muß nicht einem der vor dem 9. November 1918 regierenden Häuser angehören, muß nicht ein Hohenzoller sein. Die geschichtliche Aufgabe der Hohenzollern war ein Preußen, das den Reichseinheitsgedanken in seinem Staate verwirklichte, ihn wachsen lassen und führen sollte. Diese Aufgabe der Hohenzollern ist erfüllt. Preußen in alter Gestalt muß seiner Erfüllung, dem Deutschen Reich, weichen, ebenso wie die kleineren Staaten ihre volkspolitische Selbständigkeit aufgeben müssen. Ist es erst soweit, dann wird auch der Mann da sein, sei es aus altem Herrscherhaus, sei es aus dem Adel, sei es aus geistig und sittlich hochstehendem Bürgergeschlecht, der die einzige deutsche Fürstenthrone der Zukunft, die deutsche Kaiserkrone, zu tragen würdig ist.

Lenin

Verbrecher, Gottesgeißel, Befreier?

Von Georg Kleinow

Die nachfolgende, hier veröffentlichte Arbeit ist ein Niederschlag aus Untersuchungen, die der Verfasser zur Vorbereitung einer Studienreise nach Sowjet-Rußland vorgenommen hat. — Wir hoffen, unsern Lesern im nächsten Quartal eine Reihe von Berichten über die Studienreise vorlegen zu dürfen. Die Schriftleitung

I.

Durch die Gesellschaften, Zirkel, Vereinigungen und sonstigen Sammelplätze der russischen Emigranten fließt, sie mit frischem Lebensmut füllend, gegenwärtig eine Stimmung, die lebhaft an das hoffnungsvolle Aufatmen gemahnt, das der Deutsche aus den Februar-Märzmonaten der Jahre 1915 und 1916 kennt. Damals wünschten wir uns den Sonderfrieden mit Rußland und weil wir glaubten darauf hoffen zu können, fühlten wir, daß er kommen werde: bald nach Ostern! Damals war ja der Wahnsinn der polnischen Politik in Berlin noch nicht zum Durchbruch gekommen! — Jetzt geht es den Vertretern des alten Rußland in der Emigration so ähnlich mit dem Sowjetregiment, wie seinerzeit uns mit ihnen. Zu Ostern darf der Russe wünschen, und der russische Emigrant wünscht das Verschwinden Lenins und weil er's wünscht, ist er auch überzeugt, daß Sowjetrußland erledigt ist: bald nach Ostern! spätestens zur Erntezeit! Der Haß der russischen Flüchtlinge ist verständlicherweise ganz außerordentlich groß. Darum klammern sie sich an alles und jedes: Lenin, sagen sie tief überzeugt, weiß nicht mehr ein noch aus; auf den Niedergang der Landwirtschaft verweisen die meisten: „1922 hungern“, sagt ein Prophet, „nicht neunzehn, nicht achtunddreißig Sowvernements, sondern hungert ganz Rußland.“ Die führenden Politiker, jene hauptsächlich, die Rußland von seiner natürlichen Anlehnung an Preußen-Deutschland fort an die Seite Frankreichs geführt haben und damit in den furchtbaren Krieg für fremde Interessen, versprechen, daß, sobald der Frost aufgehört, Sowjetrußland den Fang bekommt: in Karelien hat's schon angefangen! Polen will endlich seine sichere Ostgrenze haben, Rumänien endlich Ruhe in Besarabien! Sie versprechen jetzt den Sturz Lenins — natürlich unter der edlen Frankreich Führung — wie sie vor acht Jahren dem an sich friedliebenden Volke versprochen, es würde in Berlin einziehen. Dann wollen sie Rußland aufbauen, woran die Bolschewisten sie vorläufig hindern. Das Wiederaufleben der Kadettenpartei in Berlin unter Miljutows Führung steht mit der gekennzeichneten Stimmung in engem Zusammenhange. Die gesteigerte Tätigkeit der sozial-revolutionären Partei in Prag und in den Randstaaten entspringt denselben Hoffnungen.

Die Emigrantenpresse, von keiner Zensur gebremst, wie die unsrige 1915 und 1916, gibt den herrschenden Grundstimmungen leidenschaftlichen Ausdruck: Nereschkowski, ein literarischer Vertreter reinen Christentums, fährt seit Maxim Gorkis Auftreten im Herbst vorigen Jahres wie ein wütendes Tier durch Europa: laßt es verhungern, das Volk, gebt nichts dem Antichrist, die Hungersnot ist Lüge! Der Dworjanin (Ablige) N. A. Pawlow aus dem agrarkonservativen Kreise der berühmten „Moskowskija Wjedomosti“ Ratkows und Gringmuths weiß aus

der heutigen Stimmung heraus in seinem offenen Briefe keine andere Anrede für Lenin als Schelm, Räuber, Verbrecher, nebst dem Synonymen dieser Worte. „Seid Ihr des Teufels Sohn oder er selbst oder seine Larve — ich mag's nicht entscheiden. Aber alle, die Euch mit dem Antichrist vergleichen, verstehen nicht den Himmel und beleidigen die Hölle!“ Von Antoni, dem streitbaren Metropolititen von Kiew und Eiferer gegen die ukrainischen Freiheitsbestrebungen, wird erzählt, er habe an den Moskauer Primus inter pares Tichon (Patriarch) über die Vorbereitungen der russischen Monarchisten im Auslande berichtet: sie seien bereit, Rußland, das russische Volk, die allein rechthgläubige Kirche vor Juden und Judengenossen zu retten . . .

Es liegt nicht in meiner Absicht, mich in die inneren Angelegenheiten der russischen Emigration zu mischen, und ich würde mich auch nicht entschlossen haben, gerade jetzt, an die gefennzeichneten Stimmungen anknüpfend, den Versuch einer Charakteristik Lenins zu wagen, wenn nicht die Emigranten einen so außerordentlich starken Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Ansichten über das heutige Rußland ausübten und als Vertreter des alten Rußland auch eine auswärtige Politik betrieben, die den deutschen Interessen durchaus zuwider läuft. Haß, Furcht, Not, taftendes Hoffen und Rachsucht sind aber schlechte Berater, gleichgültig, ob sie berechtigt sind oder unberechtigt. Was heißt überhaupt in den gewaltig wogenden Lebenskämpfen der Völker berechtigt oder unberechtigt? Der Sieger hat recht! Der Starke ist gut! Der Schwache ist schlecht! Das ist die grausame politische Moral unseres Zeitalters. Nur von dieser Moral lassen die großrussischen Emigranten sich vorwiegend leiten, wenn sie nach wie vor ihr Geschick eng mit dem Frankreichs verknüpfen.

Eben beherrscht Lenin die Situation in Rußland. Daran ist nicht zu deuteln! Ist er nicht nur ein vorübergehend glücklicher Usurpator der Rechte anderer, sondern auch ein Staatsmann von den gewaltigen Ausmaßen, wie ihn die Welt — ja: die ganze Welt! heute in Rußland nötig hat, so wird er sich trotz alles gegen ihn gerichteten Hasses durchsetzen; ist er dagegen nur ein grausamer Sadist und damit ein Verbrecher an seinem Volk und Lande oder ein feiles Werkzeug anderer, so wird ihn das russische Volk ausspeien.

Die Frage nach Lenins Eigenschaften erheischt eine gründliche Untersuchung — eine gründlichere zum mindesten, wie sie heute schon an der Hand der zur Verfügung stehenden Einblicke in die Verhältnisse Sowjetrußlands gegeben zu werden vermag. Sie ist dennoch durchaus aktuell, nicht nur im Rahmen geistreicher Salongespräche, wie sie überall in Paris, London, Berlin, Belgrad, Prag geführt werden, nicht als Traktätchen, kleine und große Kinder gruseln zu machen oder um kleinbürgerlicher Moral Gelegenheit zu geben, Tränen zu vergießen, sondern auch und durchaus in erster Linie aktuell im Hinblick auf die politische Weltlage. Von Lenins Sein oder Nichtsein hängt die Entwicklung des zwanzigsten Jahrhunderts ab (man ziehe nur alle Kultur- und Wirtschafts- und personalpolitischen Zusammenhänge ohne Zimperlichkeit in Rechnung) und damit die Zukunft des führerlosen, unfreien, politisch so schwer beweglichen und doch so arbeitsstüchtigen deutschen Volkes. Lenin hat — das schafft kein Groll und keine Verachtung aus der Welt — mit seinen Leuten ein Gebilde übernommen, das in der Weltpolitik an die Stelle des alten, selbst in Zeiten seiner größten Schwäche immer gewichtigen Rußland getreten war; dies Gebilde hält nun schon vier Jahre hindurch, trotz fortgesetzter innerer Unruhen, trotz entseklischer wirtschaftlicher Verhältnisse, nicht nur die Randstaaten, sondern darüber hinaus auch ganz Europa in Atem. Wäre dies Sowjetrußland ein seelenloser Rehrichthausen aus Dred und Blut geblieben, wie es uns noch vor einem Jahre schien, dann würde Lenin wegen der Art, wie er ihn zusammenlegte, tatsächlich als nichts anderes wie ein Verbrecher, ein Verräter an

seinem Volk, ein Schelm und Räuber dastehen, und vielleicht nicht einmal als ein großer Verbrecher.

Ist aber Sowjetrußland nicht doch etwas anderes? Es sind immerhin die aufgereißten Wogen von vier Sturmjahren, die an den scheinbar schnell gezimmerten Planken des Sowjetschiffes rütteln — nach vier vorausgegangenen Kriegsjahren! Ist dieser junge Staat gar der greifbare, wenn auch unfertige Ausdruck eines russischen Bedürfnisses, einer russischen Idee, die sich aus dem dunklen Mutterchoße des nationalen Wollens ans Tageslicht, ans Leben ringt, nachdem das alte staatliche Gefäß — in seinen Grundlagen von Peter gefügt, den die Russen doch den Großen nennen, obwohl er im russischen Adel blutig aufräumte — jenes Gefäß zerbrochen ward, das den russischen Geist gefesselt hatte? Wäre Lenin das bewußte Werkzeug solcher Idee? Ist er nur der Wegbereiter für eine erst heranreisende Persönlichkeit? Wo wäre die Persönlichkeit zu finden?

Das ist die Frage! Durch die Brille des Hasses, der Lenin und seine Staatsform verfolgt, vermögen wir nicht zu erkennen, was im heutigen Rußland heranwächst; auch das Mitgefühl mit den Millionen der Leidenden verhindert uns oft genug, klar zu sehen. Wir müssen versuchen zu einem leidenschaftslosen Urteil zu kommen. Da aber ohne Frage Lenin der starke Motor ist, der die russische Staatsmaschine in Gang hält und vorwärts treibt, werden wir an die Kernfrage nicht herankommen, ohne uns Rechenschaft über die Persönlichkeit Lenins gegeben zu haben, — über die Persönlichkeit nicht als Mensch, sondern als Staatsmann! Nicht seine guten oder schlechten Seiten gilt es zu erfinden, sondern seine starken und seine schwachen.

II.

Vor mir liegt ein dünnes Heft in russischer Sprache: N. Lenin, „Die Aufgaben der russischen Sozialdemokratie“ (3. Auflage, Genf 1905). Zwölf von den siebenunddreißig Seiten werden von drei Vorworten eingenommen. Wir erfahren daraus, daß die Schrift schon 1897 verfaßt und 1902 sowie 1905 völlig unverändert erneut ins Volk geworfen wurde. P. Afkelrod, seinerzeit mit Plechanow zusammen Begründer der russischen sozialdemokratischen Partei, begrüßt den jungen Autor mit tiefer Verbeugung: „nicht nur als einen der talentiertesten, sondern auch als einen der einflußreichsten Begründer der russischen Arbeiterorganisationen.“ Die kleine Schrift gibt uns die Möglichkeit, Lenins politische Ausmaße festzustellen, denn sie gibt ein Bild von seinen Grundsätzen im politischen Kampf.

Die brennendste Frage für den Marxisten Lenin ist 1897 die nach der „praktischen“ Betätigung der russischen Sozialdemokratie. Die wirtschaftstheoretische Seite der Ziele der Sozialdemokratie ist für ihn vorläufig geklärt. „Die praktische Tätigkeit der Sozialdemokratie stellt sich . . . die Aufgabe, den Klassenkampf des Proletariats zu führen und diesen Kampf in seinen beiden Formen zu organisieren: in der sozialistischen, als Kampf gegen die Klasse der Kapitalisten zur Beseitigung des Klassenstaates und Errichtung der sozialistischen Gesellschaft — und in der demokratischen, als Kampf gegen den Absolutismus zur Erlämpfung der politischen Freiheiten in Rußland, sowie der Demokratisierung des politischen und gesellschaftlichen Aufbaues.“ (S. 14—15.) Im Gegensatz zu den Narodnik tritt Lenin für schärfste Konzentration der Agitationsarbeit auf die „in den politischen Zentren des Reiches zusammengeballten“ Massen der städtischen Industriearbeiterschaft ein. Scharf erkennt er, daß diese in Rußland noch eng mit dem Dorfe verbundenen Fabrikarbeiter selbst Träger der Agitation aufs Land werden müßten,

darum aber auch besonders sorgfältig in die Agrarfrage und die Probleme der Hausindustrie einzuführen seien. Das Zusammengehen mit Revolutionären anderer politischer Richtung in der praktischen Agitationsarbeit darf zu Kompromissen in Programmfragen unter keinen Umständen führen. Die politischen Fragen dürfen nicht vernachlässigt werden: „jeder Klassenkampf ist ein politischer Kampf!“ (S. 20.) Dem Proletariat muß die Möglichkeit geboten werden, seine Kräfte in den nächstliegenden Fragen und Kämpfen zu erproben, und seinem Feinde einzelne Nachlässe abzutrotzen.“ (S. 21.) Die Regierungen müßten in ständiger Furcht vor den Arbeitermassen gehalten werden.

Bei aller Betonung des starren Festhaltens am Programm scheut Lenin sich nicht, Kampfgenossen zur Durchführung bestimmter Aufgaben zu gewinnen und mit ihrer Hilfe den „notwendigen“ politischen Kampf zu führen. . . .“ im wirtschaftlichen Kampfe“, schreibt er, „steht das Proletariat vollkommen allein gegen den grundbesitzenden Adel und gegen das Bürgertum; es kann sich vielleicht, aber durchaus nicht immer derjenigen Elemente des Kleinbürgertums bedienen, die zum Proletariat hinneigen. Im politischen Kampf steht die russische Arbeiterklasse durchaus nicht allein; alle politisch-oppositionellen Schichten und Klassen, soweit sie dem Absolutismus feindlich gegenüberstehen und gegen ihn kämpfen . . . stehen neben ihm. Neben dem Proletariat stehen ferner Elemente der Bourgeoisie, der Gebildeten, die kleine Bourgeoisie, die verfolgten Nationalitäten, Religionen, Sekten . . . usw. . . .“ (S. 21.) Die Verbindung mit diesen Kreisen bedeutet nach Lenin keinen Kompromiß, es ist „einfach die Unterstützung eines Bundesgenossen gegen den bestimmst gegebenen Feind, wobei die Sozialdemokraten die Hilfe leisten, um den Sturz des gemeinsamen Feindes zu beschleunigen, ohne dabei von den Bundesgenossen für sich auch nur das geringste zu erwarten und ohne ihnen irgend verpflichtet zu werden. . . Die Sozialdemokraten unterstützen alle revolutionären Bewegungen gegen den derzeitigen Gesellschaftsbau, jede bedrückte Nationalität, jede verfolgte Religion, jeden unterdrückten Stand in seinem Kampf um die Gleichstellung.“ (Seite 22.) Aber immer werden die Sozialdemokraten den zeitweiligen und bedingten Charakter dieses Zusammengehens hervorheben. . . . Solche Betonung der Unabhängigkeit härt alle Kämpfer für die politische Freiheit! Stark sind nur die Kämpfer, die sich auf die klar erkannten realen Interessen bestimmter Klassen stützen, jedes Vermischen der Klasseninteressen aber, die bereits eine überragende Rolle in der zeitgenössischen Gesellschaft spielen, schwächt nur die Kämpfer.“ (S. 23.) Im Kampf gegen den Absolutismus muß die Arbeiterklasse vorgehen, denn nur sie bleibt folgerichtig und unbedingt bis zum Schluß der Feind des Absolutismus, nur zwischen ihr und dem Absolutismus sind Kompromisse undenkbar, nur in der Arbeiterklasse kann die Demokratie Anhänger ohne Vorbehalt, ohne Zaghaftigkeit und ohne Rückwärtschauen finden. . . . Nur das Proletariat ist imstande, die Demokratisierung des politischen und gesellschaftlichen Organismus herbeizuführen, weil solche Demokratisierung den Organismus in die Hände der Arbeiter geben würde.“ (S. 24.) „Die volle Demokratisierung liegt ganz allein nur im Interesse des Proletariats.“ (S. 25.)

Lenin ist ein entschiedener Gegner der Geheimbündelei. Die Grundsätze seines Genossen Lawrow lehnt er ab: „Vielleicht meint Lawrow, daß derjenige, der keine politischen Verschwörungen anzettelt, auch keinen politischen Kampf führt? . . . Solche Auffassung entspringt wohl den Traditionen der alten Karodniki, nicht aber der modernen Auffassung vom politischen Kampf, nicht der gegenwärtigen Wirklichkeit. . . .“ (S. 83.) „Die russische Sozialdemokratie ist noch sehr jung. . . . Vor ihr breitet sich ein noch unübersehbares, kaum betretenes Betätigungsfeld aus. Die Aufrüttelung der russischen Arbeiter-

Klasse, ihr natürliches Streben zum Wissen, zur Vereinigung, zum Sozialismus, zum Kampf gegen ihre Ausbeuter und Bedrücker tritt mit jedem Tage deutlicher und mächtiger hervor. Die gigantischen Erfolge des russischen Kapitalismus in letzter Zeit bieten die Gewähr dafür, daß die Arbeiterbewegung unaufhaltsam in die Breite und Tiefe wachsen wird. Gegenwärtig durchleben wir augenscheinlich jene Periode kapitalistischer Entwicklung, in der die Industrie aufblüht, der Handel lebhaft ist, die Fabriken überall arbeiten und überall wie die Pilze nach dem Regen zahllose Werke, neue Unternehmungen, Aktiengesellschaften, Eisenbahnbauten usw. aus der Erde schießen. Man braucht kein Prophet zu sein, um die Unvermeidlichkeit des mehr oder weniger gründlichen Krachs vorauszusagen zu können, der diesem Aufblühen der Industrie unbedingt folgen muß. Solch ein Krach aber vernichtet eine Masse kleiner Unternehmer, wirft Massen von Arbeitern in Arbeitslosigkeit. . . . Die russischen Sozialdemokraten müssen dafür sorgen, daß dieser Krach das russische Proletariat einsichtiger, einiger, den Aufgaben der russischen Arbeiterklasse verständnisvoll gegenüberstehend antrifft. . . . befähigt, an die Spitze der russischen Demokratie zu treten im Entscheidungskampf gegen den polizeilichen Absolutismus, der ebenso die russischen Arbeiter an Händen und Füßen fesselt, wie das gesamte russische Volk.“ (S. 86—87.)

III.

Denin schrieb die im zweiten Abschnitt wiedergegebenen Sätze 1897, also zu einem Zeitpunkt, wo die finanziellen und wirtschaftlichen Maßnahmen des Finanzministers Witte begannen sich hier und da sozial fühlbar zu machen, in jener Epoche der russischen Entwicklung, wo panlawistische Großmannsucht schon mit Erfolg beginnt, den russischen Staat zum Vasallen der französischen Revanchelust zu erniedrigen, dessen Bürokratie mit Rücksicht auf die Landarbeiterfrage auf den Gütern der höchsten Staatsbeamten die Bauernbefreiung von 1861 nicht nur nicht ausgeführt, sondern die Bauern in eine Abhängigkeit vom Institut der pseudokommunistischen Mir-Gemeinde gebracht hat, es ist die Zeit, wo Ssergej Julius Witte, um den Staat finanziell flott zu machen, den Grund und Boden mit Hilfe neuer Agrarbanken mobilisierte, so daß der Preis für den Sektar innerhalb von fünf Jahren von 80 auf 300 Rubel steigt, — wo er die Bauern mit Hilfe des Branntweinmonopols 550 Millionen Goldrubel jährlich verkaufen läßt und Belgier und Franzosen zur Anlage von mächtigen mechanischen Werkstätten verleitet, mit denen Hunderttausende von Hausindustriellen in Tula, Jaroslawl, Moskau arbeitslos gemacht werden, während die behaute Ackerfläche durchaus nicht in dem der Billigkeit der Landarbeiterlöhne entsprechenden Maße zunimmt, da die Herren Gutsherrscher den ihnen gewährten erhöhten Kredit in sehr weitem Umfange verjubelten. Die historisch gewachsene innere Verwaltung wahrte ängstlich die alten Formen, die immer drückender werden, da mächtig auftretende Industriezentren noch wie unmündige agrarische Gemeinden von Petersburg aus verwaltet werden.

Vor den Augen des ganzen denkenden Rußland spielt sich der Kampf der großen wirtschaftlichen Richtungen ab, deren eine, die großagrarische, Z. D. Goremykin vertritt, während die andere, die modern kapitalistische, von Witte geführt wird. Es ist aber auch die Zeit des sichtbaren moralischen Verfalls der russischen Gesellschaft, d. h. jener St. Petersburger Kreise, die im Schatten des Zarenthrones stehend, Rußland ausraubten und seine dünne Schicht von Gebildeten moralisch zerrieben. Der wahnsinnige Goldrausch, der die Wirtschaftskräfte Wittes auszeichnet, ergreift alle Schichten; das Zarenhaus kann sich ihm nicht entziehen; an die Spitze einer Bande von Spielern und Abenteurern treten Großfürsten, und jeder, der vom großen Jeu, das über ganz Asien und Europa hin gespielt wurde, ausgeschlossen ward, ging nicht nur in die Opposition, sondern wurde Revolutionär, verriet seine bisherigen Weg- und Ressortgenossen und erzeugte bei den Idealisten aus der Sjemsiwobewegung, bei den Brüdern Dolgorukow, bei Peter Strube,

Schupow, Graf Heyden, Petrunkewitsch die Vorstellung, als empfände das ganze gebildete Rußland die Schmach der Zustände wie sie selbst, und daß nur das System zu ändern wäre, um Rußland zu retten.

Lenin ließ sich nicht beirren. Mit einer Klarheit und Nüchternheit, die bei einem Russen auffällt, wertet er die russischen Dinge als unheilbar. Im August 1902, das ist in der Zeit der innerpolitischen Morde, denen unter anderen der Innenminister Ssipjagin zum Opfer gefallen war, in deren Folge W. K. Plewe, der frühere Staatsanwalt, den Posten des Polizeiministers besetzte, gibt Lenin im Vorwort zur zweiten Auflage seiner oben erwähnten Schrift den Parteigenossen ein Bild von der Lage, wie sie wirklich ist. Das Wesentlichste zur Beurteilung der Persönlichkeit Lenins in diesen Ausführungen ist seine Stellungnahme zu den Bundesgenossen beim Angriff auf den Absolutismus, zu den aus dem Volksgängertum hervorgegangenen Sozialrevolutionären und den aus dem bürgerlichen Liberalismus geborenen, aber von der deutschen Demokratie stark beeinflussten „Dswoboschdjenzy“, zu den späteren Kadetten.

Im Grunde seines Herzens trägt er gegen die Männer um Peter Strube, die er Opportunisten nennt, nichts wie tiefste Verachtung. Doch ist er sich voll bewußt, daß sie seinen Bestrebungen mit ihrem Tun nützen müssen, ob sie wollen oder nicht. „Es gibt schon etwas,“ sagt er nicht ohne Zynismus, „wofür wir den liberalen Herren Gutsbesitzern zu danken haben, die sich bemühen, eine „konstitutionelle Sjemsstwo-Partei“ ins Leben zu rufen. Wir danken ihnen dafür, um mit dem Unwesentlichsten zu beginnen, daß sie Herrn Strube der russischen sozialdemokratischen Partei abgenommen haben und damit nun die Möglichkeit geben . . ., die Bedeutung der Bernsteinianer . . . zu kennzeichnen. Zweitens: in ihrem Bestreben, verschiedene Schichten der russischen Bourgeoisie bewußt liberal zu machen, hilft uns Dswoboschdenie gleichzeitig größere und größere Massen der Arbeiterschaft in überzeugte Sozialisten umzuwandeln. Bei uns gab es und gibt es soviel auseinanderfließenden liberal-volkstümlichen Quasizsozialismus, daß im Vergleich damit die neue liberale Richtung einen Schritt vorwärts bedeutet. Den Arbeitern wird man jetzt ungehindert die russische liberale und demokratische Bourgeoisie demonstrieren können; man wird die Notwendigkeit einer selbständigen politischen Arbeiterpartei, die mit der internationalen Sozialdemokratie eins sein soll, nachweisen können, wird die Intelligenz zwingen, offen Stellung zu nehmen: Liberal oder Sozialdemokrat — Halbheiten werden verschwinden (S. 5). Drittens — und das ist das Wichtigste —, sofern sie durch ihre Opposition das Bündnis des Selbstherrschertums mit einigen Schichten der Bourgeoisie und Intelligenz zerstören. Wir sagen sofern, denn durch ihr Kolettieren mit dem Absolutismus, mit ihrem Unterstreichen der friedlichen Kulturarbeit, mit ihrem Krieg gegen die tendenziösen Revolutionäre usw. zerstören die Liberalen nicht so sehr die Selbstherrschafft, als den Kampf gegen die Selbstherrschafft. Indem wir unbeugsam und unverzüglich alle Halbheiten der Liberalen, jeden ihrer Versuche, mit der Regierung anzubündeln, niedriger hängen, werden wir eben dadurch die verräterische Seite der politischen Tätigkeit der Herren liberalen Bourgeois entkräften und paralyisieren und uns selbst die meisten Ergebnisse ihrer Arbeit sichern“ (S. 6).

Im Vorwiegen ökonomischer Streitfragen sieht Lenin den Hauptgrund für die Uneinigkeit unter den sozialistischen Parteien Rußlands. „Der Mangel an Übereinstimmung zwischen unserer Theorie, dem Programm, den taktischen Aufgaben und der Praxis gleicht sich in dem Maße aus, wie der Ökonomismus verschwindet“ (S. 8). Die Sozialrevolutionäre verhöhnt Lenin, daß sie zwar den Boden des alten „russischen“ Sozialismus verlassen hätten, aber zum neuen, zur Sozialdemokratie noch nicht gelangt wären. Den Marxismus überlassen sie der opportunistischen Kritik des Bürgerturns. „Ihre Ideen- und Prinzipienlosigkeit führen sie in der Praxis zur vorrevolutionären

Abentüre, was u. a. auch in ihrem Bestreben zum Ausdruck kommt, solche sozialen Schichten und Klassen auf ein Brett zu stellen, wie die Intelligenz, das Proletariat und die Bauernschaft — die ferner ihren Ausdruck findet in der lauten Propaganda des systematischen Terrors . . ." (S. 8) u. a. m. Vorausschauend sieht Lenin, daß die russische Sozialdemokratie sich noch so lange mit den Sozialrevolutionären wird auseinandersetzen müssen, „bis ihnen die kapitalistische Evolution und die Verschärfung der Klassegegensätze allen Boden unter den Füßen fortgezogen haben wird" (S. 4).

Hier also offenbaren sich die tiefen sachlichen Gegensätze, die die heutige Feindschaft zwischen Lenin und den nach Prag geflüchteten Sozialrevolutionären bedingen. Lenin erweist sich als der energische, aber in aller Kühle und Zuversicht aufbauende Organisator einer kampffähigen politischen Partei, die einmal selbst regieren will, während die Sozialrevolutionäre mehr als Gefühlspolitiker die Geschäfte anderer besorgen und dadurch auch beim Zusammenbruch des alten Gesellschaftsbaues mitgerissen werden. (Schluß folgt)

Clemenceaus Grabchrift für Poincaré

Von Alfred von Wegerer

Alle Menschen müssen sterben — auch Raymond Poincaré. Dann wird die Frage lebendig, was man auf seinen Grabstein schreiben soll. Wir möchten Herrn Poincaré empfehlen, sich schon bei Lebzeiten darum zu kümmern und testamentarische Verfügungen darüber zu treffen, da bei seiner Exponiertheit Engeleitungen besonderes Aufsehen erregen könnten.

Sollte Herr Poincaré lakonische Kürze lieben, wäre wohl „Poincaré — la guerre" das einfachste und treffendste. Aber Herr Poincaré ist doch ein zu bedeutender Mann, um der Nachwelt nicht mehr von seinem Ruhm zu hinterlassen. Aus diesem Grunde möchten wir Herrn Poincaré vorschlagen, ein geschichtliches Dokument auf seinen Grabstein zu setzen und zwar eins der wenigen Dokumente, dessen Echtheit selbst Poincaré nicht anzweifeln wird. Verfaßt hat es sein Freund Clemenceau und in der Mantelnote zum Ultimatum vom 16. Juni 1919, das den Versailler Frieden erzwang, an Deutschland geschickt.

Allerdings sind zwei kleine Verbesserungen nötig, woran aber Herr Poincaré, der im Handumdrehen die Existenz ganzer Dokumentensammlungen ableugnet, keinen besonderen Anstoß nehmen wird.

Der für Poincaré als Grabchrift vorgeschlagene Passus aus der Mantelnote lautet: „Sie haben getrachtet, sich dazu fähig zu machen, ein unterjochtes Europa zu beherrschen und zu tyrannisieren, so wie Sie ein unterjochtes Deutschland beherrschten und tyrannisierten.

Um Ihr Ziel zu erreichen, haben Sie durch alle Ihnen zur Verfügung stehenden Mittel Ihren Untertanen die Lehre eingeschärft, in internationalen Angelegenheiten sei Gewalt Recht. Niemals haben Sie davon abgelassen, die Rüstungen*) zu Lande und zu Wasser auszudehnen und die läugerische Behauptung zu verbreiten, eine solche Politik sei nötig, weil Frankreich**) Nachbarn auf sein Gedeihen und seine Macht eifersüchtig seien. Sie sind bestrebt gewesen, zwischen den Nationen an Stelle der Freundschaft Feindschaft und Argwohn zu säen. Sie haben ein System der Spionage und der Intrigen entwickelt, welches Ihnen gestattet hat, auf dem Gebiete Ihrer Nachbarn Unruhen und innere Revolution zu erregen und sogar geheime Offensivvorbereitungen zu treffen, um sie im gegebenen Augenblick mit größter Sicherheit und Leichtigkeit zerschmettern zu können. Sie haben durch Gewaltandrohungen Europa in einem Zustande der Gärung erhalten, und als Sie festgestellt hatten, daß Ihre Nachbarn entschlossen waren, Ihren anmaßenden Plänen Widerstand zu leisten, da haben Sie beschlossen, Ihre Vorherrschaft mit Gewalt zu begründen."

*) In der Mantelnote steht noch: Deutschlands.

**) In der Mantelnote heißt es statt Frankreichs — Deutschlands.

Der Formalismus der Internationalen und die geschichtliche Auffassung *)

Von Prof. G. v. Below in Freiburg i. B.

J. Kern hat im ersten Heft des neuen Jahrgangs der „Grenzboten“ ein grundlegendes Thema der geschichtlichen Auffassung behandelt. Solche Erörterungen tun heute doppelt not, wo man sich bemüht, uns eine parteiamtliche, der sachlichen Begründung entbehrende Geschichtsauffassung aufzudrängen. Sie sind aber auch darum wichtig, weil die verschiedenen Geschichtsauffassungen ja die Gegensätze unseres öffentlichen Lebens widerspiegeln. Im folgenden möchte ich die Aufmerksamkeit auf den Gegensatz zwischen dem internationalen Formalismus und der echt historischen Auffassung lenken.

Der viel besprochene Freiburger Universitätsstreit (eine gut unterrichtende Darstellung desselben siehe in den „Akademischen Blättern“ vom 1. Januar) wurde durch einen Artikel des Juristen Kantorowicz „Bismarcks Schatten“ in den „Basler Nachrichten“ veranlaßt, der jetzt auch im Sonderdruck (Freiburg i. B., Diefelfeld; Preis 1,50 M.) erschienen ist. Wir äußern uns nicht näher über den Geschmack, der darin liegt, diesen Artikel in eigenen Verlag zu nehmen. Nehmen wir an, der Verleger wollte ein Abungsstück mit besonders reichen Fehlerquellen den höheren Schulen und akademischen Seminaren zur Verfügung stellen. Hat man den Unwillen, den der Artikel hervorruft, überwunden, so wird man finden, daß er sich für jenen Zweck in der Tat eignet. Die Anschauungen der Formaldemokratie, des Pazifismus, Defaitismus, des gesamten Internationalismus, die ja weit verbreitet sind, werden kaum irgendwo so kraß formuliert, wie in dem Artikel von Prof. Kantorowicz, und eben deshalb sollte man ihn in Abungen zugrunde legen, um an ihm den Gegensatz zur geschichtlichen Auffassung aufzuzeigen.

Ich möchte hier von den vielen kritischen Stimmen über den Artikel von Prof. Kantorowicz die Äußerungen eines Heidelberger Kollegen in der volksparteilichen „Badischen Post“ anführen, da sie das Formalistische der Kantorowicz'schen Auffassung gut charakterisieren. „Die Schwäche der Kantorowicz'schen Deduktionen scheint mir in der Ausschließlichkeit der moralischen Perspektive und dem völligen Mangel historischen Verständnisses zu liegen. Gewiß ist es möglich, auch große historische Persönlichkeiten unter die Lupe einer an einem absoluten Maßstab orientierten Ethik zu nehmen. Nur der Erkenntniswert des Ergebnisses scheint mir problematisch zu sein. Historische Größe eignet demjenigen, der mit Hilfe eigener Fähigkeiten eine große historische Mission zu erfüllen berufen war. An diesem Urteil sind moralische Reflexionen ganz unbeteiligt. Nun will freilich Prof. Kantorowicz gerade gegen die amoralische Betrachtungsweise ankämpfen; er sieht das Charakteristikum unserer Zeit in dem Durchbruch sittlicher Ideen unter den das Weltgeschehen bestimmenden Mächten und das wichtigste Erfordernis deutscher Politik darin, sich auf diese neue Epoche einzustellen. Ich halte jene Auffassung für einen ideologischen Irrwahn und infolgedessen die daran geknüpften Forderungen erfüllbar nur auf Kosten unserer nationalen Würde. Das ist, kurz gefaßt, der Gegensatz, über den zu diskutieren wäre.“

*) Wir geben im Freiburger Universitätsstreit hiermit dem Vertreter der nationalen Richtung das Wort. Die Schriftleitung.

Rantorowicz bringt es fertig, einen Vergleich zwischen Bismarck und den Staatsmännern der Entente dahin zu ziehen, daß diese das Selbstbestimmungsrecht der Völker doch „immerhin teilweise anerkannt und geschützt haben“, während Bismarck das Selbstbestimmungsrecht der Schleswiger und Hannoveraner, der Elsäßer und Lothringer „nicht einmal in Erwägung gezogen habe“. Lassen wir einmal die Opportunität derartiger Betrachtungen auf sich beruhen — hätte Rantorowicz recht, so wäre das Eingeständnis vom nationalen Standpunkt aus unverantwortlich! — Entscheidend ist die stupende Unfähigkeit historischen Denkens. Bismarcks politische Methode wird gemessen an einem Prinzip, das in dieser Form der Welt, in der er lebte, noch ganz unbekannt war, während die Entente sich vertragsmäßig gebunden hatte, auf diesem Boden Frieden zu schließen mit einem Volk, das im Vertrauen auf solche Zusage die Waffen abgelegt hatte. Dort war die Gewährung des Selbstbestimmungsrechts eine psychologische Unmöglichkeit; hier hinderte ein letzter Rest von Scham seine völlige Ignorierung. So erst rückt der Vergleich, wie mir scheint, in das rechte Licht.

„In dem Siege des verfassungswidrig zusammengestellten Heeres über den Volks- und Bundesgenossen triumphierten List und Gewalt über Staats- und Völkerrecht“ — so lautet das Urteil über den Tag von Königgrätz. Ob das große Ziel der nationalen Einigung auch ohne dieses Mittel erreichbar war, wird nicht gefragt. Wieder ist es der ganz abstrakte Maßstab der Individualität, an dem es gemessen wird. Für die hohe Sittlichkeit der Tat, die dem tiefsten Sehnen unseres deutschen Volkes die Erfüllung brachte, hat Rantorowicz kein Verständnis. In Bismarck sieht er den Erben der Politik Metternichs, jenes Mannes also, dessen unseliges Wirken die Verschleppung der deutschen Frage um das entscheidende halbe Jahrhundert zur Last fällt. Das große Werk der Reichsgründung schilt Rantorowicz kurzfristige Realpolitik: „Denn was auf dem Erfolg beruhte, muß mit dem Mißerfolg untergehen“, darin gipfelt das Verdammungsurteil über Bismarck. Ist es zu hart, wenn ich dieses Urteil einsfältig nenne? Soll eine Politik sich auf den Mißerfolg einstellen, damit sie den Mißerfolg ungefährdet überdauere? Dann freilich gebührt der heutigen Regierung die Palme.“

Gegen die Darstellung der Wiedergewinnung des Elsaß im Jahre 1871, die Rantorowicz in seinem Artikel gibt (er stellt sie als Vergewaltigung der Elsaß-Lothringer durch Bismarck auf eine Linie mit der heutigen Vergewaltigung Deutschlands durch die Entente!), hat sich der „Verband elsäß-lothringischer Studenten-Bünde“ in einem eingehenden, prächtigen Protest gewandt (abgedruckt u. a. in der „Dreisgauer Zeitung“ vom 19. Januar).

Natürlich behaupten wir nicht, daß man die Vergangenheit nur aus ihr selbst erklären könne. Aber die geschichtlichen Bildungen einfach an den heute fabrizierten Formeln der Formaldemokratie, der Volksabstimmung nach Mehrheit, des Pazifismus usw. zu messen, das ist in der Tat ein ganz unhistorisches Verfahren. Auf diesem Wege ist es unmöglich, die Idee der Nation, die sich im Laufe der Zeiten auf sehr verschiedene Art verwirklicht, zu verstehen. Träger der Nation ist keineswegs immer ihre Mehrheit. Eine treffende Bemerkung gegen den materialistischen Formalismus macht in dieser Hinsicht der junge Otto Braun, aus nachgelassenen Schriften, S. 214 f. Wenn der Artikel von Rantorowicz sich gegen Bismarck ganz unmittelbar richtet, weil er dessen geschichtliches Werk bekämpfen will, so bedeutet Bismarcks Art auch an sich den stärksten Gegenpol gegen Rantorowicz's Formeln, weil Bismarck sich frei von solchen schlicht die Kraft und Ehre des Vaterlands als Ziel setzt. Von diesem Ziel aus ergibt sich seine Stellung zu den einzelnen Fragen der inneren und äußeren Politik, die natürlich wechselnd sein muß, während der formalistische Demokrat das Vaterland zugrunde gehen läßt, falls die Entwicklung der Dinge nicht seinen Formeln entsprechen will. Es ist höchst bezeichnend, daß Rantorowicz für die Professoren, die zunächst Bismarck bekämpften, dann aber ihm zjubelten, weil er doch ihr Ideal

erfüllte, kein Verständnis zeigt. Von jenem Ziel aus ergeben sich auch die Grenzen Bismarckscher Politik. Sie ist nicht uferlose Machtpolitik, weil sie Realpolitik ist. Diese zeigt die höchste Weisheit des Sichbeschränkens und der ausgeglichenen Harmonie. Die Vertreter der modernen Formaldemokratie und des Pazifismus und großenteils auch des alten Legitimusmus berauschen sich an großen Worten, ohne der Hemmungen zu gedenken, die durch die politische Umwelt und die außenpolitische Lage gegeben sind. Ihre Politik ist uferlos, im umfassendsten Sinn des Wortes unpraktisch. Sie folgen slavisch starren Prinzipien und Theorien, die ein Hemmnis für jede fruchtbare Volksentwicklung darstellen, während Bismarcks Politik stets beweglich bleibt, beweglich bleiben muß, weil ihm in jedem Augenblick lediglich das Wohl des Vaterlands leitend ist. Als ein Beispiel, wie ein echter Historiker gerade von der Machtpolitik aus zur Ablehnung aller uferlosen Politik gelangt, sei G. v. Sybel genannt: er, der zu den viel geschmähten „preussischen Machtpolitikern“ gehört, hat in seiner berühmten Beurteilung der mittelalterlichen Kaiserpolitik die Notwendigkeit der Selbstbeschränkung der auswärtigen Politik in klassischer Weise dargelegt (siehe meinen „Deutschen Staat des Mittelalters“, Band 1, S. 353 ff.).

Dank des Jünglings an den Krieg

Von Joachim v. d. Goltz

Joachim v. d. Goltz, dessen Drama aus der Jugendzeit Friedrichs des Großen: „Vater und Sohn“ kürzlich in Wiesbaden, Düsseldorf und Mannheim, mit bedeutendem Erfolg und unter großem Jubel ausgeführt wurde und in dem ein großer, vielleicht ein ganz großer Dichter sich zu entwickeln verspricht, gehört zu jenen, denen der Krieg und das „Kriegserlebnis“ die Junge gelöst hat. Nicht zur lauten Phrase, nicht zur bitteren Verneinung, sondern zu einer kampffreudigen Lebensbejahung, die um so fester gegründet ist, weil sie aus schwerem Kriegserleben errungen wurde. Wir können deshalb von Joachim v. d. Goltz Großes erhoffen und bringen eins seiner 1916 bei Bruno Cassirer erschienenen „Deutschen Sonette“ und zwar das erste, das für die Entwicklung Joachim v. d. Goltz charakteristisch ist:

Ich danke dir, auf meiner Seele Knien,
du Zauberer! Es lag die Welt in Grau,
du schlugst den Fels, Blut sprang und fieh, der Bau
der Erde klärt sich wachsend, Nebel fliehen.

Ward mir ein neues Augenlicht verliehen?
Gab je der Strom so klar des Himmels Blau
und war so schön an Blüten je die Au?
Ist Menschenleben holder schon gebiehen?

Berwundert steh' ich, nichts ist wie es war,
des Großen Arztes Hand schnitt mir den Star,
dem Bergmann gleich tret' ich aus dunkeln Schächten.
Gekendet misch' ich mich der Bruderschar:
o grüßt mit mir das neue Wunderjahr
mit ungemessnen Sternen, schwangern Nächten!

Tschechen und Deutsche

Von H. Baumberger-Deimling

Beim Neujahrsempfang auf dem Gradschin hielt der Präsident der tschechoslowakischen Republik eine Rede, in der er die deutsch-tschechische Frage als die für den jungen Staat wichtigste bezeichnete. Der Präsident sprach sich für freundschaftliche Beziehungen zum Deutschen Reich und für eine freundschaftliche Lösung der inneren deutsch-tschechischen Frage aus. Die Lösung dieser inneren Frage hält er nicht so sehr nach dem Schweizer Beispiel für angebracht — denn über territoriale Autonomien könne nicht verhandelt werden — als vielmehr nach dem belgischen Vorbild. Dann fuhr er fort: Unseren deutschen Landsleuten gebührt Anteil an der Verwaltung und an der Regierung; das versteht sich in einer Demokratie von selbst.“ Schärfer können die bisherigen tschechischen Regierungsmethoden wohl kaum kritisiert werden, als es in diesen Worten des tschechischen Staatshauptes geschehen ist. Für den Kenner der Denkungsart Masaryks ist dies nicht weiter verwunderlich, hat er sich doch schon öfter als Gegner mancher Tendenzen der tschechischen Regierung bekannt. Nur ein Beispiel sei angeführt: Als sich ihm Ende 1920 die drei Bürgermeister von Znaim, von denen einer ein Deutscher war, vorstellten, sprach er sein Bedauern aus, daß man in der Stadt Znaim, die er als deutsche Stadt kenne, durch Kommandierung auswärtiger tschechischer Soldaten zur Wahl künstlich eine tschechische Mehrheit konstruiert habe. „Er wolle solche Dinge nicht.“

An der Aufrichtigkeit des Präsidenten zu zweifeln und seine Neujahrsworte nur als politisches Beruhigungs- und Einschläferungsmittel zu betrachten, geht angehts der ganzen Persönlichkeit dieses Mannes nicht an. Zu bezweifeln ist nur, ob sich seine Ansichten tatsächlich werden durchsetzen können. Dies würde einen so radikalen Umschwung der gesamten inneren und äußeren Politik der Republik bedeuten, wie er einschneidender gar nicht gedacht werden kann, und wie er bei der Mentalität der tschechischen Regierungsparteien und der tschechischen Öffentlichkeit vorläufig nicht anzunehmen ist. Wie war die bisherige Regierungspraxis?

Die tschechoslowakische Außenpolitik ist, trotz mancher gelegentlicher Seitensprünge, von Frankreich abhängig. Der tschechoslowakische Staat ist ein Glied in der Kette, die von der Entente um das Deutsche Reich gelegt worden ist, er ist zu diesem Zwecke gegründet worden. Von welchen Gefühlen man in Prager Regierungskreisen gegen Deutschland beseelt ist, beweist unter anderem die Hilfe, die man in der oberschlesischen Frage Polen hat angedeihen lassen. Alle Ablehnungen des Herrn Benesch können hieran nichts ändern. Auch der Vertrag von Vana, der den ersten, gelungenen Schritt in der Reihe der Versuche bedeutet, Deutsch-Osterreich zur Kleinen Entente und damit zur Großen Entente hinüber- und vom deutschen Mutterland wegzuziehen, ist ein Beweis für das tschechische Bestreben, eine Konsolidierung des großen deutschen Volkes zu verhindern. Und nicht weniger deutschfeindlich ist der auch in Prag erwogene Plan, gelegentlich der Zerstückelung Deutsch-Osterreichs auch das Deutsche Reich zu zertrümmern, in dem man aus Bayern und einem Teil Deutsch-Osterreichs einen selbständigen Staat machen will. In diesem Zusammenhang sei auch an das Buch Dr. Hanusch Kupfers, der rechten Hand des Herrn Benesch erinnert, in dem sich unter anderen deutschfeindlichen Bekenntnissen auch die Versicherung findet: „Wir werden den Deutschen an der Kehle bleiben.“ Die neuesten Beweise für die antideutsche Außenpolitik der Tschechischen Regierung erbringen jetzt einige Prager Zeitungen. „Narodni Politika“ vom 9. Februar bezeichnet als den wichtigsten Zweck der Pariser und Londoner Reise Dr. Beneschs die Forderung, daß der englisch-französische Garantievertrag sich nicht nur auf Frankreich und Belgien, sondern auf alle Nachbarn Deutschlands, also auch auf die Tschechoslowakei und Polen, beziehen müsse. Aus einer Mitteilung

des „Cas“ geht hervor, daß Beneš die Reise unternommen hat, um die Fäden zwischen Frankreich und der Kleinen Entente noch fester zu knüpfen und die Front gegen Deutschland zu stärken. Dasselbe Blatt bezeichnet weiter am 18. Februar als Ziel der Aktion Benešs die Verhinderung einer politischen Annäherung Deutschlands und Rußlands auf der Genueser Konferenz: Deutschland soll auch von Rußland hermetisch abgeschlossen werden. Und schließlich kann man in einem Aufsatz der „Tribuna“ über das russische Wiederaufbauproblem und die Konferenz von Genua deutlich zwischen den Zeilen die Angst der tschechischen Regierungskreise vor einer Teilnahme Deutschlands am Wiederaufbau Rußlands und den Wunsch, Deutschland auch von Rußland zu isolieren, lesen.

Die dreiseitige Umlammerung Böhmens und Mährens durch das Deutsche Reich und Deutsch-Osterreich und das Bestehen großer geschlossener deutscher Siedlungsgebiete an den reichsdeutsch-böhmisch-mährisch-schlesischen und österreichisch-böhmisch-mährischen Grenzen innerhalb des Staatsgebietes lassen den Tschechen die „deutsche Gefahr“ in außen- und innenpolitischer Beziehung als die dringendste erscheinen. Im alten Österreich und in den heute noch bestehenden Nationalitätenstaaten, wie vor allem in der Schweiz, war bzw. ist die Gleichberechtigung aller Nationalitäten oberster Grundsatz der gesamten inneren Politik. Dies ist in der Tschechoslowakei nicht der Fall. Hier sind die Tschechen und nur diese das herrschende und regierende Volk. Ihr oberster Regierungsgrundsatz geht dahin, aus dem Völkerstaat, in dem neben 6 Millionen Tschechen 3,8 Millionen Deutsche, 2 Millionen Slowaken, 1 Million Magjaren, 432 000 Ruthenen und 168 000 Polen wohnen, den tschechischen Nationalstaat zu machen.

Die Zerrissenheit der Bevölkerung in politische und nationale Lager kompliziert das politische Leben, aber sie bietet den Tschechen auch Vorteile, und diese wußten und wissen sie auszunützen. Der soziale Kampf des Proletariats wurde geschickt ins nationale Fahrwasser gelenkt, es ist aus ihm ein tschechischer Kampf gegen die Deutschen gemacht worden, denn diese und die deutschsprechenden Juden bildeten in der Hauptsache vor dem Umsturz die Unternehmerschaft in Handel und Industrie. Die Tendenz geht dahin, die Industrie- und Handelsunternehmungen allmählich in tschechische Hände zu bringen. Auch das Schlagwort „Sozialisierung“ der Industrie bedeutet für den tschechischen Proletarier „Nationalisierung“, das heißt Tschechisierung der Industrie. Die in deutschen Händen befindlichen Textil-, Glas- und Porzellanindustrien werden von der Regierung vernachlässigt, die tschechischen Unternehmer dieser Branchen dagegen bevorzugt, indem sie über die Absichten der Regierung vorzeitig informiert werden. Die tschechische Zuckerindustrie genießt offene staatliche Förderung. Die großen deutschen Industrieverbände sind von der Regierung nicht anerkannt; mit der Vertretung der Industrie sind ausschließlich die tschechischen Verbände betraut. In den staatlich geförderten Syndikaten herrscht die tschechische Minderheit. Auch die staatliche Bankpolitik verfolgt die Absicht, die deutschen Wirtschaftszweige unter tschechische Leitung zu bringen. Die Regierung kontrolliert die Prager Filialen der Wiener Großbanken und dadurch auch die deutschen Kunden dieser Bankfilialen. Durch die zunehmende Bankverschuldung fallen viele Unternehmungen dem von der tschechischen Regierung kontrollierten Bankkapital und damit in letzter Konsequenz den Tschechen als reife Frucht in den Schoß.

Die Tendenz der Tschechisierung findet sich auch bei der Durchführung der Bodenbesitzreform. „Nationalisierung“ der Wälder, insbesondere derjenigen an den Grenzen, heißt nichts anderes, als ihre Überführung aus deutscher Privat-hand in den Besitz des erstrebten tschechischen Nationalstaates und — soweit die Grenzwälder in Betracht kommen — Trennung der böhmischen und schlesischen Deutschen von den Reichsdeutschen. Die Enteignung und Kolonisierung des landwirtschaftlichen Großgrundbesitzes soll nach dem Ausdruck führender tschechischer Politiker und Zeitungen dazu dienen, den Grund und Boden in die Hand des tschechischen Volkes zu bringen. Bis Ende 1921 waren

in Böhmen vier Großgrundbesitze parzelliert und an kleine Besitzer verteilt. Ein fünfter soll demnächst unter das Messer genommen werden. Alle fünf waren in deutscher Hand. Der Komplex der gesamten agrarischen Fragen überhaupt soll jedem deutschen Einfluß entzogen werden. Die bewährte Zweispaltung des Landeskulturrates in eine tschechische und eine deutsche Sektion, wird aufgehoben.

Auch die im Sinne der Nationalitätenversöhnung bewährte Zweispaltung des Landeschulrates, die selbständige und unabhängige Verwaltung des Schulwesens bei jeder der beiden Nationen, wird beseitigt. In Zukunft wird die tschechische Mehrheit eines Gauschulrates auch über die deutschen Schulen entscheidenden Einfluß haben. Schon jetzt wurden in rein deutschen Gegenden Schulen gesperrt und Klassen geschlossen. Dagegen wurden in manchen Dörfern für ein halbes Duzend tschechischer Kinder besondere Schulen errichtet. Gegen das deutsche Mittelschulwesen wurde ähnlich verfahren. Die deutschen Hochschulen erhalten die staatlichen Zuschüsse nicht in der gleichen Höhe wie die tschechischen. Es wird bewußt auf die Herabdrückung des allgemeinen deutschen Bildungsniveaus hingearbeitet. Die Verringerung der Bildungsmöglichkeiten für die Deutschen und die Forderung der „vollkommenen“ Beherrschung der tschechischen Sprache als Vorbedingung für den Eintritt in die Beamtenlaufbahn zielen darauf hin, daß sich für die Zukunft nur noch tschechische Beamtenanwärter zu den Staatsstellungen melden. Man will so allmählich ein rein tschechisches Beamtentum heranziehen. Die verringerte Bildungsmöglichkeit für die Deutschen wird aber auch für die freien Berufe ein Sinken des deutschen Antelles an ihnen bedeuten. Weitere Mittel zur Zurückdrängung des deutschen Einflusses sind die neue Gauen-
teilung, die Teile deutschen Gebietes mit tschechischem vereinigt, und die Proklamierung der tschechischen Sprache zur alleinigen Amtssprache.

Es ist anzunehmen, daß Masaryks Neujahrsrede der Regierung der Republik nicht unangenehm war, liefert sie dem Inland und vor allem dem Ausland gegenüber ja doch den „Beweis“ dafür, daß von einer „Unterdrückung“ der Minoritäten nicht die Rede sein könne und daß vor allem die Klagen der tschechoslowakischen Deutschen völlig unberechtigt seien. Es ist, wie schon eingangs bemerkt, nicht anzunehmen, daß die Neujahrsworte des Präsidenten den Anfang einer neuen Ära in der inneren Politik der Tschechoslowakei bedeuten. Dies umsoweniger, als die Vorbedingung für diese konträre Einstellung die Erziehung der bisherigen Regierungsmänner durch solche von dem Geiste Masaryks wäre. Dies ist nicht geschehen und wird auch in absehbarer Zeit voraussichtlich nicht geschehen. Zwar will Beneš als Ministerpräsident demnächst zurücktreten, aber er wird auch weiterhin Außenminister bleiben. Die tschechische Außenpolitik wird sich also im gleichen Fahrwasser wie bisher bewegen. Daß dies auch in der inneren Politik so bleiben wird, dafür werden die fünf Repräsentanten der Regierungsparteien, die in der sogenannten „Petla“ vereinigt sind, sorgen. Die „Petla“ ist der wahre Herrscher der tschechoslowakischen Republik. Die Macht der Idee vom „Staate der Tschechen“ ist noch zu mächtig, als daß eine Umkehr zu einer realeren und gerechteren Beurteilung der Verhältnisse schon jetzt für die Masse des tschechischen Volkes und insbesondere für die tschechische Intelligenz möglich wäre. Immerhin, der latente Gegensatz zwischen der Auffassung des auf Lebenszeit gewählten Präsidenten und derjenigen der heute maßgebenden tschechischen Politiker wird weiter bestehen. Aber solange Herr Beneš und seine Gefinnungsgeoffen am Ruder sind, kann und wird sich weder in der Minoritätenfrage noch in der anti-deutschen Außenpolitik grundsätzlich etwas ändern. Die bisherige Praxis wird unter dem Schutze der gutgemeinten Präsidentenworte vorsichtig, still und zielbewußt weitergeführt werden. Auch für die tschechoslowakische Republik gilt das Wort: „Le roi règne, mais il ne gouverne pas.“

Das amerikanische Credo

Von H. E. Mendon, Baltimore

(Fortsetzung aus Heft 9)

Amerikanischer Pöbel

Wie gesagt, die Gefahr, die von diesen verständnislosen Buchstabenkrümern ausgeht, ist für einen demokratischen Staat viel größer, als für jedes andere Regierungssystem. Eine aristokratische Regierung, wie sie z. B. vor dem Kriege in der einen oder anderen Form in England, Deutschland, Italien und Frankreich am Ruder war, kann jedem Doktrinär verhältnismäßig die Zügel schießen lassen. Denn selbst, wenn es ihnen gelingen sollte, den Pöbel zu ihrem Unsinne zu bekehren, müssen noch viele unüberwindliche Hindernisse genommen werden, ehe dieser theoretische Kram Geltung gewinnt und als Gesetz durchgeführt wird. Wie allgemein bekannt, bildete in England die herrschende Klasse dieses Hindernis, eine im Oberhause fest verankerte und im Unterhause fast ebenso mächtige Klasse, die für das Regierungsgeschäft eine besondere Gewandtheit besaß und bei den weitesten Volkskreisen großes Vertrauen genoss. In Deutschland und Italien bildete die Aristokratie dieses Hindernis, die sich hinter schlaue erdachten Gesetze zur Vernichtung der numerischen Überlegenheit des Pöbels und hinter monarchistische Theorien verschanzte, welche ein starkes Gegengewicht gegen die öffentliche Meinung bedeuteten. Angefichts so geschickter Manöver, um das Gleichgewicht aufrechtzuerhalten, ist es verhältnismäßig gleichgültig, ob der Pöbel abwechselnd zuckerfroh und bitterböse ist. Gleichviel wie überspannt seine Marotten sind, es gibt immer noch einen wirksamen Mechanismus, um sie in Schach zu halten, bis sie sich von selbst ausgetobt haben, was meist bald genug der Fall ist. So bot die englische Regierung den Anarchisten, obwohl sie ihnen theoretisch ebenso wenig hold ist, wie die amerikanische Regierung, vor dem Kriege ein freundliches Asyl und erlaubte ihnen fast unbeschränkt, ihre jämmerlichen Ideen zum besten zu geben, während sie in Amerika bald große Befürchtungen erregten und ihnen gleich solche gesetzlichen Beschränkungen auferlegt wurden, daß eine Propaganda fast unmöglich war. Sogar in Frankreich, wo sie viele neue Anhänger fanden und häufig ihr Wesen trieben, wurde ihnen viel mehr Gastfreundschaft zuteil, als in den Vereinigten Staaten. Und so wurde den Sozialdemokraten in dem Deutschland der Bismarckschen Ära nach einem kurzen, unglücklichen Unterdrückungsversuch gestattet, sich frei zu bewegen, trotz der Tatsache, daß ihre Lehre den amtlichen Vorschriften in Deutschland ebenso zuwider lief, wie die Grundsätze der Anarchisten den amtlichen amerikanischen Vorschriften. Die in Deutschland herrschenden Kreise jener Tage waren hinter Sitten und Gesetzen verschanzt, die es ihnen, selbst angefichts der ungeheuren sozialdemokratischen Mehrheit ermöglichte, den Sozialdemokraten die Krallen zu beschneiden. Aber in einem demokratischen Staate ist es schwierig und oft durchaus unmöglich, der jeweiligen Narretei des Volkes einen erfolgreichen Widerstand zu bieten, es müssen künstliche Mittel angewendet werden, um die Sumpffänger zu zügeln, die derartige Begeisterungen anzufachen suchen.

Die zitternde Furcht vor dem Bolschewismus, die in letzter Zeit bei amerikanischen Kapitalisten in Erscheinung trat, beruht auf einer wirklichen Gefahr. Diese Kapitalisten sind durch die Weißglut der Rooseveltischen Trust-Zerstörungswut und der Bryan'schen Demokratie-Manie hindurchgegangen, und sie wissen sehr wohl, daß ein halbes Duzend Männer vom Schlage Lenins und Trotzki's, — wenn sie auf die Volksmassen losgelassen werden, — schnell eine Mehrheit zum Kreuzzug gegen den Kapitalismus zusammenbringen können, und daß sie auch die politische Macht besitzen, diesen heiligen Krieg zu einem Vernichtungskrieg zu machen.

Wer sich für Volks-Psychologie besonders interessiert, wird sich vielleicht fragen, weshalb sich der Mob nicht gelegentlich zur Empörung gegen diese, in den Vereinigten Staaten dauernd ausgeübte Unterdrückung aufschwingt und auf diese Weise wieder zu seinem Rechte kommt, sich von Betrügnern aller Art umwerben und vergewaltigen zu lassen. Theoretisch hat der Pöbel dieses Recht, und was noch mehr besagen will, er hat auch die Mittel, sich dieses Recht wieder zu verschaffen. Nichts könnte dagegen etwas ausrichten, wenn er die unbedingte Redefreiheit zum Lösungswort einer nationalen Kampagne machte und dem Kandidaten seine Stimme gäbe, der für die Redefreiheit eintritt.

Aber auch hier wird eins übersehen, und zwar die Tatsache, daß der Pöbel keinen Gefallen an der Redefreiheit schlechthin hat. Ich habe bereits einige Gründe für diese Abneigung angeführt, und die anderen liegen nicht sehr fern. Den einen finden wir in seinem chronischen Argwohn gegen alle, die sich für ein Ideal einsetzen, — ein Argwohn, der aus seinem Widerwillen gegen die Idee an sich entspringt. Der Mann aus dem großen Haufen kann sich nicht vorstellen, daß er seine Arbeit hinwerfen und seinen Heimatsort, seine Hütte und seine unkonfessionierte Schenke im Stiche lassen könnte, um seinen Genossen ein neues Evangelium zu bringen. Und daher ist er geneigt, erst die Beweggründe zu prüfen, die irgend einen anderen zu solchem Tun veranlassen. Der einzige Beweggrund, für den er Verständnis hat, ist die Sucht nach Gewinn, und meistens folgert er ohne weiteres, daß sie die Triebfeder des Apostels ist, mit dem er es zu tun hat. Seine Voraussetzungen sind fehlerhaft, aber der Schluß, zu dem er kommt, ist gewöhnlich ziemlich falsch. Tatsächlich ist der Idealismus in Amerika keine Herzenssache, sondern ein Geschäft; alle bedeutenden Idealisten haben ihr Auskommen dabei gefunden, und einige, wie z. B. Dr. Bryan und Reverend Dr. Sunday sollen, wie allgemein behauptet wird, ein großes Vermögen erworben haben. Es steht fast beispiellos da, daß ein Amerikaner sich zum Anwalt einer Sache macht, ohne auf persönlichen Nutzen hoffen zu dürfen; es wäre schwierig, einen solchen Mann zu finden, — es sei denn, daß er nicht mehr im Besitz seiner fünf Sinne ist. Die redegewandtesten und leidenschaftlichsten amerikanischen Idealisten sind die Leute, die sich um ein Staatsamt bewerben. In den niedrigeren Sphären ist der Idealismus nur der Handlanger im Geschäft, ebenso wie die Reklame und der Beitritt zur Fortschrittlichen Partei und zur Freisinnigen Konfession (Men and Religion Forward Movement).

Die zweite, sehr wichtige Ursache dafür, daß der Proletarier kein Verlangen nach der Redefreiheit verspürt, besteht in seiner unmen schlichen Lust, ein Opferlamm zu haben, — gleichviel wie der Anlaß beschaffen ist. Ein Mann, der von dem Recht der Redefreiheit Gebrauch macht, — das ist wirklich kein amüsanter Anblick, denn das Dramatische fehlt meistens dabei! Aber ein Mann, der vom Pöbel mißhandelt, eingekerkert, geprügelt und möglicherweise gemordet wird, — weil er frei zu sprechen wagt, — ja, das ist so sehenswert, wie nur irgend etwas sein kann, und die niederen Volkstriebe sind nicht nur darauf erpicht, diese Theatervorstellung zu sehen, sondern auch gern bereit, dabei mitzutun. Deshalb ist es ein leichtes, den Pöbel z. B. gegen die Bolschewisten aufzuheizen, trotzdem sie offenbar das Ziel verfolgen, dem Pöbel unvergleichliche Dienste zu leisten. Während der letzten tollen Streiche bei der Post und dem Justizministerium war die öffentliche Meinung stets auf Seiten der Unruhestifter.

Sie spendete jedem feindlichen Angriff auf eine sozialistische oder pazifistische Versammlung Beifall, — nicht etwa, weil sie leidenschaftlich für den Krieg entflammt war, — in Wirklichkeit war sie sogar ziemlich lau gestimmt und wollte sich, — allen Bemühungen zum Trotz nicht dafür erwärmen, bis überwältigende Scharen von Pöbel-Aufheizern zur Attacke aufgeboten wurden, — also nicht aus Kriegslust, sondern weil ein Volkskrawall in ungefährlicher und anregender Form, bei dem die Polizei nicht eingreift, sondern mitwirkt, ganz ihr Fall ist. Sie fragte nicht erst viel nach dem Grund der Sache. Sie verlangte nur eine melo-

dramatische Ruhestörung, die eine sensationelle Verhandlung gegen den Schuldigen in die Zeitungen brachte. Sie verlangte nur die tägliche Veröffentlichung eines skandalösen und meistens gefälschten Beweismaterials, die Auffindung belastender Schriftstücke in den Strümpfen seiner Frau, — inklusive der Empfangsbestätigung über 100 000 Dollars, die von Bernstorff, Carranza oder irgend einem anderen, pöblich auftauchenden bösen Geist stammten.

Die berühmte Untersuchung gegen O'Leary war ganz charakteristisch. Als der Angeklagte, nach monatelangen haarsträubenden Angriffen in der Presse vor Gericht gestellt wurde, ergab es sich, daß das ganze Belastungsmaterial, das zum Beweise seines Kapitalverbrechens gebraucht werden sollte, ganz unzureichend war, daß es kaum genügt haben würde, ihm ein gewöhnliches Vergehen nachzuweisen und außerdem zum großen Teil durch einen unverkennbaren Meineid aufgebracht worden war. Trotzdem war die öffentliche Meinung von Anfang bis zu Ende fast einstimmig gegen ihn, und das Geschworenengericht, das ihn freisprach, schien sich gleichsam entschuldigen zu wollen, weil es — leider, — dem Volke die höchste Lustbarkeit, — eine öffentliche Hinrichtung — vorenthalten mußte. Der Krieg bot natürlich den besten Vorwand, um die Veranstaltung solcher Volksbelustigungen zu einem blühenden Geschäft zu machen; aber auch in Friedenszeiten gedeiht es recht gut. In Amerika besteht das beste Sprungbrett für eine politische Karriere darin, in einem Strafverfahren, das die Aufmerksamkeit des Publikums erregt, die führende Rolle zu übernehmen. Auf der Liste der Staatsmänner, welche auf diese Art emporgekommen sind, stehen die Namen vieler hochgestellter Männer, wie z. B. Hughes, Folk, Whitman, Heney, Vater und Palmer. In Amerika betet jeder Bezirksanwalt aus Krähwinkel abends zu Gott, daß ihm irgend ein Thaw, ein Becker oder ein O'Leary in die Finger läuft, damit sein Name in der Zeitung aufs Titelblatt kommt und er auf diese Weise Gouverneur, Senatsmitglied oder Richter am Bundesgericht in den Vereinigten Staaten wird. Der letzte Kreuzzug gegen W. N. Hearst, den das Publikum für eine große patriotische Erhebung hielt, war in Wirklichkeit größtenteils von einem stellvertretenden Staatsanwalt geschickt gedechfelt, der auf diesem Wege ein hohes Amt für sich herauszuschlagen hoffte. Dieser Streber-Kandidat hatte Pech, — aber sein Unternehmen mißlang hauptsächlich, weil er sich über einen Mann hergemacht hatte, der selbst große Begabung zur Aufwieglung des Proletariats hatte. Aber meistens glückt die Sache unter zehn Fällen neunmal. Das Gelingen ist fast vollständig dem bereits erwähnten Faktor zu danken, nämlich dem Umstand, daß die Sympathie des Publikums stets auf seiten der Ankläger ist. Dieses Wohlwollen geht so weit, daß es bereit ist, den Richtern und dem Staatsanwalt das ehrenrührigste Benehmen zu verzeihen, wenn sie nur für ein interessantes Schauspiel sorgen. (Schluß folgt)

Das religiöse Erlebnis und der Mensch unserer Zeit

Von Grete von Urbanitzky

Aus der Not unserer Zeit, aus dem Markt- und Maschinenlärm unseres Lebens — ruft und klagt die Stimme eines Heimwehs, das allzu lange schließ-
Heimfinden in eine Gebundenheit und ein Erlösen hoch über dem Chaos dieser Zeit ist sein Ziel. Mit einer Inbrunst, die uns lange fremd gewesen, suchen wir wieder das religiöse Erlebnis.

Noch ist der Inhalt dieser Bewegung, — die durch das überlaute Wesen einer sich auf allen Gebieten unseres öffentlichen Lebens breitmachenden, durch Korruption emporgehobenen Bevölkerungsschicht wohl scheinbar überschrien, aber doch nicht verwirrt werden kann, — noch nicht in ihren Grenzen und Tiefen zu erfassen, doch können wir die Urgründe dieser Bewegung, die uns über deren Wesen manches zu sagen vermögen, in ihren großen Umrissen bereits erkennen. Den ersten Anstoß zu dem Heimweh nach dem religiösen Erlebnis gab der nicht nur von einzelnen, sondern fast von allen europäischen Menschen wenigstens dunkel empfundene äußerliche Bankrott des Christentums im Weltkriege. Daß dieses Empfinden, wenn auch dunkel und nur von wenigen ausgesprochen, richtige Wege tastend ging, beweist der Umstand, daß nicht das Christentum als solches als bankrott empfunden wurde, weil es den Weltkrieg nicht verhindern konnte, sondern die äußerliche Art, die das Christentum des europäischen Menschen angenommen hatte, jene Art, die sich in der rein formalen Zugehörigkeit zu einer christlichen Kirche genug sein ließ und welcher der Inhalt der christlichen Lehre mit wenigen Ausnahmen nicht zum religiösen Erlebnis und sittlichen Imperativ wurde. Der Bankrott dieses äußerlichen, im letzten Sinne antichristlichen Christentums erwies sich sicherlich weniger in dem von Pazifisten überlaut hervorgehobenen Widerspruch, daß es Angehörigen christlicher Völker zur Pflicht wurde, einander zu töten — schon deshalb nicht, weil die Völker selbst diesen Krieg nicht gewollt oder verschuldet haben — zum anderen, weil sich auf eine Erfüllung der vaterländischen Pflicht noch immer das Christuswort „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ anwenden ließe. Wohl aber trifft die volle Wucht des Fluches, das religiös sittliche Ideal des Christentums verraten zu haben, jene, die um machtpolitische Vorteile willen diesen Krieg durch Tun oder Unterlassen verschuldet haben, jene, die dabei die Schuld des Tötens nicht mit dem Opfermute des Sterbenwollens für eine Idee zu sühnen bereit waren. Wiederum ein Verbrechen an der christlichen Idee ist aber heute das Bemühen politizierter Menschen, das religiöse Erwachen der deutschen Volksseele in politische Bahnen zu lenken und den Inhalt der Heilandsworte für die Propagierung ihrer politischen Bestrebungen zu mißbrauchen. Der Kommunismus, der sich gerne selbst als praktisches Christentum bezeichnet, seine Ideen aber mit Brand und Totschlag zu verwirklichen bestrebt ist, versucht namentlich in seinen literarischen Vertretern das religiöse Bedürfnis des Volkes für seine Zwecke zu mißbrauchen. Den Zusammenbruch der nur äußerlichen Zusammengehörigkeit zum Christentum erwies aber vor allem der schrankenlose Materialismus, der sich während dieses Krieges überall breit machte und der den aufflammenden Opfermut für die Idee der Heimat und des Vaterlandes mit einer Bestialität des Denkens und Handelns schändete, deren bezeichnendster Ausdruck die grauenhafte Worterfindung „Menschenmaterial“ wurde.

Zu dieser Erkenntnis, welche durch die nach dem Kriege immer schamloseren Siege des Mammonismus und sittenloser Lebensauffassung noch verstärkt wurde, und die Sehnsucht nach wirklicher Religiosität und den reinigenden Ideen eines nicht nur äußerlichen Christentums in den Besseren erweckte, gesellte sich das

aus dumpfer namenloser Not in den breiteren Massen emporzujudende Verlangen nach einer Flucht aus dem Diesseits der Not in eine Hoffnung auf ein Jenseits der Erlösung und Vergeltung für erlittene Qual.

Auch die in der Zeit schwerster Schicksalsschläge gesteigerte Furcht vor der Unentrinnbarkeit des Schicksals sowie das in der Zeit großen Sterbens verstärkte Verlangen nach einem Wiedersehen nach dem Tode — ein Zeichen dafür ist der unerhörte Absatz diesbezüglicher Broschüren in unseren Tagen — haben manches zu der Erweckung des religiösen Bedürfnisses in den breiten Massen beigetragen.

Bemerkenswert ist an dem Wiedererwachen der religiösen Sehnsucht, daß diese auch vor den Großstädten nicht Halt macht. Jene Menschen, die auf dem Lande der Natur näher lebten, hatten die Wege zu dem religiösen Erlebnis und seinen sittlichen Imperativen niemals so verschüttet und verloren als die Menschen der Großstädte. Ihnen, die der Gewalt der Elemente und der den Menschen demütig schaffenden Wirkung der Landschaft näher lebten, ihnen geschah es nicht so sehr wie den Menschen der Großstadt, daß sie von den Siegen der Technik zu bösestem Größenwahne verführt wurden, sie lebten nicht in einer nur vom Menschen geschaffenen Umwelt wie die Städter. Nun aber hat den Städter die Leere seines Lebens angeblickt, die Größenwahnsinn schenkenden Erfolge der Technik wiesen ihre Kehrseite in der verödenden Industrialisierung und Mechanisierung des Lebens, in der Verböserung des Daseinkampfes in Krieg und Frieden; der Bodenvucher fraß den letzten Garten, den letzten Baum und die Siedlungsmöglichkeit an der Peripherie der Städte. Die Sehnsucht nach einer Flucht aus den steinernen Gefängnissen, die Abwanderung nach dem Lande, der Siedlungsgedanke, die Schrebergärten, die Wandervogelbewegung wurden Ausbruch für den Gel an dem naturentfremdeten Leben in der Stadt und für ein Sehnen nach dem Brudertum zu Tier, Pflanze und Stein. Eben dieses Wiederfinden der Natur, oder auch nur die Sehnsucht danach, erweckt neu den Wunsch nach einer Beseelung und Erklärung der erhabenen Wirkung der Landschaft und der Natur überhaupt und somit nach einer Beseelung und Erklärung auch des eigenen Seins. Konnte der Großstadtmensch innerhalb des mechanisierten Betriebes seiner Tage, das ihm kein Atemholen und Besinnen schenkte, ohne Erklärung für sein Woher und Wohin mit verschüttetem religiösen und metaphysischen Bedürfnis vegetieren, nur mehr offen für das Schlagwort der Strafe, so konnte dies nimmer der im Traum der Sehnsucht oder in Wirklichkeit wiederum der Wirkung der freien Gotteswelt Begegnende. In ihm wuchs übermächtig der Wunsch nach Deutung seines Seins und des Sinnes seines Lebens.

Der Materialismus des Denkens und Tuns schuf aber namentlich in den sogenannten gebildeten Kreisen, und hier wieder vorwiegend in jenem der Großstädte, eine innerste Verarmung und Leere, aus der auch der mit allen Geberden des Größenwahns versehene Bildungsbetrieb keine Wege finden konnte. Im Gegenteil, die neuen Erkenntnisse der Naturwissenschaft wurden benutzt oder eifrig zurechtgebogen, um die Weltanschauung des Materialismus zu stützen. Der Bildungsphilister freute sich, wie herrlich weit wir es gebracht, wie wunderbar wir das Woher und Wohin des Lebens erfahrungswissenschaftlich zu erklären vermochten und begnügte sich mit einigen naturwissenschaftlichen Erklärungen der konjunkturbehafteten Popularisierer der Naturwissenschaft und jenem selbstgefälligen Mittelstufen, die die großen Philosophen und Religionsstifter der Menschheit mit Spott bedachten. Daß das metaphysische und religiöse Bedürfnis in jenen Vorkriegszeiten, in denen man mit Haeckel und Darwin alle Welträtsel zu lösen vermeinte, dennoch nicht erstorben war, ja besonders im deutschen Menschen nicht vernichtet ist, erwies das Anwachsen der theosophischen Bewegung, ja schließlich sogar des Spiritismus und anderer Holuspokuslehren, die nach der Verböserung der Religion und des Gottesglaubens durch die sogenannte Aufklärung und einen Teil der Naturwissenschaftler, nur den dürftenden Menschen abergläubig-

schen Religionserlach boten. Unter den deutschen Naturwissenschaftlern erstanden aber in den letzten Jahren immer mehr Männer, welche den Versuch, mit Erkenntnissen der Erfahrungswissenschaften letzte Fragen zu beantworten, zurückwiesen und auf das unbedingt Subjektive jeder durch die Sinne erworbenen Erkenntnis hinwiesen. Es würde zu weit führen, hier zu kennzeichnen, wie sich die moderne Naturwissenschaft in ihren besten modernen Vertretern von der grob materialistischen Auffassung abwandte, es obliegt uns nur, darauf hinzuweisen, daß der Standpunkt der modernen Naturwissenschaften, deren Aufgabe es ja nicht ist, das Dasein Gottes zu leugnen oder zu beweisen, keine rein materialistische Auffassung der Welt- und Lebensrätsel bedingt und das religiöse Erlebnis in seiner tiefsten Innerlichkeit keineswegs ausschließt.

Daß der Kunst und Dichtung diese neue Weltrichtung in der Weltbetrachtung nicht fremd bleiben konnte, ja, daß sie vorausahnend zu ihren letzten Konsequenzen stürmte, liegt in ihrer Wesenheit. Auch sie befreite sich von der selbstgefälligen Philisterweisheit, daß die Welt in Wahrheit so sei, wie wir sie mit den Sinnen erfassen und machte sich die Auffassung zu eigen, daß die Eigenschaften der Außenwelt nicht in ihr selbst liegen, sondern von uns in die Außenwelt gelegt werden. Dadurch erhielt die Ausdruckskunst ihren neuen Sinn. Die Darstellung vermittelt das Erlebnis des Künstlers an der Außenwelt in einem bestimmten Augenblick und behauptet nicht mehr endgültig Sicheres über die Außenwelt auszusagen. Dadurch ist auch der Weg zum religiösen Erlebnis in der Kunst neu gebahnt, jener Weg, den der Expressionismus in seinen begabtesten Vertretern mit visionärer Sicherheit gefunden hat. Vision, Offenbarung, Gnade, Erlebnis des Individuums in einem nicht wiederkehrenden Augenblick besitzt ebensoviel oder ebensowenig Realität als das Weltbild, geschaffen aus der Erfahrung der Sinne, vielleicht aber doch eine höhere Wirklichkeit, weil diese innersten Erlebnisse die Grenzen der Sinne durchbrechen.

Auch in den religiösen Richtungen der Kunst müssen wir ebenso wie in der religiösen Bewegung selbst unterscheiden zwischen jenen, denen das religiöse Erlebnis Inhalt und Sinn der religiösen Kunst ist und jenen, denen sie Mittel zur Propagierung einer politischen Meinung und Absicht ist. Der Bolschewismus bedient sich gerne sowohl des Expressionismus als der neuen religiösen Bewegung um seine Absichten durchzusetzen. Seine Führer verraten dadurch mancherlei psychologischen Scharfblick aber auch eine seltene Skrupellosigkeit in der Wahl sich im innersten Kerne widersprechender Mittel, wie zum Beispiel in der Zurechtbiegung der für ihre Absichten geeigneten Christusworte und in der Verwendung von Mord und Plünderung. Im übrigen haben sie damit nichts vor mancher anderen politischen Bewegung voraus, die sich ebenfalls, sowohl der Entfesselung bestialischer Instinkte als des religiösen Bedürfnisses der Menschen bediente.

Wie nur der aus ganzer Seele Heimweh haben kann, der das in der Fremde sein in seiner letzten Not erfahren, so erlebt die Menschheit in den Jahren weitester Verirrung von allem, was ihr einst Heimat der Seele war, in der Entfremdung von der Natur und der Glückseligkeiten einer einst von ihr besessenen Welt der Verinnerlichung, ihr brennendstes Heimweh nach jenen Erlebnissen, die sie einst mit Gott verband. Wir aber müssen jene segnen, die unbetrübt durch den Haß und Lärm, der seine trüben Wellen noch in die Tage der Not treibt, jenem tiefsten Heimweh der Menschen ein Heimfinden zu erringen, berufen und ausgewählt wird.

Zweikampf oder Mord

Nachfolgende kleine Alltagstragödie aus Alt-Irland entnehmen wir dem neuesten Band von „Ehule“, Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland. Jena, Diederichs, 1921. Nr. 40.—, gebunden Nr. 55.—. Dieser Band zeichnet sich weniger durch die Schilderung großer Charaktere als durch eine Fülle farbiger Lebensvorgänge aus. Das Schwanken zwischen Kampfesehre und brutaler Macht, in eine kurze Szene gebannt, die wie ein düsteres unentfliehbares Schicksal verläuft, charakterisiert den Ton dieser germanischen Novellen. Die Schriftleitung

Der Knecht des Bard sah, daß man ihnen nachritt, und sagte: „Scharf reiten diese drei Männer hinter uns her.“ „Ist das etwas Besonderes?“ fragte Bard. Er antwortete: „Bigfus ist dort und ich wollte, daß wir davonritten; es kann jetzt noch ohne Schande geschehen, solange wir nicht wissen, was sie wollen.“ „Bigfus wird mich nicht selbdrift angreifen, wenn du nicht bei mir bist.“ Der Knecht des Bard antwortete: „Ich wollte lieber, daß ich bei den Pferden bliebe und du nach Weiden Spitze rittest; man kann es nicht tabeln, wenn du dorthin rittest, wo du etwas zu besorgen hast, auch kennst du die Absicht derer noch nicht sicher, die hinterdrein reiten; aber Glenni sagte, du solltest ihnen nicht trauen.“ Bard sagte: „Reite voran und benachrichtige die Leute, wenn ich länger ausbleibe, als zu erwarten ist; denn es wird sich nicht schnell zwischen mir und Bigfus entscheiden; wenn wir zwei uns gegenüber treten; er ist aber ein zu wackerer Bursch, als daß er mich selbdrift angreifen würde. Wenn wir jedoch zwei sind und sie drei, werden sie die Überzahl ausnützen.“ Nun tat der Knecht, wie Bard gesagt hatte; Bard aber hängte den Schild ab und rüstete sich zur Gegenwehr, wie es ihm am vorteilhaftesten schien.

Als sie nun zusammentrafen, fragte Bard, was jene vorhätten. Bigfus sagte, sie würden nicht beide lebend von dieser Begegnung reiten. Bard aber sagte, er sei bereit, wenn sie beide allein kämpfen würden; — „aber das ist nicht heldenhaft, daß drei auf einen losgehen!“ Da sagten die Norweger, sie würden zu Hause geblieben sein, wenn sie gewußt hätten, worum es sich handle; sie erklärten, sie dürften nicht Hilfe leisten, falls man nicht dem Bard zu Hilfe käme, — da sein Begleiter weggesprengt sei. Bigfus sagte, sie sollten erst sehn, wie es ginge. Danach schlugen sie sich lange Zeit, und keiner der beiden wurde verwundet; aber die Aussichten des Bigfus waren deshalb schlechter, weil er jedesmal zurückweichen mußte, bevor er zu einem Hiebe kommen konnte. Bard verteidigte sich vortrefflich mit seinem Schwert und erhielt keine Wunde. Den Norwegern erschien es sehr übel, wenn Bigfus zu Boden gestreckt sei, sie daneben ständen und Seute herbei kämen, den Bard zu helfen. Da liefen sie den Bard an und erschlugen ihn; und er war leblos, als Glenni mit den Seinen erschien.

Weltspiegel

Lloyd Georges Schwierigkeiten. Lloyd George hat in der letzten Zeit wenig Glück gehabt. Die Koalition, die im Jahre 1915 unter dem Druck der Kriegsergebnisse begründet wurde, ist ins Schwanken geraten, denn ihr Zweck, die Durchführung des Krieges ist erreicht. Der Frieden hat aber dem englischen Volke schwere Enttäuschungen bereitet. Von einem Aufschwung ist nichts zu spüren, im Gegenteil, Amerika hat die Führung übernommen und New York die City überflügelt. Wirtschaftlich bestehen die größten Schwierigkeiten, die in der Arbeitslosigkeit zutage treten. Die überseeischen Besitzungen, die früher von London aus geleitet wurden, haben sich in einen durch die englische Krönigskrone zusammengehaltenen Bund mehr oder weniger gleichberechtigter Staaten verwandelt. Dieses über die ganze Erde verstreute Reich bietet eine überreiche Fülle verwickelter Probleme. In Indien, wo der Nationalistenführer Gandhi zu einer zeitweiligen Aufgabe des passiven Widerstandes bemogen worden ist, gärt es an vielen Stellen weiter. 130 000 Mann englischer Truppen sollen notwendig sein, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, eine dem englischen Steuerzahler höchst unerwünschte Aussicht. Ägypten hat zwar durch das Eingreifen Lord Allenbys formell seine Unabhängigkeit erhalten und Sarwat Pascha daraufhin das Großwesirat übernommen, aber die schwebenden Probleme der Sicherung der Reichsverbindungswege durch englische Besatzungen, wie des Schutzes der Fremden und der Minderheiten im Nillande selbst bleiben ebenso unberührt wie das des Sudan, den England den Ägyptern nicht zu überlassen gedenkt. In Südafrika hat es auf dem Rand ernste Reibungen gegeben.

Besonders hat die Fortdauer des irischen Zwistes der Opposition gegen Lloyd George Nahrung gegeben, die der Einseitiger der Konservativen im Parlament, Sir George Younger, in ziemlich heftigen Kritiken zum Ausdruck gebracht hat. Hiergegen hat Lloyd George erregt protestiert und Chamberlain angedroht, er werde sich nötigenfalls zurückziehen. Die Koalition hat bei Ersatzwahlen in der letzten Zeit regelmäßig Verluste erlitten, teils an die Arbeiterpartei, teils an die Liberalen der Richtung Asquith-Grey. Chamberlain und Birkenhead suchen zwar mit allen Mitteln für die Koalition zu wirken. An Balfour wird für das Auswärtige Amt gedacht, aber sehr aussichtsreich stellt sich die Lage nicht dar, zumal die vermittelnde Hand Bonar Law's fehlt. Lloyd George hatte, als er nach Cannes ging, viele Trümpfe in der Hand. Mit Amerika war eine grundsätzliche Auseinandersetzung erfolgt, die auch den früheren Verbündeten, Japan, zu seinem Rechte kommen ließ. Nun hätte Ordnung in Europa geschaffen werden können, aber Lloyd George scheute sich, volle Arbeit zu leisten. England brauchte dabei Frankreichs Freundschaft durchaus nicht zu opfern. Es mußte durch geschickte und eindringliche Vorstellungen allerdings Paris davon zu überzeugen trachten, daß ein Verharren auf dem Gesichtspunkt der reinen Machtpolitik für die Franzosen selbst verhängnisvoll sei. Lloyd George hätte bei einem solchen Vorgehen die ganze Welt für sich gehabt. Das hieß durchaus nicht, für Deutschland eintreten, aber der Tatsache mußte immerhin Rechnung getragen werden, daß 40 Millionen Deutscher im Herzen Europas nicht dauernd unter der Kontrolle anderer Länder stehen können. Der Versailler Frieden ist — man höre nur den Engländer Dillon — ein Erzeugnis des schlimmsten Dilettantismus und eines völligen politisch-wirtschaftlichen Unverstandes. Eine gerechte Lösung des europäischen Jammers stellt er mit seinem Reiz von Nebenverträgen nicht dar. Der gegenwärtige Zustand ist jedenfalls unhaltbar. Keine Bataillone und Geschütze vermögen ihn auf die Länge zu verbürgen. Wird nicht rechtzeitig vorgebeugt, so werden sich die zurückgedrängten Kräfte einmal mit elementarer Gewalt Durchbruch verschaffen und Europa stürzt dann im Chaos unweigerlich zusammen. Auf die Russen nimmt die Entente schon mehr Rücksicht als auf das wehrlose deutsche Volk, und Trozki weiß, warum er auf dem Ausbau des Roten Heeres besteht. Auch Moskau trachtet die Entente in Acht und Bann zu halten oder wenigstens zum Gegenstand ihrer Ausbeutung zu machen. Sie selbst schafft dadurch jene Solidarität der Interessen zwischen Deutschland und Rußland, die immer stärker als Erfordernis der Zeit zutage tritt. Die Russen haben es verstanden, der Entente und dem künstlichen Ring neugeschaffener künstlicher Staatsgebilde in Osteuropa einen Zusammenschluß der östlichen Völker entgegenzusetzen, die sich im Selbstbewußtsein ihrer eigenen Kraft zu regen beginnen. Die Türken sehen, gestützt auf ihr krieggewohntes Heer, dem kommenden Frühjahr mit

Ruhe entgegen. Sie sind fest entschlossen, ihre nationalen Forderungen zu verteidigen, zu denen nach den Äußerungen Jussuf Kemals die Behandlung der Meerengenfrage als eine ausschließlich türkisch-russische Angelegenheit gehört.

Der Zeitpunkt, die Welt wirklich zu einem harmonischen Ganzen zu machen, soweit das die menschliche Natur überhaupt zuläßt, ist im Herbst 1918 verpaßt worden. Wenn heute Lloyd George vor Poincaré zurückweichen muß, so ist das die logische Folge des Verhaltens Englands bei den Pariser Friedensschlüssen. Damals hat London den Franzosen jede Genugtuung gewähren wollen, da es ein auf dem Kontinent sich ausbreitendes Frankreich für harmlos ansah. England hat eine verhängnisvolle Augenblickspolitik betrieben, die Frankreich auszunutzen gewußt hat. Der Diplomat Poincaré hat Lloyd George an die Wand gedrückt. Genua, wo die Konferenz am 10. April zusammentreten soll, wird mit so viel Kautelen umgeben, daß nichts mehr übrig bleibt. Sogar der Völkerbund, dessen innere Hohlheit und Wertlosigkeit sich bei jedem Anlaß neu erweist, hat eine Verbeugung abbekommen, denn er ist in diesem Falle ein bequemes Werkzeug für Poincaré zur Ausschaltung der Frage der Landrüstungen. Das internationale Wirtschaftsyndikat, das in London das Licht der Welt erblickt hat, wird trotz der Einschränkungen, es beanspruche keine Monopolstellung, von Rußland mit Mißtrauen betrachtet. Aber auch Frankreich mäkelte daran herum, vermied die Einbeziehung Polens und behauptet, englisches Kapital werde für die auf je 20 Prozent festgesetzte Beteiligung deutscher und italienischer Unternehmer aufkommen. Auch hier findet sich also keine ehrliche Bereitwilligkeit zu praktischer Arbeit, sondern nur Kritik. Solange Frankreich in dem Wahn befangen bleibt, es müsse sich durch politisch-militärische Stachelzäune, nicht durch eigene Wirksamkeit im freien Wettbewerb friedlicher Kräfte für alle Zeit dagegen schützen, daß es, das zahlenmäßig stillstehende Volk, nicht von andern überflügelt werde, kann es bei allen seinen unfeugbaren Fähigkeiten nur negativ, hemmend und zerstörend wirken. Der Weg zur richtigen Einsicht ist in Frankreich noch weit, aber muß einmal beschritten werden, will Paris nicht selber die fürchterlichste Katastrophe heraufbeschwören.

Obwohl alle wesentlichen Punkte in Genua umgangen werden, trifft Frankreich umfangreiche Vorbereitungen dafür. Venesch, der unter Derby an der Umstimmung Lloyd Georges erheblichen Anteil haben soll, macht die kleine Entente mobil. Polen mit den Ostseerandstaaten rüstet sich für die Konferenz. Ein unter dem Einfluß des schwedischen Ministerpräsidenten Branting stehender Bund der Neutralen würde gleichfalls zu Frankreich neigen. Der neue Herr der Consulta, Schanzer, wird von Poincaré auffällig unwohlgefallen. Schanzer hat in Washington die Landrüstungen im Sinne Frankreichs behandelt, aber dessen Unwillen durch die Forderung erregt, Italien müsse über eine ebenso starke Flotte wie Frankreich verfügen. So wird er in Frankreich teils als Freund, teils als Gegner behandelt. Auf die schwankende Grundlage des Kabinetts Facta wirft das Ausscheiden des demokratischen Postministers Colonna di Cesaro Licht, der sich Wünschen der Popolari nicht fügen wollte. Wie lange die mühsam zusammengestoppelte demokratisch-katholische Einigkeit halten wird, ist durchaus zweifelhaft. Frankreichs Vorherrschaft bei der Kleinen Entente hat Italien ins Hintertreffen gebracht. Sehr bedenklich sind auch die Vorfälle in Fiume, die leicht Volksleidenschaften entflammen können, und in Nordafrika stecken die Italiener nach einem verheißungsvollen Anlauf im Hafen von Misurata fest, ohne ins Hinterland vordringen zu können.

Italien hatte sich bemüht, von Deutschland auf das Reparationskonto Sachlieferungen zu erlangen, wie sie für Frankreich in Wiesbaden vorgesehen worden sind. Die betreffenden Besprechungen in Paris sind überholt durch den Abschluß einer auf belgisches Betreiben erfolgten Vereinbarung über Sachleistungen für alle Gläubiger. Der Wert dieser Abmachung, gegen die wirtschaftlich manches einzuwenden ist, dürfte praktisch nicht sehr groß sein, weil sich in den betreffenden Ländern sofort der Widerstand der einheimischen Industrie gegen deutsche Lieferungen geltend macht. So ist auch das Maß der Bestellungen auf Grund des Wiesbadener Abkommens bisher sehr gering geblieben. Die brennende Reparationsfrage ist im übrigen nicht vorwärts gekommen.

O. G. v. Wesendonk

Dichter der neuen Jugend

Von Otto Brües

Ernst Bertram

„Es kennzeichnet die Deutschen, daß die Frage „Was ist deutsch!“ bei ihnen niemals ausströbt.“ Nietzsche

Von dem nach Köln berufenen Dichter, Literaturhistoriker und Philosophen kann gesprochen werden als einem Dichter neuer Jugend, denn er gehört zu den Männern mit aufbauender Gesinnung, wofern man dieses Wort nicht wirtschaftlich eng, sondern seelisch weit versteht. Seine Dichtungen kommen zunächst nur für wenige in Betracht, seine wissenschaftlichen Werke, zwar für den Laien gut lesbar, erfordern doch einige Vertrautheit mit dem Stoff, den sie behandeln: aber die Gesinnung, mit der diese Werke geschaffen sind, sollte, ein Pfand der seelischen Erneuerung, alle die ergreifen, denen der Glanz des Führertums von der Stirn leuchtet. Jeder Satz, den er geschrieben, jeder Vers, den er gehämmert hat, ist eigentlich nur eine aus Qual und Zweifel heraus gefundene Antwort auf die wichtigste Frage unseres Seins und Werdens als Gemeinschaft in einer Zeit jedweden Niederbruchs; die Frage: was ist deutsch! Er meint und minnt nicht jenes Deutschland, das dem Mammon und dem Moloeh Maschine erlag, das Deutschland des trügenden Fortschritts und des Stolzes auf äußere Güter: er meint jenes fragwürdige Vaterland, das ewig unfertig und unruhvoll, den andern Völkern immer wieder Abscheu und Heilkrut, Stein und Brot, Verwunderung und Kraftquelle ist und sich selbst ein schönes Rätsel. Es ist das Deutschland des vorurteilslosen Geistes, der jede andere Volksart zu verstehen sucht und in sich aufnimmt, das Deutschland der liebenden Seele, die, süßsüchtig oder fliehend vor sich selber, in ihres Werdens Gipfelfstunden nur voll Demut und voller Schauer zu bekennen wagt: „Ich bin deutsch!“

Mit dem zeitgemäßen Deutschtum der Schreier auf den Straßen, der Monotelführer und patriotischen Erwerbsgesellschaften und der Parteien hat dies Deutschland nichts zu tun; aber noch weniger mit dem Deutschland der internationalistischen Flachköpfe, der Konjunkturverböhner und der vor dem letzten Einsatz hangenden Schwächlinge. Sie alle, die auf ihre alleinigmachende Art des Deutschtums pochen, stehen nicht einmal an der Schwelle Deutschlands.

„Hier ruht die Erde ungeschändet
Von Wirklichkeit: als Bild und Raum.“

Ernst Bertram

Sein deutsches Wunschbild — und es ist immer die Aufgabe des auf verlorenem Posten kämpfenden Idealisten, die Idee der Zeit voranzuworfen — sein reinstes Bild deutscher Art hat Bertram entworfen in seinen zwei Gedichtbänden. Gedicht ist ihm nicht die Aussprache irgend eines privaten Erlebens, sondern dessen Rundung zu einem Symbol, das Fernstichen ahnen, Geheimnisse lösen, Rätsel keimen läßt, unter Verzicht auf mechanisch-intellektuelle Lösung als gewachsene Erlösung. Er malt das Bild der Feder als Inbegriff langsam-steten Werdens, weitet die „Weingrenze“ zur schmerzlichen Scheide zwischen Nord und Süd, Traum und Wachen, Wahrheit und Schönheit, deutet die Sendung Noahs als des Trägers neuer Paradiesesherrlichkeit, das Bild Arions und des Delphins als das des Dichters, den nur sein ungesungenes Lied im Grauen des Daseins lebendig erhält. In dem Gedichtband „Straßburg“ singt er ein Lied um die verlorene Stadt, die „Helena des Abendlands“, um die immer wieder ein trojanischer Krieg entbrannt sei. Jedes dieser Gedichte wieder Gleichnis und Deutung. „Straßburg“, gleich deutschem Wesen, da du unser bleibst „durch Abschworung deiner selbst“; Erwin gleich jedem Idealisten und Träumer in die Zukunft; „jeden Traumes Los ward deinem Hochwert, Trümmer im Triumph.“ Sankt Michael reißt sich an mit andern, „ewig durchbohrend Tiefgetier der Welt“. Die Chimären am Münster Gleichnis dem Bösen, das „dienend lobt den Herrn und mördet Gottes Pfeiler“. Dann jenes wunderbare Wort von der Vogesenfette: „Hoher Wald, du reine Grenze unsers lieben Lauts, das schöne Deutbild der Berner Alpen, in dem mit dem Anblick der Blaubeerge, die die Südgrenze sind, dem Dichter der geliebte Gegensatz des eignen Wesens aufgeht. Wunderbar dann jenes Gedicht und Gleichnis des Otfried, der die Bibel in deutsche Worte und deutschen Sinn übertrug: „Soll endlich nicht volldonnernder zum Ohr gewappnet nahen

in Bränne' unfres Wortis der neue Heiland?" Die Wende des Jahres 1000, die keine Wende war, ob sie auch die Menschen zu Reicht' und Buße schreckte, läßt Bertram in den Worten eines Predigers aufstehen, deutet in schweren, durchbluteten Strophen Reimar von Hagenau, Meister Gottfried, Eckhart, Tauber, Gutenberg, Brant, Schongauer, Grünewald, Erasmus, Moscherosch, Goethe und seinen Faust als „Schatten dieser Mauern und Geschenkt“. Und in die Reihe der Männer schiebt sich die Reihe geschichtlicher Berbestunden: „Die Treppe des Verrats, männlich hartgeberst, spricht davon, wie der Eszfluch begann; in den Sprachauschern deutet er in die, ach, so bösen Folgen das Wort Moscheroschs „Bastardsprache — Bastardherzen!“ Der Angelpunkt des Buchs ist das Gebet an Grünewald, den Maler:

„Und Klage, Klage, höchster Eremit
Die Sterbenot des Volkes, das dich schuf
Der Bläue auf mit solcher Betermut,
Daß sie zerberstend schüttert über uns
Den Schrei Gerechtigkeit.“

Durch Hingabe an einen großen Geist
kommen wir zu uns selbst.

An den wissenschaftlichen Arbeiten Bertrams fällt auf den ersten Blick das Wachstum auf. Er arbeitete nicht nach jenem für den Akademiker tief beschämenden Satz irgendwo, da oder dort, „wo was zu machen ist“, sondern ließ das ihm Wesensnahe sich entfalten. Ob er über „das Problem des Verfalls“ bei Thomas Mann oder über „Stefan George“, über „Hugo von Hofmannsthal oder den Wiener Roman“, über Fontanes oder Flauberts Briefe schrieb und sprach oder in der erschütternden kleinen Schrift von 1915 „Wie deuten wir uns“ um die deutsche Sendung rang, es sind alle Arbeiten als Gleichnis, Vorbild, Kritik, Wahlverwandtschaft oder Offenbarung Stufen auf seinem Wege zu dem großen Nietzschebuch, zu dem die Vorlesungen über Nietzsches Lieblinge, den Aphoristiker Dichtenberg und den Dichter Adalbert Stifter, sowie die Studie über „Nietzsches Goethebild“ notwendig gehören.

Nietzsche, Versuch einer Mythologie: Das Wesenhafte an dem Buch ist nicht, daß es, philologisch gewissenhaft wie wenige, geschrieben ist mit der wissenschaftlichen An-makung sogenannter „ab-schließender“ Werke. „Sofrates und Christ, Homer und Shakespeare, Cäsar und Napoleon haben Umlaufzeiten ihres Gestirns, deren Länge der Lebens-dauer des menschlichen Geschlechts gleich zu kommen scheint. Ihr Rhythos — das ist der zwingende Anruf, ihr Bild immer neu zu vollenden — stirbt nicht . . .“ Darum schafft Bertram aus dieser Begrenzung das Bild „des letzten großen Deutschen“ nach, seine Studien wollen „einiges von dem festhalten, was der geschichtliche Augenblick unserer Gegenwart in Nietzsche und als Nietzsche zu sehen scheint.“

Wir kehren zum Ausgangspunkt unserer kurzen Skizze zurück: indem Ernst Bertram den großen Warner mitten in den Wirbel der Umwälzungen vor uns hinstellt — daß er in den Wirbel zu springen nicht scheut, beweisen die tödlichen und mutigen Anmerkungen zu den Vorlesungen Maurice Barrès über das Thema „le genie du Rhin“ (Westmark I, 6) — und in und an ihm alle Fragwürdigkeiten und Befahrungen des deutschen Wesens auf-deckt, trägt er bei zu der großen Reinigung und Gewissensforschung unseres Volkes. Die ist freilich anders zu verstehen, als man es jenseits der Grenzpfähle sich vielleicht vorstellt; es ist unsere eigene Angelegenheit und wird es bleiben, wenn alle wirtschaftlichen Realten — was eine kaum in Europa dämmernde Einsicht verhüten möge — der fremden Nach-prüfung unterliegen sollten. Der Geist, aus dem das Werk Bertrams geboren ist, ist recht eigentlich — und kein anderer verdient so den Namen — der Geist der Erneuerung und trägt einen, die geheimsten Quellen unseres Werdens mit der Wünselrute weckenden Namen: der Geist der Verehrung. Hier der Verehrung eines großen Menschen. Aber auch in der Verehrung der Wunder Leben und Tod, der Natur und des ärmeren Mit-bruders, der dauenden Kräfte in Kunst und allem andern Suchertum, in der Verehrung des Schöpfers und der Schöpfung liegt alles beschlossen, was unserm Volk noch eine Zu-kunft verheißt. Und in dem Wort „der deutsche Mensch“ ist glücklich umschrieben, was uns, indem wir uns selbst treu bleiben, in den Reigen der Völker einreißt, gleichviel, ob's einen Völkerbund gibt oder nicht: die Aufgabe, mit Früchten aus eigenem Garten an den Tisch der Nationen zu kommen. — Und dieses Gastmahl und Liebesmahl der Geister war nie unterbrochen. Wir wuchters nur nicht immer.

Der Musikchronist

Von Schrenk

Im Vordergrund des Interesses steht die Frage, wer die Nachfolgerschaft Arthur Nikischs übernehmen soll. Je mehr man darüber nachdenkt, desto schmerzvoller fühlt man die Lücke, die der Tod dieses Einzigsten hinterlassen hat. Das eine ist sicher: Unter all den Dirigenten, die in Betracht kommen, ist keiner, der die Universalität Nikischs besäße, keiner, der uns das wiedergeben könnte, was wir an ihm verloren haben.

Leider taucht im Zusammenhang mit dieser Frage auch der Name eines Mannes auf, der bisher unserer Reichshauptstadt aus guten Gründen lange Jahre fern geblieben war, nämlich des Herrn Felix Weingartner. Dieser Mann, dessen politisches Verhalten nach dem Kriege unserem Vaterlande unendlich geschadet hat, kündete plötzlich, da er die Zeit wohl für gekommen hielt, ein Konzert mit dem Philharmonischen Orchester an, obwohl ihm von maßgebenden Stellen bedeutet worden war, daß sein Vorhaben schärfste Opposition hervorrufen würde. In seinem Publikum hatte sich Herr Weingartner zwar nun nicht geirrt, denn es begrüßte ihn begeistert, desto mehr aber wird ihm die Haltung der Presse zu denken gegeben haben, die bis weit in die linksstehenden Blätter hinein sein Wiederauftauchen mißbilligte. Die Tatsache aber, daß er von dem großen Publikum jubelnd empfangen wurde, erfordert eine prinzipielle Klarstellung der Sachlage, von der die Meisten offenbar mangelhaft unterrichtet sind.

Es handelt sich, kurz gesagt, um jenes bekannte Manifest der 93 Intellektuellen, das von einer Reihe bekannter deutscher Persönlichkeiten gegen die Behauptung unserer Feinde erlassen wurde, Deutschland hätte die alleinige Schuld am Kriege. Auch Weingartner hatte dieses Dokument unterschrieben. Was tat er aber nach dem Kriege, als er eine Dollarfahrt nach Amerika unternehmen wollte? Nun, man braucht nur die Broschüre „Wider den Aufruf der 93“, die 1920 erschienen ist, zur Hand zu nehmen, um mit Staunen zu erfahren, daß er Deutschland und Preußen plötzlich aufs heftigste beschimpft. Man braucht nur gewisse Nummern des „Neuen Wiener Journals“, gewisse Interviews in ausländischen Zeitungen nachzulesen, um zu sehen, wie er in den unerhörtesten Ausdrücken gegen uns gewütet hat. Und dieser Mann, der 1919, als er mit unserer Staatskapelle konzertieren wollte, von ihr eine deutliche Abfage erhielt, wagt

es jetzt, lächelnd und als ob nichts geschehen wäre, auf dem Podium zu erscheinen. Wenn er Nikischs Nachfolger würde, so wäre das ein Affront sondergleichen. Er hat das Recht verwirrt, als Repräsentant deutscher Kunst aufzutreten, zumal auch seine künstlerischen Leistungen auf bedenklichem Abstiege sind. Das bewiesen die beiden Konzerte, die er leitete, recht deutlich. Seine einstmalig berühmte Beethoven-Interpretation ist schwächlich und langweilig geworden; elegante kinomäßig-polenhafte Haltung kann die innere Hohlheit nicht verdecken, und das jänglingshafte Gebahren des Sechzigjährigen am Pulte wirkt peinlich. Wenn er Mozart dirigiert, so kommt dabei etwas ganz Unlebendiges, Bedantiisch-Kriegsgrämiges heraus, und Liszts „Tasso“ macht er zu einem aufgeblasenen, nichtsagenden Stück.

Nein, dieser Mann ist wirklich nicht der berufene Nachfolger Nikischs, da haben wir doch noch andere Geister, die den verwaisten Posten ausfüllen könnten. Man denkt zuerst an den Münchener Generalmusikdirektor Bruno Walter, der dem Philharmonischen Orchester in mannigfacher Zusammenarbeit vertraut geworden ist. Wie Nikisch hat er einen leicht sentimentalischen Einschlag beim Musikieren, und groß ist seine suggestive Macht über das Orchester. Wir wissen außerdem, daß sein Herz für das Alte wie für das Neue schlägt, daß er Mozart und Mahler, Schubert und Schönberg mit gleicher Liebe aufführt. Auch Otto Klemperer aus Köln käme sehr ernstlich in Betracht. Ich bin sogar der Meinung, daß man mit beiden Händen zugreifen müßte, wenn man ihn bekommen kann. Die glühende, an Mahlers Art erinnernde Gewalt seines Musizierens, die fanatische Befessenheit seines Dirigierens, seine umfassende Beherrschung der gesamten Orchesterliteratur machen ihn zu einem der ersten lebenden Meister des Taktstodes. Natürlich wäre auch Wilhelm Furtwängler zu nennen, solange er aber Dirigent der Symphonieorchester der Staatsoper ist, kommt er als Leiter der Philharmonischen Konzerte nicht in Betracht. Das wären so einige Namen; leicht könnte man ihre Zahl vermehren, zumal ja auch noch Strauß, Ruck, Hausegger leben. Doch schon fast zu lange haben wir uns mit diesen, für unser Musikleben allerdings hochbedeutsamen Fragen beschäftigt und wenden uns nunmehr zu anderen Dingen.

In der Staatsoper gab es zwei Neu-einführungen, d'Alberts „A Treife“ und Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad“. Eugen d'Alberts musikalisches Lustspiel gefiel seinerzeit (die Erstaufführung liegt nun zwanzig Jahre zurück) besonders als ein mit viel Glück unternommener Vorstoß in das von deutschen Komponisten nicht gerade eifrig gepflegte Gebiet der heiteren Konversationsoper. Man weiß vielleicht noch, daß es sich in diesem Operchen um einen kleinen Ehekonflikt handelt, bei dem der berühmte Hausfreund im Trüben fischen möchte. Der Ehemann hofft durch eine Reise die entschundene Zärtlichkeit aufs neue zu beleben; der Hausfreund hofft, die zurückgebliebene Strohwitwe zu „trösten“. Er bestärkt den Ehemann in seinem Entschluß aber auf so plumpe, aufdringliche Weise, daß den beiden sich trotz allem noch zärtlich liebenden Eheleuten die Augen aufgehen über die drohende Gefahr. In einem innigen Gespräch blüht ihnen das Glück neu auf. Also: Der Mann reist nicht, dafür aber der Hausfreund.

Eugen d'Alberts Musik zu dieser Handlung bringt manch hübschen Einfall. Gleich die Overture ist ein frisches, wirkungsvolles Stück. Die Hauptaufgabe bestand in der musikalischen Bewältigung des in lauter Antithesen sich ergehenden Dialoges. Das ist dem Komponisten ganz gut geglückt. Zwar kommen einige Längen vor, aber im ganzen bewährt sich d'Alberts leichtes, schmiegsames Handgelenk in der Gestaltung der präziösen Zwiegespräche aufs Beste. Die Erfindung ist keineswegs übermäßig originell, vielmehr von der deutschen (Loring) und französischen (Muber) Spieloper genährt, aber alles geht in liebenswürdigem Plauderton dahin, einfach in der Harmonik, gesanglich in der Führung der Stimmen, diskret in der Instrumentation. Die Aufführung der Staatsoper wahrte vor allem in dem unter Leo Blech's feiner Führung stehenden Orchester den leichten Konversationsston des Ganzen.

Sehr verdienstvoll war die Wiederaufnahme des „Barbier von Bagdad“ von Cornelius in den Spielplan. Diese Partitur ist eine der kostbarsten und edelsten, die es unter den wenigen deutschen komischen Opern überhaupt gibt. Zwar — ein rechtes Bühnenwerk ist der „Barbier“ nun gerade nicht. Das Theaterblut, das in ihm fließt, ist ein

wenig dünnflüssig und blaß, was will das aber sagen gegenüber dieser Fülle köstlicher heiterer Einfälle, dieser Anmut und Grazie in den einzelnen Akten und Ensembles, durch die man immer wieder entzückt wird! Cornelius hat sich in dieser Oper einen ganz persönlichen Lustspielstil geschaffen, einen Stil, der sich auch in der Instrumentation charakteristisch ausdrückt. Glücklicherweise hatte man auf die Originalpartitur zurückgegriffen und nicht auf die verwagernde, verfälschende Bearbeitung Rottis. So kam man zu einem reinen Genuß der wie mit einem Silberstift gezeichneten Partitur, die wunderbar klar ist in der Führung der Stimmen und so sparsam im Gebrauch der Orchesterfarben. Bergebens wird man orientalisches Kolorit suchen; vielmehr ist alles in holzschnittartiger Manier mit einer gewissen herben Süßigkeit in melodischer Erfindung und klanglicher Erscheinungsform gegeben, die nur typisch deutschem Musiziertalent gelingen konnte.

Die Aufführung der Staatsoper gehört zu den rundesten und vollendetsten, die man bisher gesehen hat. Der Dirigent Fritz Stiedry gab dem Ganzen höchst lebendigen Schwung und zarte Feinheit, Carl Braun war vortrefflich in der Titelrolle, Björn Falén ein ausdrucksvoll singender Burrebin und Emmy Hedmann-Bettendorf eine schönstimmige Margiana. Die prächtigen, neuen Bühnenbilder stammten von Aravantinos.

Aus den Konzertsälen ist wenig Neues zu berichten. Die Namen zweier bisher unbekannter Künstler wird man sich merken müssen, und zwar den der Geigerin Cecilia Hansen und des Klavierspielers Alexander Borowsky. Die Hansen legitimiert sich mit dem ersten Strich als eine berufene Violinspielerin. Aus ursprünglichem musikalischen Temperament heraus gestaltet sie großzügig und sicher, ihr Ton hat sinnliche Wärme und prächtigen Glanz, und sie ist eine Rhythmiklerin von starker Energie. Borowsky ist ebenfalls ein Künstler hohen Ranges, überhaupt einer der besten Klavierspieler, die man jetzt hören kann. Wahrhaft souverän ist seine Beherrschung des Technischen, die man besonders in den Fändel-Variationen von Brahms bewundern konnte. Aber er ist dazu ein geistreicher, kluger Gestalter und ein Musiker mit großem inneren Fond.

Bücherschau

Politik

Polybios von Megalopolis, Die politischen Grundlehren. (Nr. 6210, Reclam.) Das sechste Buch von Polybios' Weltgeschichte in seinen erhaltenen Teilen. Überlegt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Werner Grundig. (Bücher für staatsbürgerliche Bildung. Herausgegeben von Dr. Richard Schmidt, Prof. des Staatsrechts an der Universität Leipzig. 72 S.)

Polybios' Auffassung des Römertums gipfelt in einem staatsrechtlichen Exkurs, der den Knotenpunkt seines Geschichtswerkes bildet. Diesen Exkurs gibt für sich herausgelöst die neue freie Übersetzung als ein Hauptbeispiel des politisch-wissenschaftlichen Denkens der Antike.

Wilhelm Hasbach, Die moderne Demokratie. Eine politische Beschreibung. Zweite unveränderte Auflage. Jena 1921. Gustav Fischer. Brosch. M. 60.—, geb. M. 72.—.

In der Wissenschaft bedarf dieses anerkannt klassische Werk eine Würdigung nicht mehr. Wohl aber darf ein weiterer Leserkreis darauf hingewiesen werden, daß einer unserer gebildetsten Köpfe und klügsten Menschenkenner unter den deutschen Gelehrten im Jahr 1912 angesichts der schon damals mächtigen utopischen Demokratiehehneucht in Deutschland sein Studium auf die ungeschminkten Gesichtszüge der demokratischen Verfassung gelenkt hat. Er schildert ihre Geschichte, ihre Gegenwart in Amerika, Frankreich und der Schweiz. Er ist nicht ihr Freund, aber kennt sie wie ein Hausarzt von innen und außen. In stiller Zurückgezogenheit lebte Hasbach und ist vor dem Erscheinen dieser zweiten Auflage gestorben. Indem diese erscheint, kein Jahrzehnt nach der ersten, ist Deutschland selbst eine Demokratie geworden. Da diese ihren Hasbach oder Tacitus noch nicht gefunden hat, wird die zweite Auflage eine neue Gegenwartsbedeutung erlangen, obwohl sie eine politische Spezies noch als egoistisch beschreibt, die in zwischen bei uns aufs auskömmlichste domestiziert ist.

Lebensfragen des Britischen Weltreiches.

Auf Veranlassung des Beirats für die Auslandsstudien an der Universität Berlin behandelt von Staatsminister Prof. Dr. C. F. Weder, Prof. Dr. Friedrich Brie, Privatdozent Dr. Carl Brinkmann, Privatdozent Dr. S. v. Glasenapp, Rechtsanwalt Dr. Joh. Hammann, Prof. Dr. Alfred Ranke, Geh. Rat Prof. Dr. Erich Marcks, Prof. Dr. Julius Potorny, Gouverneur a. D. Dr. Theodor Seitz. Berlin 1921. C. S. Mittler u. Sohn. Brosch. M. 80.—, geb. M. 87.50.

Ein ungemein hochstehendes und ebenso für das Verständnis des Tages wie für die bleibende Vertiefung des geschichtlichen und politischen Verständnisses unentbehrliches Sammelwerk. Die ersten Kapitel, von E. Marcks, F. Brie und C. Brinkmann entwickeln die Hauptziele der britischen Reichspolitik, den englischen Nationalcharakter, die Stellung der englischen Arbeiter zum Weltreich; man hat diese Kapitel „ein Lehrbuch der Politik gerade für uns Deutsche“ genannt. Die sechs folgenden Kapitel schildern durch hervorragende Kenner Englands Stellung in Irland, dem vorderen Orient, Indien, Kanada, Südafrika und Australien und geben mit der Verzweigkeit und Schwierigkeit der englischen Weltstellung zugleich die Kräfte und Methoden, mit denen sie behauptet wird.

Robert Sieger (ord. Prof. f. Geogr. an d. Univ. Graz), **Der österreichische Staatsgedanke und seine geographischen Grundlagen.** (Österreichische Bücherei. Eine Sammlung aufklärender Schriften über Österreich. Herausgegeben von der Österr. waffenbrüderlichen Vereinigung zu Wien. Geleitet von Richard Ritter von Bettstein. 9. Bändchen.) Wien, Carl Fromme. 1920. 94 Seiten. 8°. M. 8.—.

Ein erster historisch-geographischer Kenner der Donaumonarchie, zugleich ein vorzüglicher Darsteller, gibt hier aus der Vergangenheit Lehren für die Zukunft der Donaufstaaten. Der Merker

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin

Schriftleitung: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35 a. Fernruf: Lühov 6510.
Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 8—9.
Fernruf: Nollenbofz 4849.

Verlag: R. F. Koehler, Leipzig und Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 18. März 1922

Nummer 11

Lenin

Verbrecher, Gottesgeißel, Befreier?

Von Georg Kleinow

(Schluß aus Heft 10)

IV.

Das Jahr 1905 mit seinem Zusammenbruch der russischen Armeeführung im Feuer der japanischen Artillerie und dem offenkundigen Versagen der Bürokratie auf allen Gebieten der Politik und Verwaltung, des Verkehrswezens und der Verpflegung, mit dem Meutereien der Flotte in Kronstadt und Sewastopol, mit dem Auftreten des Priesters Gapon, den die Genossen später als Spitzel hängen, mit dem Siege der Sozialrevolutionäre bei allen legalen und illegalen Wahlen, — alle die siegreichen Vorstöße der bürgerlichen und sozialen Revolutionäre, die, vom Grafen Witte unterstützt, Nikolaus dem Zweiten das Manifest vom 18. Oktober abringen, vermochten Lenin nicht aus seiner kalt rechnenden Organisationsarbeit herauszureißen. Es hagelt Angriffe gegen ihn! Seine eigenen Parteifreunde, die glauben, der Endsieg sei schon greifbar nahe, oder könne ihnen von den Sozialrevolutionären entriessen werden, lehnen sich gegen ihn auf. Die Sozialrevolutionäre triumphieren! Lenin winkt ab, untersucht die Lehren der Revolution, schreibt gelassen seine Broschüre „Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution“ (Genf 1905) und läßt im Herbst 1905 die dritte unveränderte Auflage seiner „Aufgaben der russischen Sozialdemokratie“ in die Massen werfen. In dem kurzen Vorwort zu dieser letzten Auflage fordert er die Parteifreunde auf, selbst zu entscheiden, ob er sich von seinen Richtlinien von 1897 entfernt und ob er nicht doch die Verhältnisse richtig vorausgesehen habe. Er hatte sie nur zu gut, zu richtig beurteilt! Die Beseitigung der Selbstherrschaft überläßt er den Liberalen, er braucht sich um ihren sicheren Sturz kaum noch zu sorgen. Die russische Entwicklung vom Staatsstreich Stolypins 1907 bis zum Ausbruch des Weltkrieges geht den Gang, den die wirtschaftlichen Weltkämpfe unvermeidlich machen. Struves Verbächtigung, die Sozialdemokratie bereite den bewaffneten Aufstand vor, weist er für seine Gruppe zurück mit dem Bemerkten, Struves Behauptung sei lediglich ein opportunistischer Ausfall von Anhängern der liberalen Monarchie, die ihren Verrat an der Revolution und an den Interessen des Volkes sowie ihr Streben, mit der zarischen Gewalt in Verbindung zu kommen, verdecken wollten.

In der Tat: für Lenin arbeitet die innerwirtschaftliche, die innerpolitische und die außerpolitische Entwicklung. Der Weltkrieg bringt den erwarteten allgemeinen „Krach“. Endgültig verloren ist das alte Rußland, als seine Machthaber in einem letzten Aufblättern von Selbstbesinnung und Energie am 26. Februar 1917 — nun freilich zu spät — die Reichsduma auflösen, ohne entsprechende Vorbereitungen getroffen zu haben. Dem Kaiserlichen Ulas wird in Petersburg keine Folge gegeben. Der Dumapäsident M. M. Rodsjanko bildet mit elf anderen Personen das „Zeitweilige Komitee“, das die Regierung weiter führen soll, sich aber ebenso erschlaft und ideenlos erweist, wie die gestürzte alte Regierung. Kadetten und Sozialrevolutionäre sind am Ruder! Am gleichen Tage treten die Organisationen, die nach Lenins jahrelangen Organisationsarbeiten in der Arbeitererschaft St. Petersburgs entstanden waren, und die sich auf die Erfahrung der ersten Arbeiter- und Soldatenräte aus dem Herbst 1905 stützen, als Arbeiterräte in die Erscheinung. Und während Kerenski und Gutschkow die letzten Grundlagen des alten Staates, vor allen Dingen die Armee zerstören, — Gutschkows Ulas Nr. 1, — stürzen sich die Leute Lenins mit der ganzen aufgespeicherten Kraftfülle zielbewußter Fanatiker auf die lebensfähigen Reste der alten Organe, bemächtigen sie sich vor allen Dingen der finanziellen Mittel des Reiches und dokumentieren das Recht ihres Daseins äußerlich, indem sie das Senatsgebäude, das ist die Stelle der höchsten gesetzgebenden Gewalt des alten Rußland, zu ihrem Hauptquartier machen. Als Lenin im April 1917 in Petersburg eintrifft, bleibt ihm zunächst nur übrig, festzustellen, daß die organisatorische Saat, die er seit zwanzig Jahren unter der städtischen Arbeitererschaft und durch sie unter den Bauern ausstreute, aufgegangen war, und daß er nur noch die Einflüsse des gegebenen Momentes, der gegebenen Lage zu berücksichtigen habe, um sein System als Regierungssystem zur Anerkennung zu bringen. Seiner alten Taktik getreu, läßt er das Zeitweilige Duma-Komitee zunächst ziemlich unbehelligt arbeiten, da es ja infolge der persönlichen Eiferjüchteleien der bürgerlichen und sozialrevolutionären Politiker, infolge der durchaus zufälligen, unorganischen Zusammensetzung des Komitees aus den heterogensten Elementen für eine aufbauende Arbeit oder gar für die Fortsetzung des Krieges bis zum Siege völlig unbrauchbar war. Den ganzen Sommer 1917 hat Lenin mit seinen langjährigen Freunden, von der Gegenseite nur schwächlich bekämpft, seine organisatorische Arbeit in der Armee unter Kerenskis, seines Feindes, Obhut betrieben, die zur völligen Auflösung der Armee führte. Erst als ihm von dort her keine Gefahr mehr drohen konnte, ergriff er im Oktober 1917 selbst die Macht.

Die Versuche der Bolschewisten, sich während dieser Periode in der Intelligenz Mitarbeiter zur Aufrechterhaltung des Staatsbetriebes zu gewinnen, von denen auch verschiedene Quellen aus bürgerlichem Lager berichten, mißlingen und aus der Enttäuschung heraus, die darüber entstand, griff Lenin zu dem in Rußland nur zu bekannten Mittel des Terrors von oben, den die Bourgeoisie und die Bürokratie bei Kriegsausbruch in so rücksichtsloser Weise gegen alle anwandte, die einen deutschen Namen trugen. Damals (1914) wüteten die Leidenschaften der Herrschenden so blind, daß u. a. in Moskau selbst die Platten der umfangreichen und schönsten Kunstgeschichte Rußlands vernichtet wurden, lediglich, weil der Herausgeber des Werkes einen deutschen Namen trug. Jedes Volk hat seine Methoden! Lenin hat mit seinem Terror kein neues System geschaffen, sondern nur alte russische, bewährte Methoden gegen die bisherigen Machthaber angewendet, um seine Ideale durchzusetzen! Er führte Krieg! Daran muß erinnert werden, wenn man Lenin näher kommen will.

Was aber Lenin von seinen jüngsten Vorbildern im Terror unterscheidet, ist, daß mit ihm wieder ein mächtiger, zielbewußter Wille ins Land zieht, getragen von der Überzeugung, den Traum und das Schicksal eines ganzen Lebens Wirklichkeit werden zu sehen, ein Wille, der nicht nur alles zugleich mit den brutalsten und den feinsten Mitteln moderner Propaganda niederbricht, was sich ihm ent-

gegenstellt, sondern auch alles das, was nach seiner kühlen Berechnung imstande wäre, ihm später einmal unbequem zu werden. Das kann er naturgemäß nicht durch eine nervenschwache, überdies ausgehungerte Intelligenz ausführen lassen; dazu braucht er robustere Naturen. Skrupellos läßt er die niedrigsten Instinkte der Kanaille, den Achéron gegen die mutmaßlichen Feinde hegen. Inmitten des sich von 1918 bis 1921 verbreitenden Schreckens hat Lenin Ruhe, die Organisation eines sozialistischen Sowjetstaates aufzubauen, wie er seinerzeit scheinbar unbekümmert um die Weltvorgänge seine Parteiorganisation zu einer Macht ausbaute. Seine Hauptschwäche, die zugleich seine größte Stärke ausmacht, ist die rücksichtslose Unterordnung der Wirtschaft unter die Politik.

Man mag Lenin wegen seines Auftretens in Rußland hassen, man mag ihn als den Verantwortlichen für alles, was seit 1918 in Rußland an Untaten geschehen ist, fürchten und ihm den Platz in der kultivierten Gesellschaft verweigern. Abgetan ist Lenin damit nicht! Den Hintergrund für eine Beurteilung Lenins zu finden, ohne alle Bürgermoral über Bord zu werfen, ist im gegenwärtigen Augenblick fast unmöglich. Nennen ihn die Russen den Antichrist, so beugen sie sich unbewußt vor einer überragenden Kraft. Wir wollen uns an die Tatsachen halten, wie sie vor uns stehen!

Die beste Begründung für Lenins Handlungen als Mensch hat einer seiner grimmigsten Feinde, der Kosakengeneral P. N. Krasnow gegeben, wenn er in seinem großen Roman „Vom Doppeladler zur Roten Fahne, 1894 bis 1921“ Lenin als zwölfjährigen Burschen (historisch übrigens unrichtig) an der Seite seiner Mutter zum Besuch des wegen Beteiligung am Zarenmord zum Tode verurteilten Bruders im Gefängnis auftreten läßt. Der Verurteilte kann sein Leben erhalten, wenn er Reue über seine Tat bekundet. Die verzweifelte Mutter bittet und fleht den Sohn, sich zu fügen. Sie liegt vor ihm auf den Knien. Der Sohn bleibt fest und sein kleiner Bruder hört mit Entsetzen die wahren Gründe für sein Handeln. Der junge Lenin erfährt, worunter das russische Volk leidet. Durch ihn erfährt es seine ganze Generation. Lenin ist ein Produkt seiner Zeit, ein Erzeugnis des russischen Lebens, das unter der gleichzeitigen geistigen Erziehung durch die Minister Tolstoj und Pobjedonostjew und durch die Dichter Dostojewski und Leo Tolstoj stand. In Krasnows Roman versinnbildlicht Lenin die Konzentration des Hasses von Millionen, -- Russen, Juden, Polen und anderen -- die eine Politik des behördlichen Zwanges, in Verbindung mit dem wirtschaftlichen Egoismus einiger Mächtiger, in Jahrzehnten angesammelt hat. Wie weit eldere Motive Lenins Handlungen bestimmen, das zu untersuchen, mag späteren Historikern vorbehalten bleiben. Ich wage auch keinen Vergleich mit solchen Persönlichkeiten aus der Vergangenheit, die, obwohl sie das Blut der von ihnen geführten Völker in Strömen vergossen haben, heute von aller Welt als die Wohltäter ihrer Völker gefeiert werden. Für die Durchführung unserer Charakteristik ist die Feststellung wichtig, ob Lenin bisher folgerichtig aus der Welt seiner alten Ideale und Gedanken heraus gehandelt hat und handelt -- oder nicht. Da erleben wir nun seine scheinbare Abkehr vom Marxismus, die in der Anerkennung des bäuerlichen Individualbesitzes und in der Zulassung des freien Handels neuerdings zum Ausbruch kommt. Und mit ihr beginnt die gewaltige Prüfung für Lenin als Staatsmann. Hier liegt der Wendepunkt im Leben Lenins vom revolutionären Theoretiker und Parteisanatiker zum vorurteilslosen, praktischen Staatsmann. Es sind wohl in erster Linie rein wirtschaftliche Notwendigkeiten, die er noch zur Zeit des Werdens seiner Partei so energisch als zerplitternd hinter die politische zürückschob, wenn Lenin sich zur Revision seines Programms gezwungen sah. In der Art, wie er die „strategische Divergenz“ vornahm, mit welcher kraftvollen Selbstverständlichkeit, Verstandeskühle und welchem diplomatischen Geschick bei der Behandlung seiner Parteigenossen, ist Lenin sich treu geblieben.

V.

Für uns Zeitgenossen Lenins ist die Beantwortung der Frage, ob der neue Regent Rußlands seine „strategische Diverſion“ noch so rechtzeitig eingeleitet hat, daß er sich trotz der bisher augenscheinlichen Zurückdrängung der wirtschaftlichen Notwendigkeiten hinter die politischen und damit auch hinter die militärischen, wird überhaupt halten können, eine Frage der praktischen Politik, keine Frage der Moral. Sie ist wohl erschöpfend nur zu beantworten nach Einfeldnahme in den Zustand der Wirtschaft des Landes an Ort und Stelle, unter Heranziehung der moralischen Wirkungen, die, sowohl von den neuen Organen des Staates, wie von den nationalen und sozialen Kräften des Volkes ausgehend, sich in den Volkstimmungen bemerkbar machen.

Für die Beurteilung Lenins ist ausschlaggebend, wie er 1917 bei seinem Erscheinen in St. Petersburg diesem Fragenkomplex gegenüber getreten ist. Der sachlichste Bericht hierüber findet sich, soweit ich sehe, bei G. G. Schwittau, „Die Revolution und die Volkswirtschaft in Rußland 1917—1921“ (sowjet-russisch). Jedenfalls treten in dieser Darstellung die schon festgestellten Züge in Lenins Charakter wieder voll in den Vordergrund: Nüchternheit, klares Erfassen der wirklichen Lage, rücksichtslose Ausnutzung aller vorhandenen Tatsachen, deren wichtigste für seine Entscheidungen die ist, daß die Klassenunterschiede, deren Beseitigung das Endziel seiner Partei ist, „nicht auf einmal beseitigt werden können.“ (S. 33.) Damit findet er sich ab, weil er klar sieht und offen zugibt, daß seine Partei „in der Masse der Bevölkerung keinen Rückhalt hat“, somit auf die eigene Tüchtigkeit angewiesen ist. Um so strenger wird neuerdings die Auslese gehandhabt, nach der der Eintritt in die Partei erfolgen kann. Lenin findet, zur Macht gelangt, im Grunde dieselben Lebensbedingungen für seine Partei vor, die er seit 1897 kennt. Darum hält er neben der Diktatur des Proletariats die „Demokratie“ hoch und erhebt folgende drei Elemente zum Ausgangspunkt und Fundament der neu-russischen Staatsorganisation: die kommunistische Partei-Ideologie und damit die 1917 zum Gesetz erhobene Rechtlosigkeit aller Nichtproletarier als geistige Führerin, die Räte als ausführende Organe — gemilderte Diktatur — und unabhängig davon die parteilosen, rein wirtschaftlich aufgezogenen professionellen Verbände und Kooperative als Kompromiß mit der Wirtschaft. (S. 31.) Die Räte und Verbände sind die Werkzeuge zur Durchführung des neuen kommunistischen Staatsideals, und als solche sind sie dem Material angepaßt, das sie zu bearbeiten haben. Hier betritt Lenin durchaus bewußt, wie früher den Weg zum Kompromiß, der in Sachen des Parteiprogramms schroff zurückgewiesen wird. Ob sie den praktischen Anforderungen genügen auch unter dem Druck der wirtschaftlichen Not und unter dem Ansturm einer ganzen Welt von Feinden, das dürfte sich — darin stimme ich den Emigranten durchaus bei — in ein bis zwei Jahren schon gezeigt haben. Wenn aber ein unbeugsamer Wille allein genügte, den als richtig erkannten Staatstheorien zum Siege zu verhelfen, müßte Lenin Sieger bleiben.

In mancher Hinsicht sind unzweifelhaft positive Leistungen zu erkennen; man muß nur die Scheu überwinden, auch wirklich hinzusehen. Lenin hat, wie wir zeigten, solange er den Kampf gegen den alten Staat führte, seine politischen Bundesgenossen überall dort gesucht, wo der Staat drückte: bei der Selbstverwaltung der Gjesstwo, bei den Nationalitäten, bei den verfolgten Glaubensbekenntnissen. Sind nun Versuche gemacht worden, die alten Kampfgenossen vom Joch, das sie drückte, zu befreien?

Zweifelloß! Wenn man davon absieht, daß auf allen russischen Staatsangehörigen die Diktatur des Proletariats und die Zwangswirtschaft lastet, die beide tatsächlich von Lenin abgebaut werden, und daß die Tscheka immer als ultima ratio bereit gehalten werden dürfte, um jeden Augenblick den Terror

wirken zu lassen, wo die Sowjetautorität nicht ausreicht — sie ist nur in ihren politischen Befugnissen eingeschränkt — dann muß man anerkennen, daß wichtige und energische Schritte zur Beseitigung des früheren Behördendrucks versucht worden sind. So findet z. B. eine Neugruppierung der zentralen Gouvernements statt, die der wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung der einzelnen Gegenden mehr als bisher entspricht, — natürlich unter besonderer Bevorzugung der Fabrikarbeiter! Unter anderem ist das Zentrum der russischen Leinenweberei Iwanowo-Boznessenf Gouvernementshauptstadt geworden, während es bisher mit seinen hunderttausenden Bewohnern als Kreisstadt verwaltet wurde, was besagt, daß es, ebenso wie noch 1914 die Industriestadt Loda, wegen jeder Ausgabe von über 300 Rubeln in Petersburg beim Ministerium des Innern anfragen mußte. — Die Nationalitäten haben ein eigenes Kommissariat (Ministerium) erhalten, in dem die nationalen Kulturfragen von Angehörigen der einzelnen Nationalitäten verwaltet werden, ein Versuch, der bei der Größe Rußlands und der Zahl der Nationalitäten einmal wertvolles Material liefern dürfte für eine analoge Ordnung der Nationalitätenfragen in den kommenden Vereinigten Staaten von Europa!

In den Glaubensangelegenheiten liegt ein Zeugnis vor, das wegen seines Ursprungs festgehalten werden muß: es wurde eingangs von dem Bericht des Metropolitens Antoni, des Monarchisten in Berlin, an seinen Amtsbruder Tichon in Moskau, gesprochen. Dieser Oberhirte der russischen Kirche soll nach einem in Berlin umlaufenden Gerücht, auf den Bericht geantwortet haben: unsere Kirchenregel schreibt dem Hirten vor, bei der Herde zu bleiben; Du bist im Auslande am falschen Platze, wandelst darum auf falschen Wegen! Begib Dich nach Sijew, dort wirst Du erkennen, was Du zu tun hast.

Die russische Kirche und mit ihr die Geistlichkeit ist als Seelsorgerin des Volkes unter den Romanows seit dem Grausamen Iwan ihres Lebens nie recht froh geworden. Iwan der Vierte malträtierte die Priester, wie er die Bojaren geschunden hat. Mit Peter dem Großen und der staatsklugen Katharina gerät die Moskauer Kirche soweit in Abhängigkeit von der weltlichen Staatsgewalt in St. Petersburg, daß schließlich der geistesstarke und unbeugsame Vertreter des Staatsgedankens, der Jurist Bobjedonostzew sie zu einem Hebel, einem Mädchen in der gewaltigen Maschine der russischen Bürokratie herabzudrücken vermochte. Der alte, aus dem Westen übernommene rationalistische Staatsgedanke schob sich zwischen Kirche und Volk, nutzte die Priester nicht als nationale Kulturfaktoren, sondern erniedrigte sie zu Polizeiorganen der inneren Verwaltung. Nirgends in der Welt gab es wohl eine Feindschaft gegen die offizielle Kirche, nirgends eine Verachtung des Priesterstandes durch die an sich religiös gesinnten Massen, die größer gewesen wäre wie im Rußland Nikolaus des Zweiten. Nur der Geistliche in der Armee war den Soldaten im Felde das, was der Priester den dunklen Massen des Volkes im Lande hätte sein sollen: der Hirte.

Die Bolschewisten haben die Priester nicht angerührt! Die Zahl der 1918 und 1919 umgelommenen Geistlichen ist verschwindend gering. Warum sollte man sie auch belästigen? sie hatten ja gar keine politische Bedeutung! Die im Lande verbliebene Geistlichkeit, erst entsetzt über den Zusammenbruch des Staates und die grauenvolle Beseitigung des Zaren, fühlte bald nach dem Verschwinden der alten im Namen des Zaren regierenden Bürokratie das Verschwinden der Scheidewand, die sie vom Volke trennte. Zwar steht an vielen Ecken russischer Städte der böse Satz grell gemalt: Religion ist Opium fürs Volk! aber niemand hindert das Volk zu beten, niemand die Priester Andachten zu halten. Und Volk und Priester haben den Weg zueinander gefunden. Die Geistlichkeit kann endlich wieder ihre große nationale Kulturmission am Volke aufnehmen. Das wäre nach Angaben russischer Emigranten der Sinn des Schreibens, das der Moskauer Metropolit Tichon an den geächteten Amtsbruder Antoni in Berlin gerichtet hat.

Was Lenin wirklich ist, muß er, so viel Tatsachen er auch zur Beurteilung seines Wesens geschaffen hat, für die weite Öffentlichkeit erst beweisen. In unserer materiell gerichteten Zeit kann er sich auch als Staatsmann durchsetzen, wie er sich als Parteiorganisator durchsetzte, wenn es ihm gelingt, Rußland und die Sowjetregierung durch die schwere wirtschaftliche und finanzielle Krise zu führen, die die Situation beherrscht. Gelänge es selbst unter den größten Menschenopfern in den ein bis zwei Jahren, die ihm vielleicht als Frist gesetzt sind, so wird das nachgeliebene Volk mit Einschluß von Lenins heutigen Feinden bald all' das Leid vergessen haben, was er ihnen seit vier Jahren zufügt. — Was bisher geleistet wurde, zeigt Lenin als einen Charakter von seltener Stärke und Geradlinigkeit und als einen Organisator allerersten Ranges. Dieser Mann wird auch in der auswärtigen Politik die Wege ohne Strupel und Zweifel gehen, die ihm geeignet erscheinen, seinen kommunistischen Idealen zum endlichen Siege zu verhelfen. Die Verhältnisse in Europa kommen ihm zweifellos entgegen: selbst Frankreich muß mit dem Rußland Lenins rechnen. Aller Völker Not zwingt ihre Leiter bei den stärksten Kräften Anlehnung zu suchen! Ob Lenin, trotz der wirtschaftlichen und seelischen Not, die seine Maßnahmen über das russische Volk gebracht haben, doch Leistungen vollbracht hat, die vor dem Urteile der Geschichte bestehen können, auch wenn seine letzte Stunde bald geschlagen haben sollte, ist nicht eine Frage, die seine Zeitgenossen zu entscheiden vermögen. Der spätere Historiker wird jedenfalls bei der Prüfung dieser Frage untersuchen müssen, wie es in den Kreisen des alten Rußland aussah, die Lenin beiseite gestoßen und niedergeschlagen hat. Der schon erwähnte Roman des Generals Krassnow, die Memoiren des Grafen Witte, die demnächst von Professor Otto Hoepfich in deutscher Sprache herausgegeben werden, und der offene Brief des Monarchisten N. A. Pawlow an Lenin geben darüber manchen erschütternden Aufschluß. Den Schlüssel für die Beurteilung Lenins gibt die russische Gesellschaft unter der Regierung Nikolaus des Zweiten, deren Geißel Lenin geworden ist.

Die Menschheit als Herde

Aus dem Roman „Markmannshof“ von Herm. Schöler

Sie wollen ganz andere Menschen machen, als unser Herrgott sie gemacht hat. Indem Sie den bisher treubewährten Kulturpionier, den Unternehmer, in einen bloßen Gehaltsempfänger verwandeln, wollen Sie seinen aristokratischen Geltungswillen, eine für das Ganze furchtbare Kraft zu einer Produktionskraft von Gemeineigentum machen, das andere verwalten, das seinem urzeugenden Willen entzogen sein soll. Dabei verkennen Sie nicht nur die Menschennatur dieser außerlesenen Wenigen, sondern auch die der hinter ihnen zurückstehenden Vielen. Jeder Mensch trägt ein Hauptbuch mit Soll und Haben in sich, Sie lassen für die Wenigen nur das Soll, den Vielen geben Sie das Haben, das Resultat ist die Demoralisierung aller! Sie, der Sie glauben, den Menschen in einer neuen Sittlichkeitsidee aufgehen lassen zu können, einer Idee, die nur den Kosmos, die soziale Gesamtheit, den Gemeinwillen kennt, proklamieren in Wirklichkeit den kraftesten Egoismus, ein rohes Genußprinzip, das alle verschlingt und verschlingen muß!

Aus einer Zuschrift zum „Lenin“-Artikel des Grenzboten

Geographische Entnationalisierung

Von einem Südtiroler

Im Sommer des Jahres 1920 wandte sich der Präsident des italienischen Touring Club, Bertarelli, mit einer Broschüre an die Öffentlichkeit Italiens und rief den gesunden Menschenverstand gegen eine Maßnahme zu Hilfe, die nicht nur wie eine schreiende Anpreisung der Unklugheit ausschaute, sondern auch die wirtschaftlichen Interessen des Staates schwer schädigen konnte. Es handelte sich um die gewaltsame Abschaffung der gesamten deutschen geographischen Bezeichnungen in Deutsch-Südtirol, um die durch einen Federstrich beabsichtigte Auslöschung einer viele Jahrhunderte, ja bis zu einem Jahrtausend alte Vergangenheit, um die Ersetzung aller deutschen bodenständigen Namen durch italienische. Jede Stadt, jedes Dorf, jeder Weiler, jedes Gehöft, jeder Berg, Hügel, Fluß, Bach usw. usw. sollte mit einmal seinen guten Namen verlieren und ihn durch einen andern ersetzt erhalten, der hier wie ein Hohn, dort wie eine Dummheit, an dritter Stelle wie ein schlechter Scherz klang. Der Vater dieses Gedankens, der ein Verbrechen an der Kultur gleichwie an der Geschichte darstellt, war und ist ein chauvinistischer Stubengelehrter — die gefährlichste Spezies politisierender Unmenschen — der sich schon während des Krieges in dieser Richtung betätigt hatte und schon im Jahre 1916 ein Heftchen voll der tollsten Einfälle niederschrieb, die sich dem kritischen Leser als Neubenennungen der deutschen geographischen Namen darstellen. Damals, im Jahre 1916, haben wir die Sache nicht sehr tragisch genommen. Wer hätte damals, nach dem siegreichen Vorstoß über die Hochfläche von Asiago, daran gedacht, daß ein solcher Unfinn jemals irgend eine Bedeutung oder gar Wirklichkeitswert haben sollte. Man lachte darüber, gerade so wie die Possenreißerei einiger österreichischer Schriftgelehrten, die im italienischen Landesteil aus einem Gardasee einen Gartensee, aus Riva Reif, aus Borgo Gurgen, aus Caldonazzo Kalnetsch usw. fabrizierten und tatsächlich einige mühsige Ehren in der obersten Heeresleitung fanden, die mit solcherart verdeutschten Karten Führung und Truppe vollkommen durcheinander brachten. Immerhin hatten diese Herrn eins für sich: diese Orte haben in der Tat einmal alle so geheißsen und es war nur ein Ausgraben alter Folianten notwendig, um den Beweis dafür zu erbringen. Hätte es einen Fremdenverkehr gegeben und hätten nicht die italienischen Geschütze vom Monte Alissimo den Aufenthalt in Riva-Reif zu einem höchst fragwürdigen Genuß gemacht, so wäre man wohl bald darauf gekommen, daß niemand nach Reif, sondern jeder nach Riva wollte. Die höchst ungezeitgemäße Neuerung verschwand bald wieder.

Heute ist es etwas anderes. Der vorerwähnte Stubengelehrte, übrigens ein eifriges Vorstandsmitglied des Vereines „Dante Alighieri,“ namens Professor *Ettore Tolomei*, hat es verstanden, seit den Tagen der Okkupation Südtirols die Gemüter mit dieser Frage zu erhizen und aus ihr immer entschiedener ein politisches Lied zu formen. Es schien so, als hinge das Heil Italiens, die Sicherheit seiner Truppen und die Dauer seiner Herrschaft zwischen Brenner und Saturn davon ab, daß man den Deutschen möglichst bald ihre heimischen Ortsbezeichnungen nehme und ihnen sobald wie möglich quasi den Boden unter den Füßen wegziehe. Gelang es, so war nicht nur ein gewaltiger Schritt dem Ziele der Entnationalisierung näher getan, sondern es verwischte sich auch im befreundeten Auslande immer mehr der schlechte Eindruck, den es machte, wenn

man Merane und Bozen „in Italien“ las. Tolomei wandte sich zunächst an die Militärbehörde um Hilfe, erhielt sie aber bei diesen nicht, offenbar weil sie sich daran erinnerten, welche Erfahrungen ihre österreichischen Kollegen in der gleichen Angelegenheit gemacht hatten. Was man in Italien auf geradem Wege nicht erreicht, das erlangt man leicht im Wege einer gut geleiteten Heze. Und die begann. Das berühmte Büchlein „Prontuario dei nomi locali dell' Alto Adige“ (Sammlung der Ortsbezeichnungen in Deutsch-Südtirol) erschien und wurde mit Fanfaregeschmetter in der nationalistischen Presse begrüßt. Der Sieg von Vittorio Veneto konnte erst vollkommen sein, wenn die deutschen Namen verschwunden waren. Bozen mußte Dolzani werden, Meran Merano, Brigen Bressanone, Storzing Vipiteno usw. usw. Bis zum Friedensvertrag von St. Germain wurde der Boden vorbereitet. Als das deutsche Gebiet bis zum Brenner dann endgültig gewonnen war, da ging die Heze erst recht los. Und doch hatte die Regierung ganz andere und viel heutendere Sorgen als diese Umtaufe; stellenweise wohl auch zuviel Angst vor der Lächerlichkeit. Doch Tolomei ließ nicht nach und mobilisierte weiter; als gar die Deutschen sich entschieden gegen den ganzen Unfug wehrten und erklärten, daß sie sich den Boden eben nicht unter den Füßen wegziehen lassen, solange sie darauf stehen, da wurde aus der ganzen Sache eine Haupt- und Staatsaktion: Das Interesse des Staates erlangte die Lösung der Frage im Sinne des Geistes von Vittorio Veneto! Da wurde eine Kommission eingesetzt, um sich eingehend mit dem Gegenstande zu befassen. Und in dieser Kommission saß neben einem Vertreter der Deutschen, den man mundtot machte, auch Präsident Bertarelli vom Touring Club, also einer Organisation, deren einziges und oberstes Interesse darin besteht, möglichst viel Fremde nach Italien zu ziehen und durch den großen Verkehr dem Staate wie der Privatwirtschaft einen entsprechend hohen Gewinnsatz zu sichern. Bertarelli und mit ihm wohl auch andere erkannten nun klar, daß es ein Un Ding wäre, längst und gut eingeführte Namen von Fremdenverkehrsplätzen auszumerzen und an ihrer Stelle phantastische Neuerfindungen zu setzen, die weder im Inlande in absehbarer Zeit Geläufigkeit erlangen, noch auch im Auslande Anklang finden können. Daher wandte er sich als Präsident eines Klubs, dem eine gewisse Erfahrung auf dem Gebiete des Fremdenverkehrs und der Reklame eigen ist, gegen derartige Mäßen, von denen er außerdem behauptete, daß sie nur politischen Schaden stiften können, weil sie den schärfsten Widerstand der betroffenen deutschen Bevölkerung hervorrufen müssen. Als Dank für seine ruhigen Ansichten, die, wie man aus der Einleitung des Heftchens sieht, von einem Vollblutitaliener und von keinem Vertreter des Verzichtprinzips geschrieben sind, wurde Bertarelli von der nationalistischen Presse in Acht und Bann erklärt. Tolomei zog noch immer an den verschiedenen Schnürchen, und die Heze setzte prompt ein. Schließlich nahm die oberste Instanz in dieser Frage, die geographische Gesellschaft in Rom, deren Mitglied und Referent Tolomei ist, den von diesem vorgetragenen Vorschlag an, alle Orte Deutsch-Südtirols mit italienischen Namen zu beschenken, diese neuen, aus dem Dunste phantasiervollen Chauvinismus geborenen, als amtliche Ortsbezeichnungen einzuführen und die alten, offenbar zu sehr verbrauchten, deutschen Namen, nur an zweiter Stelle vorläufig noch in Geltung zu belassen.

Welche Folgen dieser Unjinn im gewöhnlichen Leben des Alltags hat, kann man sich vorstellen. Rein einziger Fragesteller, der die ortsansässige Bevölkerung nach dem neuen Namen fragen würde, könnte eine Antwort erhalten, und stände er selbst in dem Orte, nach dem er fragt. Man stelle sich nur vor, ein Reisender frage im Bezirke Schlanders (Wintschgau) nach dem Orte Montefontana. Rein Mensch kann ihm Auskunft geben, denn wenn der Gefragte selbst italienisch versteht, dann übersezt er und erhält aus der Übersetzung das Wort „Duellberg“ (Fontana=Quelle, Monteberg). Der damit gemeinte Ort heißt aber Tannberg! Wie reimt sich das mit der Gelehrsamkeit und der Logik?

Genau so schlecht sieht es mit einer eventuellen Reklame für die Südtiroler Weine aus, die seit urdenklichen Zeiten ihre bestimmten Marken haben und nach diesen gekauft werden. Wem wäre es früher eingefallen, den bekannten, *Vino santo* anders als unter diesem Namen zu verlangen? Gab es einen einzigen vernünftigen Menschen, der einen „heiligen Wein“ verlangte? Und jetzt soll der Südtiroler deutsche Weinhändler und Weinbauer keinen „Terminer“ mehr haben, sondern einen „vino di Termeno“ oder keinen „Kalterersee“, sondern einen „lago di Caldaro“ und keinen „Leitacher“, sondern einen „corte“!

Aber was kümmern sich manche Leute um die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, in die sie ein Land bringen. Der Jubel von ein paar Hundert kaum flügge gewordenen Jungen, die mit ihrer leider nur allzu beschränkten Einsicht die „Rettung des Vaterlandes“ und „die Erfüllung des Sieges“ betreiben wollen, tröstet Tolomei und Genossen über alle Vorwürfe einer überlegenden Vernunft oder deren Reste hinweg. Der Augenblick ist's, dem diese Menschen und viele ihresgleichen leben wollen und die dabei vergessen, daß die Zukunft Rechenschaft über alles verlangt, was in der Gegenwart geschieht. Und die Zukunft Italiens schaut nicht danach aus, als ob sie eine dauernde Feindschaft mit dem deutschen Volke vertragen würde. Den deutschen Südtirolern ihre deutschen Ortsnamen und Heimatbezeichnungen stehlen; heißt dem materiellen Gewinn von St. Germain eine Beute moralischen Raubes hinzufügen, heißt der gewalttätigen Wegnahme deutschen Bodens nun einen Diebstahl an dem garantierten deutschen Volkstum folgen lassen. Die Deutsch-Südtiroler wissen, was sie in dieser Frage zu tun haben. Sie brauchen dazu keine andere Unterstützung, als daß kein Deutscher, wer immer und wo immer er sei, an der Gewalt teilhabe, indem er in seinen Anschriften die aufgezwungenen Fremdnamen verwendet. Die Deutsch-Südtiroler dürfen mit Recht darauf Anspruch erheben, als vollwertige Deutsche genommen zu werden und ihre Heimatstätten so benannt zu sehen, wie sie selbst seit Jahrhunderten sie nennen.

Gründung einer südslawischen Goethegesellschaft

Vor kurzem ist in Neusatz (Batscha, Südslawien) von deutschen und serbischen Freunden und Verehrern „von Goethes Persönlichkeit und Bildung, Wissenschaft und Kunst“ eine Goethegesellschaft ins Leben gerufen worden. In dem Aufruf wird unter anderem ausgeführt: „Die heutige Gesellschaft gleicht einer durch einen ungeheuren Orkan aufgewühlten Meeresfläche. Eine feste Orientierung tut not, und zu dieser Orientierung kann auch der Goetheult verhelpen, die Versenkung in Goethes Lebens- und Arbeitsweise, die Verbreitung von Goethes Werken und Goethes Ideen. Überzeugt, daß die Pflege von Goethes umfassender Kulturkreise, das Streben nach Goethescher Vollendung und die Durchbringung mit Goetheschem Kulturgemissen jeder nach höherer Gesittung strebenden Gesellschaft förderlich, ja unerlässlich ist, haben wir uns zur Gründung einer südslawischen Goethegesellschaft zusammengeschlossen. Dieses Ziel wollen wir erreichen durch die Erfassung und Vertiefung von Goethes Beziehungen zum südslawischen Kulturkreise, durch die Herausgabe einer Goethebiographie und einer guten Gesamtausgabe von Goethes Werken im Original und in serbokroatischer Übersetzung, durch Veranstaltung von Vorträgen und dramatischen Aufführungen u. a.“ Erinnerung sei daran, daß Neusatz (früher in Südungarn) der Mittelpunkt der Kulturbestrebungen der zahlreichen und reichen Schwabensiedlungen ist.

Réflexions sur l'art de la guerre

Von Hauptmann a. D. Ritter*)

Unter diesem Titel ist vor einiger Zeit im Verlag von Henri-Charles Labaugelle in Paris ein Buch erschienen, das man wohl mit Recht als das Beachtenswerteste bezeichnen kann, was bisher die militärwissenschaftliche Literatur Frankreichs als Frucht der Erfahrungen aus dem Weltkriege gezeitigt hat. Als Verfasser zeichnet ein General X. Y., der, nach dem beigefügten Wappzettel, augenblicklich eine der höchsten Kommandostellen des französischen Heeres innehat. Ein bei dem gallischen Temperament äußerst seltenes Maß von Sachlichkeit, Vorurteilslosigkeit und Selbstkritik unterscheidet den Verfasser vorteilhaft von den tendenziösen und selbstgefälligen Elaboraten seiner Kollegen; mit solcher kühlen, nüchternen Beurteilung der Tatsachen verbindet er eine bemerkenswerte Fähigkeit zu logischem Denken und einen reichen Schatz persönlicher Kriegserfahrungen. Damit ist das Buch auch für uns von hohem Wert.

Der Inhalt entspricht nicht ganz dem sehr allgemein anmutenden Titel; statt der angekündigten, rein akademischen Betrachtungen über die Kriegskunst an sich bringt er in seinem Hauptteil eine Zusammenstellung der Lehren des vergangenen Weltkrieges für die Zukunft der französischen Seeresmacht und zwar zugeschnitten — das ist das Charakteristikum der ganzen Studie — auf den nächsten Krieg gegen Deutschland! Gegen das wehrlose, zerstückelte Deutschland! Wörtlich sagt der Verfasser (Seite 101): „Notre ennemi, malgré tous les traités, trouvera certainement le moyen de reconstituer sa puissance militaire.“ Hier haben wir die Grundlage des ganzen Buches (einen Beweis gefährlich nüchternen Denkens an sich). Und infolge seiner derzeitigen führenden Stellung im französischen Generalstab wird der Verfasser in der Lage sein, sie mit als richtunggebend für die heutige Politik Frankreichs durchzusetzen, eine Vermutung, die wir tagtäglich an den politischen Ereignissen bestätigt sehen.

Sehen wir von einigen einleitenden allgemeinen Betrachtungen über den Feldherrn, die etwas an die geistvolle Studie Graf Schlieffens über diese Materie erinnern, ab, übergehen wir die für den Fachmann, der sich mit der Studie befassen will, hochinteressantesten Ausführungen französischer Grundsätze über Befehlstechnik und Befehlsgliederung, so bleiben zwei Hauptteile übrig: die Organisation der militärischen, wirtschaftlichen und technischen Mobilmachung einerseits und die Grundsätze des französischen Generalstabes über Strategie und Taktik, wie sie der Weltkrieg ergab, andererseits. Letzterer Teil enthält dabei versteckt bereits die Grundlinien des Operationsplanes für den künftigen deutsch-französischen Krieg, enthält ferner bedeutungsvolle Hinweise auf psychologischem Gebiet und schließlich interessante Gedanken über die Rolle und Zukunft der Technik in der Kriegführung.

Der Betrachtung des ersten Hauptteils darf man ein Urteil des Generals X. Y. über französisches Organisationstalent (Seite 85) voranstellen: „Dans ces dernières années, chaque fois qu'il fut question d'organiser la production, de répartir les denrées alimentaires et les matières premières, de ravitailler les régions libérées, de reconstituer notre édifice industriel, n'avons nous pas senti notre incapacité à organiser une affaire d'ensemble?“ Und (Seite 15): „L'esprit d'organisation est contraire au génie de la race. Nous sommes, comme nos ancêtres du temps de César, légers et brouillons.“ Und dem

*) Dem Verfasser des seinerzeit großes Aufsehen erregenden ausgezeichneten Buches „Kritik des Weltkrieges“.

Volte, über das dieses fast resigniert anmutende Urteil abgegeben wird, stellt der Verfasser gleichzeitig wahre Herkulesaufgaben auf organisatorischem Gebiet, Aufgaben, die ohne verständnisvollste, geradezu von organisatorischem Instinkt getragene Arbeit aller nur ein papierenes Gebäude zeitigen können, das der erste rauhe Windstoß der Kriegswirklichkeit in ein unentwirrbares Durcheinander verwandeln muß. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, stehen die Vorschläge des Verfassers auf dem schwankenden Boden psychologischer Trugschlüsse; allein vom sachmännisch-akademischen Standpunkte aus, abstrahiert von der Frage praktischer Durchführbarkeit gerade in Frankreich, sind sie logische Ausflüsse der Kriegstatsachen, klare Erkenntnis dessen, worauf es ankommt, also interessant und belehrend.

Der Organisation der militärischen Mobilmachung legt General X. Y. eine sehr nüchterne Bewertung der eigenen Volkskraft zugrunde, wenn er im Vergleich mit der deutschen sagt (Seite 101): „Etant donnée la densité de sa (d. h. Deutschlands) population, nous ne pourrions lutter contre lui à effectifs égaux qu'en recourant largement à nos troupes noires.“ Und (Seite 104): „La France devra employer son armée métropolitaine toute entière à constituer sa couverture.“ Trotzdem General X. Y. um von der französischen Volkskraft nicht mehr fordern zu können glaubt, als die Bestellung einer weißen Armee, die in strategisch hinhaltenden Kämpfen (siehe weiter unten französischer Operationsplan) bis zum Eintreffen der schwarzen Hauptmacht als operative Vorhut (couverture) ausreicht, trotzdem hält er, um nur die Aufstellung dieser Streitmacht aus weißen Söhnen Frankreichs sicherzustellen, eine Heeresorganisation für nötig, die schon im Frieden jeden nur irgendwie für Kriegszwecke verwendbaren Volksgenossen erfasst und ihn fast zeitlebens in einer Art von Beurlaubtenverhältnis festhält. Welches Eingeständnis der schwindenden Volkskraft liegt in diesen Plänen! Wird es dem General X. Y. nicht beklommen ums Herz, wenn er die Geschichte des sterbenden römischen Kaiserreiches liest, dessen schlaffes Volk seine Grenzen auch nur noch von fremden Söldlingen schützen ließ, bis diese eines Tages mit einem Fußtritt den hohlen Bögen zu prasselndem Einsturz brachten?

Neben die rein militärischen Mobilmachungsvorbereitungen treten andere: ein „cabinet d'action patriotique“ (Seite 64) stellt eine riesenhafte Propagandazentrale, ein Laboratorium für die Volksstimmung dar, dessen Fäden schon im Frieden zu allen Behörden, der Presse, den Schulen, der Geistlichkeit, den Vereinen aller Art, kurz zu allen „cadres civils“, wie General X. Y. sie nennt, gespannt sind. Ebenso großartig ist die wirtschaftliche Mobilmachung gedacht. Beachtenswert ist in dieser Frage vor allem die Anregung, die materiellen Hilfsquellen der Kriegführung möglichst zu dezentralisieren. Wohl wird zugestanden, daß die wirtschaftliche Struktur eines Landes bis zu einem gewissen Grade an das geographische Vorkommen der Bodenschätze gebunden ist. Aber in den möglichen Grenzen soll der Staat mit allen Mitteln auf Gründung neuer Industriegebiete fern der zunächst bedrohten Grenzen hinwirken, eine Lehre, die auch für uns zutreffen dürfte (Ruhrgebiet).

Wir gelangen nunmehr zur Betrachtung des zweiten Teils der Studie: zu den taktischen und strategischen Folgerungen aus dem Weltkriege. Es empfiehlt sich, die Anschauungen voranzustellen, die General X. Y. über die beiden bestimmenden Größen des Produkts Taktik kundgibt: über Truppenpsychologie und Technik. Er trägt bei der Bewertung des ersteren Faktors dem Temperament seiner Landsleute weitgehend Rechnung, wenn er (Seite 42) als eigentliches taktisches Ziel die Zerstörung der gegnerischen Moral („crise d'ordre moral“) angibt: „les faits matériels se contentent de traduire un état d'âme“. Und bezeichnenderweise ist für ihn als Franzosen vom wankenden Vertrauen nur noch ein Schritt zur Panik (Seite 44): „l'imagination, jouant son rôle habituel, peuple alors les cerveaux de chimères.“ Diese beiden Bekenntnisse werfen ein

scharfes Schlaglicht auf die Bedingtheit der Disziplin des französischen Soldaten; sie ist jedenfalls nicht in dem Maße, wie beim deutschen Soldaten, die feste Stütze, die ihn durch alle Wechselfälle des Kriegsglücks hindurch aufrecht erhält. Der so gezeichnete französische Soldat hätte zum Beispiel schwerlich wie der deutsche ein solches Glanzstück der „Jugend, die sich selbst bezwungen“, vollbracht, wie es der geordnete Rückzug des deutschen Heeres im November 1918 nach Einsturz alles Bestehenden und aller Hoffnungen darstellt. Wäre doch die Marreschlacht 1914 ausgelämpft worden! General X. Y. geht noch weiter in seiner Offenheit. Die Disziplin des französischen Soldaten hat nach ihm nicht nur die Achillesferse der Keigung zur Panik, zum nervösen Kollaps, nein, sie ist auch abhängig von dem Urteil des Soldaten über die Zweckmäßigkeit der von ihm verlangten Leistungen. Damit steht sie eigentlich überhaupt in Frage; wo der unbedingten Macht des Befehls Bedingungen gestellt sind, wird er zwecklos. Jedenfalls klingt es für den deutschen Soldaten einfach unsäglich, wenn General X. Y. (Fußnote Seite 37) in aller Trockenheit verlangt, daß wichtigen Befehlen eine Art von Überredungs- verhandlungen vorauszugehen habe: „l'unité de pensée est peut-être la chose la plus difficile à réaliser. Il ne suffit pas, en effet, d'écrire dans un ordre: „L'idée de manoeuvre sera la suivante“ pour la faire comprendre et accepter par tous. Le Français est né indépendant. Les lisières et les suggestions lui sont intolérables, même celles qui sont les plus nécessaires. Quand on commande, il faut tenir compte du caractère de ses subordonnés; et c'est pourquoi, en France, tout au moins, il est nécessaire que le chef, ayant une opération importante à mener, commence par réunir ses sous-ordres, cause avec eux, les convertisse à ses idées, les leur fasse en quelque sorte trouver. Toutes sortes d'objections lui seront d'abord faites. Il les discutera. Son autorité morale aidant, peu à peu la lumière se fera, l'unité de pensée, base de l'unité d'action, s'établira et l'ordre ne fera que la consacrer.“ Für deutsche Soldatenbegriffe ist diese Anschauung schlechthin unverständlich. Allein, wenn sie für Frankreich tatsächlich zutreffen sollte, dann kann man allerdings einem Joffre die Bewunderung nicht verlagern, ein aus solchen Soldaten zusammengesetztes Heer im Sommer 1914 in der Hand behalten zu haben. Er konnte es wohl nur als feiner Kenner der Psyche des eigenen Volkes.

Die Behandlung der Kriegstechnik gibt General X. Y. Gelegenheit, sein klares Urteil über die Wirksamkeit der technischen Kampfmittel als von den moralischen Qualitäten abhängige Funktion zu beweisen. So ist die Bewertung der Überraschungswirkung neuer Kampfmittel (Seite 69) durchaus zutreffend. Das von ihm richtigerweise als beweiskräftigste Erscheinung gewählte Beispiel der Tankmassenverwendung im Sommer 1918 gibt aber gleichzeitig einen — wahrscheinlich unbeabsichtigten — Einblick in die französische Auffassung über den eigentlichen Träger des französischen Sieges (Seite 71): „lorsque le char Rénaud apparut, il emporta la victoire.“ Der französische Soldat also war nicht der Sieger! Kein Geringerer als General X. Y. hat ihm dies selbst bescheinigt. Und wohl ebenso ungewollt klingt es wie eine ernste Mahnung an Deutschlands kleines Heer (Seite 72): „C'est pourquoi une nation doit développer sans arrêt son armement et ses inventions. Elle doit le faire avec d'autant plus d'ardeur que son armée est plus petite, de façon à compenser dans une certaine mesure la faiblesse de ses effectifs.“

Neben diesen mehr allgemeinen Betrachtungen über die Abhängigkeiten und Bedingtheiten der Kriegstechnik von anderen Faktoren interessieren am meisten die Urteile über die Luftwaffe, die General X. Y. fast als wichtigste Waffe bezeichnet, ohne indessen in den Irrtum zu verfallen, sie habe andere Waffen deshalb völlig auf (Seite 78). Die Wirksamkeit der Luftwaffe erscheint ihm — und er dürfte Recht damit haben — gegründet auf die engen Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen Heimat und Heer im modernen Kriege. Während früher

(Seite 91) ein Heer auch nach völliger Verdrängung vom Heimatboden kampffähig bleiben konnte, haben die heutigen technischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse der Massenheere sie in enge Abhängigkeit von der Heimat gebracht. Wer diese trifft, trifft das Heer, ehe ein Schuß auf es selbst gefallen ist: „et donc l'assaillant parvient grâce à un stratagème quelconque, à atteindre la nation avant d'avoir détruit l'armée proprement dite, il portera de ce fait un préjudice très grave à cette dernière et la mettra en état d'infériorité marquée.“ In diesem engen Verwachsensein wurzelt die Grundlage für die Bedeutung von Luftangriffen auf das feindliche Heimatgebiet als moralische und materielle Kraftquelle des Feldheeres: „c'est la nation entière qu'il faut désorganiser“ (Seite 94). Andererseits birgt gerade die Eigenart der Luftwaffe, die wohl ein Angriffsmittel von hoher Wirksamkeit und Reichweite, aber eine um so schlechtere Abwehrwaffe darstellt, für Frankreichs Wehrhaftigkeit eine schwere Gefahr. Wir erinnern uns, daß General A. J. selbst die *armée noire* als das Gros des französischen Heeres bezeichnete. Und dieses Gros befindet sich zu Anfang eines Krieges in Gebietsteilen, die vom Operationsgebiet durch das Meer getrennt sind. Die Mobilmachung ist also charakterisiert durch lange Transportwege zum Aufmarschgebiet. Sie sind das gegebene Ziel feindlicher Bombengeschwader, die damit die ersten Anfänge der Demobilmachung stören können. Die Erdabwehr ist unzureichend, das haben die Erfahrungen des Weltkrieges gezeigt (Seite 112). Nur eine überlegene Luftflotte kann diese Achillesferse schützen. Frankreich muß in der Luft die gleiche Nachstellung sich sichern, die England zur See besitzt (Seite 100). Diese Forderung trägt allerdings — General A. J. läßt es durchblicken — Konfliktstoff in die „entente cordiale“. Mit der Entwicklung der Luftwaffe sank die Bedeutung der „hölzernen Mauern Altenglands“ um 50 Prozent (Seite 109): „ainsi la situation insulaire de nos voisins, qui les favorisait si fort tant que la conquête de l'air n'était pas réalisée, ne constitue plus pour eux aujourd'hui une garantie contre les attaques ennemies. Le développement aérien, en les rendant vulnérables dans leur île, va finalement à l'encontre de leur suprématie mondiale.“ Man wittert daher erklärlicherweise bereits in Frankreich englischen Widerstand gegen die französischen Machtpläne in der Luft und betont vorbeugend die Übereinstimmung des defensiven Charakters französischer Luftpolitik und britischer Seepolitik (Seite 99). Ja, man wagt bereits starke Worte von Gleichberechtigung (Seite 99/100): „puisque l'Angleterre est maîtresse des mers et que nous ne lui contestons pas cette royauté, c'est par les airs qu'il nous appartient de chercher la liaison nécessaire. De même que nous partageons avec cette puissance les richesses coloniales du monde, de même nous partagerons les lignes des communications. A l'une appartiendra la maîtrise de la mer, à l'autre celle des airs, et cela uniquement pour la défense de leurs intégrités nationales.“ Man darf gespannt sein, ob England auf seine bisherige Hauptstärke, die Unverwundbarkeit seines Inselreichs, zugunsten Frankreichs, mit dem es von Tag zu Tag in schärfere politische Gegensätzlichkeit gerät, gutwillig verzichten wird. Für uns Deutsche aber bedarf es nach diesen Ausführungen keiner Erklärung mehr für die Knebelung unserer Luftfahrt und -industrie.

Im ursächlichen Zusammenhang mit diesen Beurteilungen steht der Operationsplan Frankreichs für einen künftigen Krieg gegen Deutschland. Die „*armée métropolitaine*“ kann, wie schon erwähnt, nur die Aufgabe der „*troupes de couverture*“ erfüllen, der strategischen Vorhuten. Sie muß um Zeitgewinn kämpfen, bis das Gros, das heißt die „*armée noire*“ eingreifbereit ist. Darüber müssen einige Wochen vergehen. Der Kampf um Zeitgewinn im strategischen Sinn bedeutet nach General A. J. Widerstand in besetzten Zonen, verbunden mit sprunghaftem Zurückweichen von Zone zu Zone. Nun kann man diese Rückzugsoperation nicht gut an der eigenen Landesgrenze einleiten; man gibt von Anfang an wertvolle Rüstungsquellen aus der Hand (Beden von Brich), man schädigt die Zuversicht von Heer und Volk. Deshalb braucht Frankreich für den

Augenblick des Operationsplanes ein strategisches Vorfeld auf feindlichem Boden (Seite 103). Auf ihm kann seine weiße Armee den hinhaltenden Kampf in schrittweisem Zurückweichen vor der großen Übermacht führen, bis die schwarzen Scharen herbeigeilt sind, um den Schild über „la belle France“ zu halten. Es lohnt sich auch hier, den Wortlaut zu hören (Seite 104/105): „les clauses du traité de Versailles qui interdisent aux Allemands l'occupation militaire des pays rhénans et créent à notre profit, sur la rive droite du Rhin, une zone neutre, nous permettent heureusement, avec la grosse masse de nos troupes métropolitaines, unies aux forces belges, l'offensive stratégique préconisée toute à l'heure. Nous gagnerrons ainsi l'espace nécessaire à la manoeuvre en retraite qui nous est interdite sur le territoire national. En dernière analyse seulement, nous viendrons défendre notre frontière; à ce moment-là notre armée aura déjà reçu des renforts et le problème se présentera sous un jour tout différent.“ Und wenn wir nach diesen Ausführungen noch fragen, wann wohl die Befreiung des linksrheinischen Deutschland ein Ende haben wird, so lesen wir noch die Fußnote 1 auf Seite 105: „toute notre organisation militaire du temps de paix doit être fait dans ce but.“ Und bis auf weiteres bestimmt Marschall Foch die Politik Frankreichs in allen Fragen, in die der Ruf nach Sicherung Frankreichs vor der deutschen Revanche geworfen werden kann.

Es bleibt nunmehr noch die hochinteressante Prüfung der allgemeinen taktischen und strategischen Grundsätze, die nach General K. J. der französische Generalstab als Frucht der Kriegserfahrungen gewonnen hat. Man kann im zusammenfassenden Überblick über das von General K. J. hierüber Gesagte feststellen, daß sowohl in der französischen Taktik wie Strategie die früheren Grundsätze beibehalten worden sind. „On s'engage partout et on voit“ — dieses Napoleonswort enthebt heute noch den französischen Generalstab der ihm sichtlich unangenehmen Zwangslage, einen operativen Entschluß auf unsicherer Grundlage fassen zu müssen, zu sagen: „so will ich's machen!“ Er zieht es vor, den Entschluß erst zu fassen, wenn er die Maßnahmen des Gegners übersehen kann, resigniert also nach wie vor auf das stolzeste Recht des Heerführers, das Gesetz des Handelns diktieren zu dürfen. Er fürchtet zu sehr die Überraschung, der Gegner könnte bei Beginn des Spieles anders handeln, als er angenommen hat, und erblickt offenbar in dieser Möglichkeit widerspruchslös den Todesstoß für seine eigene Operationenanlage. Läßt doch General K. J. den — reichlich nervösen — Führer vor dieser großen Unbekannten folgende Ängste ausstehen: „attaqué ou même menacé sur plusieurs points, son esprit travaillera, hésitera, grossira les dangers présents ou futurs. La peur viendra probablement exercer sur lui son influence néfaste bien avant l'heure, où les moyens matériels lui manqueront.“ (Seite 123) So ist es erklärlich, daß der Ungelährtheit gegenüber der französische Generalstab das vorläufige defensive Abwarten vorzieht; eine offensive Einleitung, die es wagt, das Gesetz der Entwicklung an sich zu reißen, ist nach General K. J. nur gestattet, wenn man sehr sichere Unterlagen für den Erfolg hat. Und die kann man schließlich erst im Laufe eines Krieges erlangen. So tabelt General K. J. denn auch die Fassung des französischen Reglements der Vorkriegszeit (Seite 155), wonach die Offensive für die Masse der Streitkräfte geboten sei; er sagt: „il faut que l'offensive ne soit jamais déclanché qu'à bon escient, sinon on se fait détruire, comme nos adversaires en 1918.“ Gerade dieser Schlusssatz läßt herausfühlen, daß der Umstand, daß Foch nun gerade im Sommer 1918 bei solchem operativen Verlauf Erfolg hatte, den Schematismus in Frankreich erheblich gesteigert hat, unter der entchieden zu weit gehenden Auslegung, als wäre dieses fühle Abwarten Fochs bis zum richtigen Zeitpunkt für den „retour offensif“ stets in freier Beherrschung der Lage selbst gewählt, statt tatsächlich durch die Initiative des Gegners aufgenötigt gewesen. So ist es denn auch in der französischen Strategie beim alten geblieben: troupes de couverture, dahinter groupe de manoeuvre. Man hat offenbar aus den Erfahrungen

des Sommers 1914 nicht entnommen, wie groß die Gefahr ist, daß das ganze gekünstelte Gebäude zusammenbricht, wenn zum Beispiel die troupes de couverture keine für die Einleitung der eigenen Operation ausreichende Zeit erkämpfen können. Ihre Aufgabe ist doch tatsächlich sehr schwierig, sie ist nichts Halbes und nichts Ganzes, wenigstens nach deutschen Begriffen (Seite 157): „elle ne craint que deux choses: s'engager au fond ou ne pas s'engager du tout.“ Wie leicht kann ein entschlossener Stoß des Angreifers den schönen Plan zum Einsturz bringen. Die theoretisierende Gekünsteltheit dieser Methode erinnert lebhaft an gewisse deutsche taktische Künsteleien über Führung des Kampfes in einer Vorfeldzone usw.; auch hier hat die Praxis die Empfindlichkeit solcher Kampfmethoden gegen die unvorhergesehenen Wechselfälle der Gefechtsentwicklung häufig erwiesen. Wenn General K. J. (Seite 170) sagt: „la victoire échoit à celui qui sait conserver à l'heure décisive la supériorité des réserves“, so ist dazu zu bemerken, daß Reserven auch zu spät kommen können. Und sie kommen wohl in der Mehrzahl der Fälle zu spät, wenn man ihren Einsatz von der Erkenntnis der feindlichen Maßnahmen abhängig macht, statt sie zur Bildung eines nicht zur Parade, sondern zum Stoß gewählten Schwerpunktes zu verwenden. Das ganze französische System der Strategie und Taktik basiert auf der einen Voraussetzung, daß der Führer den Moment der Entscheidung rechtzeitig erfährt. Foch hatte 1918 eben mit dieser Theorie Glück, weil ihm die Anlage der deutschen Julioffensive bekannt war. Andernfalls hätte es leicht passieren können, daß er vor lauter Abwarten des richtigen Augenblicks ihn überhaupt nicht mehr gefunden hätte. General K. J. selbst führt Beweise dafür an, wie leicht der Führung dieser Augenblick entgehen kann, wenn er von verpackten Gelegenheiten — allerdings der deutschen Obersten Heeresleitung — spricht (Seite 148 und 152/153): anschließend an den Zusammenbruch der französischen Apriloffensive 1917 und an das erste Stadium des italienischen Zusammenbruchs im Herbst 1917.

Hat sich aber einmal der Führer zur strategischen Offensive entschlossen, dann empfiehlt General K. J. (Seite 159) die Anlage zeitlich aufeinanderfolgender, an verschiedenen Stellen ansetzender Angriffstöße: l'action offensive à attaques multiples apparait ainsi comme une action unique avec des intervalles.“ Erst nachdem diese Angriffe die feindlichen Reserven aufgebraucht haben, kann zum entscheidenden Stoß geschritten werden. Man sieht, der operative Verlauf des Sommerfeldzuges von 1918 ist auf dem besten Wege, zum Schema F erhoben zu werden. Eine Entscheidung von Anfang an zu suchen, also eine Operation anzulegen, wie die deutsche 1914, scheint dem General K. J. nur „dans certains cas“, das heißt offenbar nur im Fall eigener starker Überlegenheit möglich. Man kann sich des Einbruchs nicht erwehren, daß die taktischen Verhältnisse des Stellungskrieges, die der Offensivpraxis von 1918 das Gepräge gaben, den Blick für die Verhältnisse des reinen Bewegungskrieges, der aus der Mobilmachung statt aus einem System von Feldbefestigungen heraus entsteht, getrübt haben.

Auf rein taktischem Gebiet zeigt sich ebenfalls ein starker Hang zur Methodik und zum Schema.

Dies zeigen dem Leser, der sich eingehender mit dem Buche befassen will, am deutlichsten die Ausführungen auf Seite 171 und 142/143 über das deutsche Angriffsverfahren von 1914 und über die französische Abwehrtaktik im Anfange des Jahres 1918.

Damit sind die wesentlichen Bestandteile dieser hochinteressanten, weil vielfach offenerzigen und wohlthuend sachlichen Studie besprochen.

Geldentwertung!

Von Professor Dr. H. G. Holle · Bremen

Die Entwertung unseres Geldes ist der unmittelbare Ausdruck der Not unserer Zeit. Maßregeln dagegen bilden den Inhalt der Erwägungen aller Parteien in jeder Tagung der Volksvertreter. Sie wissen ebensowenig Rat wie die Männer der Regierung. Das macht, weil sie an den Symptomen herumdoktern, statt die wahren Ursachen der Krankheit ins Auge zu fassen. Ob wir die Not „Teuerung“ nennen oder „Geldentwertung“, ändert nichts an der Sache selbst. Wir deuten mit der verschiedenen Bezeichnung höchstens an, ob wir die Ursachen auf der Warenseite suchen oder auf der Geldseite. Auf der Warenseite wird die Knappheit der Waren als Ursache der Teuerung leicht erkannt und hervorgehoben; auf der Geldseite redet man nur von „Geldentwertung“, statt folgerichtig auf die Vermehrung des Geldes hinzuweisen. Das verbietet der Kapitalismus, der den Geldwahn in uns großgezogen hat, den Wahn, daß Geld an sich ein Wert sei, statt das Maß eines solchen, daß man also das Geld bloß zu vermehren brauche, um alle Bedürfnisse des Staates wie der Einzelnen befriedigen zu können. Als Heilmittel wird angesehen, was Ursache unserer Not ist.

Also die „Notenpresse“ ist schuld? — Warum hat man denn nicht längst ihre Tätigkeit eingestellt, wenn die Sache so einfach ist? — Es geschieht nicht, weil es nicht geschehen kann, weil die Notenpresse weiter arbeiten muß, weil die Ansprüche an Wert, die der Staat anerkannt hat, auch irgendwie beschleunigt werden müssen. Nicht auf die Vermehrung dieser Bescheinigungen kommt es an, sondern auf die Vermehrung der Ansprüche an Wert, denen Sachwerte in entsprechender Menge nicht gegenüberstehen.

Damit ist der Grundirrtum oder die absichtliche Täuschung aufgedeckt, die falsche Auffassung des Begriffes „Geld“, das längst aufgehört hat, ein Wert zu sein, seitdem man dazu übergegangen ist, Warenumsätze durch Buchungen zu vermitteln, statt durch Barzahlung. Nur durch die „Gold-Deckung“ wurde der Geldwahn noch künstlich aufrecht erhalten, bis der Weltkrieg erkennen ließ, daß das Gold auf die Warenseite gehört.

Die Logik der Massen aber bleibt dabei: Um an der vorhandenen Ware mehr Anteil zu bekommen, muß man mehr Geld haben. Das ist für den Einzelnen richtig, wird aber zum Unsinn, wenn es auf die Gesamtheit angewandt wird. Diesen Unsinn machen wir. Nicht heute erst, sondern seitdem der Staat den Kapitalismus, den ewigen Zins des im Gegensatz zu allen Sachwerten als unzerstörbar erklärten Kapitals, anerkannt und sich zum Büttel seiner Forderungen hergegeben hat.

In früheren Zeiten hatte man kein Arg daraus, weil die Vermehrung des Geldes im Laufe eines Menschenalters dem Einzelnen keine Verteuerung der Ware brachte, die er nicht durch etwas stärkere Anspannung seines Fleißes hätte ausgleichen können. Vorübergehende Teuerungen hatten ihre Ursache auf der Warenseite. Selbst die kapitalistische Ausbeutung, durch die mit der Einführung der Maschine mehr und mehr an die Stelle des Handwerks tretende Industrie, wurde ausgeglichen durch die vermehrte Hervorbringung, die eben die Maschine ermöglichte.

Von der kapitalistischen Ausbeutung durch das Industriekapital hatte sich die Arbeiterschaft schon vor dem Kriege soweit frei gemacht, daß ihre wirtschaftliche Lage in Deutschland besser war als in jedem anderen Lande. Aber, irre-

geleitet und zu unbegrenzter Begehrlichkeit aufgestachelt durch den Marxismus, verlangte sie Unmögliches. Der sogenannte „Mehrwert“, den sie in Anspruch nahm, war bisher der Werkleitung und dem Kapital zugeflossen. Mit voller Berechtigung der einen, weil mit der technischen und geschäftlichen Leitung das Unternehmen steht und fällt, notwendig auch dem anderen, weil das Kapital für das Risiko die Entschädigung haben muß, ohne die es nicht zur Verfügung steht. Aber wenn der Anteil des Kapitals am Gewinn auch weit größer als notwendig war, so würde er, unter die Arbeiter verteilt, bei deren großer Zahl ihre Lebenshaltung nicht wesentlich verbessern. Deshalb ging die durch die falsche Idee seit Jahrzehnten aufgehegte Arbeiterschaft unter Ausschaltung alles Denkens über Marx noch hinaus und glaubte, wenn sie durch Streiks immer höhere Löhne erpreßte, die Lebenshaltung des Unternehmers für jeden Arbeiter eringen zu können. — Die „Revolution“, bei der die Beseitigung der früheren „autokratischen“ Regierung nur eine Nebenerscheinung war, ist im Grunde nichts als eine durch den genannten Wahn immer weiter gesteigerte Streikbewegung. Was der Arbeiterschaft heute im Laufe eines Jahres an Lohn mehr zufließt als vor der Revolution, übersteigt die Kosten des gesamten Krieges, ausgedrückt durch die Kriegsanleihen!

Die hierdurch bedingte Vermehrung und damit Entwertung des Geldes, der gewährleisteten Ansprüche an Wert, veranlaßte andere Volksbestandteile ebenfalls, solche zu erheben und durch Wucher oder Schiebung auf ungesetzlichem oder mindestens gesellschaftsfeindlichem Wege, zum Teil in noch weit höherem Ausmaß zu verwirklichen, während das Beamtentum sich eine der Erhöhung der Löhne nachstinkende Aufbesserung der Gehälter erbetteln oder ertroyen mußte. Der Kapitalismus aber klagt, daß der Ertrag der Kapitalien durch die Geldentwertung vermindert würde, als wenn das nicht auf Zins gegebene, sondern bloß aufbewahrte Geld nicht auch seinen Wert verloren hätte. Zu der Eigenschaft der Unzerstörbarkeit des Kapitals wird auch noch die seiner Wertbeständigkeit gefordert, also eine Vervielfältigung des Nominalbetrages, obwohl doch gerade der Kapitalismus den ersten Anstoß zu der unheilvollen Vermehrung des Geldes gegeben hat! Obwohl er vollends durch die Anzettelung des Krieges den beteiligten Staaten und besonders dem unterlegenen Deutschland eine Zinslast aufgebürdet hat, die neben der bestehenden Staatsschuld das Geld noch immer weiter vermehrt. Diese Staatsschuld müßte denn auch etwa zwanzigfach gerechnet werden!

Dieser Zustand ist möglich geworden durch das Mittel des Bankwesens, das die Anschauung verwirklicht hat, daß Geld ohne weiteres Kapital sei. Durch den ewigen Zins wird das Geld im Laufe eines Menschenlebens von 70 Jahren schon verzehnfacht. Nun gilt aber der Einwand nicht mehr, das Geld stünde höchstens ausnahmsweise so lange auf Zins. Der Einwand berücksichtigt nicht, daß das Geld nicht im gleichen Besitz zu bleiben braucht, um Zins zu bringen. Für die allgemeine Vermehrung des Geldes, von der die Teuerung abhängt, ist es gleichgültig, in welcher Hand es sich vermehrt, wenn es bei einem Geschäft auf einen anderen Besitzer überschrieben wird. Wenn es für den Inhaber des Bankkontos auch nur geringe Zinsen bringt, so erzielt die Bank damit um so höhere. Und sie leiht außerdem weit höhere Summen aus, als sie besitzt.

Die Flut der Geldvermehrung, in der wir ertrinken, wird noch immer weiter und immer rascher ansteigen, wenn nicht der Herkules kommt, der die Quellen verstopft.

Das amerikanische Credo

Von H. L. Mendon, Baltimore

(Schluß aus Heft 10)

V.

Die Lynchjustiz

Die Lust des Böbels an melodramatischen und barbarischen Schauspielen, die auf diese Weise durch den Arm der Gerechtigkeit in den Vereinigten Staaten großgezogen und begünstigt wird, ist auch die Triebfeder einer anderen, in Amerika wohlbekannten Erscheinung, — nämlich der Lynchjustiz. Die unermessliche Literatur über diesen Gegenstand beschäftigt sich in nicht geringem Maße mit einer Erörterung der Ursachen dieser Volksjustiz, — aber sie ist zumeist unrichtig und geflissentlich unwahr. Die Mehrheit der aus dem Süden stammenden Kommentare führen als Grundmotiv der Lyncher das löbliche, — sehnüchtige Verlangen an, — „die Frauen des Südens zu verteidigen“, trotz der offenkundigen Tatsache, daß überhaupt nur ein sehr kleiner Prozentsatz der aufgeknüpften oder verbrannten Neger angeklagt werden kann, die Weiblichkeit des Südens zu belästigen. Andererseits schreiben einige schwarze Intellektuelle aus den Nordstaaten die häufig wiederkehrenden Mezeleien im Süden der wirtschaftlichen Eifersucht der dortigen Weißen auf die einheimischen Schwarzen zu, die schnell Landbesitz erwerben und sich die damit verbundenen Vorrechte anmaßen. Schließlich wollen gewisse weiße Nordstaatler die Lynchjustiz in rein politischer Feindschaft begründen. Sie ziehen die Schlussfolgerung, daß der weiße Südländer den Neger haßt, weil dieser ihm, — in der Theorie, — an der Wahlurne gleichgestellt ist, während er in Wirklichkeit gar nicht zur Wahl zugelassen wird.

Alle diese Anschauungen sind, meines Erachtens, aus der Luft gegriffen. Die Lynchjustiz ist aus dem einfachen Grunde im Süden üblich, weil die einheimischen Volkskreise ganz ebenso, — wie in anderen Ländern, — an Schaudramen ihre Freude haben, und weil die rückständige Kultur dieser Gegend ihnen kein anderes Schauspiel bieten kann. Zweifellos ließe sich ein Rückgang der Lynchjustiz ermöglichen, wenn man dort Wettkämpfe, Ballspiele (base-ball) im großen Stil, Rummelplätze nach dem Muster von Coney Islands oder Dilettanten-Ringkämpfe einführen würde. Auch Landpartien, wie die etwas derberen irischen Bruderschafts-Vereine sie veranstalten und andere ähnliche Massenveranstaltungen zur aufpeitschenden und belustigenden Zerstreuung des Proletariats würden zweifellos sehr zweckentsprechend sein.

Die Lynchjustiz wird in entlegenen, gottverlassenen Gegenden betrieben, wo die einzige ebnbürtige Unterhaltung in einseitigen politischen Kampagnen, drittklassigen Chautauquas und methodistischen Glaubenerweckungen besteht. Wenn diese Kunst in den Nordstaaten Nachahmung findet, so ist ihr Schauplatz stets irgend eine düstere, ruffige Fabrik- oder Bergwerksstadt. Es gibt selbstverständlich auch einen richtigen Massenkravall in den größeren Städten, aber er entsteht immer aus wirtschaftlichen Ursachen und hat mit dem „Lynchen“ im eigentlichen Sinne nichts zu tun. Man könnte sich z. B. keine wirkliche Lynchaktion in Atlantic City vorstellen, wo 10 oder 15 Musikkapellen in Betrieb sind, wo in jeder Straße eine heimliche Spielhölle zu finden ist, wo mindestens jedes zweite Häufertarree sein Theater hat und der gebielte Fußsteig von Lebendamen wimmelt. Selbst der Staatsbürger aus Mississippi, der in diese Umwelt veretzt wird, läßt sich von der Vergnügungsatmosphäre umnebeln und wird wohl keinen moralischen Koller gegen die armen schwarzen Neger bekommen.

Mit einem Wort, die Lynchjustiz blüht in abgelegenen, geistig zurückgebliebenen Gemeinden, sie ist ein Kennzeichen mangelhafter Zivilisation und eine Begleiterin des Fußwurms; sie durchwandert die Malariazone. Aber wo es viele Vergnügungslokale, mit Rutschbahnen und Karussells, wo es Symphoniekonzerte, Dachgärten, Theatervorstellungen, Pferderennen, liberale Zeitungen und Grammophone gibt, — da zieht sie sich zurück. Man hat in Paris, in Newport oder in London nie von einem Lynchakt gehört, aber in den einsamen russischen Steppenorten, in den Hinterwäldern Sibiriens, Bulgariens und der Herzegowina, in Mexico und Nicaragua und in den unkultivierten, amerikanischen Staaten Alabama, Georgia und Süd-Carolina ist sie dauernd an der Tagesordnung.

Die Ansicht, daß die Lynchjustiz in den Südstaaten durch die besitzenden Klassen unterstützt wird, oder daß diese ihre Hand mit im Spiel haben, ist eine Verleumdung und ein Unsinn. Der aus guter Familie stammende, wohlgezogene Südstaatler ist ebenso wenig ein Barbar, wie jeder andere Mann in gesellschaftlicher Stellung. Er kann unter Wilden leben und doch ebenso wenig zum Wilden werden, wie der gebildete Engländer, der in Wales einen Landjag hat, oder der Russe, der auf seiner Besitzung in der Ukraine lebt. Was der Nordstaatler, der Land und Leute studiert, als das gebildete, wohlhabende Bürgertum (*gentry*) des Südens bezeichnet, wenn er über die Teilnahme „tonangebender Bürger“ an einem Lynchakt berichtet, das ist nur der aus Beamten und Kaufleuten bestehende Mittelstand, — die Nachkommenschaft der armfälligen Weißen, die während des Bürgerkrieges als Drückeberger zu Hause blieben, die Witwen und Waisen der Frontsoldaten austrabten und auf diese Weise das Fundament zu der jetzigen „industriellen Wohlfahrt“ ihres Bezirks legten. Diese Wohlfahrt besteht darin, daß ein weites Gebiet von großen Güterkomplexen, — die Sphäre eines gesitteten Lebens zum Bereich übertriebener Fabriken, schmutziger Bergwerke und der Dlinindustrie geworden ist, zum Bereich jener Baumwollspinnereien, die den Kindern die Jugendkraft aufsaugen, — zum Bereich lärmvollster Handelskammern und anderer Schweinereien.

Es entspricht natürlich der Wahrheit, daß der Bürgermeister in Mississippi oder Alabama das Oberhaupt einer normalen Lynchbande ist, und daß der Stadtrichter von seinem Sitze herunterklettert, um ihr seine amtliche Unterstützung angeheihen zu lassen. Aber es entspricht sicherlich nicht der Wahrheit, daß diese Leute vom Schlage der alten Beamenschaft, — wie Pickins, Troup oder Pettus sind. Im Gegenteil, sie gleichen der minderwertigen Qualität jener dem Tammany-Ringe entstammenden Staatsbeamten und dem Raubzeuge, das die öffentlichen Ämter in Städten, wie Boston und Philadelphia an sich gerissen hat. Das gebildete und wohlhabende Bürgertum ist mit geringen Ausnahmen südlich des Potomac allerwärts aus dem Staatsdienst, wenn nicht aus der Politik verdrängt worden. Der Sieg der Demokraten im Jahre 1912 überschwemmte alle Regierungsposten in Washington mit Südstaatlern, sie haben heutigen Tages noch die Macht in Händen und einige gehören zu den führenden Männern der Nation. Aber in der ganzen gewaltigen Körperschaft befinden sich meines Erachtens nur zehn Männer, die nach südlichem Muster als „gentlemen“ gelten würden, und nur drei von diesen bekleiden eine einigermaßen einflußreiche Stellung. In beiden Häusern des Kongresses sitzt aber nur ein einziger von diesen zehn vor- genannten Herren.

Es ist also widerjinnig, das gebildete und wohlhabende Bürgertum, — die Bourbonen in der Geschichte von Neu-England, — in eine Erörterung über das Lynch-Problem hineinzuziehen. Sie stellen in der Tat die Überbleibsel der einzig echten Aristokratie dar, die es jemals in den Vereinigten Staaten gegeben hat, und das Lynch ist, — als Theorie betrachtet, — eine viel zu moralische Angelegenheit, als daß eine aristokratische Gesellschaft sich jemals dafür einsetzen würde. Die wahren Lyncher sind Leute aus dem Volk, und schließlich steckt

hinter dem ganzen Spaß nichts Besseres, als die chronische und unausrottbare Feigheit des Proleten. Von Natur grausam, voller Lust an blutigen Schauspielen und in diesem Falle durch die wachsende industrielle (nicht politische, kapitalistische oder soziale) Konkurrenz des Negers dazu bewogen, diesen zu hassen, berauscht sich der Proletarier in seinen beschaulichen Augenblicken selbstverständlich an kühnen Träumen, die ihm das vorgaukeln, was er diesem oder jenem Mohren antun würde, wenn er Mut hätte! Leider hat er ihn aber nicht, und deshalb ist er nicht imstande, seinen Traum a capella zu verwirklichen. Wenn er durch Alkohol entflammt, dieses Wagnis unternimmt, wird der Mohr ihn meistens niedermachen oder gar umbringen. Aber was nun einmal nicht im Bereich seiner Kräfte als Einzelwesen liegt, das läßt sich schon machen, wenn er sich mit anderen Menschen zusammenschließt, die sich in ähnlicher Lage befinden. Das also ist die Entstehungsgeschichte einer Lynchrotte! Zuerst hat sie nur wenig Teilnehmer, die einen bestimmten Groll hegen, der zuweilen gegen den gelynchten Neger, aber häufig gegen ganz andere Mitglieder der schwarzen Bevölkerung, gerichtet ist. Dann kommt in zweiter Linie eine große Zahl fünf-klassiger Burschen dazu, die auf ein Schauerdrama erpicht sind, das sie persönlich nicht gefährdet. Drittens gesellen sich noch ein paar Pöbelpropheten und Politiker hinzu. Sie haben den sehnlichen Wunsch, sich in einer Zeit, wo alles gärt, in der Pose eines Hauptmachers vor dem Publikum zu zeigen. Die zweite Kategorie ist das belebende Element der allgemeinen Stimmung. Ohne ihr glühendes Verlangen nach einem brutalen und widerwärtigen Schauspiel, würde es keine Lynchjustiz geben. Ihr Einfluß wird durch die nicht seltene Unbegreiflichkeit des ganzen Vorgangs deutlich erwiesen; ihre ganze Entrüstung über das angeblich strafbare Verbrechen kommt erst postnumerando, denn jedes Verbrechen erfüllt ihren Zweck, wenn ihr Blut erst in Wallung geraten ist. Für die Lynchjustiz in den Südstaaten ist es viel weniger charakteristisch, wenn ein entlarvter Verbrecher wegen einer bestimmten Missetat ums Leben gebracht, als wenn irgend ein besonders geeigneter Afrikaner rein aus Übermut, — außs Geratewohl, — gepackt und gelynchet wird, — aus allgemeinen Gründen, — wie die Zeitungen das zu nennen belieben. Diese Form ist die anständigste und normalste, und ich möchte auch glauben, daß sie gleichzeitig die erfreulichste ist. Denn die andere Art ist mit sittlicher Entrüstung gepaart, — und die ist unangenehm! Kein Mensch kann entrüstet und zugleich glücklich sein.

Aber in dem Bemühen, den Denkprozeß des amerikanischen Proletariats mit einigen schwachen Lichtstrahlen zu erhellen, gerate ich in eine Erörterung, die kleinlich und vielleicht auch eintönig wird. Die Lynchjustiz ist schließlich keine amerikanische Sitte, sondern eine südländische Spezialität, und auch im Süden wird sie allmählich verschwinden, sobald andere geziemendere Belustigungen sich einbürgern. Ich glaube, daß jeder südlische Staat sich ohne Schwierigkeit davon freimachen könnte, wenn eine gute Musikkapelle eingerichtet wird, die allabendlich Konzerte veranstaltet. Und noch leichter wäre es, dieses Kuriosum abzuschaffen, wenn man sich ein paar berufsmäßige Lumpen aus dem Justizministerium borgen würde, sie einen Sturmangriff auf das „Studierzimmer“ des einheimischen methodistischen Archidiaconus unternehmen ließe und ihn öffentlich zur Rechenenschaft ziehen würde, weil er die Verheißung der ewigen Seligkeit zu geschlechtlichen Attentaten gemißbraucht hat. Bei dieser Verhandlung sollte ein Bewerber um den Gouverneurposten immer als Staatsanwalt fungieren!

Die Presse

Die Zeitungen und Presse-Verbände geben natürlich dem offiziellen Dogma des Augenblicks nicht in Form von direkten Befehlen Ausdruck, sondern, wie man so oft zu sagen pflegt, als zarten Wink zu verstehen, meistens unter der Schutzmarke jener innerlich hohlen Schlagworte, die ich bereits erwähnt habe.

Es ist nicht ihre Sache, die Erörterung im Publikum zu beeinflussen und zu orientieren, sondern sie nur zu färben, und die Aufgabe, die sie am häufigsten zu erfüllen haben, besteht darin, allem, was dem Proletariat eingeredet werden soll, ein vaterländisches und moralisches Mäntelchen umzuhängen. Das tun sie, selbstverständlich, um mit Pauken und Trompeten ihre eigene Rechtschaffenheit und ihre selbstlose Gesinnung an die große Glocke zu hängen. Aber in Wirklichkeit gibt es kein anständiges Blatt in Amerika; wenn es morgen ins Leben gerufen würde, so wäre es im Laufe eines Monats bereits erledigt. Jede Zeitung, wenn sie auch über noch so viele Geld- und Machtmittel verfügt, ist die zitternde Kreatur höherer Gewalten, — teils finanzieller, teils religiöser, teils politischer Natur. Sie muß es mit einer ganzen Menge von Zensurbehörden aufnehmen, die alle sehr viel zu sagen haben. Sie wird von der Post, von den jüdischen Insurgenten, von der katholischen Kirche, von den Methodisten, von den Temperenzlern, von den Großbanken der Stadt und nicht selten von noch viel feltameren Behörden, — zu denen auch die Sinnfeiner gehören, — einer Zensur unterworfen. Zuweilen setzt sich eine Zeitung mit kühnem Anlauf zur Wehr, — aber es bleibt auch beim Anlauf. In den Vereinigten Staaten würde keine einzige Tageszeitung die Frage der Juden-Einwanderung mit Offenheit zu besprechen wagen. Neun Zehntel fürchten sich sogar, im Banne ihrer propygen, jüdischen Insurgenten, — einen Juden mit dem Namen „Jude“ zu bezeichnen. Sie sind angewiesen, den Ausdruck „Hebräer“ zu gebrauchen, weil er einen weniger unfreundlichen Klang hat.

So wird der amerikanische Retin (*Boobus americanus*) von eifrigen Männern angeleitet und überwacht, die sämtlich besonders befähigt sind, ihm die richtigen Wege für sein Denken und Handeln zu weisen. Die Staatsverfassung seines Vaterlandes gewährleistet, daß er ein freier Mann sein soll und setzt voraus, daß er mit Verstand begabt ist, — aber Gesetz und Sitte, die sich unter dieser Verfassung entwickelt haben, strafen diese Gewähr samt der Voraussetzung Lügen. Die Grundtheorie aller neueren amerikanischen Gesetze lautet tatsächlich dahin, daß der Bürger durchschnittlich nur halb bei Sinnen ist, und daß man daher seinen selbständigen Unternehmungen und Gedanken mißtrauen muß. Wenn das Schankwesen nicht durch bestimmte Vorschriften verboten wäre, so würde der amerikanische Bürger Tag für Tag betrunken sein, Hab und Gut verschleudern, seine Gesundheit untergraben und seine Familie an den Bettelstab bringen. Wenn sein Lebestoff nicht durch ein postalisches Einfuhrverbot beschränkt wäre, so würde er seine Zeit zur Hälfte mit bolschewistischen Schriften und zur anderen Hälfte mit obzöner Literatur ausfüllen und auf diesem Wege Anarchist und Mitbegründer von schwindelhaften Spekulationsgeschäften werden. Wenn es ihm nicht bei schwerer Strafe verboten wäre, mit seinem Verhältnis eine Extratour von einem Staate zum anderen zu unternehmen, so würde er seiner Frau chronisch untreu sein. Und noch mehr, — wenn seine Tochter nicht durch ganz draconische Paragraphen geschützt wäre, würde sie dem ersten besten Italiener, der ihr über den Weg läuft, in die Arme sinken, sich ihm vollständig zur Verfügung stellen, Mitglied seines Stabes werden und endlich in die Gasse geraten.

So gestaltet sich die Entwicklung der Gesetzgebung im Lande des freien Bürgertums. Ich könnte noch eine Fülle von Beispielen anführen, aber ich will diese Aufgabe einstweilen vertagen. Vielleicht kann sie in einer bereits begonnenen Arbeit wieder aufgenommen werden, — in einer ausführlichen Studie über die Weisheitsrichtung des Volkes während der republikanischen Regierungsform.

Ins Deutsche übertragen von Cony Noah

Die griechische Landschaft

Von Karl Gjellerup*)

Es ist besser, kein Griechisch zu können und nach Griechenland zu kommen. Goethes gar zu oft wiederholte Worte: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen,“ habe ich nirgends so wahr empfunden wie in Griechenland; doch will ich „Dichter“ gegen „Künstler“ vertauschen. Denn um die ganze hellenische Kunst, sowohl die des Meißels als die der Feder, bildet die griechische Natur einen so stilvollen und harmonischen Rahmen, daß der, der sie einmal gesehen hat, kaum begreift, wie er sie vorher hat entbehren können, — und dies um so weniger, als die Kunst der Hellenen sich nur wenig mit der Natur beschäftigt hat. Man hat daraus den übereilten Schluß gezogen, daß ihnen der Naturinn fehle. Doch muß man mit Recht anerkennen, daß die Lage mehrerer Haupttempel, wie Sunions, Aginas und des arkadischen Bassä, darauf hindeuten, daß die landschaftliche Schönheit nicht ohne Beeinflussung bei der Wahl des Ortes gewesen ist. Es ist überhaupt bemerkenswert, wieviel aus mangelnder Kenntnis erfunden wurde, um dieser Klasse das eine oder andere abzusprechen, die in ihrer kurzen Blüte alle anderen an Begabung so ganz unbegreiflich übertraf. Ein Gelehrter wollte durch physiologische Mißverständnisse beweisen, daß die alten Hellenen farbenblind gewesen seien, indem sie seiner Meinung nach die blaue Farbe nicht auffassen konnten; ich entsinne mich nicht, wer es feststellte oder wann diese Behauptung Aufsehen erregte; aber um seiner Gelehrsamkeit willen muß man hoffen, daß es vor dem Funde der Tanagrafiguren war.

Vor allem meinerseits die beruhigende Versicherung, daß ich keineswegs gesinnt bin, durch einen wohlfeilen Naturalismus die griechische Kunst von ihren Naturschönheiten herzuleiten; ich will nur einige Bemerkungen anführen, die sich beinahe von selbst demjenigen aufdrängen, der nach Griechenland kommt und schon in hellenischer Kunst gelebt hat. — Fragt man sich, was das Auffallendste an der griechischen Landschaft ist, so macht sich der für den Nordländer herrschende Wäldermangel geltend. Sogar Italien scheint im Verhältnis ein Waldland zu sein. Dies gilt jedoch nicht für das Bild vom alten Hellas, denn schon am Schluß des Altertums wird über Mangel an Wäldern geklagt, wie aus der klassischen Literatur hervorgeht. Auf dem attischen Berg Parnez, nahe bei Tatvi, sah ich, wie prachtvoll der griechische Bergwald sein kann, gegen den der italienische sich wie ein Gebüsch ausnimmt. Die Ebenen haben derzeit einen noch weniger unfruchtbaren Eindruck gemacht; denn Athen hat ständig seinen breiten Gürtel von Olivenbäumen — und nach dem Muster Attikas müßten die meisten staubgrauen, verjagten Ebenen und rotsteinigen niederen Bergabhänge von diesem bald blaugrauen, bald silbrig glänzenden Laub überschattet worden sein, die dem Auge jetzt unver Schleiert begegnen.

Wenn nun also die griechische Landschaft im ganzen einen öden und verbrannten Eindruck macht, worin liegt dann der Zauber, den sie so unwiderstehlich auf jeden ausübt, — woher kommt es, daß man vielgereiste Menschen sagen hört, Griechenland sei das Schönste von allem, was sie gesehen haben?

Die Hauptschönheit Griechenlands sind die Bergformationen. Diese Berge ziehen sich nie, — wie in Italien — weit in den Hintergrund zurück, bis sie

*) Aus dem biographischen Nachlaßwert des feinsinnigen deutsch-dänischen Dichterphilosophen Karl Gjellerup, *Der Dichter und Denker. Sein Leben in Selbstzeugnissen und Briefen.* Band 1. Leipzig 1921. Quelle u. Meyer. Halbleinen M. 86.—

vollständig verschwinden. Auch wirken sie nicht überwältigend und alles ausfüllend, wie in der Schweiz. Sie herrschen — aber sie bedrücken nicht. Wie ein gut geleitetes Heer breiten sie sich weder zu stark aus, noch häufen sie sich zu dicht aufeinander. Und die Formen üben dasjelbe Ebenmaß: ihre Linien biegen sich, ohne zu brechen, sie brachen, ohne zu bersten, bersten, ohne sich zu spalten. Man würde sich wundern und unangenehm berührt werden, wenn die griechischen Berge aussähen wie die des Berner Oberlandes. So wie sie sind, scheinen sie sein zu müssen. — Sie haben Stil — hellenischen Stil! Einige würden vorziehen zu schreiben: der hellenische Stil ist von diesen Bergen herabgestiegen. Ich tue es absichtlich nicht, weil es eine Hypothese wäre, die aufzustellen mir nicht zukommt.

Nicht der wissenschaftliche, sondern der künstlerische Zusammenhang interessiert, — daß das Ganze wie aus einem Guß erscheint. Denn wenn Parthenon auf der Akropolis und Akropolis auf der großen Ebene steht, die von Barnes, Pentelikon und Hymettos eingeschlossen wird, dann ist ein Stil in den Formen, wie auch ein Ton in den Farben ist.

Dieser Grundton ist eine warme, gelbliche Röte, die in der griechischen Landschaft eine ähnliche Hauptrolle spielt, wie die saftiggrüne in der dänischen. Sie wird gebleicht und abgekühlt durch die verschiedenen Grade der Entfernung — kühle blaue und violette Tinten, grüne Schatten, weiße Lichter, Purpurglanz und verblühtenes Nebengewebe verschmelzen durch sie hinweg — und hierdurch leben die Bergleiten in einem unendlich feinen, etwas gedämpften Farbenspiel, das nur mit dem der nackten Haut zu vergleichen ist, — beim Wechsel von Licht und Schatten eines leicht bewölkten, sonnenstrahlenden Himmels.

Die Form ist das erste, das wesentliche — der die Farbe sich unterordnet, nicht nur als Schmuck, sondern hervorhebend, beleuchtend und verklärend. Eine dänische Landschaft zeigt sich wie Farben, die Form angenommen haben; in der griechischen Landschaft haben die Formen Farben erhalten. Hierin liegt etwas, das in erhöhtem Grad an die griechische Skulptur erinnert. An diesen klaren, aber nicht wolkenlosen Sonnentagen — deren der griechische Himmel ungefähr viertelshundert im Jahre zählt — wenn, vom Lichte belebt, alle Farbtöne über den edlen Formen strahlten und durcheinanderspielten, — dann begriff ich so recht, daß kein griechischer Künstler eine Statue, ein Vasrelief oder einen Tempel aus seiner Hand gegeben hat, ohne den Pinsel die Arbeit des Meißels vollenden zu lassen, wie es vielleicht um nicht allzuferne Zeit auch den modernen Künstlern einleuchten wird, — denn mit dem innerlicheren und bewußteren Bewußtsein für die Antike ist auch die bemalte Skulptur im Erwachen.

Ich habe diese Berglandschaft aber auch bei dem selteneren, einförmig-grauen Wetter gesehen, wenn kein Licht und Farbenspiel sie überstrahlt, wenn alle Lufttöne erloschen sind. In der Weise sind uns die besten Bildhauerwerke erhalten, ohne den Zauber des Pinsels — mit der Lokalfarbe des Marmors —, dem Eisenbeingelb des Pentelischen, dem Blaugrau des Hymettischen, dem bunten Atrakenischen.

Endlich auch dann, wenn die Regentwolken, sich schwer und niedrig dahinschleppend, mit willkürlichen, scharfen Linien die Häfte der Berge wegwischen — ein griechischer Landschaftstorso im großen Museum der Natur.

Ein sehr wesentlicher Unterschied ist unverkennbar, wenn man die griechische Landschaft mit der italienischen vergleicht, — sie ist frisch, unberührt; — und sie hat noch ihre Faune und Nymphen — ihre Wölfe und Wildschweine.

Goethes Liebe zu Minchen Herzlieb

Von Georg Klatt

1. Dichtung oder Wahrheit?

In welchem Verhältnisse Goethe zu Minchen Herzlieb gestanden hat, welcher Art seine Gefühle waren, diese Frage ist wiederholt eingehend behandelt worden. Dabei ist es seltsam, zwischen welchen Gegensätzen sich die Antworten auf diese Frage bewegen. In Liebe grenzendes Wohlwollen, heißt es auf der einen Seite, glühende Leidenschaft, behauptet man auf der anderen. Nach den zur Verfügung stehenden Zeugnissen begreift sich das leicht. Soll hier nun zum soundsvielten Male das Für und Wider hin und her gewälzt und nach dieser oder jener Richtung eine „unwiderlegliche“ Entscheidung unternommen werden? Die folgenden Betrachtungen setzen sich ein anderes Ziel. Es soll zu jener Frage ein grundsätzlich anderer Standpunkt als bisher eingenommen werden.

Man möchte von der Frage ausgehen: War denn Minchen Herzlieb so gerart, daß sie Goethe geistig etwas zu bedeuten und ihn zu fesseln vermochte? Die Frage wäre falsch gestellt: eine eigentliche geistige Bedeutung war keineswegs dasjenige, was Goethes Gefühl erregte. Was ihn an Minchen Herzlieb anzog, kann hier gar nicht in geistigen Eigenschaften, sondern nur in rein menschlichen Vorzügen gesucht werden, die sie in reichem Maße besaß. Allgemein wird ja ihre Anmut, ihr liebenswertes Wesen gerühmt, das auf alle, die ihr nahen, einen tiefen Eindruck ausübte. Geistig konnte sie ihm nichts bieten, was ihn ernsthaft hätte fesseln können. Wohl nahm sie dankbar die reichen Gaben an, die der Dichter im Gespräch mit verschwenderischer Hand mitteilte, aber den Reichtum recht zu würdigen, ihn zu verarbeiten, war sie nicht imstande. Das geht aus dem Tone hervor, in dem sie von Goethe spricht. „Goethe war aus Weimar herübergekommen,“ so schreibt sie am 10. Februar 1808 an ihre Freundin Christine Selig, „um hier recht ungehört seine schönen Gedanken für die Menschheit bearbeiten zu können und so denen, die sich so sehr bemühen, immer besser zu werden, auf den rechten Weg zu helfen und ihnen Nahrung für Kopf und Herz zu verschaffen“. Das klingt freilich recht jungmädchenhaft und läßt zwar eine kindliche Verehrung, aber nicht die Fähigkeit einer selbständigen Verarbeitung erkennen. Der Gerechtigkeit wegen mag hervorgehoben werden, daß sie in einem Briefe den Dichter Zacharias Werner in seinem närrischen und eiteln Wesen ganz auffallend treffend beurteilt. Wenn Goethe ihr trotz dem Mangel einer wirklichen geistigen Bedeutung seine Neigung widmete, lediglich angezogen durch den weiblichen Zauber, der von ihr ausging, so mag das vielleicht anders sein, als wir es von Goethe erwarten oder wünschen möchten, aber wir müssen uns schon damit abfinden, anstatt an Goethes Wesen mit unseren Wünschen herummodellieren zu wollen, die Tatsachen seines Wesens als gegeben anzusehen und aus ihnen unser Bild von ihm zu formen.

Sonderbar ist es, daß Goethe, der Minchen Herzlieb seit langem kannte so plötzlich von der Liebe zu ihr erfaßt wurde. Vielleicht spielt bei diesem Liebeserlebnis noch etwas ganz Eigentümliches mit. Möbius hat die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß in Goethes Leben Zeiten auftreten, in denen sich eine gewisse Erregung, die mit einer gesteigerten Tätigkeit verbunden ist, bemerkbar macht. Diese Zustände kehren erstaunlich regelmäßig in Abständen von etwa sieben Jahren wieder. Mehrfach fällt in diese Zeiten ein Liebeserlebnis, das dann

mit Goethes dichterischer Tätigkeit in mehr oder weniger enger Verbindung steht. Gemeinhin faßt man die Beziehung zwischen Goethes Liebeserlebnissen und seiner künstlerischen Erzeugung so auf, daß man die aus jenen hefließende Begeisterung und Beseelung für die Ursache der dichterischen Tätigkeit hält. Die regelmäßige Wiederkehr dieser Zustände aber macht es wahrscheinlich, daß die Erregung das erste war, daß sie erst den Boden für das Liebeserlebnis abgab, während dieselbe Frau, die jetzt sein Gefühl erregte, zu einer anderen Zeit wohl gar nicht auf ihn gewirkt hätte. Ulrike v. Levetzow war, soviel wir wissen, die letzte Frau, die Goethe in Liebesleidenschaft verlegte; dies geschah im Jahre 1822/23. Gehen wir um etwa sieben Jahre zurück, so befinden wir uns in den Suleika-Jahren 1814/15, denen wir die wunderbaren Schöpfungen des Divan verdanken. Wieder sieben Jahre zurück, und wir gelangen zu der Zeit der Liebe zu Minchen Herzlieb. Wenn demnach Möbius recht hat, so war mit den Jahren 1807/8 eine Zeit gekommen, wo Goethe kraft des sich regelmäßig einstellenden Zustandes seelischer Erregung wieder einmal reif zur Liebe war. Falls man also daran Anstoß nehmen möchte, daß die geistigen Eigenschaften Minchen Herzliebs keineswegs ausreichend waren, Goethes Anteilnahme zu fesseln, so mag eine Erklärung dafür in dem Gedanken gefunden werden, daß Goethe den Gegenstand seiner Liebe gar nicht in dem Maße ausgewählt, aus der Menge herausgehoben habe, wie wir uns dies sonst wohl vorstellen möchten. Man muß zugeben, daß die Annahme von Möbius, die hier nur andeutungsweise dargestellt werden konnte, etwas Überzeugendes hat. Vor allem würde sie erklären, daß Goethe, dem doch Minchen Herzlieb nicht zum ersten Male entgegentrat, mit so stürmischer Blögligkeit von seiner Liebe ergriffen wurde.

Durch diese Liebe angeregt, entstand Ende 1807 und Anfang 1808 ein Kranz von siebenzehn Sonetten. Wenn nun diese Gedichte Goethes Liebe ihre Entstehung verdanken, so scheint die Frage nach des Dichters Verhältnis zu Minchen Herzlieb keine Schwierigkeiten zu machen. Man braucht, so möchte man meinen, sich nur in diese Sonette zu vertiefen, um ein lebendiges Bild von Goethes Liebe zu erhalten, so wie etwa „Willkommen und Abschied“ die Liebe des Jünglings Goethe zu Friederike Brion widerspiegelt. Aber gerade in diesem Punkte ist ein gewaltiger Unterschied zu erkennen. In jenem Jugendgedichte — das fühlt man einfach — ist jedes Wort der heißen Leidenschaft des jungen Goethe zu der lieblichen Friederike unmittelbar emquollen, es ist ein echtes Liebesgedicht. In diesem engeren Sinne können die Sonette nicht als Liebesgedichte gelten.

Der Großherzog Karl August hat einmal zum Kanzler von Müller gesagt: „Goethe habe stets zu viel in die Weiber gelegt, seine Ideen in ihnen geliebt.“ Es soll hier nicht untersucht werden, wie stark sich dies in anderen Liebeserlebnissen Goethes bemerkbar macht, in seinem Verhältnis zu Minchen Herzlieb wirkt sich diese Eigenschaft Goethes in noch viel stärkerem Maße aus, als jene Worte sagen wollen. Goethe hat sich in diesem Falle von Anfang an — so stellen sich mir die Dinge dar — mit seinen Gefühlen von dem leibhaftigen Gegenstande seiner Liebe entfernt, er hat an seiner Liebe gedichtet, er hat sie nach seinen menschlichen und noch mehr nach seinen künstlerischen Bedürfnissen gestaltet. Das wirkliche Erlebnis war ihm nur Anregung, war ihm nur die Pforte für sein künstlerisches Erlebnis. Es soll nicht behauptet werden, der leibliche Gegenstand der Gedichte sei ihm gleichgültig gewesen. Der Meinung Kuno Fischers, er habe für Minchen Herzlieb nichts als ein an Liebe grenzendes Wohlwollen empfunden, kann man nicht beipflichten. Wir können nicht umhin, uns in dieser Frage vor allem an Goethes eigenes Zeugnis zu halten. Am 6. November 1812 schreibt Goethe an seine Frau: „Gestern Abend habe ich auch Minchen wieder gesehen . . . An Gestalt und Betragen usw. aber immer noch so hübsch und so artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben.“ Und mit fast denselben Worten legt er am 15. Januar 1813 seinem Freunde Zeller gegenüber ein Bekenntnis seiner Liebe ab. Noch einmal spricht er, diesmal nur von fern

andeutend, dennoch aber verständlich genug, von seiner Liebe. In den „Annalen“ redet er von Berners Besuch in Jena, von seinem Verkehr mit diesem. Da heißt es denn in der Alterssprache, in der er der scharfen Zeichnung des Einzelgegenstandes auszuweichen liebte: „Gewohnheit, Neigung, Freundschaft steigerten sich zu Liebe und Leidenschaft, die, wie alles Absolute, was in die bedingte Welt tritt, vielen verderblich zu werden drohte. In solchen Epochen jedoch erhebt die Dichtkunst erhöhend und mildernd; die Forderungen des Herzens erhöhend, gewaltsame Befriedigung mildernd. Und so war diesmal die von Schlegel meisterhaft geübte, von Werner ins Tragische gesteigerte Sonettenform höchst willkommen.“

Aus all dem geht, was ja selbstverständlich ist und auch gar nicht bestritten werden soll, unzweifelhaft hervor, daß Minchen Herzlieb seinem Herzen stark zu schaffen gemacht hat. Ebenso sicher ist aber, daß er sich von vornherein nicht dem wirklichen Erleben voll hingeeben hat, in ihm versunken ist; sein Künstlertum hat ihn vielmehr sofort über das wirkliche Erleben hinaus zum künstlerischen Erleben emporgetragen. Für diese Auffassung sind sehr bedeutsam die letzten, den „Annalen“ entnommenen Worte. Die Gestaltung des wirklichen Erlebnisses rückt dieses in die Ferne, erhebt den Erlebenden über die Wirklichkeit und bringt die irdischen Wünsche zum Schweigen; gleichzeitig aber wird das künstlerische Erlebnis vertieft und gesteigert, so daß die von dem Dichter dem Phantasiegebilde entgegengebrachten Gefühle stärker, leidenschaftlicher werden als die, die der Mensch für das wirkliche Urbild empfand. Dies lesen wir ungewungen aus den Worten „die Dichtkunst . . . die Forderungen des Herzens erhöhend, gewaltsame Befriedigung mildernd“, diese ergeben die schönste Bestätigung der hier vertretenen Auffassung.

2. Das Liebespiel.

Wenn hier die sich an seinem Liebeserlebnisse betätigende, gestaltende Kraft des Dichters als etwas Besonderes, Eigentümliches hingestellt wird, so wird man vielleicht einwenden: jeder Liebende dichtet an seiner Liebe, jeder Liebende formt in seinen Gedanken und Gefühlen den Gegenstand seiner Liebe um, er gibt ihm Vorzüge oder erhöht die vorhandenen und übersieht die unbequemen Wesenseigenschaften. Dies zugegeben, besteht doch ein wesentlicher Unterschied. Mag der Liebende gewöhnlichen Schlages das Bild der Geliebten auch stark umgestalten, — er sieht doch diese Eigenschaften in das wirkliche Mädchen hinein, an diesem leiblichen Urbilde seiner Liebe hält er fest und bequemt sich schließlich, wenn auch mit Schmerzen, seine Irrtümer zu berichtigen; seine Gefühle, seine Wünsche bleiben auf dieses lebendige Urbild gerichtet. Die Umgestaltungen, die er an diesem in seiner Vorstellung vornimmt, geschehen überhaupt nicht mit Bewußtsein, sie sind das Erzeugnis jenes Zustandes von Erregung, Überschwang, Erhabenheit, Drang zur Hingabe, zum „Schenken“, den wir eben Verliebtheit nennen. In Goethe waltet eine andere Kraft. Das leibliche Urbild ist ihm nicht gleichgültig, aber es ist ihm gleichgültiger als die Gestalt, die seine Einbildungskraft daraus schafft. Er entfernt sich — sehr im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Liebenden — in gewissem Sinne grundsätzlich von der Wirklichkeit, von dem wirklichen Urbilde. Das Dichten, das Gestalten an dem Bilde seiner Einbildungskraft geschieht bei ihm mit vollem Bewußtsein. Dieses Bild bekommt durch seine dichtende Tätigkeit ein selbständiges Leben, ein Eigenleben, es fühlt, es denkt selbständig, ihm gegenüber tritt das lebende Urbild tatsächlich in den Hintergrund. Man erkennt, daß hier im Grunde das künstlerische Schaffen beschrieben wird, und dieses künstlerische im Erleben Goethes macht in der Tat das Unterscheidende aus. Seine Liebe ist mehr — oder sagen wir: noch mehr — künstlerisches als menschliches Erlebnis.

Man wird in diesem Zusammenhange an das Bild, das Leonore von Tasso entwirft, erinnert:

„Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum.

Er scheint sich uns zu nah'n, und bleibt uns fern,
Er scheint uns anzuseh'n, und Geister mögen
An uns'rer Stelle seltsam ihm erscheinen.“

Diese Kennzeichnung enthält — in wundervoller Form! — Wort für Wort das, was hier in Hinblick auf Goethe behauptet wird, und es ist sehr bedeutsam, daß Goethe selber es ist, der diese Worte niedergeschrieben hat: ihm muß dieser Zustand aus seinem eigenen Erleben recht bekannt gewesen sein.

Verlangt man Beweise für diese Auffassung? Die Sonette sind allesamt ein einziger Beweis. Zunächst hat Goethe in diesen Sonetten manches als Tatsache ausgesprochen, was nie und nimmer geschehen ist. Diese gewiß nicht einzig dastehende Erscheinung kennt man natürlich längst. Insofern also hat man das „Dichten an seiner Liebe“ zugegeben und hat gesagt, einen Fuß im Gedichte dürfe man nicht ohne weiteres wörtlich nehmen. Aber das ist zu wenig gesagt, damit bringt man nicht auf den Grund der Dinge. Goethe hat nicht nur ein Bißchen zur Wirklichkeit aus Eigenem hinzugetan, sie ein wenig ausgeschmückt, er hat diese Wirklichkeit mit Bewußtsein zu etwas Neuem umgeschaffen, er hat aus den wirklichen, an Ereignissen armen Erlebnissen ein mannigfaltiges, tiefes, auf beiden Seiten an Erschütterungen reiches künstlerisches Erlebnis gestaltet. Wirklich sind es reiche Erlebnisse, von denen die Sonette künden. Der Liebende will seiner Liebe nicht nachgeben, er zieht sich trotzig in sich selbst zurück. Und doch folgt er der Geliebten. Da — ein Blick von ihr, und sie liegt in seinen Armen (II. Sonett). Das Mädchen sehnt sich nach dem Geliebten, voll Liebesverlangen bittet sie um ein Zeichen seiner Liebe (VIII). In ihrer Sehnsucht danach malt sie sich aus, wie er ein weißes Blatt, das sie ihm geschickt hat, mit Liebesworten bedeckt: „Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen!“ (X). Was sie ihm schreiben soll, weiß sie nicht, all ihr Sinnen und Denken ist ihm in Liebe zugewandt, ihr ganzes Wesen ist in der Liebe zu ihm vollendet (IX). Nach viel tauend Küffen mußte er von dem geliebten Mädchen scheiden, aber auch in der Ferne ist seine Liebe ihm fester Besitz (VII). Dies ist nur Einiges aus dem reichen Liebesgeschehen, wie die Sonette es schildern, erschöpft ist dieses Geschehen nicht. Es ist eine ganze Welt von Liebesereignissen äußerer und innerer Art, und diese ganze Welt ist erdichtet.

Zuletzt ist für die hier ausgesprochene Auffassung die bekannte Tatsache beweisend, daß Goethe in dieses erdichtete Liebesgeschehen Züge von seinem Verhältnis zu Bettina Brentano hineingewebt hat. Bettina war kurz vor der Zeit der Entstehung der Sonette Goethe nahe getreten; sie kam im Frühjahr 1807, dann noch einmal im Herbst desselben Jahres nach Weimar. In ihrem Wesen war eine seltsame Mischung von ehrlicher, warmer Begeisterung und von krankhaft überspannter Schwärmerei. Goethe ließ sich jedenfalls von diesem Robold gern eine Weile umspielen, und sein Verhältnis zu ihr wurde für ihn in der Tat zu einer zweiten Quelle für jene Sonette. Er schöpfte aus ihren Briefen wiederholt Anregung. Einmal schreibt er ihr (9. Januar 1808): „Schreiben Sie bald, daß ich wieder was zu übersetzen habe.“ Er schickte ihr auch einige Sonette zu — Bettina durfte sich mit Recht einiges aus diesen Gedichten zueignen. Sie ging übrigens viel weiter und bezog Sonette auf sich, die ganz offenbar an Minchen Herzlieb gerichtet waren. Auf jeden Fall bleibt für uns die nüchterne Tatsache bestehen, daß für Goethe die Gestalten der beiden Frauen zusammenfloßen: es ist völlig aussichtslos, hier den Versuch einer sauberen Trennung zu machen, feststellen zu wollen, was der einen, was der anderen angehört. Minchen Herzlieb

hat selber später über das Sonett „Freundliches Begegnen“ gesagt: „Es mischen sich da wohl viele Bilder“. Diese Tatsache des Mischens der Bilder ist aber das Bedeutsame. Sie beweist, daß die Liebe, die in den Sonetten lebt, ein künstlerisches Erlebnis war. Man kann sich den Fall denken, daß das Gefühl eines Mannes gleichzeitig von zwei Frauen erregt wird. Aber hat man es je gehört, daß ein Mann eine Gestalt, die aus der Vorstellung zweier Frauen zusammengefloßen ist, mit wirklicher, irdischer Liebe geliebt hat? Man könnte einwenden: Nun, er hat Minchen Herzlieb „wirklich“ geliebt, aber zu der Gestaltung der Gedichte außer ihr Bettina benutzte. Aber das würde ja gerade das bekräftigen, was hier behauptet wird: daß nämlich diese Gedichte nicht echte Liebesgedichte, daß sie nicht unmittelbarer Ausdruck seiner Liebe zu Minchen Herzlieb sind. Letzte Möglichkeit: sind sie etwa zur Hälfte unmittelbarer Ausdruck seiner Liebe, zur Hälfte Ausfluß seiner Phantasie? Aber nein, es gibt nicht dieses Nebeneinander von Wirklichkeit und Dichtung für Goethe; der Gegenstand seiner Liebe ist die Gestalt, wie sie in den Gedichten lebt, und diese Gestalt ist nicht Wirklichkeit, sie ist Dichtung. Wenn nun der Dichter, an dieser Phantasiegestalt bildend, Erlebnisse benutzte, die aus einem anderen Kreise stammen, so ist das durchaus nicht sonderbar: was auf menschlichem Gebiete unverständlich wäre, ist es auf dem künstlerischen in keiner Weise.

Wie wenig die Sonette unmittelbarer Ausdruck von Goethes Liebe sind, das geht auch aus der bereits erwähnten Tatsache hervor, daß er darin Stellen aus Bettinas Briefen verwertet hat, besonders bemerkenswert ist aber vielleicht der folgende Umstand. In dem VIII. Sonett („Abschied“) möchte man glauben, ganz besonders deutlich den Ausdruck einer warmen, tiefen Liebe zu vernehmen. Aber gerade dieses Sonett geht auf einen Brief Bettinas zurück; es ist also offenbar entweder im Sinne des Mädchens gesagt oder der Dichter hat sich ihr Gefühl zu eigen gemacht. Auf jeden Fall sieht man, wie sich keineswegs sein Gefühl unmittelbar in Verse ergiebt, wie er vielmehr von hier und von dort den Stoff nimmt, der sein Erleben speist, und das kann nicht mehr selbstlos erscheinen, wenn man sich vor Augen hält, daß es sich um ein künstlerisches Erleben handelt.

Dünker hat es sich beträchtliche Mühe kosten lassen, zu beweisen, daß eine leidenschaftliche Liebe Goethes zu Minchen Herzlieb nicht bestanden haben kann. Er macht darauf aufmerksam, wie auffallend es ist, daß Goethe in seinem ersten Sonett (jetzt mit Nummer IV bezeichnet) das Mädchen sprechen läßt. Die Liebende beklagt sich über die Schweigsamkeit des Geliebten. Um seine Schweigsamkeit zu besiegen, will sie seine Marmorbüste so lange küssen, bis er eifersüchtig sie dem Stein entreiße. Hätte Goethe, sagt Dünker, wirklich eine starke Leidenschaft gefühlt, so hätte diese sogleich in dem ersten Gedichte nach Ausdruck gerungen. Damit hat Dünker natürlich gar nicht unrecht. Schon daß Goethe zu seiner Sonettendichtung durch eine künstlerische Anregung von außen gelangte, beweise, meint Dünker, daß sie von keiner tiefen Leidenschaft eingegeben gewesen sei. Man kann natürlich schließlich auch die Sonettenform selber zum Beweise heranziehen: Goethe hätte sie wohl nicht gewählt, wenn er den unmittelbaren Ausdruck einer heftigen Leidenschaft gesucht hätte. „Die Naserei der Liebe“, von der das XI. Sonett spricht, will Dünker ganz und gar nicht gelten lassen. Von einer Naserei könne keine Rede sein. Knebel und Kiemer, denen ein solcher Gemütszustand nicht hätte entgegen können, wüßten nichts davon zu berichten. Man ließe diese Beweisführung mit wachsender Ungeduld. Soll deren Ergebnis sein, daß Goethe, da er Minchen Herzlieb nicht leidenschaftlich liebte, in den Sonetten Dinge gesagt hat, die nurmehr als „Übertreibungen“ abgetan und erledigt sind? Diese Betrachtungsweise sieht doch nur die eine Seite in dem Erleben Goethes. Seine Liebe zu Minchen Herzlieb mag nicht sehr leidenschaftlicher Art gewesen sein, dennoch aber ist der Ausdruck heißer Liebe in den Sonetten durchaus wahr, diese Liebe gilt eben der Gestalt, die des Dichters Einbildungskraft geschaffen hat.

Ein solches Liebeserlebnis des Dichters kann als eine Art Spiel gelten, ähnlich wie sein künstlerisches Schaffen und mit diesem ja auch tatsächlich verbunden. Ich höre den Einwand: „Ein Spiel? Dann war also die Gemütsruhe Goethes nicht ernsthaft bedroht!“ Aber diese Auffassung wäre sehr oberflächlich. Ich verglich das Liebeserlebnis des Dichters mit seinem künstlerischen Schaffen. Auch die Kunst ist ja dem Künstler ein „Spiel“, freilich ein höchst ernsthaftes, dem echten Künstler ernsthafter als das wirkliche Leben: er schöpft seine Seligkeiten und seine Qualen aus diesem Spiel. Und so kann auch ein solches „Liebespiel“, ein solches mit der Einbildungsraft des Dichters fortgestaltetes, weitergesponnenes Liebeserlebnis den „Spielenden“ gelegentlich nicht minder zugrunde richten als ein anderes, in dem sich der Erlebende ganz innerhalb des Wirklichen hält.

Diese Dinge, die mir für das Wesen des Künstlers beachtenswerte Aufschlüsse zu geben scheinen, erhalten vielleicht noch eine besondere Beleuchtung, wenn wir der Frage nachgehen: Lassen sich ähnliche Erlebnisse auch beim Nichtkünstler beobachten? In der Tat kommen sie vor: bei Menschen, die keiner starken Gefühle fähig sind. Diese Krankheit des Gefühls wird wohl stets mit einer allzu lebhaften Tätigkeit des Verstandes Hand in Hand gehen: unter dem kalten Hauche einer unaufhörlichen zerlegenden Betrachtung vermögen starke, zweifelnsfreie Gefühle nicht zu gedeihen; an ihrer Stelle wachsen Phantasiegebilde auf, die in einsamen Stunden aus reizbarer Seele emportreiben, künstliche, tränkliche Treibhauspflanzen, die ihrerseits der frischen Luft der Wirklichkeit nicht standhalten. Dieser sich selbst zerfasernde Zweifler, der nicht stark genug ist, die Wirklichkeit zu fassen und festzuhalten, der nur von der Sucht nach Erlebnissen besessen ist, bringt es gar nicht fertig, ein Mädchen zu lieben, er liebt die Liebe, und was noch schlimmer ist, er liebt seine Liebe, er liebt seine Gefühle, seine Wonnen, seine Schmerzen. Der junge Phantast — ich nehme an, wir haben es hier mit einer ausgesprochenen Jugendtrankheit zu tun — ist sich nicht bewußt, welch ein frevelhaftes Spiel er mit Menschen treibt. Es ist in der Tat auch eine Art Spiel, oder richtiger, es ist eine böse, kindische Spielerei. Und nun der Unterschied zwischen der Betätigung des Dichters und dem Tun dieses Kränklings! Der Dichter, der seine Liebe zum dichterischen Kunstwerke gestaltet, erhebt sich über die Wirklichkeit, er setzt an die Stelle der Wirklichkeit eine zweite Welt, und in dieser lebt er. Der gefühlstranke Phantast lebt zwar auch in der Welt seiner beseligenden Gedanken und Gefühle, aber nur zeitweise; er gibt die Wirklichkeit nicht auf, unheilvoll zwischen Phantasie und Wirklichkeit hin- und hergeworfen, weiß er zuletzt nicht mehr, was Wirklichkeit, was Dichtung ist. Er wird zu fürchten haben, daß sein Mädchen des Spielers seiner Gefühle inne wird, und überdrüssig, nichts als die äußere Anregung seiner inneren Erlebnisse zu sein, ihm eines Tages seine Liebe vor die Füße wirft.

Diese Betrachtungen dürften als eine unerlaubte Abschweifung angesehen werden, wenn sie nicht geeignet wären, die eigenartigen Vorgänge, wie sie sich in der Seele des Dichters, in unserem Falle Goethes, abspielen mögen, in das rechte Licht zu setzen.

Der Zufall hat übrigens ein ganz reizvolles Spiel getrieben: es zeigt sich eine ähnliche Erscheinung wie in Goethes Falle bei — Bettina. Ihr „Briefwechsel“ ist von der Liebe zwischen ihr und Goethe erfüllt, aber dieser Goethe ist ebenso wenig der wirkliche wie die wirkliche Minchen Herzlieb der Gegenstand der Sonette, auch er ist eine erdichtete, eine Phantasiegestalt. Soweit besteht also eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen beiden Fällen, in einem Punkte aber zeigt sich ein Unterschied, und eben dieser ist bedeutungsvoll: Bettina hat es bei Goethes Lebzeiten nicht verstanden, die Wirklichkeit gebührend zu beachten, ihre Phantasiewelt von der wirklichen zu trennen, und so mußte sie sich die peinlichen Folgen gefallen lassen, die dieses Vermischen von Phantasie und Wirklichkeit für sie mit sich brachte. Ihr Liebeserlebnis wird aber für uns zum tief bedeutsamen Gegenstücke von Goethes Erlebnisse.

3. Wahlverwandtschaften und Pandora.

Goethes Liebe zu Minchen Herzlieb spielt, wie bekannt, noch in zwei Werke hinein, die beide zu der Zeit jener Erlebnisse entstanden: die „Wahlverwandtschaften“ und „Pandora“. Für die Beziehung dieser beiden Dichtungen zu Minchen Herzlieb sind zwei Worte von größter Bedeutung, die beide in den „Annalen“ zu finden sind. Goethe sagt da: „Niemand erkennt an diesem Roman eine tief-leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheint, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“ Und an einer anderen Stelle: „Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften brücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus.“ Es kann kein Zweifel sein, daß Goethe mit diesen Worten auf seine Liebe zu Minchen Herzlieb hindeutet. In der „Pandora“ blickt Epimetheus, dem seine Geliebte entschwunden ist, auf sein verlorenes Jugendglück mit dem Schmerze der Entbehrung zurück. Das Scheiden der Geliebten, ihren Verlust, die nie gestillte Sehnsucht nach ihr, das Bemühen, ihr Bild festzuhalten, alles dies hat der Dichter nicht nur mit höchster Kunst, sondern auch mit einer solchen Wärme des Gefühls dargestellt, daß die Dichtung, über die sich wie ein Schleier schmerzvolle Trauer breitet, reife Menschen aufs tiefste erschüttern muß. Ergreifend klagt Epimetheus:

„Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Sieht sie, ach! reizt sie ihn ewig zurück.“

Und noch schmerzvoller:

„Trostlos zu sein ist Liebenden der schönste Trost;
Verlornem nachzustreben selbst schon mehr Gewinn
Als Neues aufzuhalten. Weh doch! Eitles Mühen,
Sich zu vergegenwärt'gen Ferngeschiedenes,
Unwiederherstellbares! hohle, leid'ge Qual!“

Diese leiderfüllten Verse konnte die Gestaltungskraft des Dichters nur dadurch schaffen, daß sein Gefühl, sein persönliches Erleben ihr die nötige Nahrung bot.

Immer wieder bricht in Epimetheus Worten die ewige Sehnsucht nach der verlorenen Geliebten hervor. Der Grundzug seiner Stimmung aber ist eine schmerzsvolle Entsaugung. Ganz aus Goethes Gefühle scheint es hervorzuquellen, wenn Epimetheus sagt:

„Treu blieb ihr Bild, noch immer steht es gegen mir“

und ferner, wenn er auf die Worte des Prometheus:

„Und leider so auf ewig dir entriß sie sich!“

antwortet:

„Und sie gehört auf ewig mir die Herrliche!“

Diesem letzten Worte fügen sich die Verse aus dem VIII. Sonett an, wo der Dichter nach der Trennung von der Geliebten ausruft:

„Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles, was ich je genossen.“

Wie die „Pandora“, so haben auch die „Wahlverwandtschaften“ ihre besondere Färbung durch Goethes Liebeserlebnis empfangen, keineswegs aber geben sie irgendwie eine Darstellung von Goethes Liebe. Wenn Ottilie hier von heißer Gegenliebe zu Eduard erfüllt ist, so kann man daraus nicht den Beweis entnehmen, daß Goethe eine Gegenliebe von Minchen Herzlieb erfahren habe. Goethe hat eben auch hier an der Wirklichkeit gedichtet. Sicher ist aber, daß er

manches von dem soeben Erlebten, vor allem von seinem inneren Erleben, in die Dichtung verwebt hat. Zu Eckermann sagt er selber am 9. Februar 1829: „Es ist in den ‚Wahlverwandtschaften‘ keine Zeile, die ich nicht selber erlebt hätte“, und er ergänzt diesen Ausspruch am 19. Februar 1830 ebenfalls Eckermann gegenüber mit den Worten, daß „darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden.“ Im einzelnen auf die Übereinstimmungen in dem Aüßeren und dem Wesen Ottiliens und Minchen Herzliebs einzugehen, dazu ist hier nicht der Ort. Diese Dinge sind schon oft genug dargestellt worden, etwas Neues ist dazu nicht zu sagen. Wohl aber lohnt es sich, ein eigenartiges Vorkommnis zu beachten, das Voisserrée unter dem 5. Oktober 1815 berichtet. Voisserrée befand sich mit Goethe im Wagen auf der Reise nach Heidelberg. „Unterwegs kamen wir dann auf die Wahlverwandtschaften zu sprechen. Die Sterne waren aufgegangen; er sprach von seinem Verhältnis zur Ottilie, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast rätselhaft andeutungsvoll in seinen Reden.“ Was bedeuten Goethes Worte? Sicherlich sind sie mehr als eine bloße Seltsamkeit, über die man den Kopf schüttelt. Ist unter Ottilie einfach Minchen Herzlieb zu verstehen? Keineswegs, denn Goethe war ja mit Voisserrée in einem Gespräch über die Wahlverwandtschaften. Nein, es gilt auch hier wieder dieselbe Erklärungsweise. Nicht die wirkliche Minchen Herzlieb ist es, von der er spricht, nicht die Leidenschaft zu ihr hat das Leid über ihn gebracht, sondern es ist das Wesen, zu dem sie durch die Gestaltung des Dichters geworden ist: diese Gestalt steht vor seinen Augen, wenn er in dunkler Nacht von seiner unglücklichen Liebe raunt. Abrißens bestätigt Goethes Bekenntnis die vorhin ausgesprochene Bemerkung: daß „Spiel“, dem sich der Dichter hingibt, ist äußerst ernst, nicht weniger ernst als die Wirklichkeit, deren ausschließliche Wesenhaftigkeit der gewöhnliche Mensch anerkennt, unter seinen „eingebildeten“ Schmerzen — man verstehe das Wort wieder in seinem eigentlichen Sinne! — vermag er aufs tiefste zu leiden.

Das ist seltsam, ohne Zweifel, aber im Grunde ist es nicht seltsamer als jedes künstlerische Schaffen, in dem der Dichter neben die wirkliche Welt eine zweite, erdichtete stellt, nur daß hier einmal in einem Augenblicke diese erdichtete Welt ihre Macht über den Dichter in ganz auffallendem Maße ausübt. Berührt uns in jenem nächsten Gespräche diese Verwechslung von Wirklichkeit und Dichtung fremdartig, wie eine Art Geistesstörung, so haben wir uns zu erinnern, daß auch der Zustand des künstlerischen Schaffens, mit dem jener eng zusammenhängt, mitunter auch gerade bei Goethe, vom Krankhaften nicht allzu weit entfernt ist.

Im ganzen läßt uns der Fall erkennen, wie eigentümlich, wie sehr von dem des Nichtkünstlers unterschieden, das Erleben des Dichters ist, wie eigenartig es sich an der Wirklichkeit betätigt. Es ist menschlich äußerst fesselnd, dieser Erscheinung nachzugehen, noch wichtiger aber sind diese Dinge für unsere Kenntnis von der Seele des Künstlers.

Blicke in die Welt der tonangebenden Pariser Gesellschaft zur Zeit des ersten Kaiserreichs

Der alte Geist in den neuen Salons

Von Willi Müller

Nach den nicht gerade ermutigenden Erfahrungen, die man während der Zeit der kaleidoskopisch wechselnden Bilder, wie sie Jakobinerherrschaft, Direktorium und Konsulat malten, mit dem Verfassungsleben der französischen Republik gemacht hatte, schien dem hochstrebenden Napoleon Bonaparte und seinem genialen Minister Talleyrand das Wohl des Staates innerhalb des goldenen Reifes einer Krone am besten geborgen zu sein; und so vollzog sich 1804 die Metamorphose des zuletzt nur noch nominellen Triumvirates in die durch Volksbeschluß sanktionierte Monarchie, das Kaisertum. Aber wie vielfältig die innerpolitischen Zustände Frankreichs seit dem Ausbruch der Revolution sich auch verändert hatten — im gesellschaftlichen Leben der leitenden Kreise wirkten die lockeren Sitten des *ancien régime* noch immer nach, und von einem Wandel der Moral, wie er erfahrungsmäßig durch die Zeit bewirkt zu werden pflegt, war, zumal in Paris, nichts zu spüren; es herrschte nach wie vor der unabweisliche Drang, intensiv zu genießen und sich voll anzuleben. Und immer wieder taucht aus den chaotischen Strömungen der napoleonischen Tage die Frau auf mit ihrem maßgebenden Einfluß auf alle möglichen Verhältnisse und besonders natürlich auf die mehr oder minder glückliche Gestaltung der Ehen. Selbstverständlich gab es während der Jahre des Kaiserreichs Eheleute, die in ihren Anschauungen und ihrer Lebensweise untadelig dastanden, und es wäre unrecht zu leugnen, daß, so groß auch die Entfremdung mancher Gatten war, Verbindungen zwischen Mann und Frau existierten, die den besten Traditionen entsprachen, Ehen, in denen die Gatten voller Liebe zusammen alterten wie Philemon und Baucis und später der überlebende Teil sich nach orphaischem Muster an den anderen klammerte, der nicht mehr war. Aber so ideale Zustände fanden sich nicht überall. Manche Schöne war als Tänzerin auf Wällen zwar von großem Liebreiz und als Nachbarin beim Diner amüßant genug, hatte aber für die Häuslichkeit wenig Sinn und zog, verlockt durch die großen Freiheiten, die die Frauen jener Tage genossen, pseudo-konjugale Unterhaltungen einem geordneten Leben vor; der Mann aber drückte wohl, falls nur öffentlicher Skandal vermieden wurde, ein Auge zu, besonders wenn der Geliebte der Gemahlin den gesellschaftsfähigen Kreisen angehörte. Viele Lebendamen machten sich die Weisheit der Sonnenwären zu eigen: *Horas non numero nisi serenas*, aber heitere Stunden waren ihnen eben nur die unerlaubten erotischen Genüssen gewidmet. Es gehörte zur napoleonischen Zeit fast zu den Ehrentiteln schöner Frauen, eine nicht ganz makellose Vergangenheit zu haben. Der Nimbus einer Tugendhaften wurde getrübt durch den Verdacht, sie sei minder begehrt und daher der Verführung weniger ausgesetzt gewesen. Natürlich sündigten auch die Männer, und hatte einer der Gatten die Ehe erst zu einem dreieckigen Verhältnis gestaltet, so wurde sie ganz von selbst leicht zum Viereck und schließlich zum Polygon. Ja man kann geradezu sagen: es herrschte in manchen Ehen erst dann Friede, wenn der Mann seine *Maitresse* und die Frau ihren Liebhaber hatte. Und durch die häufigen Ehedheiraten, die „Sterbung-Lieben“, wie Frau Elliot-Dalrymple, die ebenso weiterfahrende wie schöne Freundin des Prinzen von Wales, sie nannte, wurden solche Zustände begreiflicherweise geradezu großgezogen.

Regier gesellschaftlicher Verkehr begünstigte Extravaganzen aller Art. Napoleon hegte den Wunsch, daß alle Würdenträger seines Reiches ein großes Haus machten, und nur gar zu gern entsprachen die Gattinnen dieser Herren der

kaiserlichen Anregung. Selbst die Junggesellen mußten repräsentieren, wie der Erzreichskanzler und Mitarbeiter am Code Napoleon, Herr Cambacérés, als Schlemmer nicht minder bedeutend wie als Jurist; seine lukullischen, von dem berühmten Koch Méot hergerichteten Dinern, zu denen sämtliche Departements Frankreichs und die vielen ihm damals angegliederten Länder Lederbissen aller Art wie kostbare Getränke beisteuerten, erfreuten sich eines großen Rufes und wurden auch durch die Anwesenheit lebenswürdiger Frauen verschönt, von denen man allerdings, um die Festlichkeiten prunkvoller zu gestalten, erwartete, daß sie in Schleppekleidern kamen. Das war den holden Teilnehmerinnen dieser Genüsse aber lästig, und Frau v. Rochefoucauld, Ehrendame der Kaiserin Josephine, machte eines Tages ihrem Ärger Luft, indem sie, ohne Schleppe erschienen, sich damit entschuldigte, daß sie direkt von Ihrer Majestät komme und nicht mehr Zeit gehabt habe, die Toilette zu wechseln. Aber punkt halb neun Uhr verließen die Gäste ihren Wirt, der dann zu seiner Geliebten, der Schauspielerin Fräulein Gurzot, fuhr. Frau v. Rochefoucauld war eine der wenigen dem alten königstreuen Adel angehörigen Damen, die sich bald nach Errichtung des Kaiserthrones um eine Stellung in dem napoleonischen Hofstaate bemühten; erst nach und nach erkannten jene Kreise, sie mußten im eigenen Interesse den veränderten Umständen Zugeständnisse machen und darüber hinwegsehen, daß an den Händen des neuen Herrn das Blut des Herzogs von Enghien fließe. Die meisten Damen der royalistischen Sphäre schwelgten immer noch in pikanten Reminiszenzen aus der Zeit Ludwigs XV. und XVI. und malten sich den zukünftigen Hof des achtzehnten Königs gleichen Namens mit leuchtenden Farben aus. In schroffem Gegensatz zu diesen Familien stand der zum Teil aus den Reihen der Königsmörder hervorgegangene neue Adel, und so gliederten sich freilich nicht allzu zahlreichen Salons, deren Türen sich beiden Welten öffneten, Gärten, in denen ein neuer Lenz mit wuchernden Blütenranken die halb abgestorbenen Zweige einer verfinsterten Vegetation umspann.

Die militärischen Kreise

Wichtige Faktoren der Gesellschaft des ersten französischen Kaiserreiches bildeten naturgemäß die Vertreter der Armee. Wir sind gewohnt, die lorbeergekrönten Gehilfen des Schlachtenkaisers im Rampenlicht der Bühne zu sehen, auf der sich die Weltgeschichte abspielt; gern aber folgen ihnen unsere Blicke auch, wenn nach den Aufschlüssen des großen Dramas für einige Zeit der Vorhang fällt, hinter die Kulissen; ihre rein menschlichen Seiten, die wir hier kennen lernen, ergänzen das Bild, das wir uns entwarfen, und verschieben es zugunsten des einen und zum Nachteil für den anderen, denn Nio ist rücksichtslos und deckt auch die Schwächen der Menschen auf. Diese napoleonischen Offiziere — größtenteils so begeistert für ihren Beruf wie etwa Senaus „Werber“ — traten an die Stelle der Edelleute der Königszeit; sie waren ein Schwertadel, „Emporkömmlinge des Heroismus und der Gloire“; erst gegen Ende des Kaiserreiches wurde man sogar in ihren Reihen des ewigen Kriegsführens müde. Zweifellos gab es unter ihnen in den hohen wie in den niederen Chargen fein gebildete Männer, aber im ganzen und großen setzten sich diese Kreise doch ziemlich bunt aus den verschiedenartigsten Bestandteilen zusammen, auch in ihren oberen Regionen; selbst viele Marschälle waren ohne jegliche Bildung und entstammten den kleinsten Lebensverhältnissen. Der „Abbé“ Murat — so genannt, weil er ursprünglich Priester werden sollte — war der Sohn eines Schankwirts; der Marschall Brune fungierte einst als Faktor in einer Druckerei, der General Laroche fristete eine Zeitlang als Trompeter seine Existenz; Ney war Sproßling eines Wöltchers, Lannes eines Färbers; Masséna, armer Leute Kind, sehen wir zunächst als Schiffsjungen auftauchen, und Augereau — bevor er ein berühmter Marschall wurde, Pariser Gamin — entstammte der Verbindung eines Maurergesellen mit einer Obsthändlerin; der rohe und grausame Vandamme aber ent-

puppl sich bei näherer Betrachtung als ein infolge der Revolution freigeblommener Galeerensträfling. Fürwahr, nicht mit Unrecht glaubte jeder napoleonische Soldat, vom General bis zum Tambour, auch sein Tornister berge den Marschallstab. In den Salons freilich, die man, den Trägern erster Rollen gegenüber, wie heute, so damals, auch mit Statisten zu möblieren gezwungen war, galten diese berühmten Männer, die nie Gelegenheit gehabt hatten, sich die Geseze des guten Tones anzueignen, nach dem alten Rechtsfage: ignorantia legis nocet nur als — allerdings hochwillkommene — Dekoration; sie litten oft an allerhand gesellschaftlichen Untugenden, wie beispielsweise der vielgenannte Marschall Berthier, der mit der häßlichen Angewohnheit behaftet war, an seinen Nägeln zu kauen. Daneben hatte er freilich Passionen, die bei einem napoleonischen Marschalle auffallen: seinem Nachlaß entstammt eine Straduarium im Werte von 120 000 Mark, die sich heute im Besitze Franz v. Perczys befindet.

Trotz solcher in bezug auf die Umgangsformen nicht ganz einwandfreien Elemente nehmen aber im gesellschaftlichen Leben der Empirezeit die Offiziere doch unbedingt den ersten Platz ein — kein Wunder, wenn man bedenkt, daß der größte Feldherr seiner Zeit die Krone Frankreichs trug und Bellonas Gunst sie ihm aufs Haupt gedrückt hatte. Die Uniform wob um diese Schlachterprobten Kampfgenossen des Kaisers einen verklärenden Schimmer, der sie freilich mit einem Selbstgefühl erfüllte, das guten Beziehungen zum Zivil nicht immer dienlich war, und um so weniger, als es vielen dieser Söhne des Mars eben an dem wünschenswerten Taktgefühl gebrach. Der Raufch kriegerischen Ruhmes trug sie in die Sphäre von Halbgöttern empor, und so spielte mancher von ihnen, der die Erziehung eines Parvenüs genossen hatte, völlig unberechtigterweise den großen Herrn. Das ging bis in die höchsten Stellen hinauf. So ließ, um nur einen von vielen zu nennen, General Junot oft genug den Emporkömmling ahnen, freilich meist, nachdem er sich mildernde Umstände angetrunken hatte. Möglicherweise war er allerdings nicht ganz normal; er endete wenigstens durch Selbstmord mit Hinterlassung einer Schuldenlast von drei Millionen Franken. Bezeichnend für das auffällige Betonen eines gewissen prozenhaften Grandseigneuriums sind die Preise, die er für seine Liebesfreunden zahlte; in einem Falle wurde dem General Thiebault, der uns davon erzählt, eine Spende von 12 000 Franken bekannt. Ähnlich verfuhr Murat, der, wenn er in Madrid zu seiner Maitresse, einer Frau Michel, ging, dem ihm die Tür öffnenden Diener als Trinkgeld eine 500 Frankennote in die Hand zu drücken pflegte. Und auch den jüngeren Offizieren entglitt oft genug, sobald sie reichlich getrunken hatten, der dünn aufgetragene gesellschaftliche Firnis; nach ihren Belagen, deren Heiterkeit oft den Wackruf des Morgens verschleuchte, und bei denen sie Sektflaschen zu entkorken liebten, indem sie ihnen Pistolenkugeln durch den Hals jagten, fielen die Becher infolge hochgradig überreizten Nervensystems wohl dem „Porzellanfieber“ anheim: Teller, Schüsseln, Gläser und Flaschen wurden dann kurz und klein geschlagen; es fehlte ohne solche Exzesse den Festen, die der Hauch des Parvenütums umschwebte, die rechte Weihe. Gings aber ins Feld, so zeigte sich, daß in diesen lustigen Kreisen der Glaube an trübe Ahnungen weit verbreitet war: eine zerbrochene Pfeife, ein zersprungenes Glas bedeuteten auch für den Mutigsten den Schlachtentod, wie ihn der General Lasalle erlitt, der, tapfer und abergläubisch wie nur je ein Landsknecht, nachdem das Orakel geweissagt hatte, bei Wagram blieb. Solchen harmlosen Schwächen gesellten sich aber manchmal Schandthaten übelster Art; im Rauben und Stehlen besaßen viele Generale — wie Augereau, Lannes oder Massena — ein Geschick, um das gewiegte Zuchthäusler sie hätten beneiden können, und vor Gemeinheiten bedenklichsten Charakters schreckte mancher dieser Offiziere mit klingendem Namen keineswegs zurück. 1807 ließ der Marschall Ney, dem mit der Bagage auch seine Maitressen abhanden gekommen waren, in Gumbinnen sich die vier schönsten Mädchen der Stadt aussuchen, um seinen Verlust zu ersetzen, und in Venedig trieb 1796 Augereau die Nonnen aus ihren Klöstern in die Bordelle. Mehr Humor bewies er in

Bavia, wo er die Bürgerschaft für die Bonnen, die er bei einer Priesterin der Venus genossen hatte, haftbar machte, indem er das Mädchen mit einer Tratte auf die Stadt entlohnte. Wir sehen, zu Grafen und Fürsten konnte Napoleon seine Generale machen, aber nicht zu Edelleuten in des Wortes bester Bedeutung.

Allerdings gab es auch solche von altem Schrot und Korn in der Armee, wie — ich führe nur diesen einen an — Herr v. Karbonne, der allen Frauen die Köpfe verdrehte, zumal seine Geburt das Dämmerlicht eines recht pitanten Geheimnisses umschwebte: er sollte ein Sprößling Ludwigs XV. sein, erzeugt im verbrecherischen Liebesbunde mit der eigenen leidenschaftlichen Tochter. Die Wahrheit dieses Gerüchtes ist durch nichts erwiesen, aber man weiß, welchen Zauber ein solcher Nimbus auf alles, was weiblich heißt, auszuüben pflegt. Ganz besonders waren Salonhelden aber in Berthiers Generalstabe vertreten; dieser lieferte für die Pariser Bälle die unermüdblichsten Tänzer, und die Damen des Hofes inklinierten stark für die schneidigen Galopins. Der eleganteste unter ihnen ein Herr v. Canouville, dessen Dolman Diamantknöpfe zierten, hatte sogar eine Zeitlang ein Verhältnis mit der Prinzessin Pauline, einer Schwester des Kaisers, und ein anderer, ein Graf Flahault, stand später in zarten Beziehungen zu der Kaiserin Josephine Tochter Hortense, der Königin von Holland, die ihm einen Sohn gebar, den unter Napoleon III. als Minister bekannt gewordenen Herzog v. Morny. Stürmisches Draufgängertum, wie es Siegern eigentümlich ist, charakterisierte diese Herren auch beim Liebeswerben, und da sie ganz zweifellos die Kunst verstanden, die holde Weiblichkeit zu gewinnen, waren sie von vornherein in der glücklichen Lage, die Hälfte der Menschheit auf ihrer Seite zu haben. Mit Offizieren tanzten die jungen Mädchen der besseren Gesellschaft am liebsten und wollten womöglich solche heiraten, und die napoleonischen Paladine entnahmen ihre Gattinnen denn auch gern dem von den Töchtern vornehmer Familien besuchten Institute der Madame Campan. Der Kaiser ließ sogar ein Verzeichnis reicher Erbinnen aufstellen als eine Art Marschroute für heiratslustige Offiziere, und manche von ihnen, wie Rapp, Marmont und Duroc, wählten Bankiersstöchter zu Frauen — Verbindungen, die keineswegs immer die an sie geknüpften Hoffnungen erfüllten; den jungen Pensionärinnen, die die Welt durch die Prismen ihrer Illusionen betrachteten, erschienen derartige Ehen zunächst in farbigem Glanze; das reale Leben hatte aber oft ein ganz anderes Gesicht, und manche von ihnen wurden mit Schmerzen gewahr, daß das Glück einem bunten, aber flüchtigen Schmetterlinge gleicht, der denen, die nach ihm haschen, oft davonflattert und ihnen höchstens als wehmütiges Denkmal glücklicher Augenblicke eine Spur seines leuchtenden Flügelstaubes an den Fingern zurückläßt. Manches junge Mädchen freilich fand alle seine Träume verwirklicht, wie die Gemahlin des als grausam und herzlos verschrienen Devout, der ein ausnehmend liebevoller Gatte und Vater war. Aber auch diejenigen Frauen höherer Offiziere, die auf ein volles Herzensglück verzichten mußten, durften sich meist an Schätzen anderer Art erfreuen, denn ihren Männern bot sich auf den weiten Kriegsfahrten leicht Gelegenheit, in den Besitz kostbarer Juwelen zu gelangen, mit denen sie bei der Heimkehr ihre Gattinnen schmückten. Besonders tapfere Frauen suchten ihre Lebensgefährten auch wohl im Feldlager auf, oft freilich, um dort Schreckliches zu erleben; so mußte die Generalin René mit ansehen, wie andalusische Bauern ihren Mann in einen mit siedendem Öl gefüllten Kessel steckten, um dann dasselbe Schicksal zu erleiden. Manche Generale — es sei nur Masséna genannt — nahmen auch ihre Liebchen mit ins Feld, die dann wohl, als Männer verkleidet, im Handgemenge tapfer an ihrer Seite fochten; des genannten Marschalls Freundin in der Uniform eines Dragoner-Offiziers. Die Amazonenkönigin Penthesilea Hippikrate, ein Reizweib des Mithridates, das neben ihm ritt und stritt, und Fulvia, die Gemahlin des Markus Antonius, die man häufig im Waffenschmuck sah, steigen vor unserm geistigen Auge empor. Und wieder andere Offiziere knüpften Verbindungen mit den Frauen von Kameraden an; so hatte

Junot, als er in Portugal kommandierte, ein Verhältnis mit der niedlichen Gattin des ihm unterstellten Artillerie-Obersten Foy, das diesem die Stelle eines Brigade-Generals eintrug. Auf die Nationalität solcher Bijoune-Freundinnen legte natürlich niemand Gewicht; der Marschall Lannes z. B. verbrachte, obwohl im Jahre 1809 das kaiserliche Heer gegen Österreich ins Feld gezogen war, die Stunden vor der Eßlinger Schlacht, in der er tödlich verwundet wurde, in den Armen einer schönen Wienerin.

Wenden wir uns nun den Frauen der hohen Offiziere zu, so sehen wir, daß auch diese zum Teil niederen Sphären entstammten. Die scharf gewürzte Anekdoten liebende Gattin des Marschalls Lefèvre war in ihrer Jugendzeit Wäscherin, diejenige des Marschalls Brune Modistin gewesen; Marschall Mortier hatte eine Tochter des Wirtes vom „Wilden Mann“ in Koblenz geheiratet, und die Mutter der Marschallin Ney der Königin Marie Antoinette als Kammerfrau gedient, eine Abstammung, die die Gemahlin des „Tapfersten der Tapferen“ freilich keinen Augenblick hinderte, mit großem Selbstbewußtsein aufzutreten. Geistig erwiesen sich die Gattinnen derjenigen Offiziere, die zu Napoleons vertrautem Kreise gehörten, meist als recht unbedeutend, wenn es auch rühmliche Ausnahmen gab, wie Frau Junot, die Herzogin von Abrantès, die außer interessanten Memoiren einen Kommentar zur Apokalypse schrieb. Sie waren meist sehr jung, und wenn ihre Bildung vernachlässigt erscheint, kann das nicht wundernehmen; hatten sie doch ihre Kinderzeit während der Jahre der Revolution verlebt, als es Klöster, die „Nuzen“ jener Tage, nicht gab. So trieb denn in diesen Kreisen der Aberglaube die üppigsten Blüten, und manche Offiziersfrau gab ihrem Gatten, wenn er ins Feld zog, wohl einen Talisman mit. Abergläubig zu sein, gehörte sogar zum guten Ton, und die Kaiserin konnte auf diesem Gebiete geradezu als Muster dienen. Daneben finden wir eine starke Oberflächlichkeit, die sich zumal in arger Verschwendung zeigte; Frau Junot z. B. hatte einst im Magazin „Mère de famille“ für Garn und Nadeln eine Rechnung von 10 000 Franken zu bezahlen, und manche Frau eines höheren Offiziers entnahm mit Vorliebe, auch auf Kredit, Waren von dem Juwelier Foncier, der ein berühmter Mann geworden und in Mode gekommen war, nachdem er die Kaiserkrone Napoleons gefertigt hatte. Allerdings gab es in diesen Sphären auch Damen, die andere Künste verstanden als diejenige, sich zu schmücken; Musik z. B. wurde viel getrieben: Frau Ney, die spätere Fürstin von der Moskwa, die eine hübsche Stimme hatte, sang, wie uns der preußische Kapellmeister Reichardt auf Grund eigener Beobachtung melden kann, schwere Sachen aus Partituren vom Blatt, und auch die Marschallin Suchet war sehr musikalisch. Mit der ehelichen Treue aber nahmen es manche dieser Schönen ebenso wenig genau wie ihre Gatten, und Gelegenheit zu Liebsleien fand sich leicht, da der Kaiser wünschte, daß die Offiziersfrauen auf Bälle und in Gesellschaften auch dann gingen, wenn ihre Männer im Felde standen; ein Befehl, dem nachzukommen vielen nicht schwer wurde. Und hatte Josephine es nicht ebenso gemacht, als der General Bonaparte in Italien und Ägypten war? Gleich ihr unterlag diese und jene der an sie herantretenden Versuchung. Denn in einem Punkte unterschieden sich die Frauen vor, während und nach der Revolution nicht voneinander, das ist die Genußfreudigkeit in der Liebe. Auch die, wie oben erzählt, hochgelehrte Frau Junot wurde zum Beweise für die alte Wahrheit, daß der Verstand oft vom Herzen zum Narren gehalten wird: sie erwies sich — Metternich hätte davon erzählen können — nicht durchweg als Tugendheldin, wobei sie ja allerdings die Untreue ihres Gatten nur mit gleicher Münze zahlte. Und auch Frau Foy genügte, wie wir sahen, die Huldigungen ihres geistvollen Mannes nicht; aber wenn sie vor dem Höchstkommandierenden kapituliert, folgte sie damit nur den Spuren der Madame Fourès, der Gattin eines Hauptmanns, die einst im Lande der Pyramiden den Lockungen Bonapartes erlegen war. Vielleicht war es das böse Beispiel der Frau Foy, das ansteckend auf Frau Thiebault wirkte, die Gattin des

Generals, der in Portugal Junots Stabschef war; auch diese hielt ihrem sie vergötternden Manne die Treue nicht. Aber sie fand Verzeihung; unter Kameraden nahm man es mit solchen Dingen augenscheinlich nicht so genau, seit der Kaiser mit gutem Beispiele vorangegangen war; und es zeigte sich dann wohl, daß Ehen, wenn auch mal gekittet, noch lange Jahre hielten. Auch die Marschallin Ney, die gern hasardierte, soll Spielschulden mit Galanterien bezahlt haben; doch mag man immerhin bedenken, daß einerseits Frau Juma, hellhörig, flügelstark und geschwätzig, eine Gottheit ist, der es nie an Gläubigen fehlt, und andererseits in den Memoiren der Kaiserzeit viel böse Zungen zischeln. Charakteristisch für die Zustände innerhalb der dem Bereiche unserer Darstellung angehörnden Kreise ist auch — was Stanislas Girardin in seinem Buche: *Journal et Souvenirs* erzählt —, daß Napoleon einen seiner Generale, der sich bei ihm beklagte, seine Frau sei durch Murat, des Kaisers Schwager, zur Untreue gegen ihn verführt worden, geantwortet habe: „Ich hätte keine Zeit übrig, mich mit den Staatsgeschäften abzugeben, wenn ich die Sachen aller Hahnreie an meinem Hofe auf mich nehmen wollte.“ Es gab dort eben Männer genug, die sozusagen Ehebrecher von Beruf waren. Den mannigfachen Verfehlungen hochgestellter Frauen gegenüber finden sich allerdings auch Beispiele rührender Gattinentreue; ein solches bietet die tapfere, bildschöne Herzogin von Reggio, die zweite Gemahlin des Marschalls Dubinot, eine verweichlichte junge Frau, die ihren schwer verwundeten Gatten bei einer Kälte, die den Esforte bildenden Nürassieren Eiszapfen an den Bärten wachsen ließ, aus Rußland holte und durch treue Pflege vom Tode rettete.

Die Damen vom Zivil

Ähnlich wie in der den militärischen Kreisen zugehörigen Frauenwelt sah es aber auch bei den Damen der oberen zivilistischen Gesellschaftsschichten aus. Auch hier war echte Bildung eine Seltenheit, wenn sich auch manche Schöne mit dem Schleier irgend einer interessanten Geistes Eigenschaft zu drapieren oder den Schein zu erwecken suchte, sie sei — etwa mit Literatur — wenigstens notdürftig gepudert. Wie bunt gemischt diese Zirkel waren, zeigt recht deutlich die Tatsache, daß es ihnen selbst an langfingerigen Mitgliebern nicht fehlte: es kam, wenn die Wogen des Vergnügens recht hoch gingen, wohl vor, daß ein wertvoller Schal, den die Eigentümerin ohne Aufsicht gelassen, oder ein kostbares, nicht genug behütetes Kleinod derartigen nach Heute spähenden Salonpiratinnen zum Opfer fiel. Denn sich zu schmücken war das Bestreben auch dieser oft mit Diamanten förmlich gepanzerten Damen; auch sie waren Muster von Eleganz, und auch sie besaßen das beneidenswerte Talent, sich ihrer persönlichen Note entsprechend zu kleiden und die Mode durch ihren subjektiven Geschmack gewissermaßen zu individualisieren. Die berühmten Konfektionsgeschäfte von Lenormand und Leroy lieferten, wie der übrigen Hofgesellschaft, so auch ihnen die solchen Zwecken dienenden Roben und Modeartikel. Und über Witz, Takt und Geschmack, den wichtigsten Ingredienzien einer fesselnden Unterhaltung, verfügte gar manche dieser Damen; wie gewandt zog sich — es genüge dies eine Beispiel — Frau v. Souza, die dem Flahaultschen Familienkreise angehörte, aus der Affäre, als der Kaiser ihr, die eben von Berlin heimgekehrt war, die präfäre Frage vorlegte, ob man dort Frankreich liebe! Da sie nicht vorbehaltlos ja sagen und ebensowenig mit einem glatten Nein antworten wollte, meinte sie sehr fein: „Ja, Eure, man liebt Frankreich . . ., wie die alten Frauen die jungen lieben“ — eine Antwort, die dem Herrscher ausnehmend gefiel. Und auch in diesen Sphären verfügte manche Dame über künstlerische Fähigkeiten, die freilich ab und zu wunderbaren Zwecken dienstbar gemacht wurden. So besaß Frau Bénéoit, die Gattin des Herrn, der die Personalangelegenheiten im Ministerium des Innern bearbeitete, ein freilich nicht gerade bedeutendes Maltalent, aus dem der findige Gatte, um die fehlende Mitgift zu ersetzen, aber doch dadurch Kapital zu schlagen wußte, daß er

den Herren, die sich um Staatsämter bewarben, nahe legte, bei seiner Ehehälfte Bilder der kaiserlichen Majestät zu bestellen. Ein solches für einen besser besoldeten Beamten gefertigtes größeres Gemälde trug immerhin seine 50 000 Franken ein. Durch diesen sinnreichen Trick gewann das Ehepaar die zur Repräsentation notwendigen Mittel. Denn flott leben wollte man in allen Zirkeln des kaiserlichen Kreises, dessen Damen, auch soweit sie dem Zivil angehörten, sich genau so wenig zu Nonnen eigneten wie etwa diejenigen, die früher am Königshofe ihre Rolle gespielt hatten; Leidenschaften sind eben zeitlos, und „Sitten sind nur da für das Volk“, hatte einst die stolze Herzogin v. Gramont gemeint. Frauen beherrschten durchweg das Terrain, und oft genug mußte, wer den Schlüssel zu einem Rätsel vermisse, der Mahnung eingedenk sein: *Cherchey la femme!* Natürlich blühte unter solchen Umständen, obgleich Sheridaus School for Scandal, in der die Platschsucht bestraft wird, schon vor einem Menschenalter geschrieben war, die Sucht zu lästern, und wo Gerüchte rauschenden Fluges durch die Luft schwirren, pflegen die Menschen ihre Ohren weit zu öffnen. Und manchmal erwies sich die Chronique scandaleuse in der Tat als zuverlässig, und auch für andere vornehme Damen galten die Worte der Herzogin von Abrantès, deren Wahrheit sie an sich selbst zu ihrem Kummer erfahren hatte: „Es gibt Frauen, die nie einen Erfolg verzeihen und das Leben anderer durchwühlen, um irgend einen Irrtum der Vergangenheit auszugraben.“ Gab es doch wie zu anderen Zeiten, so auch in den Tagen des Empire eine Menge Damen, die sich bei dem Anblick einer ganz vollkommenen Tugend aus leicht begreiflichen Gründen nicht recht wohl fühlten. Sie sahen, wenn auch nicht ohne einen gewissen Neid, lieber auf Frauen wie die Gräfin d'Orsay, die zur Zeit der Kaiserkrönung Napoleons ein Liebesverhältnis mit dem General Dorjenne unterhielt, und von der man sagte, sie habe den schönsten Gatten und den schönsten Liebhaber in ganz Frankreich. Versuche, dem oberflächlichen, frivol-tonen, wie er sich in den Salons der napoleonischen Ära eingebürgert hatte, ein Ende zu machen — Frau Maret, die Herzogin von Bassano, bemühte sich in diesem Sinne — oder ihn durch einen würdigeren, ernstern zu ersetzen, scheiterten oder fanden doch wenigstens keine Nachahmung.

Gar zu viele Frauen jener Zeit besaßen eben eine ausgesprochene Elastizität des Herzens und suchten ihren Ehrgeiz nicht im entferntesten darin, die Graujamen zu spielen; ja es gab nicht wenige unter ihnen, die achtungsvolle Zurückhaltung des Mannes als eine Beleidigung ihrer Reize empfanden. Zwischen Verbot und Erlaubnis schwankte manche lange hin und her, bis schließlich, wie gewöhnlich, das Positive über das Negative siegte und die Ehe — für viele jedenfalls das Reizvollste an ihr — gebrochen wurde. Man muß allerdings zugeben, daß zahlreiche Frauen erst allmählich, sozusagen mit kriegerischen Ehren, kapitulierten und, wenn sie fielen, dies nicht ohne eine gewisse Grazie taten, selbst wenn sie ihre Liebe mit gutem Profit feilboten. Dann wollten diese galanten Damen als Ersatz für den Verlust ihres guten Rufes aber auch genießen. Und kam mal ein Liebhaber abhanden — er konnte leicht ersetzt werden, denn die Horden verwandten im Plänklerkriege der Liebe mit großem Geschick alle Waffen ihres reichhaltigen Arsenal; selbst aus ihren Schleiern wußte diese und jene eine Verhüllung zu machen, und Disziplinlosigkeit der Pupillen war eine weit verbreitete Modefrankheit. So hörte man erotische Funken knistern, bevor die Flamme aufschlug. Und wäre es nicht in der Tat eine unverzeihliche Härte gewesen, den sprechenden Augen einer schönen Frau zu gebieten, daß sie stumm sein sollten? Für passende Gelegenheiten hüllten Simulantinnen sich freilich auch wohl in das Gewand der Schamhaftigkeit, wie sie etwa eine Tändelschürze anstreckten, aber wie leicht kann man sich einer solchen entledigen, wenn sie lästig wird! Und wie widersprachen sich die Charaktere! Die eine war förmlich darauf erpicht, ihre Triumphe zu erzählen, die andere bemühte sich, ihre Fehltritte zu verbergen bis auf die letzte Spur! Die Frauen früherer Zeiten hatten es in Fällen von

Treulosigkeit allerdings besser gehabt: ihnen glaubte man noch, daß sie von ihrem Liebhabern durch Zaubermittel verführt seien, und sprach sie von Schuld und Sühle frei, wie es Katharina, der Gemahlin Peters des Großen, ergangen war, die zu einem Kammerherrn in allzu nahen Beziehungen gestanden hatte. Den ersten Liebhaber verzieh freilich auch jetzt wohl noch mancher Mann seiner Frau, und von den Nachfolgern ahnte er nichts, weil jene mittlerweile schlauer geworden war. Aber auch diese moralisch keineswegs intakten zivilistischen Kreise entbehrten, wie die militärischen, nicht völlig des Sinnes für die Kunst; die Gattin des Ministers Régnauld de Saint Jean d'Angély, die zur Zeit des Konsulats ein Verhältnis mit Joseph Bonaparte, des Ersten Konsuls ältestem Bruder, gehabt hatte, eine Frau, in der sich antike Schönheit mit moderner Empfindsamkeit in wunderbarer Weise mischte, erfreute ihre Freundinnen und Freunde häufig durch sehr achtungswerte musikalische Darbietungen. Ihr Herr Gemahl dagegen glänzte als Athlet: eins seiner Bravourstücke war, nach einem guten Diner seine Tischdame, der er die linke Hand reichte, während sie mit ihrem linken Fuße auf seiner rechten Hand stand, um die Tafel zu tragen. In der Welt der Diplomatie fanden sich aber im Gegensatz zu den Frauen der meisten Generäle auch reifere, doch deswegen keineswegs weniger anziehende Damen, denen der frisch sprudelnde Born der Liebe durchaus noch nicht zu Eis erstarrt war; auch unter ihnen blühten mancher vielleicht im Garten der Erinnerung Rosen, wenn auch nicht ohne die spigen Dornen, an denen so manches Schäfchen Wolle hängen läßt, wenn es sich von dem breiten Wege verirrt, den die große Herde zieht. Doch selbstquälereisiche Anwandlungen raubten auch diesen Frauen wohl selten die Ruhe der Nächte. Vorherrschend waren allerdings auch unter den Damen vom Zivile die jugendlichen Elemente, und an dieses Edelwild pirschten sich auch hier gern raffinierte Genießer heran und fühlten sich glücklich, Mittschuldige zu sein an dem ersten Fehltritt einer bisher tugendhaften Frau. Selbst reiferen Männern blühten Erfolge; sie verdankten diese häufig einem Gefühle des Vertrauens, das sie erweckten. So gab es denn auch in der zivilistischen Welt viel gehörnte Ehegatten, und hier und da sah ein Kind einem im Hause Verkehrenden weit ähnlicher, als es einem bloßen Freunde der Familie zu gleichen verpflichtet war.

Es ist klar: unzählige Frauen der während der napoleonischen Ära tonangebenden Pariser Gesellschaft hatten einen moralischen Knack; aber derartige Bagatellen fielen nicht ins Gewicht, ja man respektierte die Liebe sogar noch in denjenigen, die sie verkauften, und die Sinnesfreude, als deren Priesterin sie gelten konnte, gab der Kurtisane eine Art Weihe, ganz wie einst in Rom, wo die Halbweltlerin Flora, kurze Zeit intime Freundin des Pompejus, eine solche Rolle spielte, daß ihr Bild im Kastorentempel als Schmucl aufgestellt wurde. Es war der Standpunkt, den der Dichter des „Neuen Tanzhäuser“ einnimmt, wenn er singt:

„Ihr sagt, sie sei nur eine Dirne,
Schön, doch gemein trotz alledem;
Ich aber seh' auf ihrer Stirne
Der Venus heil'ges Diadem.“

Man lebte in dem zerstreuenden Taumel eines ununterbrochenen Liebesrausches — bis Leipzig und Waterloo kamen und damit der Aschermittwoch nach durchtolltem Karneval.

Weltspiegel

Amerikas Ablehnung. Der gegen ihn entfesselte Sturm hat Lloyd George nicht zu stützen vermocht. Die der Koalition abspenstig gewordenen Unionisten sind in ihrer großen Mehrheit durch Chamberlain, Balfour und Birkenhead wieder beruhigt worden. Nicht unwesentlich hat dabei hinter den Kulissen Northcliffe gegen den Ministerpräsidenten gewühlt. Der Zeitungskönig hat als Vorbereitung auf den kommenden Wahlsfeldzug Amerika, den Fernen Osten und die auf seinem Wege liegenden Teile des britischen Weltreichs beleuchtet. Wie er den englischen Konsulardienst als anzulänglich hingestellt hat, so hat er überall, in Indien, in Palästina oder in Ägypten an dem Verhalten der Regierung etwas auszusetzen gehabt. Wenn die Krise dieses Mal noch beschworen worden ist, so hängt das hauptsächlich damit zusammen, daß kein Nachfolger Lloyd Georges zu finden war. Ohne einen Partei-zusammenschluß irgendwelcher Art kann eine dauerhafte Regierung in England heute nicht bestehen. Wie Churchill ausführte, paßt das System der zwei Parteien in normale Verhältnisse, nicht aber in aufgeregte Zeiten wie die gegenwärtige. Lloyd George wollte sich nach der Beilegung des Konfliktes zur Erholung nach Wales zurückziehen. Der Schritt Lord Readings, des Vizekönigs von Indien, auf Grund der Wünsche der indischen Mohammedaner eine Revision des Vertrages von Sebres im Sinne des nationalen Paktis der Türkei zu verlangen, darüber hinaus aber noch zu fordern, daß die Oberhoheit des Sultan-Khalifen über die Heiligen Stätten Mekka, Medina und dann wohl auch Jerusalem wiederhergestellt werde, und die Veröffentlichung hat den Rücktritt des Staatssekretärs für Indien Montagu zur Folge gehabt. Hier tritt der Gegensatz offen zutage, der zwischen den im India Office sitzenden Anglo-Indiern, den von Churchill vertretenen Vertretern des arabisch-islamischen Gedankens und der türkenfeindlichen Curzon'schen Politik besteht. Ein neuer, innerster Grundfragen des britischen Weltreichs berührender Reibungsheerd ist geschaffen worden; die Stellung des Ministeriums kann dadurch wieder ernstlich erschüttert werden, wie überhaupt wohl die Tage Lloyd Georges gezählt sein dürften. Ob er sich nach Genua oder erst nach den Neuwahlen, deren Termin allein wegen der irischen Verhältnisse nicht bestimmbar ist, vom politischen Leben zurückziehen wird, ist allerdings noch nicht abzusehen.

Daß Genua ihm eine wesentliche Stärkung seiner innerpolitischen Lage bringen wird, ist kaum zu erwarten, nachdem Poincaré in Boulogne den Sieg davongetragen hat. Die Absage der Vereinigten Staaten, sich in Genua aktiv zu beteiligen, betont denn auch, daß die Ausschaltung der wesentlichen Vorfragen Genua gerade den wirtschaftlichen Charakter raube. Die dortige Tagung wird zu einem politischen Instrument, genau wie es der Völkerbund geworden ist. Dafür, daß Frankreich die Vormacht in Europa bleibt, setzt sich Amerika mit seinen moralischen und wirtschaftlichen Hilfsmitteln nicht ein, ebenso wenig wie es in Genf mitwirkte. Eine vernichtendere Kritik kann an Genua nicht geübt werden. Auch Dr. Rathenau vermochte in seiner ersten größeren politischen Rede keine positiven Erwartungen für Genua auszuspochen, sondern begnügte sich mit dem Hinweis auf eine in ferner Zukunft vielleicht doch einmal mögliche Heranziehung Amerikas, des einzigen Landes, das über Kapital genug verfügt, um den alten Erdteil wieder in Gang zu bringen, aber in seiner praktischen Geschäftskart keine Lust verspürt, Geld in ein Unternehmen zu stecken, das aussichtslos ist, so lange Frankreich im Sinne Poincarés die Hegemonie in Europa anstrebt.

Für den Beginn der Genueser Tagung ist der 10. April beibehalten worden. Italien hat hierauf Wert gelegt, denn das Kabinett Facta möchte diese Möglichkeit, Italien eine äußere Ehrung zu verschaffen, sich nicht entgehen lassen. Das auf keinen starken Füßen stehende Ministerium braucht eine Hebung seines Ansehens. Von französischer Seite wird versucht, Italien für die Pariser Politik einzufangen. Camille Barrère, der unter Briand abgehen wollte, ist in Rom wieder mehr denn je tätig. Daß die Volksstimmung ganz allgemein gegen Frankreich unfreundlich ist, entgeht diesem klugen Beobachter nicht, aber solche Stimmungen sind in Italien nichts Ungewohntes, und Barrère bemüht sich, in den Kreisen der berufsmäßigen Politiker für Frankreich zu werben. Die Ereignisse in Fiume, wo das Staatshaupt Danella von Faschisten vertrieben worden ist, haben bei den Südslawen Erregung ausgelöst. In Belgrad findet unter serbischem Vorsitz die bisher wiederholt verschobene Vorbesprechung der Kleinen Entente statt, wobei zu beachten ist, daß Polen bei allen freundschaftlichen Worten für die Kleine Entente nicht in diese Kombination eintritt. Vielmehr bemüht es sich, auf Grund der finnisch-polnischen Annäherung sich an die Spitze eines eigenen Bundes der baltischen Staaten zu stellen. Das Fernbleiben von der Kleinen Entente beruht weniger auf Rücksichten auf Ungarn, als auf der Weigerung, sich der tschechischen Führung irgendwie unterzuordnen. Dem russischen Panславismus, wie er

in den Jahren vor dem Weltkrieg sich ausbreitete, setzten Warschau und Prag damals die Behauptung entgegen, die Führung des Slaventums gebühre den Polen und Tschechen, nicht den „rückständigen“ Russen. Beneš will darüber hinaus Prag zum Mittelpunkt ganz Zentraleuropas machen. Innerhalb der Kleinen Entente hat er Wettbewerber in den Sü-Slawen, die von allen Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns die meiste Lebenskraft zu besitzen scheinen, und in den ihr Lateinertum hervorkehrenden Rumänen. Früher hat der Zar danach getrachtet, den Ausgleich zwischen den Balkanstaaten herbeizuführen. Er war bei aller gemeinsamen Gegnerschaft gegen die Türkei nicht zustande zu bringen. Heute versucht Frankreich mit großer Fähigkeit, Kleine Entente und Polen seinem politischen System einzufügen. Polen leidet unter einer Regierungskrise, bei der sich auch die Unzufriedenheit über die schlechte Finanzwirtschaft des Landes geltend macht, die aber in erster Linie politische Beweggründe hat. Ministerpräsident Bonikowski wollte Mittellitauen und Wilna in einer Form an Polen angliedern, die für die Politik des Anschlusses ganz Litauens und der Schaffung eines baltischen Bundes unter Führung von Warschau Raum läßt. Der unter Umarbung der litauischen Ansprüche zustande gekommene Wilnaer Landtag und die polnischen Nationaldemokraten verlangen die einfache Annexion Mittellitauens. Der wegen dieser Opposition zurückgetretene Bonikowski ist durch einen Schritt der verbündeten Mächte unterhütet worden, die gegen die Ausräumung des Gebietes von Wilna Einspruch erhoben. Bei den verworrenen polnischen Parteiverhältnissen bleibt die Lage unklar. Sehr beachtlich sind die in Polen allmählich auftauchenden Widerstände gegen die wirtschaftlichen Zugeständnisse an Frankreich, die mit dem französisch-polnischen Abkommen verbunden sind. Die Pariser Begeisterung der Polen ist nämlich nicht so groß, daß dem notleidenden Bundesgenossen ohne Pfänder, wie galizische Ölkonzessionen, Mittel vorgehoffen werden.

In Frankreich ist man von dem Ergebnis der bisherigen Fühlungsversuche mit Moskau unbefriedigt. Allerlei Drohungen tauchen auf, darunter die, in Genua neben den Sowjets Vertreter des Emigrantentums zuzulassen. Auch die Türkei wird von Paris gegen Rußland ausgespielt, aber Mustafa Kemal hat unzweideutig zu verstehen gegeben, daß er das gute Verhältnis der Türkei zu Rußland, das freundschaftliche Beziehungen zu anderen, den nationalen Pakt anerkennenden Mächten keineswegs ausschließt, für den Angelpunkt der osmanischen Politik ansieht. In Rußland sieht man, trotz des unleugbaren Bedürfnisses, in wirtschaftlichen Austausch mit der übrigen Welt zu treten, diesen Treiberen mit Gefassenheit zu, wie überhaupt Genua in Moskau mit Stiefß beobachtet wird. Amtlich ablehnend verhalten sich gegen die Bolschewisten neben Frankreich Japan und Amerika. Japan, das eine Ausdehnung der russischen Macht nach dem Stillen Ozean zu verhindern möchte, ist jedoch bereit, mit einem nicht gefährlichen Rußland in Wirtschaftsverkehr zu treten. Amerika verlangt von den Sowjets Garantien dafür, daß etwaige Hilfen nicht nur einer ausbeutenden Minderheit zugute kommen, aber behält sich trotzdem privatim alle Anknüpfungsmöglichkeiten offen.

Im amerikanischen Senat ist das Viermächteabkommen von Washington auf Widerstände gestoßen, die mit China zusammenhängen. Bemerkenswert ist dabei eine aus Frankreich kommende Stimme, wonach die Marinevereinbarung von Washington für Frankreich insofern eine Gefahr bedeutet, als die Republik etwa durch eine italienisch-spanische Abmachung im Mittelmeer majorisiert werden könne. Spanien gegenüber, wo ein gemäßigtes konservatives Ministerium Sanchez Guerra die Maura'sche Koalition ersetzt hat, haben die französischen Weltdunkungskünste nichts vermocht. In Marokko denkt Madrid seine geschichtlichen Errungenschaften nicht aufzugeben und hält seine Anwartschaft auf Tanger aufrecht.

Dem englischen Vorschlag gemäß, neben der Reparationskommission eine Beteiligung der Regierungen zur Regelung der Entschädigungsfrage vorzusehen, haben sich die verbündeten Finanzminister in Paris vereinigt. Die deutschen Staatssekretäre Bergmann und von Simson waren im Zusammenhang mit dieser Konferenz in London. Frankreich hat sich bemüht, die Entschädigung für die Saarbergwerke wie die Besatzungskosten, die auf die deutsche Reparation verrechnet werden sollten, als gesonderte Ansprüche aufrechtzuerhalten, ist aber hinsichtlich der Saarminen nicht durchgedrungen. Von den 720 Millionen Barzahlung und 1450 Millionen Sachleistungen gedenkt man nicht abzugeben. Irgend eine Aussicht auf eine grundlegende Regelung, selbst für 1922, besteht also nicht, dagegen ist ein über Prag kommender Wind beachtenswert, Deutschland könne von Frankreich unmittelbar vielleicht mehr als von der Finanzministerkonferenz und der Reparationskommission erlangen. Nach den Erfahrungen von Wiesbaden, die eine Erfaltung des englischen und italienischen Interesses an Deutschland herbeigeführt haben, wird diese Sondierung hoffentlich erfolglos bleiben.

O. G. von Wesendonk

Gerrit Engelke *)

Don Hans Frank

Unter all den vielen Verlusten, welche die deutsche Dichtung durch den Krieg erfahren hat, ist der, daß Gerrit Engelke einem Schuß zum Opfer fiel, soweit es sich heute übersehen läßt, wohl der schmerzlichste. Die Walter Fleg, Gorch Fod, Ernst Stadler, Georg Traß, Hermann Löns, Gustav Sad, Hermann Log und wie sie weiter heißen mögen, hatten alle schon mehr oder minder ausgeprägte Werke gegeben, so daß ihr Bild im Wesentlichen unberrückbar vor uns steht. Von Gerrit Engelke, der durch eine schwerflüssige Anlage und seine Herkunft aus den Tiefen des Volkes einen viel längeren und beschwerlicheren Weg vor sich hatte, als sie alle, lag nicht nur bei seinem Fortgerissenwerden von der Erde noch kein einziges von ihm selber gutgeheißenes Werk vor, auch der Veröband, den Jakob Kneip als Freund und Sachwalter des Gefallenen drei Jahre nach seinem Tode verlegt, gibt uns kein eindeutiges Bild seiner Kräfte. Raum die Möglichkeiten seines Könnens, geschweige denn seinen wahrhaften Stand läßt es uns abschätzen. Ich komme gewiß nicht in den Verdacht, den Versen Engelkes gegenüber ungünstig voreingenommen zu sein. Weit eher trifft das Gegenteil zu. Habe ich doch vor Jahren schon den Aufruf Kneips an „Die lieben Deutschen“, der jetzt den Ausklang des Buches bildet und eine Reihe der stärksten Gedichte, samt hervorragenden Briefen in den Masken als erster abgedruckt. Und doch muß ich es sagen: der ungewöhnlichen Hoffnung gegenüber, welche jene Proben und die Worte Kneips in mir weckten, bedeutet dieser Veröband mit seinem auftrumpfenden Titel eine zwar leise aber unvertennbare Enttäuschung. So unanzweifelbar die ertümliche stürmische Kraft Engelkes ist, sie steckt noch weit mehr im Ungelösten, Krampfigen, als ich es nach den Einzelgedichten für möglich hielt, und seine Sachwalter es sich und anderen zugeben. Einförmigkeit und Unförmigkeit, Abhängigkeit (von Dehmel, Whitman), Kraftungebändigkeit und Kraftgelue verwirren immer aufs neue, so daß es außerordentlich schwer hält, den Ausgleich zwischen dem Glauben und dem Zweifel, zwischen dem Angezogen und dem Abgelassen werden zu finden. Um so mehr als die Frage unbeantwortet bleiben muß, wie weit das Hemmende eine Entwicklungsaufälligkeit, wie weit es für die Begabung Engelkes wefensgemäß war.

Aus dem Chaos des in den Kriegsstrudel gerissenen deutschen Volkes ist Gerrit Engelke hervorgeschieudert, ein Eigener, mit besonderem Gesicht, und doch immer noch irgendwie dem Namenlosen, der Allgemeinheit verbunden. Dieser Anstreicher, der auf dem Gerüst mit einem Dänen von Niels Lyhne sprach, der mit einem Jugendfreund, dem er ein grandioses Monument in dem Aufruf an die Soldaten des großen Krieges setzte, in Brahms, Bach und Beethoven schwelgte, hat niemals seine Herkunft verleugnet. Ein Sohn des Volkes ist er geliebt. Einer, der die Dinge der Wirklichkeit mit ihren unberfälschten Namen nannte. Der nie und nirgends schön, der immer nur wahr und ehrlich sein wollte. Einer, der mit Worten das zu Sagende genau so anpakte, wie er die Geräte seines Werkeltages mit der Faust packte und sich zu Willen zwang. Man kann sich kaum vorstellen, daß er die Feder anders führte als den Pinsel. So kraftvoll, so farbig, so unverbraucht sind seine Worte. Und ein stampfender, harter, stoßender Rhythmus ist darin wie in Maschinen. Aber in diesem, mit beiden Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit Stehenden, mit offenen unsentimentalen Augen das Tatsächliche Schauenden, lebte eine ewig ungenügende, schweifende, schwärmende Seele. Die Seele des deutschen Handwerksgelesen, den es aus dem Raßen, Vertrauten in die Ferne zum Niegelannten reißt, und der doch, wenn er seiner Sehnsucht folgt, nie ganz des Heimwehs Herr wird. So reißt es Engelke immer wieder in die Weiten. In die des Himmels, der Erde, des Herzens. Aber er wird die Sehnsucht nach der Erde, nach der Wirklichkeit niemals los. Er verliert den Heimatklang, den Erddialekt nicht aus seiner Sprache. Dadurch kommt in diese Verse etwas Zwielpältiges. Man fühlt, daß hier jemand zwar nicht eine fremde Sprache, aber doch einen fremden Sprachklang spricht. Engelke selbst fühlt es und peitscht seine Worte vor sich her, um es zu verdeden. Um sich selber an ein Daheimsein glauben zu machen, wo Fremde für ihn ist.

*) Rhythmus des neuen Europa, Gedichte verlegt bei Eugen Diederichs. Jena. 1921.

Der Ausgleich zwischen dem Erdhaften, der Wirklichkeitsbestimmtheit, der Volkszugehörigkeit und der Himmelssehnsucht, der Überwirklichkeitgläubigkeit, der Menschheitszugehörigkeit ist in diesem Buch noch nicht gefunden. Unvermittelt stehen die künstlerischen Dokumente für beide Seiten des Engelleschen Wesens in dem Bande. Kein Weg führt von hüben nach drüben. Immer wieder wird man aufgestört und, ohne daß dem Blick die Richtung gewiesen würde, von herrischen Worten fortgestoßen. Wäre Engelle der entscheidende Ausgleich im Laufe seiner Entwicklung geglückt? Dieser Ausgleich, der in vielfältiger Form in Erscheinung getreten wäre: im Schwinden des Krampfes, der Übernommenheiten, der prosaisch dünnen Bekennerverse, des Wortgelärms, in Steigerung der Eigenheit, der Geschlossenheit, der Überlegenheit? Die Kugel, die den ungestümen Wanderer traf, macht eine Antwort unmöglich. Im Oktober 1918 war's. Schon war das Wort Friede aus aller Herzen, in denen es immer geatmet hatte, auf die Lippen getreten. Drei Tage bevor die Waffen niedergelegt wurden, riß es Engelle hinab. Ihn, der gebetet hatte:

Mich aber schöne, Tod,
Mir dampft noch Jugend blutstromrot,
Noch hab' ich nicht mein Werk erfüllt,
Noch ist die Zukunft dunkelverhüllt —
Drum schöne mich, Tod.

Wenn später einft, Tod,
Mein Leben verlobt ist, verlobt
Ins Werk — wenn das müde Herz sich neigt,
Wenn die Welt mir schweigt —
Dann trage mich fort, Tod.

Grauenvoll, dies auszubedenken: drei Tage bevor die Waffen schweigen, wurde dieser Unvollendete, aus dem brodelnde Kraft emporzuschlug wie aus wenigen, wie vielleicht aus keinem derer, die noch vor dem Feind standen, durch einen unklugen Schuß vernichtet, noch ehe er sein erstes Werk hatte hinausgehen sehen. In einem englischen Lazarett in Frankreich ist er gestorben. Niemand hat die Kunde über die Stunde seines Todes in die Heimat gebracht. Niemand weiß zu sagen, wo ihn die Erde in sich aufnahm. Wahrlich, Jakob Kneip hat recht: Verzweifelt und voll äußerster Finsternis müssen die letzten Stunden dieses Einsamen gewesen sein. Niemand weiß davon zu sagen. Die Worte, die als sein Vermächtnis, als sein Glaubensbekenntnis in einem Brief, geschrieben am 7. Oktober vor Cambrai, den Weg nach Deutschland fanden, lauten so: „Jetzt ist es im Grunde gleichgültig, ob wir uns noch ein halbes oder zwei Jahre verteidigen — denn letzten Endes hat man uns doch an die Wand gedrückt. Jedoch und dennoch: das Schicksal weiß das Warum. Der in den letzten Jahrzehnten in allen Ländern Europas riesenhaft aufgestandene Industrie-Materialismus stürzt in blinder Tierheit gegenseitig auseinander los und zertrümmert sich selbst. Möge dieser Selbstmord vollkommen sein, damit der reinen Vernunft zum Siege verholfen werde und ein neues Ziel der Menschheit auf den Ruinen Europas erlebe. Ein Durchbruch Deutschlands zum „Weltvolke“, dafür mancher nach Kriegsausbruch den Zeitpunkt für gekommen hielt, hätte nur einen neuen, gigantischen Triumph des Materialismus bedeutet. Das Schicksal prüft und schlägt uns und wirft uns in unser eigentliches Zentrum, durch das wir immer „Weltbeherrscher“ sein werden — in unsere Geistigkeit zurück! Aber alles triumphiert der Geist!“

Engelle war — nehmt alles nur in allem und politisch — ein ganzer, grabgewachsener, erdverwurzelter, himmelsüchtiger Kerl. War ein echthärtiger Sohn des deutschen Volkes. War ein Dichter, ein mit urtümlichen Kräften begabter Dichter.

Bildende Kunst

Von Paul Fechter

Ausstellungen. Es ist schon zu sehen, wie die neue Welle des Lebendigen in den künstlerischen Unternehmungen Berlins immer weiter steigt, allen Schwierigkeiten und Hindernissen zum Trotz. Wo noch vor einem Jahre mißbergnügtes Zögern herrschte, folgt heute Ausstellung auf Ausstellung: der große Revisionsprozeß der Kunst der letzten beiden Generationen wird mit jeder um eine Stufe weiter zur Klärung gebracht.

Ludwig Justi geht dabei mit gutem Beispiel voran. Die Weststeinausstellung im Kronprinzenpalais hat er durch eine große Sammlung von Werken Franz Marcs abgelöst — und fast gleichzeitig bringt er in der Nationalgalerie eine Ausstellung von Hans Thoma, die eigentlich die Thomausstellung ist, die erste, auf der man Wesen und Stellung des Malers nun einmal im Zusammenhang fast erschöpfend erleben und feststellen kann. Und zugleich eine Ausstellung, in ihrer Wirkung so reich und beglückend, wie wir lange keine mehr erlebt haben.

Es ist schwer, diese 200 Bilder aus den Jahren 1858 bis 1918 sachlich und kritisch zu werten. Denn unter diesen Bildern sind die meisten Landschaften, und diese Landschaften des jungen wie des alten Thoma sind von einer so reichen strahlenden Schönheit, haben allen Glanz und alle Herrlichkeit des Daseins auf dieser Erde so selbstverständlich eingefangen, daß man das, was Kunstwirkung an ihnen ist, nur mit bewußter Einstellung herauslösen kann aus der Einheit, in die es mit dem dargestellten Stück Natur und dem erlebten Gefühl des Malers eingegangen ist.

Wunderlich stark und weich zugleich ist dieses Gefühl Hans Thomass, das die Welt seiner Bilder erfüllt. Es ist ganz einfach, ganz natürlich, das Empfinden eines Menschen, der sich rein seiend, mit abgepanntem Willen vor die Natur hinstellt, sein Gefühl in sie, ihre Schönheit in sich einstrahlen läßt und nur im Tiefsten das Glück des Daseins auf dieser strahlenden Erde empfindet. In diesem Gefühl ist nichts Problematisches, nichts von Rückkehr zur Natur oder dergleichen: ein süddeutscher Eichendorffschen spricht oder vielmehr spricht nicht, sondern gestaltet schweigend sein Erlebnis. Er nimmt die reiche Welt weich

mit allen Sinnen in sich hinein, der er selbst ein ihr noch ganz nah verbundener Teil von ihr ist — und stellt ihr farbiges Abbild hin, den geheimsten Rhythmus der Erde in seinem Blut zu tiefst mitfühlend und ohne bewußte Absicht im Bilde gestaltend. Und man steht davor und betrachtet das Bild, wird sich an der Malerei erfreuen — und auf einmal verfinstert die Fläche: der endlose Raum tut sich auf, „mit Bergen, Himmelsluft und Wanderwölkchen“ und man überläßt sich der Herrlichkeit dieser Gegenden am Rhein und Main, Taunus und Schwarzwald, statt nach Einflüssen von Corot und Courbet, von Böcklin und Schirmer und Scholcherer zu fragen. Es ist nicht leicht, von diesen Landschaften was und wie zu trennen — und es bleibt einem schließlich nichts übrig, als sie gut expressivnistisch rein als Gefühlsausdruck zu nehmen und sich dem Glück dieses warmen ungebrochenen Gefühls, das ihnen entströmt, unter reuelosem Vergessen all seiner kritischen Weisheit zu überlassen. Dann begreift man, daß gerade die jüngste Generation im alten Thoma ihren Herrn und Meister verehrt.

Man begreift es freilich auch vor der Malerei, wenn man schließlich doch einmal mit kühlem Kopf zwischen all diesen Dingen umher wandert. Es ist schon, neben wenigen verhauenen Dingen, eine Fülle edelster Malerei hier zusammen — ein Handwerk, so selbstverständlich und verfeinert, wie das Gefühl für das Dargestellte es verlangt. Die sechsziger und siebziger, auch noch die achtziger Jahre bezeichnen den Höhepunkt. Dinge wie die „Geschwister“ der Sammlung Arnhold, mit der ganz feinen Stala von grau, blau, gelb — das Bayererdorfer Porträt, nobel wie Trübners Schmutz, die beiden Blumensträuße und daneben der ganze Reigen der Landschaften von Sadingen bis Frankfurt — das ist Malerei, die aller Diskussion entrückt ist, weil sie ohne jede Abhängigkeit rein aus den Dingen und dem Handwerk gewachsen ist, einfach und aufrichtig wie das Gefühl, das sie trägt.

Dies Gefühl ist von Anfang an da und wandelt sich nicht. Es ist kaum Entwicklung in Thoma; er ist, er wird nicht. Höchstens das Handwerk wandelt sich leicht — und zuweilen fällt eine Verwirrung in dieses einfache Gefühl: es träufelt sich, ein paar Bilder

entstehen, die eine Absicht fremd macht; dann versinkt die Unruhe wieder und die schöne Klarheit steigt von neuem auf. Man ist immer wieder versucht sie zu beschreiben — und vergißt vor ihr immer wieder seine beruflichen Obliegenheiten. Bis man sich schließlich bei der Feststellung beruhigt, daß von dem ganzen Süddeutschen Kreis dieser 83jährige trotz allem doch der größte und weitaus reichste Künstler gewesen ist. Leibl war der straffere Wille, die zähere Energie, Trübner hat oft aus seiner Temperamentlosigkeit heraus viel Klassisches gemalt: im Gefühl überstrahlt Thoma sie alle. Und das bleibt zuletzt das Entscheidende.

Seltam steht daneben das Werk Franz Marcs — und es fällt fast schwer, sich vorzustellen, daß er nun schon sechs Jahre in französischer Erde ruht, während Thoma noch unter den Lebenden wandelt. Dort die Problemlosigkeit einer noch erdnahen Existenz, die ruhige Kraft einer ersten Generation, die noch die Verbundenheit zum Leben ohne weiteres trägt: hier die suchende Problematik eines späten Vereinzelten, der auf schweren Umwegen von der Vereinzlung des Ich wieder loskommen und bewußt die Rückkehr zu dem Allgemeinen finden möchte, das der Alte noch ohne jedes Wollen einfach aus sich selber besitzt. Der Wandel im Generationempfinden der letzten drei Geschlechter wird fast erschreckend klar.

Die Ausstellung im Kronprinzenpalais beginnt mit Werken etwa aus der Zeit um 1900. Es sind Tierbilder, besser Tierporträts, gemalt mit den Mitteln eines münchenerisch aufgehellten Impressionismus, in der Farbe viel Weiß, im Gefühl für das Tier sehr fein, in der tragenden Vitalität nicht eben stark.

Das Thema, das Gefühl für das Tier bleibt, auch die tragende Kraft wandelt sich kaum. Die Entwicklung geht über die Farbe

und den Willen. Das Tonige tritt zurück, die Farben werden selbständig, zunächst etwas dekorativ, dann beginnen sie von innen her für ein Gefühl transparent zu werden. Marc nimmt die Farben rein als Farben in seinen Willen auf, teilt ihnen seine Gefühle mit, indem er ihren Sinn und ihr Wesen zu erfassen sucht — und langsam beginnen seine Bilder zu blühen wie große Sträucher. Ein Rest Dekoration bleibt — daneben treten Beispiele eines reinen Expressionismus auf Grund eines freilich mehr stillen und feinen als starken Lebensgefühls.

Aber der Wille drängt weiter, über das Ich zum Allgemeinen, zum Geist: die Form strafft sich, löst sich von der Natur ab, nähert sich abstrakter Gesetzmäßigkeit. Die innere Musikalität Marcs strebt zu einer der musikalischen gegenstandslosen Form verwandten Bindung hin, die das bildhafte Erleben mit der unmittelbaren Intenstät der Musik und ebenso mit ihrer Gesetzmäßigkeit darstellt. Wir sind heute mißtrauisch gegen die gegenstandslosen Bilder geworden: Nie erlebt man den Weg, auf dem sie allein gerechtfertigt werden. Marc ließ diese Formen aus einem wartenden Schauen entstehen, mit ausgeschalteter Willkür, aus dem Augenblick, da ein innerer Zustand von selbst Vision wird, Vision einer Form. Es ist ein hoher und reiner Wille in diesem Ringen, wie denn alles in Franz Marc von eherner Reinheit und Sauberkeit war: es ist zuletzt eine leise Tragik darin, daß dieser Wille zu einer doch nur persönlichen Lösung führt. Denn das wahrhaft verbindende unter Menschen — wir erleben es beglückt bei Thoma — bleibt zuletzt die zunächst ganz persönliche Angelegenheit des Gefühls — und nicht der Geist. Was uns mit Marc verbindet, bleibt seine feine stille Menschlichkeit: vor dem Geist und dem Willen zum Geist haben wir Achtung, aber werden nicht selber fühlend — was nun wiederum das Entscheidende ist.

Bücherchau

Politik

Nachdem die „Grenzboten“ kürzlich eine Betrachtung Herbert Eulenburgs über Holland gebracht haben, die bei manchen deutschfreundlichen Niederländern und hollandfreundlichen Deutschen Widerspruch gefunden hat, verzeichnen wir heute den Vortrag des Prof. Dr. J. G. Steerswyl, *Deutschland und Holland als Nachbarn* (Haag, Boeth van Stodum, 1921). Der bekannte unermüdete und tapfere Vorkämpfer eines deutsch-niederländischen Verständnisses behandelt die Frage mit vollendetem Takt, mit Anschaulichkeit, ohne Phrasen, welt- und menschenkundig. Solche internationalen Vermittler braucht die Welt heute.

Ernst Fromme, *Die Republik Estland und das Privateigentum*. Berlin, Baltischer Verlag 1922. Preis M. 6.—

Anlagenschrift und historische Darstellung zugleich. Die Vererbung des deutsch-baltischen Landbesitzes durch estnische Habgier — unser in eigene Räte und Triebe versunkenes Volk hat ja keine Zeit, an das Unrecht zu denken, das unseren baltischen Brüdern geschah und geschieht — aber dem estnischen Staat wird unrecht Gut nicht gegeben.

Mansur Rifat, *Das Geheimnis der Ermordung Talaat Paschas*. Ein Schlüssel für das englische Propagandasystem. Berlin. Morgen- und Abendland Verlag.

Im großen ganzen richtig, wenn auch für den Kundigen nicht neu. Dem Unkundigen würde es durch die sensationelle Aufmachung bessere Dienste leisten.

Dr. phil. Gerhard Leibholz, *Fichte und der demokratische Gedanke*. Ein Beitrag zur Staatslehre. Freiburg i. Br. Julius Bolge. M. 20.—

Im selben Maß wie das Wort „Demokratie“ zum Schlagwort des Parteilebens geworden ist, unter dem jeder Freund oder Feind eine bestimmte konkrete Machtgestalt zu kennen glaubt, desto unbrauchbarer und verschwommener ist dieser Begriff, überhaupt die veraltete aristotelische politische Begriffsbildung Monarchie, Aristokratie, Demokratie usw. für die wirkliche Staatswissenschaft geworden. Nun gar Fichte in die Begriffswelt der heutigen deutschen demokratischen Parteien einspannen wollen, heißt notwendig Fichte fälschen. So wenig sein ethisch-religiöser Freiheitsbegriff mit dem Freiheits-schlagwort der französischen Revolution, so wenig und noch weniger hat sein demo-

kratisches Prinzip zu tun mit den Lieblingskonstruktionen der heutigen Ritterden des deutschen Zusammenbruchs. Es soll gern zugegeben werden, daß Leibholz gründlicher vorgeht als sein Vorgänger Gebhardt und Gertrud Bäumer, die Fichte zum sozialistischen bzw. demokratischen Parteihelden gewinnen wollten. Aber auch bei Leibholz streift das Bemühen, die Harmonie zwischen Fichte und der Weimarer Verfassung nachzuweisen, leise das Gebiet des Humors.

Sylvain Briollay, *L'Irlande Insurgée. Les Problèmes d'aujourd'hui.* Paris, Librairie Plon, Plon-Nourrit et Cie, Imprimeurs-Editeurs.

Die erheblich höhere politische Befähigung des durchschnittlichen Franzosen verglichen mit dem durchschnittlichen Deutschen macht die Lektüre französischer historisch-politischer Schriften für uns häufig sehr lehrreich. Überall, wo das französische Interesse hineinspielt, ist ja die Objektivität des patriotischen Publizisten dahin. Hier, wo es sich um einen Gegenstand von verhältnismäßig neutraler Gestalt für französische Interessen handelt, gibt Sylvain Briollay eine Darstellung des irischen Unabhängigkeitskampfes, die auch bei uns mit größtem Gewinn gelesen werden kann, weil sie alle Vorzüge des französischen politischen Intellekts und Stils aufweist.

V. Ventura, *L'Imperialismo inglese e le conseguenze della guerra europea*. Roma, Ausonia, 1920.

Untersucht die wirtschaftlich-finanziellen, industriellen, Handels-, kolonial- und politischen Einwirkungen des Krieges auf den vom Verfasser nicht für unüberwindlich gehaltenen englischen Imperialismus. Ein geschiedter, scharfsichtiger Beobachter, der überall Alterserscheinungen an Englands-Organismus aufdeckt.

Wer ist der Herrscher Europas? Politisch-militärische Betrachtungen auf Grund des Versailler Vertrages und der Erfahrungen des Weltkrieges. Berlin 1921, E. S. Mittler u. Sohn. M. 6.—

Die Antwort auf die von dem ungenannten Verfasser aufgeworfene Frage gibt er selbst: Frankreich. Der Friede von Versailles ist ein französischer Friede, England selbst durch die Hegemonie der einzigen militärischen Großmacht bedroht, die sich am Rhein (nach ihrer Absicht für immer) festgesetzt hat. Von größtem Interesse sind die

fachkundigen Darlegungen über die strategische Überlegenheit Frankreichs über das „entinselte“ England vermöge des Unterwasser- und Luftkrieges. Es scheint nach diesen Darlegungen der Zeitpunkt nicht allzu fern, da sich England an den seit langem aufgegebenen, aber früher mehr als ein halbes Jahrtausend lang gültigen Grundsatz, in Frankreich seinen gefährlichsten Gegner zu sehen, wird zurückgewöhnen müssen.

Von deutscher Not und deutscher Zukunft. Gedanken und Aufsätze von D. Hermann Jordan. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl, Leipzig. Erlangen 1922. M. 20.—

Der auch unsern Lesern bekannte nationale Publizist vereinigt hier Aufsätze, die er von 1916 bis 1921 an verschiedenen Orten veröffentlicht hat. Eine politisch-geschichtliche Erkenntnislehre und eine nationale Ethik.

Josef Lukas, Deutschland und die Idee des Völkerbundes. Münster i. W. E. Oberbüschens Buchhandlung Adolf Schulze.

Der Verfasser, Professor an der Universität Münster, tritt für den idealen Völkerbund im Sinne einer Synthese von Macht- und Rechtsgedanken ein und unterzieht in diesem Sinne den Völkerbund in seiner jetzigen Gestalt und damit auch den Versailler Vertrag einer gründlichen Kritik. Mehr professoral als politisch, und wenn auch sympathisch, so doch stark theoretisierend.

Johannes Fischart (Erich Dombrowski), Köpfe der Gegenwart. Dritte Folge, das alte und neue System. Berlin W., 1920, Oesterheld u. Co. M. 25.—

Der geistreiche, packende Essayist, als Münfter und Stilist dem arderwandigen Magimilian Harden weit überlegen, läßt auch in dieser unvermindert würdigen dritten Sammlung led dramatisierter Profile von Männern unserer Zeit auß stärkste bedauern, daß er nur ein lebenssprühender Beobachter des Vordergrundes, aber kein in die Wurzelverflechtung der Individuen mit ihrer Zeit, Nation und Kultur eindringender Geschichtsschreiber ist. Aber wenn wir ihm auch selten zustimmen, wenn er auch politisch mehr schadet als nützt, er ist ein Schilderer von seltenen Gaben.

Unser gutes Recht. Eine Übersicht über die Schuldfrage. Als Manuskript gedruckt. Arbeitsausschuß deutscher Verbände, Berlin, RW. 52.

Wer seinen Bekannten im In- und Auslande eine gebrängte Widerlegung der Verleumdungen, welche die Entente, Rautsky, Eisner und alle sonstigen Feinde und Ver-

räter gegen das „schulbige“ Deutschland ausgestreut haben, geben will, findet in dieser unter einem neutralen Geschichtsforscher (dem Schweizer Dr. Sauerbed) ausgearbeiteten Flugschrift das geeignete Material.

H. Loiseau, Le Pangermanisme. Ce qu'il fut — ce qu'il est. Paris, Payot, 1921. Fr. 4.—

Der Verfasser, Toulouser Universitätsprofessor für Deutsch, bemüht sich nachzuweisen, daß der deutsche Charakter geschichtlich und psychologisch nicht umhin könne, brutaler Eroberungsier nachzustreben. Er stützt sich auf eine Fülle französischer Vorarbeiten ähnlicher Art, sowie auf unfreiwillige deutsche Mitarbeiter, ein paar überspannte Narren mit Ausdehnungsphantasien, wie sie in jeder Nation vorkommen, und eine größere und noch schädlichere Anzahl spezifisch deutscher Verständigungsnarren, welche jene anderen Narren dem Ausland als „typisch deutsch“ denunzierten. Die Lektüre des Loiseauischen Geschichtsbildes ist für jeden deutschen Politiker in mehr als einer Hinsicht sehr wertvoll.

Das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen.

Unter diesem Sammeltitel ist, herausgegeben für den Ausschuß für Minderheiten durch Johanna Tiedje, im Verlage H. R. Engelmann, Berlin, eine Schriftenfolge erschienen, die als Einführung in Minderheitenprobleme und als Handwerkszeug und Materialsammlung jedem politisch Interessierten hoch willkommen sein wird. Als Gesamteinleitung gewissermaßen dient Heft 1: „Grundgedanken des Rechts der nationalen Minderheiten“ von Kurt Holzendorff, das die rechtsphilosophischen und völkerrechtlichen Grundsätze des Minderheitenrechts erörtert. Eine Sammlung der schon bestehenden wichtigsten Gesetze und Gesetzeswürfe bietet Heft 2: „Das Recht der nationalen Minderheit“ von Franz Bordinh, der damit ein nicht immer leicht zugängliches, aber wichtiges Material in handlicher Form darbietet. Von grundlegender Bedeutung für die Rechtslage im Osten ist Heft 3. „Danzig, sein Verhältnis zu Polen und seine Verfassung“ von O. Loening, der bei der Abfassung der Danziger Verfassung als Sachverständiger maßgebend gewesen und demnach der beste Kenner der Materie ist. Sehr wichtig ist Heft 4: „Staatsgrenzen und Reichsgrenzen“, eine Studie zur gegenwärtigen staats- und kirchenrechtlichen Lage des Protestantismus von Dibelius, während im 5. Heft „Deutschland und Deutschösterreich“ Rud. Laue mit vortrefflichen Argumenten für den Zusammenschluß eintritt und alle Befürchtungen gegen den An-

schluß widerlegt. Weiteren einschlägigen Arbeiten darf diesen Anfängen mit großem Interesse entgegengesehen werden.

Walter Schotte, Die Zukunft der ober-schlesischen Wirtschaft, eine Kritik der polnischen Propaganda. Verlag von Georg Eiffle. Berlin 1921. 72 Seiten, broschiert M. 12.—.

Gegen polnische Behauptungen weist Schotte, indem er die einzelnen Zweige des ober-schlesischen Wirtschaftslebens durchgeht, gründlich nach, daß Oberschlesien so sehr Glied und Teil der gesamtdeutschen Organisation ist, daß seine Wirtschaft verkümmern muß, sobald es vom deutschen Wirtschaftskörper getrennt und dem polnischen angegliedert werden soll. — Zwei instruktive Karten sind beigegeben: Die eine stellt das Ergebnis der Volksabstimmung vom 20. März 1921, die andere die wirtschaftlichen Verhältnisse im ober-schlesischen Industriegebiet dar.

Rog Morgisli, Geschichte der Abstimmung in Ostpreußen. Der Kampf um Ermiland und Masuren. Mit einem Vorwort von Adolf Eichler, Hauptgeschäftsführer des Ostdeutschen Heimatsdienstes Allenstein, und einem Schlußwort des Freiherrn Wilhelm von Gayl, einst Reichs- und Staatskommissar für das Abstimmungsgebiet Allenstein. Leipzig 1921, Verlag von R. F. Koehler. 159 Seiten. Halbheftband M. 25.—.

Die Schrift gibt beides: einen Einblick in die eigentümlichen Verhältnisse des Abstimmungsgebietes, besonders in die böllische Genesis der Masuren in ihrer Mischung aus deutschen, preußischen und polnischen Elementen, und eine lebendig erzählte Geschichte der denkwürdigen Arbeit, die nach mancherlei

Schwankungen und unendlicher Mühe mit dem vollen Abstimmungssieg vom 11. Juli 1920 endete.

Heinrich Schnee, Braucht Deutschland Kolonien? Ein Vortrag. Leipzig 1921, Verlag von Quelle u. Meyer. 56 Seiten. Gebrochet M. 4.—.

Der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika läßt es sich angelegen sein, das Bewußtsein, daß für das wirtschaftliche Gedeihen Deutschlands Kolonien unentbehrlich seien, lebendig zu erhalten.

Dr. Hghausen, Anti-Moskau oder Das wahre Gesicht des Kommunismus. Leipzig. 1921. R. F. Koehler. M. 10.—.

Der politisch ungekultete Deutsche neigt dazu, die vom Kommunismus drohende Gefahr zu unterschätzen, sobald vorübergehende Ruhe eingetreten ist. Und doch beweist jede wirtschaftliche Schwierigkeit von neuem, daß die Drahtzieher des Umsturzes am Werke sind. So möge das in der vorliegenden Schrift zusammengetragn Material — wohl die erste zusammenfassende Arbeit über das Können und Wollen der kommunistischen Bewegung — dazu beitragen, weite Kreise unseres Volkes aufzuklären, um so mehr als das fesselnd geschriebene Buch nicht den Charakter einer Streitschrift trägt, sondern dem Leser selbst die Folgerungen zu ziehen, überläßt.

Pierre Charles, Le bolchévisme expliqué pur l'état social de la Russie. Paris, La Renaissance du livre. 1921.

Diese Darstellung der sozialen Grundlagen des Bolschewitentums zeichnet sich durch gedrängten Gedankenbau und eine wertvolle Übersicht über die Literatur aus.

Der Merker

Die Schriftleitung bittet das verspätete Erscheinen der Hefte dieses Quartals zu entschuldigen. Die Verzögerung findet ihren Grund in den durch den Besitzwechsel und den Übergang in den neuen Verlag entstehenden Schwierigkeiten.

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin

Schriftleitung: Berlin SW 11, Kempelhofer Wer 85 a. Fernruf: Bürow 6510.

Zuschriften in allen geschäftlichen Angelegenheiten ausschließlich an die Geschäftsführung.

Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 8-9. Fernruf: Nollenbors 4849.

Verlag: R. F. Koehler, Leipzig und Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defauer Straße 36/37.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 25. März 1922

Nummer 12

Geleitwort

Vom Schriftleiter

Weil das deutsche Volk innerlich zerrissener als vor dem Kriege aus ihm hervorging, ist dies Sonderheft „Das Kriegserlebnis“ zusammengestellt worden. Die politischen Parteien haben lange genug die Worte „Volksgemeinschaft“ oder „Nationale Einheitsfront“ gebraucht und versucht, diese auf parlamentarischem, auf äußerlichem Wege herzustellen. Weil wir das Scheitern dieses Versuches erlebten, weil wir sahen, daß zum mindesten die unabhängig-sozialistische und kommunistische Partei die Weltanschauung über das Vaterland stellten, weil Crispian auf dem Halle'schen Parteitag der Unabhängigen sprach: „Wir kennen kein Vaterland, das Deutschland heißt!“, darum erscheint dies Sonderheft.

Mitglieder aller Parteien von der deutschvölkischen bis zur kommunistischen Arbeiterpartei haben geschrieben. Alle die, welche das Erlebnis des Todes gemeinsam haben und denen das Kriegserlebnis etwas so Großes und Tiefes ist, daß es sogar vermag, Widerstände der Parteidoctrin zu überwinden, die nur gestattet, in Parteiorganen zu schreiben. Das Erleben des Todes hat eine unsichtbare Bruderfront von Mensch zu Mensch geschaffen, die vielleicht noch einmal sichtbar wird. Keine Partei darf das Kriegserlebnis für sich allein in Anspruch nehmen. Das auszuschließen, bauen die „Grenzboten“ heute einen Damm.

So wie wir keinen Artikel „bestellt“ haben, sondern jeden gebeten haben, innerstes Erlebnis zu schreiben, was befolgt wurde, wie die große Zahl der Pseudonyme beweist, haben wir uns auch in der Reihenfolge nicht an ein Schema gebunden. Das Kriegserlebnis der Kriegsjugend ist vorerst, drei Jahre nach dem Kriege, zu dem wir kein Distanz haben, noch chaotisch. Dafür ist die Artikelreihe typisch.

Zur umfassenden Darstellung des „Kriegserlebnisses“ würde ein Buch nötig sein. Als Gegenstück zu dem Kriegserlebnis der Jugend gälte es das Kriegserlebnis der Alten aufzuzeigen, derjenigen Generation, die noch gegen Lebensende und nach dreißigjähriger Friedenszeit in voller Manneskraft und Reife in den Krieg zog und ihn naturgemäß anders erlebte als die Jugend. Das Kriegserlebnis der Kriegsgefangenen, der Frauen und der Heimatarmee in Feldgrau und Arbeitsrod dürfte nicht vergessen werden! Dies alles — tendenzlos — würde die tiefe Einwirkung des Krieges auf jeden einzelnen Menschen erweisen.

Denen aber, die hier den Mut gefunden haben, Dinge zu schreiben, von denen sie selber wissen, daß sie noch nicht ausgereift sind, auch nicht ausgereift sein können, danken wir. Schlimm wäre es, wenn sie aus Angst, unter reifen Worten auch ein unreifes mitzusprechen, still sein wollten! Sind doch allen die Verse „Dank des Jünglings an den Krieg“ von Joachim von der Goltz Erlebnis geworden:

„Ich danke dir auf meiner Seele Knien,
du Zauberer! Es lag die Welt in Grau,
du schlugst den Fels, Blut sprang und sieh, der Rau
der Erde klärt sich wachsend, Nebel fliehen.“

Das Kriegserlebnis

Von Otto Brües

Das Wagnis, auf zwei Seiten übers Kriegserlebnis zu berichten, ist nur mit dem Hinweis möglich, wie sehr diese Sätze als Abfözung genommen sein wollen. In dem Strudel des Herzens, der uns von der Prima in die Koljahre hineinriß, schlugen, nicht immer von den Wellen der Liebe zum Vaterland unterschieden, mächtig die Wogen der Abenteuerlust. Von hier aus kamen die ersten bestimmenden Eindrücke: das Leben des Schölers vor dem Kriege floß sanft und glatt dahin. Je nach der Neigung schlugen sich die einen zum Wandervogel, die andern zum Sport, wieder andere — wir wollen sie nicht unterschätzen — stürzten sich in den Wirbel der Großstadt. Aber wo wäre, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ein Kampf auf Leben und Tod gewesen? Der war nun da, und mit ihm für die, die hinauszogen, eine unendliche Erweiterung nicht nur des Gemeinschaftslebens, sondern zunächst einmal des persönlichen Daseins. Mir selbst werden — und so einsam bleiben wir immerhin, daß wir nur mit eigenen Augen sehen, mit eigenem Ohr hören, außer wenigen Stunden der Liebe und Freundschaft — mir selbst werden da drei Tage eines Kriegswinters unvergänglich sein. An einem Samstag früh stand ich auf dem Vurposten eines Infanteriebataillons vor der Isle de France, als mir ein Kamerad, durch die gefahrvolle Sappe rennend, den Urlaubschein brachte; am Sonntag früh stapfte ich schon durch die Straßen meiner Heimatstadt und war bei den Meinen; am Montag mittag begrub ich den besten Freund, dessen Leichnam sie von der Front geholt hatten, und sah noch am gleichen Abend eine andere Hoffnung zusammenbrechen; solch eine Steigerung des Daseins im jähigen Wechsel von Not und Geborgenheit, Leid und Freude erlebten wir alle wohl zum ersten Male und ernteten für uns ein Lebensgefühl, wie wir es nie für möglich gehalten hätten. Ich glaube nicht — und damit schreitet die Betrachtung schon vom Ich zum Erlebnis der Gemeinschaft fort — daß der Krieg, der das Schwarze dunkler, das Helle lichter machte, uns andere Entscheidungen auferlegt hat, als sie das Leben sonst gebracht hätte; aber es trug sie schneller, härter und schärfer an uns heran.

Von hier aus zum Erlebnis der Gemeinschaft war nur ein kurzer Schritt. Der wunderbare, wesenfremde Menschen zusammenschmelzende Feuerstrom und der große Atem der Einheit sollen unvergessen sein. Doch war es so bitter, als wir dann erleben mußten, daß dem großen Ziel der Volkwerdung der Beharrungswille der Masse entgegenstand, daß Volk und Masse mit der Zeit sich deutlich schieden. Was halfen Begeisterung und Führerkraft, was Zähnezusammenbeißen und Freudigkeit? Aber nicht das ist mir das Schmerzlichste gewesen, sondern die falsche Schichtung des Führertums. Da hat sich mir ein Augenblick ägend in die Erinnerung hineingefressen. Ich war Bizetfeldwebel, war Zugführer geworden und sollte zum ersten Male eine völlig fremde Kompagnie vorergerzieren. Viele alte Leute, die mir hätten Vater sein können, standen im Glied. Da sprach ich denn vorher einige, wie ich glaube, frische Worte; sie möchten sich Mühe geben, damit wir schnell und reibungslos fertig würden, sie sollten nicht in jeder Jugend ein Hindernis des Führertums sehen, sie sollten an die Aufgabe denken, vor der alle Unterschiede des Alters und der privaten Denkweise zusammenbrächen. Ich fühlte, wie ich die Herzen gewann — stets gab ich auch in der Kompagnie den Gefangunterricht, und das war der schwerste — und sah die

Bewegungen des Exerzierens rasch und sauber ausgeführt. Ein alter Soldat, Leutnant der Landwehr, kam zu mir, gab mir anerkennend die Hand und sprach: „Nur so weiter!“, als mir die scharfe Stimme eines Oberleutnants, der übrigens seinem Zivilberuf nach als Oberlehrer Volkserzieher hätte sein müssen, ins Ohr gellte und mich heranzief. „Alles schön und gut, Feldwebel, aber sie sollen kein unnötig Wort sprechen, sollen eiskalt, eiskalt sein und Distanz wahren.“ An diesem verfluchten Distanz wahren ist das Heer zugrunde gegangen, hier konnte jeder Hebel der Kritik ansetzen und so unheilvoll wirken, wie wir's erlitten haben. An diesen falschen Führergeist knüpften sich, Glied um Glied, die zerlegenden Gewalten — und so ist mir denn dies das wesenhafteste Kriegserlebnis geblieben, daß es darauf ankommt, eine neue Führerschaft zu bilden.

In anderen Dingen ist's mir und manchem meiner Freunde besonders seltsam gegangen. Es ist sicherlich notwendig, daß man sich damit auseinandersetzt, ob das Grauen der Schlacht — (angstfrei ist keiner gewesen!) — und der Krieg überhaupt zu rechtfertigen sind; aber diese Kämpfe haben wir erst durchlitten, als wir wieder daheim waren. Gewiß hab' ich unter Wandervögeln und Freideutschen und mit den prachtvollen Wuppertaler Eigenbrötlern in meiner Kompanie in Stunden der Ruhe, im Graben oder in den Barackenlagern wie Jakob mit dem Engel gerungen um die Ideen der Volkwerdung, wir haben, wie der Kriegsfreiwillige Richard Dehmel, „zwischen Volk und Menschheit“ gestanden und uns, immer mit dem Gewehr in der Hand, den schönen Wunschbildern ewigen Friedens nicht versagt; konnten wir denn wissen, daß einmal deutsche Volkshoten unterschreiben würden, wir hätten die alleinige Schuld am Kriege? Wir dachten halt, wenn wir wieder zu Hause wären, dürften wir wohl solche Fragen zu Ende denken; vorher sei es nicht gut. Und wie wir damals, die Waffen in der Hand, nicht daran dachten, sie wegzulegen, sollen wir heute, wo sie uns aus der Hand geschlagen sind, nicht daran denken, sie wieder zu ergreifen. Es ist mir eine bittere Überzeugung, die darum nicht an Kraft verliert, weil sie sicherlich verallgemeinert, daß keiner von der materialistischen Generation, die vor dem Kriege in Deutschland geradezu gewütet hat, und nur wenige von der neuen deutschen Jugend, die der mutige Schriftleiter dieser Zeitschrift schon so nah und groß sieht, die reine Hand hat, eine reine Waffe zu ergreifen. Wir sind alle angegriffen vom Besitzhauch einer Zeit, die den Menschen zur Maschine macht und werden dadurch fähig, daß wir, wie Moses, ewig vor dem gelobten Land stehen bleiben und erst für die Enkel erhoffen dürfen, was wir selber haben möchten: ein Vaterland, das jeder seiner Söhne inbrünstig so nennt; eine Gemeinschaft, in der nicht Standesvorurteile und Klassendünkel entscheiden, sondern der Herzensbeitrag an der allgemeinen Sache; eine Führerschaft, die, indem sie schon in kleinen Verhältnissen Idee und Wirklichkeit reinen Herzens auszuwägen versteht, dem großen königlichen Führer die Bahn bereitet; eine Verfassung, die, vielleicht weil sie ungeschrieben und darum ewig gültig bleibt, der Wirtschaft und der Politik die würdigen Stellen dienender Kräfte anweisen wird, um den Herrscherplatz den Gewalten des deutschen Gemütes anzuweisen. Das soll alle durchleuchten und die Werke eigenwüchsiger Kunst erschaffen, an denen unsere Enkel ablesen werden, wie grauenhafte Not, (vom ewigen Leid der Welt abgesehen), sieghafte Freude gebar.

Der Kämpfer in zeitlos grauer Tracht wird den Enkeln das Bild des ewigen deutschen Menschen sein, der, zum Selbstopfer bereit wie Christus und zum Kampf bereit wie die heidnisch-germanischen Göttergestalten, die unabänderliche Wesensmischung unseres Volkes darstellt.

Erleben des Todes

Von Walter Idem

I.

Es war im Jahre 1916 vor Baranowitschi zur Zeit der großen Angriffe Brussilows, als ich Erleben von Schlacht und Schlachtfeld so zusammenfaßte und formte, daß es knappe Bezeichnung, tiefster Ausdruck meines Kriegserlebnisses schlechthin wurde. Darum möge das damals entstandene Gedicht gleichsam präludierend hier zu Anfang stehen:

Spreizbeiniger Himmel, darunter Schlachtfeld ohne Ende.
Ein gelber Urwald wächst am Bauch der Erde.
Spreizbeiniger Himmel, darunter Schlachtfeld ohne Ende.

Erde ist Erde feind geworden.
Blut wallt gegen Blut.
Erde ist Erde feind geworden.

Ich darf töten, ich soll töten, ich muß töten.
Tausend Fontänen spritzen zum Himmel Blut.
Ich darf töten, ich soll töten, ich muß töten.

Mein Leib ist im Chaos aufgehängt,
Wie die Schützenscheibe zum herbstlichen Volksfest schwebt.
Tausendmal täglich leb ich den Tod.
Wann werd ich, Tod, dich sterben?
Mein Leib ist im Chaos aufgehängt.

Ich lebe sterbend,
Ich sterbe lebend,
Ich bin im Bunde mit Gott.
Alles ist Leben in Gott: Lob, Sünde, Freude, Trauer, Tugend.
Überall leuchtet die Lampe der Ewigkeit.
Meine Angst, meine Hoffnung, Verzweiflung, Erhebung
Sind Linien der ewigen gütigen Hand Gottes.
O, furchtbare, dunkel vermessene Schlacht!

Spreizbeiniger Himmel, darunter Schlachtfeld ohne Ende.

II.

Ja, er ist das unheimliche Geheimnis des Krieges, der Tod.

Gewiß, es ist nicht viel, worin wir miteinander übereinstimmen, wir Millionen, die draußen gekämpft haben, Deutsche, Franzosen, Russen, Engländer, Neger, Japaner usw., wir Millionen jedes Volks tausendfach, millionenfach wieder in

den eigenen Reihem geschichtet — gewiß, es ist nicht viel, worin wir miteinander übereinstimmen, in dem einen aber stimmen wir ohne jeden Zweifel überein, in dem Wissen oder unmittelbaren Bewußtsein: Der Tod ist das unheimliche Geheimnis des Krieges. Der Alltag kennt den Tod so gut wie nicht. Für den Alltag ist auch der Tod nur etwas Alltägliches, nur ein Augenblick in einem endlosen mechanischen Prozeß — ein Augenblick wie so viele Augenblicke, der dadurch nicht grundsätzlich herausgehoben ist, daß er als der letzte Augenblick eines Lebens erscheint.

Freilich, der Tod ist, wenn man will, in der Tat von sich aus etwas Alltägliches. Er ist das denkbar allgemeinste, alltäglichste, selbstverständlichste Schicksal, das es auf Erden gibt. Jeder Mensch muß sterben. Gibt es eine größere Selbstverständlichkeit? Aber so selbstverständlich dieses Schicksal des Sterbenmüssens immer ist, so wenig selbstverständlich, so ganz zwiespältig ist die Einstellung ihm gegenüber. Der Alltag nimmt die Selbstverständlichkeit des Todes als etwas Selbstverständliches hin, wie er alles als selbstverständlich aufnimmt; er nimmt die Alltäglichkeit des Todes als etwas Alltägliches hin, als ob nicht gerade Alltäglichkeit, Allgemeinheit, Allgewalt größtes Wunder sein könnten. Solche Einstellung aber bringt erst der Krieg einer Mehrheit von Menschen nahe.

Man kann sagen, so seltsam dies klingt angesichts der ungezählten Blut, opfer des Krieges: Der Friede läßt die Menschen den Tod sterben, der Krieg aber läßt sie den Tod erleben. Erleben des Todes, welches jähe, wehe, grausam grell wie ein Blitz durchzuckende Wunder, welches bis zuinnerst brennend züngelnde unheimliche Geheimnis des Krieges. Georg Simmel, der geistvolle Denker, hat in einem seiner Aufsätze um 1912 dieses tief greifende Verhältnis, Wider- und Sineinanderpiel von Tod und Leben dialektisch zu analysieren versucht. Hier siehe es ungeschieden in seiner unmittelbaren, elementaren Einheit da, wie wir es draußen im Felde furchtbar eindrücklich erfahren haben. Als das hehre metaphysische Symbol des Krieges (über allen schnell vorüberhuschenden und verwehenden politischen Symbolen) erhebe es sich vor uns, dieses ewige Geheimnis: „Ich lebe sterbend, ich sterbe lebend.“

In seinem Zeichen fühlten wir uns eins. Wir sagten es wohl nicht, aber wir fühlten es. Man stelle sich doch heute nicht so, als ob nur gegenseitige Quengeleien, niedrige Bladereten schließlich bei den Truppen beliebt gewesen wären. Sie gab es wie überall, wo Menschen eng — in diesem Falle schon nicht mehr menschlich eng, sondern animalisch eng — zusammen sind und sich reiben. Sie gab es wie immer in Zeiten, die materialistisch, subjektivistisch, mechanistisch arg angegriffen und vergiftet sind. Sie gab es so auch unter uns Feldsoldaten, obgleich sie es da wahrlich nicht hätte geben sollen. Will man darum unbedingt Unrecht anklagen, so denke man zuerst an das Kleinmenschliche unseres Geschlechts überhaupt, sodann wende man sich besonders gegen die selbstliche Entartung unseres ganzen Zeitalters, und dann erst greife man Krieg und Militarismus an, die menschlich-allzumenschlich, zeitlich-allzeitlich gefärbt in ihrem Kern doch so gar nicht angetastet werden. Das Wesentliche ist nicht dies Kleine, sondern das andere, daß dennoch ein Leben sub specie aeterni alle irgendwie Gutgesinnten durchdringen und zu tieft verflechten konnte. Nichts macht die Menschen mehr untereinander gleich, nichts nivelliert sie mehr in gutem Sinne untereinander, als das einheitliche große Erleben des Todes. Geburt trennt die Menschen, trennt sie sogar ganz besonders; der Tod, erlebt, dagegen eint die Menschen, eint sie, wie die Nacht die tausend verschiedenen Dinge des Tages eint. Das Bewußtsein von diesem einheitlichen großen Erleben wird dereinst wieder mächtig in Deutschland aufgehen. Auf die Dauer läßt sich das Große vom Kleinen nicht unterdrücken. Der Tag der Zurückkunft der Toten ist dann gekommen, davon Stefan George gewaltig singt:

Wenn einst dies geschlecht sich gereinigt von schande
Vom nacken geschleudert die feffel des fröners
Nur spürt im geweibe den hunger nach ehre:
Dann wird auf der walfstatt voll endloser gräber
Aufzuden der blutschein . . . dann jagen auf wolken
Lautdröhnende heere, dann braust durchs gefilde
Der schrecklichste schreden, der dritte der stürme:
Der toten zurückkunft!

Stefan George fährt fort:

Wenn je dieses volf sich aus feigem erschlaffen
Sein selber erinnert der kür und der sende:
Wird sich ihm eröffnen die göttliche deutung
Unfagbaren grauens . . .

Die göttliche Deutung unseres Schicksals! Ja, sie wird mit dem wieder erwachten Erleben des Todes sich erneuern, so wie beide draußen in unsern tiefsten, aufgewühltesten Augenblicken zusammengehörten, eins waren. „Ich lebe sterbend, ich sterbe lebend, ich bin im Bunde mit Gott.“ Wir haben das Unendliche, das Unbedingte erfahren, und wir haben es demütig anbeten gelernt — vielleicht schwer, übermenschlich schwer danach ringend, wie selbst jener Meister Jesus in dem unvergänglichen Gebet von Geißmane: „Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Dieses unser Gotterleben hat freilich nichts zu tun mit irgend einem glatten, erstarrten dogmatischen Schema; es ist ursprüngliche, lebendige, feurige Kraft, die aus dem Unendlichen kommt und in das Unendliche geht.

III.

Auf dem Einfachst-, Allgemeinstmenschlichen — das dennoch das Tieftmenschliche sein kann —, auf einer nicht politisch oder irgendwie sonst gehässig zu unstreitenden Grundlage suchten diese Ausführungen das Erlebnis des Krieges erinnernd aufzurichten. So sehr sie demgemäß Einheit statt Zweiheit, wesentliche Gemeinsamkeit statt unwesentlicher Getrenntheit erstrebten, so scharf müssen sie eine einzige Grenze ziehen: Für den, der pazifistisch überzeugt ist, daß unser deutscher Krieg von seinem Sterne her ein fluchwürdiger, sündhafter Krieg war, oder daß gar jeder Krieg als fluchwürdig und sündhaft zu bewerten ist — für einen solchen gibt es keine Gemeinsamkeit selbst mit einem politisch undogmatischen, rein innerlich eingestellten Erleben des Krieges. Hier muß der schärfste Weltanschauungskampf einsetzen. Das heißt ein Erleben stemmt sich gegen das andere, ein Erleben ringt mit dem anderen. Sieger aber wird dasjenige bleiben, das am tiefsten und innerlichsten gegründet ist und das seine Blut am besten mit dem einzigartigen Rüstzeug der Logik zu wappnen weiß.

Unsere Divina Commedia

Von G a w a n

Im Anfang unseres Lebens war der Krieg. Die anderen Generationen konnten aus der stillen Kindheit in das große Leben treten, wie man aus einem Garten hinaus ins Freie geht.

Wir aber mußten wie Dante die Hölle durchwandern -- von Stufe zu Stufe, von Ring zu Ring. Und zu uns gesellte sich kein Führer, der die Worte unseres Eingangs gedeutet hätte. Wir begriffen sie anfangs nicht, erst lange nachher, nach Jahren erst, lernten wir ihren Sinn.

Wenn es nichts weiter gewesen wäre, als daß wir nicht wiederkehrten. Damit rechneten wir, und es war uns seltsam gleichgültig, ob Heimkehr oder Tod. Aber wir rechneten damit, daß das eine oder das andere schnell kam -- es sollte so sein: ein paar Wochen Himmel und Hölle und gleich die siegende Heimkehr, die Hände noch warm vom Abschiednehmen; oder aber ein jauchzendes Sterben, ein Verloben der Jugend in Sieg und Tod.

Wir begriffen den Sinn des Inferno noch nicht. Langsam mußten wir die Stufen zum Abgrund hinabsteigen, und rückwärts gewandt, begannen wir, die Schicksalschrift unseres Höllentors zu entziffern. Ihr Sinn aber war, daß jenes Uarmen 1914 gar nicht der letzte Abschied von der Heimat blieb, und jenes Hinausreiten unter der Fahne, in deren Rauschen der Sieg wohnte, gar nicht das einzigste In-den-Krieg-ziehen! Wir wurden die Meister des Abschieds vor allen Generationen. Gewiß, auch die anderen hatten sich losgerissen und waren siegend in Feindesland geritten. Aber sie waren doch nur einmal weggegangen, wir aber lehrten immer wieder und mußten immer wieder hinaus, ein jedesmal erfahrener in der Bitterkeit des Krieges. Und der Abschied lernt sich nicht.

Wir mußten ein Flammenmeer durchwandern und kamen in immer größere Pein. Die ersten Kriegswochen vertrauchten wie ein Fest, die unendliche Kette der einsamen Nächte hob an, und durch ihre Stille besann die Heimat, die schmerzlich geliebte Heimat, tief aus unserer Seele leise eindringlich zu rufen, klagend wie Muttergebet, ein unendliches Heimweh. Nie mehr werden wir dies vergessen können, und immer werden in unseren Träumen die Leuchtugeln jener Nächte stehen.

Wir stiegen hinab in die Hölle der Welt, von Stufe zu Stufe. Ein neuer entsetzlicher Sinn des Sterbens ging uns auf: wenn einer von uns fiel, so war es nicht sein Tod, sondern unser Tod. Nicht das Sterben war schlimm, -- aber daß man sterben und doch am Leben bleibend dies fühlen mußte. Waren wir nicht hinausgezogen, ein Volk, ein Heer, ein einziger Körper, voll warmen Lebens und rotem Blut? Jeder Kamerad, der fiel, war wie ein Glied, das unserem Körper abgehauen wurde.

Und dann, wie erschrakten wir, daß es nicht beim Blute blieb, sondern Abgründe des Hasses sich aufstauten. -- In Dantes tiefster Hölle liegt der Verrat und die Eisberge der Hoffnungslosigkeit. Auch in unserem Inferno. Und erst, als wir diese tiefste Hölle und diese Hoffnungslosigkeit bis auf den Grund aufgelöst hatten, als wir in der schwersten Stunde die Vergeblichkeit unseres Kampfes begriffen -- o Heimat, wir konnten dich nicht besser hüten, nicht mehr für dich sterben, -- erst dann ritten wir, auf seltsamen, novembergrauen Wegen zurück zur Heimat, zum Purgatorio unserer Zukunft.

Erwachen zur Politik

Von Heinrich Landahl

Sekretär der Deutschdemokratischen Partei

Das deutsche Volk ist unpolitisch seinem ganzen Wesen nach, das war vor dem Kriege das große Schlagwort, das allen fortschrittlichen politischen Forderungen entgegengesetzt wurde. Und der Satz war richtig für die große Mehrheit des Volkes, war richtig für fast uns alle wohl, die wir 1914 hinauszogen.

Auch ich persönlich war völlig unpolitisch, wie meine ganze Familie. Das blieb auch so, solange ich draußen im Felde war. Mit politischen Gründen hatte meine freiwillige Meldung genau so wenig zu tun wie die der anderen Kriegsfreiwilligen. Wir hatten rein aus vaterländischem Pflichtgefühl, in absoluter Selbstverständlichkeit uns zum Heeresdienst gedrängt. Als ich dann aber frühzeitig schwer verwundet wurde, ein Jahr lang im Lazarett lag und dann auf der fast völlig verwaiseten Universität noch mitten während des Krieges mein Studium wieder aufnahm, da regten sich zum ersten Male in mir politische Gedanken. Ich empfand immer mehr ein politisches Pflichtgefühl. Das entsprang zunächst dem immer unerträglicher werdenden Gefühl: draußen stehen noch immer deine Kameraden, jeden Augenblick bereit, Blut und Leben zu opfern. Sie verlieren ein Jahr nach dem andern, während du hier schon wieder an deiner Berufsausbildung, für dein persönliches Leben arbeitest. Bei der Überfüllung aller akademischen Berufe gewinnst du ungewollt einen Vorsprung und Vorteile gegenüber deinen Kameraden, die erst Monate, vielleicht Jahre später unter noch ungünstigeren Bedingungen da anfangen können, wo du jetzt schon stehst. Immer unerträglicher wurde dieses Gefühl, immer drängender das Verlangen, eine Möglichkeit zu finden, auch hier in der Heimat, abgesehen von sozialer Hilfstätigkeit, die für uns alle selbstverständlich war, unserm vaterländischen Pflichtgefühl in irgendeiner Weise Genüge zu tun.

Bei meinem Suchen und bei meinem Nachdenken über Deutschlands gegenwärtige Lage und zukünftiges Schicksal wurde mir immer klarer, daß, ganz gleich wie der Krieg auch ausgehen möge, die politischen Aufgaben Deutschlands nach dem Kriege noch viel größer und schwieriger sein würden als die militärischen während des Krieges. Denn für militärische Aufgaben war unser Volk vorbereitet und erzogen, für politische fehlte dem Volk als solchem jede Vorbildung, jede Übung und Erfahrung und damit auch die einfachsten Fähigkeiten und Kräfte. Wir alle waren ja damals noch von einem deutschen Sieg überzeugt und ahnten nichts von den unendlich viel größeren und mannigfaltigeren Schwierigkeiten, die uns die deutsche Niederlage bringen mußte und gebracht hat. Je mehr ich fühlte, wie vollkommen unvorbereitet Deutschland den politischen Aufgaben, die seiner bei und nach Beendigung des Krieges warteten, gegenüberstand, desto fester wurde in mir die Überzeugung, daß gerade wir Jungen alle, die wir nicht mehr draußen im Felde mit unserm Leben das Vaterland verteidigen konnten, die Pflicht hatten, alle unsere Kräfte daran zu setzen, diesem Mangel, soweit wir konnten, abzuhelpfen. Ich war mir natürlich klar, daß unsere Arbeit für die nächsten politischen Aufgaben des Reiches noch keine Früchte zeitigen konnte, da ja unsere politische Mitwirkung erst in einem Jahrzehnt etwa in Frage käme. Das durfte uns aber nicht davon abhalten, die als notwendig erkannte Pflicht in Angriff zu

nehmen. Wie notwendig sie war, erkannte ich erst in vollem Umfange, als ich an der Universität eine politische Arbeitsgemeinschaft ins Leben gerufen hatte, und da nun sehen mußte, wie uns allen die elementarsten politischen Kenntnisse und was noch schlimmer war, den meisten auch jeder politische Wille fehlte. Da wurde uns klar, wie notwendig und gleichzeitig wie groß unsere vorbereitende Aufgabe war. Und mit allem Eifer stürzten wir uns in die politische Arbeit, die frei von jeder Parteipolitik rein staatspolitisch eingeleitet war.

Je mehr wir uns in die politischen Fragen vertieften, und je lebendiger dabei unser politischer Wille wurde, desto mehr arbeitete sich auch unser eigentliches Hauptziel heraus: es muß gelingen, das deutsche Volk von seinem unpolitischen Wesen zu befreien, es muß der politische Deutsche durch die deutsche Jugend entstehen und gerade durch die deutsche Jugend, die während des Krieges draußen im Felde das deutsche Volk als das lebendige Ganze, was es ist, erlebt hat. Denn wenn wir draußen im gemeinsamen Erleben, in gemeinsamer Gefahr alle Schranken und Gegensätze, die unser Volk durchzogen und geteilt hatten, vergaßen, wenn wir dort uns schlechtweg als deutsche Kameraden, in der gegenseitigen Anteilnahme auch am Familienschicksal des anderen als ein großes deutsches Volk fühlten, so war das eigentlich das entscheidende politische Kriegserlebnis jedes Soldaten. Wir frühzeitig Zurückgekehrten kamen immer mehr zu der Überzeugung, daß dieses ursprüngliche politische Kriegserlebnis fortentwickelt werden mußte zu einem dauernden politischen Pflichtgefühl. Der Deutsche, der den Weltkrieg erlebt hat und der die politischen Aufgaben, die aus ihm hervorgehen, mit seinem Volk und Staat zu bewältigen hat, der darf nicht und der kann nicht mehr unpolitisch sein. Der muß erkennen, daß ohne seine freiwillige und begeisterte politische Mitwirkung die Lösung dieser schwierigen Aufgabe unmöglich bleiben muß. Der muß es in sich erleben, daß Politik nicht, wie man früher so gern sagte, ein notwendiges Übel, ein garstig Vieh ist, sondern höchste und doch auch schwerste Pflichterfüllung gegenüber der Volksgemeinschaft.

Dieses Erwachen zur Politik war mein Kriegserlebnis. Die Niederlage, die Revolution und die politische Umgestaltung Deutschlands haben mich natürlich darin nur bestärken können. Die politische Lage Deutschlands ist trostloser als wir uns je haben träumen lassen. Die Schwierigkeiten, aus ihr herauszukommen, sind so unendlich groß, daß heute wohl jedem allmählich klar wird: ohne die tätige, unermüdlige politische Mitwirkung jedes Einzelnen ist ihre Überwindung nicht möglich. Wir alle müssen, was im Kriege für uns selbstverständlich war, im Frieden aber immer wieder von den Deutschen vergessen und vernachlässigt worden ist, alle unsere persönlichen Interessen zurückstellen gegenüber dem Wohl des ganzen Staates. Wir dürfen die politischen Fragen weder vom Standpunkt romantischer Gefühle, noch von dem wirtschaftlicher Interessen beurteilen, einzig und allein politisch darf unser Urteil sein, d. h. gefällt vom Standpunkt des Staatsganzen. Deutschland, das ganze deutsche Volk in seiner Einheit, nicht der Einzelne von uns, soll leben. Denn erst durch Deutschland, durch den deutschen Staat und durch die Zusammenarbeit, das Zueinandergreifen des ganzen deutschen Volkes werden die Kräfte jedes Einzelnen frei gemacht und ihm die Möglichkeit zu ihrer Betätigung gegeben. Klare Erkenntnis der gegenwärtigen und in die Zukunft weisenden politischen Notwendigkeiten ist die wichtigste Aufgabe für die deutsche Jugend. Das ist mit Tausenden von Freunden heute noch mehr als während des Krieges meine feste Überzeugung.

Die eisernen Jahre

Von Cethegus

Deutsche Volkspartei

Im Anfang war der Krieg!
Vor ihm lag Dunkel, Dumpfheit und Massengebändigtsein.
In ihm wurde Wille, Freiheit und Tat
Und das Licht schrankenlos freiwillig gläubiger Hingabe ans Ganze.
Persönlichkeit wurde, trotzdem Persönlichkeit schwand.

Sommer Sonne von 1914 lachte über ein heißes Volk.
Millionenträder rollten siegjauchzende, rechtvertrauende Mannschaft.
Fern lagen die Alltagschatten messerschneidenden Kriegswahnsinns —
gedankenlos weit.
Schranken waren gefallen und Verantwortung, aus Gleichen der Beste zu werden,
wuchs riesengroß.
Nicht Mut der Vernichtung kannte die Geister,
Nur der Tempeldienst restlos opfernden Einsatzes blieb.
Glücklich das Volk, glücklich sein Sohn, dem diese Lage beschieden,

Es kamen die Stunden der ersten Not
Wo der kreisende Becher des Todes an bleichen Lippen hing,
Und der Abscheu bluttriefender Menschenfetzen rang mit Willen und Menschlichkeit.
Wo über unbeweglich gelähmten Reihen wutdumpler Menschenleiber grellbröhnende
Hammerschläge trachender Blitze sinnlos barstern.
Wo Minuten rannen wie Ewigkeiten,
Schwerlastender Opfergröße tiefste Empfindung notvoll beglückte,
Und Männer wuchsen stahlhart oder Schlafen wurden mit verllorener Seele,
Bis Bewegungstrausch siegheischend sie beide erlöste,
Und biwalmüde Rückschau dir sagte: Ich bin. —

Und es kam die dumpfe, den ganzen Himmel verhüllende, dräuende Wolke
der Sorge,
Wo unbegreiflich ungeheure, dunkle Mächte der Ferne den Lichtsturm Siegfrieds
hemmten,
Schlachtbrommeten zum Rückmarsch riefen und Zweifel fragte: „Muß das Gute
nicht siegen?“
Wo die grauen Schwingen des Alltags sich auf sonnenblizende Schwerter legten,
Und Kampf der Maschinen löste wagemutig trozringenden Menschenkampf.
Jene Tage, in denen Morgen um Morgen stärker
Schnusuchtschwächende Friedensvergangenheit Licht und Farbe bekam.
Und alle Sinne benebelnd, Fatamorganawachsend, lichtloser Groll sich auf todes-
opfernde Herzen legte,
Bis der bröhnende Schritt eherner Zeit glich den Gewohnheitschlägen der Wanduhr.

Vergangenheit wuchs.

Das verstaubte Gerümpel alter Schranken sperrte die Schützengräben.
Ingrimmig trat der Stiefel des Landsturmmannes unwirksam das Gitter in Städte,
Aber zäh ließen blindköpfig die alten Mächte kraftvoll die neuen wachsen.
Zwangshassende Wut brandete leidenschaftsaugend an immer stärkere Mauern,
Und mächtig — mächtiger ward der Groll der Getäuschten.

Da kamen die Stunden der zweiten Not.
 Wo Entsetzen schrie in schreckensirren Wahnsinnslauten,
 Hautfressende Gase strichen über zuckende Menschenadern,
 Ungeheuer der Vornwelt maschinenstark rangen gegen ohnmächtige Menschenkraft.
 Und der Wille zum Opfern starb, nicht am Entsetzen von außen,
 Aber am abscheuzertretenen Menschentum innen.
 Riesengroß wuchs die Frage: Sollst du vernichten?

Und es kamen die Tage der schwersten Not.
 Sinnlos wuchsen die Mauern im Volke,
 Atomzerschmettert lag Glaube an Recht und Pflichtklampf,
 Weil wahnsinnstolle Zerstörungswut nicht mehr dem Ganzen diente, sondern nur
 Selbstzweck schien.
 Und ringende, fortgestoßene, irrrende Seelen suchten ein Neues.
 Menschheit trat an die Stelle des Volks, dessen Einheit verloren.
 Titanenhaft groß wuchs Unglück und unbewußt Sehnsucht,
 Sehnsucht einheitsringend, grundmorsche Dämme zu brechen.

Und die Dämme brachen.
 Von außen brauste Vernichtung und beläubter Rückschlag löste im Innern das
 andre Extrem.
 Fressend peitschten die Flammen männermordenden Bürgerkriegs blutunterlaufen
 Ritter und Arbeitsklaven.
 Aber aus Flammen brach zischend und heiß, zu metallharter Kälte sich glättend, Eisen,
 Eisen noch spröde und roh, aber in edler neuer Regierung.
 Klingend schlugen Hämmer von außen neugegossenes Eisen zu Stahl.
 Und der Wogenorkan spülte Sträfte aus Tiefen.
 Menschheitsglaube zerbrach und löste das alte Hoffen,
 Goldene Kälber zerschellten an neugeborenen Mächten
 Sehnsucht, Seele und Willen.

Noch rinnen die Quellen des Herzbluts des Volkes, ungesaft.
 Nutzlos versiegen die Tropfen in schwangerer Adertrume,
 Aber sie rinnen zusammen. Aus dampfender Lebenswärme wächst ein neues Geschlecht.
 Bist du nicht näher dem triebhaften Seelensehnen des Innersten Deines Volkes,
 Würdest nicht du auch neu im Rausch, Not und Wogenorkan,
 Sprüht nicht auch deiner Seele klingender Ambosschlag Funken des Willens?

Tot ist das Friedensideal zinsnutzender Bürgerbehäbigkeit,
 Tot massengeiles Haßgefühl gegen die alten Herrn.
 Frei wurde kettengefesselte Seele zum Menschen,
 Kettengefesselte Masse zum Volk.
 Ringend steigt sie empor die neue Zeit,
 Und Männer wachsen,
 Schatten der Ahnen schreiten,
 Helden der Sage leuchten,
 Grüste der Krieger rufen:
 „Glaube, liebe, und herrsche.
 Dein Volk wuchs wie du,
 Wächst heute wie du,
 Wird wachsen wie du
 In seine Sendung.“

Richtet die Türme auf,
 Schichtet die Flammenscheite,
 Seine Seele wird loßen über die Welt.

Dogmenglaube und Kriegserlebnis

Von Alphons Nobel

Auf einer anderen Seite dieses Festes steht das schöne Wort: „Ich lebe sterbend, ich sterbe lebend, ich bin im Bunde mit Gott“ — und wenn ich die Quintessenz meines Kriegserlebnisses überhaupt sagen kann, so ist es ebenfalls mit diesem Wort.

Jrgend ein ungeheures Schicksal führte uns so jung zum Rande der Welt, und, als wir hinabschauten, sahen wir den Tod. Die von uns, die gläubig im Sinn des Christentums geblieben waren, hatten es nicht schwer, weltanschaulich damit fertig zu werden. Wir wußten alles aus unserer Kindheit: es galt, immer bereit zu sein; und da wir so jung waren, fiel es uns nicht schwer.

Keiner, der das nicht innerlich weiß, wird diese unendliche Beruhigung, diese Klarheit, verbürgt von der Möglichkeit und der Nähe des Todes, begreifen können. Freilich war alles rätselhaft, war diese Nähe des Todes, die ja zugleich Gottesnähe war, auch gleich wieder schauerndes Geheimnis und metaphysisches Erschrecken. Aber doch nur intellektuell; im Leben war es eine konkrete Wirklichkeit, selbstverständliche Gewißheit.

So lehrte uns der Krieg, daß unser Kindheitsglaube, genau so wie er im Katechismus stand, groß und weit genug ist, Form für all unser Erleben zu sein. Ging doch selbst jene Ungeheuerlichkeit in diese Form ein.

Wir wurden in dieser gänglich unkomplizierten religiösen Einstellung auch weltanschaulich Kameraden unserer Kameraden. Philosophische Einstellung ist Einsamkeit, weil bedingt von Reflexion, die Schulung voraussetzt. Nicht minder die künstlerisch-gefühlsmäßige Einstellung, die nicht Allgemeingut sein kann, weil sie die Fähigkeit der Formulierung voraussetzt. „The happy few“, beide Male. Nur im positiv-religiösen Glauben besaßen wir die gleichen Glaubensinhalte, und es kam keineswegs auf Schule, Wissen oder Erziehung an. Wir Gläubigen hatten die gläubige Kindheit, auf die es allein ankam, und die hatten wir alle. Was man uns da gelehrt hatte, was wir in großen Kindesvertrauen in jenen weihrauchdurchfluteten Kirchen zuerst betend erprobt hatten, was wir glaubten, — einfache und in ihrer Klarheit beruhigende Dinge, — das ging uns in jenen Jahren in seinem ganzen Sinn auf und trug uns allen die gleiche Frucht. Daher konnte der gläubige Offizier mit seinen Soldaten vor den gleichen Altären knien, und die gleichen Gebete beten. Vor der Schlacht beichteten, gemeinsam kommunizieren. Eine tiefer verbürgte Gemeinschaft gibt es nicht.

Und für unsere gefallenen Kameraden konnten wir beten, im innigen Vertrauen, daß wir ihnen irgendwie damit etwas Gutes taten. Ein Vaterunser am Grab, der letzte Liebesdienst.

Wenn ich jetzt zurückdenkend jene Jahre durchseile, wie seltsam leuchtend ist die Erinnerung an unseren Feldgottesdienst. Ein Frühlingsaltar im Flieder, wir knien, viele graue Soldaten, davor und beten zur Königin im Mai. Es sind die Tage der Aisne-Schlacht; täglich sterben welche von uns. Wir beten für sie, morgen werden andere für uns beten.

Es ist schwer, heute davon zu sprechen, wo das religiöse Leben wieder tiefer in uns zurückgefunken ist. Aber es ist vielleicht gut, heute wieder davon zu sprechen, damit wir uns erinnern an die Kraft des Religiösen, aus Menschengruppen Gemeinden zu machen. Nicht nur im vagen „Erleben“ des Augenblicks, der verfliegt wie ein Duft. Was sich uns draußen bewährte in der Todesgefahr, was die Probe in Jahren der äußersten Not bestand, war ein klar umrissener Bewußtseinsinhalt, war unser Glauben, und, ich wage das geschmähete Wort, waren die Dogmen unserer Religion. Sie waren es, gerade weil sie starr, nicht zu deuten und zu biegen, weil sie absolut sind.

Sie sind uns das geworden, was dem Lande, in dem wir kämpften, die gotische steinerne Starrheit der Kathedralen ist: unendliches Symbol des Göttlichen in uns, Symbol der himmelfrebenden Sehnsucht zur Ewigkeit und der formenden Gnade — der Krieg hat es uns gelehrt.

Krieg und politisches Bekenntnis

Von Dr. Vöckel

Im Generalsekretariat der Zentrumsparlei

Während des großen Erlebnisses des Weltkrieges haben wir Frontsoldaten mündlich und schriftlich unser Denken und Wollen in Worte gekleidet. Es war ein Denken und Wollen ohne System, dafür aber um so natürlicher und fester. Es war ein Denken und Wollen, das uns in der Blüte unserer Jugend gewaltig gepackt, das unserer Jugend einen unerschöpflichen Inhalt gegeben hat, das uns Zeit unseres Lebens begleiten wird und unserem Wollen und Handeln Richtung gibt.

Der Krieg ist die Fortführung der Politik mit anderen Mitteln. Jeder von uns, der einen Teil der Front hütete, hatte die hohe, politische Aufgabe, die Grenzen seines Vaterlandes, Haus und Herd daheim zu schützen. Dieser Gedanke hämmerte uns immer wieder ein tiefes Verantwortungsgefühl ein; nur die glühendste Vaterlandsliebe machte uns fest und hielt uns in Einigkeit zusammen. Selbstlos haben wir unsere Pflicht getan. Starke und mutige Führer folgten wir gern und entschlossen.

Verantwortungsgefühl. Jeder Frontsoldat war innerlich durchdrungen von der Verantwortung, die er hatte, wenn er auf Posten stand, wenn er eine Patrouille führte. Dieses starke Verantwortungsgefühl lebt weiter. Ich fühle es nicht nur bei der Erfüllung meiner Berufsaufgaben, ich fühle es ebenso stark als Glied meines Volkes bei der Erfüllung meiner Bürgerpflichten, ich fühle mich als Glied der Gemeinschaft des deutschen Volkes.

Wenn es der preußische „Militarismus“ verstanden hat, dieses Verantwortungsgefühl im einzelnen zu festigen, so ist das sein überragendes Verdienst, das auch durch alle Schmähungen nicht vermindert werden kann. Die allgemeine Dienstplicht ist beseitigt — nichts ist bisher an ihre Stelle getreten, das gleichen erzieherischen Wert hat.

Vaterlandsliebe. Die glühende Liebe zu Volk und Vaterland ist nicht erloschen, als wir die Front verlassen mußten. Ich fasse allerdings die Vaterlandsliebe nicht so auf, daß sie in der Verehrung einzelner Personen oder eines Regierungssystems gipfelt. Für mich ist die Vaterlandsliebe etwas Höheres. Ich liebe das deutsche Land, ich liebe die Volksgenossen der deutschen Zunge. Ich liebe nicht die Vaterlandsliebe, die mit äußeren Ehrungen, die mit Orden gelohnt wird; ich liebe nicht die Vaterlandsliebe, die nur den Parteistandpunkt als wahrhaft deutsch und national gelten läßt.

In meiner Kompanie kämpften drei Viertel Unteroffiziere und Mannschaften, die Sozialdemokraten waren. Alle waren sie brave und tapfere Kämpfer, aber diese drei Viertel waren mir besonders lieb und wert, weil auch ich mit der vorgefaßten Idee dank der Lehreinwirkung der „höheren“ Schule und dank der „bürgerlichen“ öffentlichen Meinung angefüllt gewesen war, daß ein Sozialist für sein Vaterland nichts tun könne. Allen, die an der Vaterlandsliebe nur ihrer Bildungsschicht oder nur ihrer Parteiangehörigen glauben, empfehle ich, im nächsten Kriege — den Gott verhüten möge — sich etwas weiter nach vorn an die Front zu wagen.

Einigkeit. In der Verantwortung und der Vaterlandsliebe war die Front einig. Diese Einigkeit ließ uns schier Unmögliches vollbringen.

Soll unser unglückliches Volk die Einigkeit nicht wiederfinden? Das ist die Frage, die uns quält. Soll der deutsche Frontgeist nicht wieder in unserem Volke lebendig werden?

Die Uneinigkeit wird von einigen wenigen im Volke geschürt. Sie wird geschürt von Buch- und Artikelschreibern, die scheinbar während des Krieges zu

wenig beschäftigt waren, von Fronterdolchern und Dolchstoßlegendaristen; sie wird aber auch geschürt auf Frontkämpfertagen, auf denen große Teile des Volkes, auch des frontkämpfenden Volkes beschimpft werden. Fort mit all diesen „Führern“ auf den Bloßberg: dort mögen sie ihre Weisheiten vor der Bloßberggemeinde anbringen. Die Uneinigkeit wird besonders geschürt durch die heizerischen Parteitämpfe der Nachkriegszeit. Die Schuld tragen weniger die Parteien als vielmehr die Agitatoren der Parteien, die Volksteil gegen Volksteil hezen und darin die Aufgaben der politischen Parteien erblicken. Auch diese mögen sich der Bloßberggemeinde anschließen! Die politischen Parteien haben das Einigende zu suchen und zu fördern. Sie mögen ihre „Gegner“ nicht in deutschem Lande, sondern außerhalb suchen, wo sie in Wirklichkeit sitzen.

Selbstlosigkeit. Die Front kannte keine materiellen Vorteile. Nach der Heimkehr müssen wir schwer um unser materielles Dasein kämpfen. Selbstlos haben wir Opfer gebracht und bringen wir noch heute Opfer. Ich verfluche nicht das „Durchhalten“; ich verfluche aber das „Durchhalten“ um des materiellen Gewinns wegen, ich verfluche das Ausnutzen der „Konjunktur“ aus egoistischen Gründen. „Opfer“ mußten im Kriege und müssen noch heute mit Hilfe der „Zwangswirtschaft“ Teilen des Volkes abgerungen werden. Der Opfergedanke — einer für alle, alle für einen — lebte an der Front. Möge dieser Frontgeist auch im gesamten deutschen Volke lebendig werden.

Führertum. In der Einigkeit unseres Willen ordneten wir uns dem Willen des Führers unter, ja wir verlangten nach starken, mutigen und zielbewußten Führern. Ist dieser Führergedanke auch nach dem Kriege lebendig geblieben oder ist er tot? Ich finde, das Volk klammert sich an „Führer“, das Schlimme ist nur, daß ein einheitlicher Führerwille fehlt. Und das ist begründet in der inneren Zerrissenheit unseres Volkes, die jede Führernatur sabotiert. Ich bin der Überzeugung, daß auch in einem demokratischen Staatswesen Führer entstehen können, wenn auch schwerer als in einem Obrigkeitsstaate, weil der Führer in einem demokratischen Staate der Auffassung des zahlenmäßig größten Teiles des Volkes gerecht werden muß. Ich sehne mich nach einem solchen Führer, der das Volk versöhnt und ihm die Wege weist, die unser Volk und unser Vaterland wieder emporführen.

Verantwortungsgefühl — Vaterlandsliebe — Einigkeit — Selbstlosigkeit — Führertum sind uns Frontsoldaten inneres Erlebnis geworden und werden es bleiben. Mit diesem Erleben haben wir uns in die neue Zeit hineingerungen. Ich habe von Kriegsende an versucht, diese Gedanken für unser Volk nutzbar zu machen, und zwar durch die politischen Parteien als die Träger des Volkswillens.

Das große Ziel, einen Ausgleich der Interessen der einzelnen Stände und Berufe und damit die innere Versöhnung unseres Volkes zu fördern, zieht mich an als das alles überragende Ziel deutscher innerer Politik. Mit der Förderung dieser Aufgabe wird auch die innere Gesundung und Festigung unseres Staates vor sich gehen und damit das Deutsche Reich auch wieder ein starker Block im europäischen und Weltstaatsystem werden. Wenn ich mich aus diesen Erwägungen für eine bestimmte Partei, die die gezeichneten Kerngedanken meiner Kriegserinnerung in sich trägt und dazu die christlichen Werte im deutschen Volke pflegt und zu vertiefen sucht, entschieden habe, so lehne ich doch jeden Parteifanatismus ab. Es gilt, mit dem bewährten und erprobten Frontgeist unser krankes Volk zu erfüllen.

Das ist die Aufgabe der nächsten Zukunft. Gelingt sie, dann haben wir den Krieg trotz allem nicht umsonst geführt. An alle Deutschen richte ich die Bitte: Findet Euch zusammen zu einigem Handeln, Ihr erwerbt Euch den Dank derer, die das Vaterland verteidigt haben, Ihr ehrt so die Helden, die ihr Blut für das Vaterland vergossen haben.

Invictis victi victuri.

Krieg und Maler

Aus Feldbriefen*) von Franz Marc †

Ich wäre in München stets unglücklich, gedrückt und unzufrieden gewesen und hätte für mein Wesen und Denken zu Hause nichts gewonnen, sicher nicht das gewonnen, was mir hier draußen der Krieg gegeben hat. Ein bißchen stiller und melancholischer wirst Du mich vielleicht finden — Du wirst es auch sein; die Klugen und Denkenden alle werden nicht dieselben sein wie früher. Eine solche Zeit durchleben die Menschen nicht alle hundert Jahre, viel seltener sogar. — Was mir das Soldatenleben schwer machte (— es wäre in München das gleiche), daß ich neben und zwischen dem Dienst hindurch immer andere Gedanken und Pflichten im Kopf habe und den Dienst immer gegen meine Kopfarbeit und diese gegen den Dienst auspielen muß. Ich beneide so oft meine Kameraden, die im Feld nur Soldaten zu sein brauchen und von nichts anderem innerlich gequält und beschäftigt werden als höchstens der Sehnsucht nach Hause, die ich genau so habe wie sie. Aber ich kann mich von meinen Gedanken und Träumen nicht losmachen, will es auch gar nicht. Die kleinste Zeitungsnotiz, die gewöhnlichsten Gespräche, denen ich zuhöre, bekommen für mich einen geheimen Sinn und Hinterfinn; hinter allem ist immer noch etwas; wenn man dafür einmal das Ohr und Auge bekommen hat, läßt es einem keine Ruhe mehr. Auch das Auge! Ich beginne immer mehr hinter oder besser gesagt: durch die Dinge zu sehen, ein Dahinter, das die Dinge mit ihrem Schein eher verbergen, meist raffiniert verbergen, indem sie den Menschen etwas ganz anderes vortäuschen, als was sie tatsächlich bergen. Mythikalisch ist es ja eine alte Geschichte; wir wissen heute, was Wärme ist, Schall und Schwere — wenigstens haben wir eine zweite Deutung, die wissenschaftliche. Ich bin überzeugt, daß hinter dieser noch wieder eine und viele liegen. Aber diese zweite Deutung hat den menschlichen Geist mächtig verwandelt, die größte Typusveränderung, die wir bis jetzt erlebt haben. Die Kunst geht unweigerlich denselben Gang, freilich auf ihre Art; und diese Art zu finden, das ist das Problem, unser Problem! An solchen Problemen herumfingern und sich quälen und gleichzeitig Soldat sein und kein schlechter (denn das bin ich keineswegs), ist wirklich oft schwer. — — — — —

Du schreibst in einem Deiner guten Briefe, „man sollte um der Sache willen — um sie zu retten, alles ablehnen, was nicht dazu gehört“ und daß ein solcher Standpunkt das Heil für mich wäre. Du hast sehr recht, daher auch gegenwärtig die große Spaltung meines Wesens, die von dem ungewöhnlichen Leben und den ungewöhnlichen Ereignissen bestimmt wird. Ich lebe eigentlich drei Leben nebeneinander; das eine Leben des Soldaten, das für mich vollkommen Traumhandlung ist und bei dem ich beständig den sonderbarsten Ideenassoziationen und Erinnerungen unterworfen bin, zum Beispiel als ob ich bei den Legionen Cäsars stünde — das ist kein Witz; ich bin auch durchaus nicht krank — ich „sehe“ uns plötzlich so, ganz genau, bis in alle Einzelheiten. So kommen mir auch die Bewohner der Gegend durchaus als Verstorbene vor, als Schatten (nach dem griechischen Hadesbild). Das sind gar keine Erlebnisse mehr für mich; ich sehe mich ganz objektiv wie einen Fremden herumreiten, sprechen usw.

Das zweite Leben ist schon eher „Erlebnis“, die Gedanken an Europa, Tolstoi, August, Ried, Bücher, die ich lese, Zeitungen und die Gedanken an die schon jetzt ganz sagenumspinnene Front der Riesenheere, die Fliegertämpfe (deren

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags Paul Cassirer den „Briefen und Aufzeichnungen, Aphorismen“ von Franz Marcs entnommen.

wir jetzt täglich Zeugen sind), meine Briefe — in all dem steckt schon eine Wirklichkeit, in die ich wenigstens zuweilen meine Nase stecke und in der ich mich zuweilen wach, auf beiden Füßen und anwesend fühle, obwohl ich nie das Bewußtsein dabei verliere, daß dies alles für mich nicht wesentlich ist, nur Wege, Spaziergänge ohne Ziel, die man zur Erholung und „um sich zu fühlen“ und um nicht untätig zu sein, geht, um dann wieder zu sich nach Hause zurückzukehren in sein eigenes gänzlich unsichtbares „Sein“. Und das ist das dritte Leben: das unbewußte Wachen und Gehen nach einem Ziel; das Keimen der Kunst und des Schöpferischen, der Keim, den man nicht vorwiegend berühren darf. Alles andere wird für mich unwesentlich und gleichgültig, wenn ich über dieses eigentliche innere Leben brüte; wie der Vogel über seinem Ei, so fixe und brüte ich über diesem Leben — und was ich sonst tue und denke, gehört gar nicht wesentlich zu mir. — — — — —

Ich setze mein Leben und mein Werk, an das ich glaube, nicht leichtfertig ein für eine Sache wie diesen Krieg, die mich nur äußerlich interessiert. Ich kann ja immer noch nicht über den Krieg schimpfen und ihn hassen wie Du — als ob die Menschen vor dem Kriege und nach dem Kriege und je besser gewesen wären. Was ist denn der Krieg anders als der bisherige Friedenszustand in anderer, eigentlich ehrlicherer Form; statt Konkurrenz gibt es jetzt Krieg. Ob die Menschen auf Schlachtfeldern sterben oder durch Stubenluft und in Bergwerken, ist kein wesentlicher Unterschied; der Tod selbst und die Wunden verderben die Seele nicht. Den Tod als Zerstörung erkenne ich überhaupt nicht an. Der Tod Deines Vaters war mir doch noch fürchterlicher und erschütternder als der Tod Wilhelms; ich weiß nicht, ob Du das verstehst. Jaß es jedenfalls nicht auf, als ob ich jetzt abgestumpft wäre oder den Kriegstarantelstich hätte, wie Du schreibst; ich fühle hierin, wie ich immer gefühlt; vielleicht erinnerst Du Dich, wie ich schon immer früher über den Tod sprach: er ist absolut Erlösung. Dazu braucht man kein Pessimist sein, nicht einmal Buddhist, höchstens Christ. „Tod, wo ist Dein Stachel?“ — Es ist nicht einmal wahr, daß ich mich „an den Krieg gewöhne“, wie Du annimmst; aber ich taste immer ehrlicher an die Wurzel von dem allen, auch an die Wurzel der Friedenszeiten. Ich glaube nicht an die „menschenwürdigeren Zeiten“, von denen Du so viel sprichst; sie sind nur latent, überliefert — aber immer, im Frieden und im Kriege, gibt es noch ein anderes Leben, das kein Tod, kein Mord, kein Sterben, keine Wunden und keine Krankheiten bezwingt und das von Weltverböserung so wenig als von Weltverbesserung beeinflusst werden kann. „Mein Nerv wurde hart in mancher roten schöpferischen Stunde“ — vielleicht ist es das; denn ich bin sonst, als Mensch, nicht grausamer, härtherziger geworden; Du kennst mich ja. Aber wenn ich im Leben was tue, meinem Nächsten oder auch dem Nächstbesten christliche Liebe erweise, will ich es immer so tun, daß meine rechte Hand nicht weiß, was die linke tut — nicht aber als Programm, als Welttendenz und um was zu bessern. Ich dachte auch viel über Livingstone nach; er ist verehrungswürdig wie Franz von Assisi, Pascal und Christus; aber liegt sein Erbfehler nicht auch in seiner Organisation der Mission? was wurde heute daraus? denkst Du heute über Heidenmission auch schon anders? Ich nicht. Gibt es heute weniger Sklaven? Werden die Menschen heute nicht mehr verkauft? die Formen ändern sich, sonst nichts. Es gibt nur einen Segen und Erlösung: den Tod; die Zerstörung der Form, damit die Seele frei wird. Du mußt nicht denken, daß ich die Bibel „poetisch“ lese; ich lese sie als Wahrheit, wie ich Bach als Wahrheit höre und reine Kunst als Wahrheit sehe. Kannst Du mich verstehen? Ach könntest Du doch! — — — — —

Geschrieben 1914/1915.

Marc fiel am 2. März 1916.

Völkisches Erlebnis

Don Hans Stelter

Hauptkchriftleiter des Deutschen Tageblattes

Mein Erlebnis ist schlechthin einfach, ist das Erlebnis, das ich mit Hunderttausenden von Frontkämpfern gemeinsam habe, in welchen Parteien und Schichtungen sie sich heute auch immer finden, ist das tiefinnerliche und beglückende Bewußtwerden deutscher volksbürgerlicher Gemeinschaft. Erwachsen aus dem, was man mit Frontgeist bezeichnet, gehämmert in Stunden ergreifender völkischer und staatlicher Not und hart, stahlhart geworden in klarer Erkenntnis dessen, was dereinst war und was heute — und heute mehr denn je — ist, schließt dieses Erleben in sich den unbedingten Willen und die unbedingte sittliche Kraft zur Form und zur Formgebung. Oder anders ausgedrückt: den unbedingten Willen, auf dem Boden dieser gemeinen Wirklichkeit jene höhere Wirklichkeit zu errichten, die — in völkischer wie in staatlicher Hinsicht — einzig wahrer Ausdruck und einzig wahre äußere Form jenes Erlebens darstellt, die Verkörperung wahrhaft völkischer und staatlicher, d. h. wahrhaft sittlicher Macht. Was aber dereinst war und was heute — und heute mehr denn je — ist, hat wohl kaum jemand besser ausgedrückt, als Nietzsche in jenem Zarathustra-Wort, wo er den Weisen sagen läßt: „Sprachverwirrung des Guten und Bösen: Dieses Zeichen gebe ich euch als Zeichen des Staates. Wahrlich den Willen zum Tode bedeutet dieses Zeichen!“ Wille zum Tode als Zeichen des Staates und nicht nur des jüdischen, wenn auch des jehigen mehr denn der bisherigen! Alle aber, die das Erlebnis des Krieges und der Front mit mir gemeinsam haben, wissen, daß dieser Wille etwas ihnen zu tiefst innerlich Wesensfremdes, daß er nicht ihr Wille ist. Sie fühlen in sich lebendig und quellend den Glauben und die Gewißheit, daß wir trotz allem und allem ein junges Volk sind, das nicht oder noch nicht endgültig hinabstiegen kann in die Niederungen, in denen Völker sich verlieren und in denen sie untergehen. Sie wissen, daß wir, einmal frei von jener „Sprachverwirrung des Guten und Bösen“ uns endlich, d. h. in dieser Zeit wieder emporringen müssen und emporringen werden zu jenen Höhen, die uns vorbestimmt sind.

So schließt denn das Erlebnis der Jugend unseres Volkes das Erlebnis und das Erkenntnis der Jungen in sich. Aus den gesellschaftlich, wirtschaftlich und parteipolitisch rissig und brüchig gewordenen senkrechten Schichtungen sogenannten staatsbürgerlichen Lebens hat sich in diesen Tagen wahrhaften Erlebens da, wo die Schichtungen am gesundesten sind, alle bisherigen unsittlichen und widernatürlichen Abgrenzungen durchschneidend, eine wagerechte Schichtung herausgelöst und ist — dem Einzelnen bewußt oder unbewußt — unlöslich ineinander verwachsen. Die Sprachverwirrung ward entwirrt, der Wille zum Tode Wille zum Leben, das Nichtverstehen löst sich zum Verstehen auf und Verstehen müssen! Das Schlagwort ward erkannt als Schlagwort, das den Sinn des Wortes erschlägt, das die Idee zur Lüge und die Lüge zur Idee stempelt; der Begriff des Volkes ward zum Inbegriff dessen, was gemeinsamen Blutes, d. h. gemeinsamer Abstammung, Geschichte und Kultur ist, die Summe der Geschlechter, die da heute sind, gestern waren und morgen sein werden; die

Nation ward die zur wahrhaft staatlichen Form zusammengeschlossene wahrhaft geschlossene, rassistische Gemeinschaft, die allein Träger sein kann des Gemeinschaftslebens der Völker, das deutsche Reich römischer, jüdischer oder sonstiger Nation zum deutschen Reich deutscher Nation; die völkische Politik zu einer Politik, die abseits der Krankhaftigkeit unserer Zeit, der Zeit der vollendeten Sündhaftigkeit, und abseits vom toten Buchstaben des Gesetzes jeden Einzelnen wieder verantwortlich macht im Dienst an der Gemeinschaft; die wieder religiöses d. h. göttliche Bindungen schafft; innere Bindungen, die gleichzeitig Verbindungen sind mit dem Volksgenossen wo auch immer, ebenso innerlich und wahrhaft frei geknüpft, wie sie die Notzeit an der Front zwanagsläufig knüpft; kurz die Politik, die die Kunst zur Erreichung des für Volk und Staat Notwendigen schlechthin bedeutet.

Das deutsche Volk ist die Gesamtheit der deutschen Stämme, ungeachtet der heute noch vorhandenen Zugehörigkeit der einzelnen zum deutschen Staat; der Staat aber ist das Band, das jene früher oder später umschließen soll und muß; er ist die Form, dessen Inhalt und Seele das Volkstum ist. Ein kommendes Geschlecht aber, ein Geschlecht der Jungen sieht dem Tage entgegen, da sich jene zwei Begriffe decken, die heute noch einander fremd sind, da der Begriff „Staatsbürger“ gleichbedeutend ist mit dem Begriff des „Volksbürger“. Gäste aber werden alle die sein, die fremden Stammes und Blutes sind, und da wird keine Gemeinschaft sein, denn zwischen Deutschen und Deutschen. Wer aber auch immer ihre Gastfreundschaft besitzt, der wird, ohne Anspruch auf volksbürgerliche Rechte zu besitzen, wohl gelitten sein, solange er sich seiner Eigenschaft als eines Gastes wohlbewußt ist.

So lebt in der Seele der Jungen die Sehnsucht nach reinem deutschem Volkstum. So lebt in ihr die Sehnsucht nach einer verantwortlichen und ihrer Verantwortung bewußten Gemeinschaft, die hervorsticht aus der Persönlichkeit und hinaufwächst von der Persönlichkeit zur Familie, von ihr zum Geschlecht oder zur Sippe, vom Geschlecht zum Stamm und von der Gemeinschaft der Stämme zum Volk. Eine Kette, deren Glieder fest ineinandergreifen und sich zum Ring schließen.

Die Stätte des deutschen Volkstums ist die deutsche Heimat. Deutsches Wesen, deutsche Sitte und deutsches Recht sollen ihr das Gepräge geben. Das ist der Wille der innerlich Jungen und daran arbeiten sie, indem sie vor allem an sich selbst und an ihrem eigenen Geschlecht arbeiten, aus der Erkenntnis heraus, daß sie nur über die Gemeinschaft der innerlich Jungen zur Volksgemeinschaft kommen. Ein sittlich hochstehendes Volk aber ist ein starkes Volk, und ein starkes Volk wird hinwiederum stets ein freies Volk sein, das alle ihm aufgelegten Ketten früher oder später zerbricht.

Das Erlebnis der Jungen, der politischen Menschen, ist nicht das Erlebnis der Parteipolitiker, der politisierenden und politisch vielgeschäftigen Menschen. Von manchem unter diesen gilt das Wort, daß, wer ein Richtiges für wahr erkannt hat und im Letzten irrt, im stärksten Wahn steckt. Jene aber tragen in sich den stets sich gleich bleibenden ruhig und sicher schwingenden Rhythmus völkischen Geschehens, das in ihnen in tausend und aber tausend Pulsen und Impulsen an der Front schlug, und sie tragen in sich vor allem den Mut und die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Opfers. Dieser innere Rhythmus, der die ganze deutsche Geschichte durchschwingt, und diese Erkenntnis von der Notwendigkeit des Opfers wird sie auch zwangsläufig und unbedingt den Weg suchen und finden lassen, der zur Lösung der inneren und äußeren Krisen führt, wie sie in der sozialen, d. h. gesellschafts- und wirtschaftspolitischen und damit weltpolitischen Wirren dieser Zeit ihren Ausdruck findet. Sie wird ihnen von den Höhen diesen Erlebens und Erkennens Ursprung und Ziel zugleich zeigen,

wird sie zwingen, den Strom deutschen Volkstums, der sich heute über morastigem Boden dahinwälzt zurückzuerfolgen bis zur Quelle, wird ihnen Griffel, Art und Spaten in die Hände drücken, den Plan zu zeichnen, die Hindernisse auszuröden und den Weg und die Bahn frei zu machen, auf dem die lebendigen völkischen Ströme sich in ein neues reines oder gereinigtes Bett ergießen, um endlich einzumünden in das Meer, das das deutsche Staatsschiff sicher trägt.

Aber noch ist das Staatsschiff led, weil es Riff über Riff anläuft und des wegtundigen Steuermanns entbehrt. Aber aus der rastlosen Arbeit derer, die das große Erlebnis in sich tragen, werden früher oder später die Führer herauswachsen, die nicht nur gewillt, sondern auch fähig sind, das Steuer zu ergreifen. Und Tausend und aber Tausend sind gewillt, sich in der Zeiten Schmiede vom Hammer der Not zum Stahl schmieden zu lassen, der das Schiff umpanzert. Sich schmieden zu lassen, bis der Hammer an der Härte des Stahles zerbricht.

Die Zeit steht am Amboss. —
 Das Feuer loht auf
 Die Funken zerfliegen, — versprühen. — — —
 Tiefauf lacht der Stahl! Der erste Schlag:
 „Ich sänge von Siegen und Ehren!“
 „Und ich vom Sterben!“ —
 „Und ich von der Not!“ —
 „Und ich, ich sänge vom Ruhme!“
 Die Zeit hält ein. Der Hammer ruht. —
 Aufzischt das Eisen im Feuer.

Und wieder erglüht es
 Und züngelt empor
 Mit heißem, verachrendem Atem. —
 Tiefauf stöhnt der Stahl! Ein harter Schlag:
 „Ich klage von feigem Verrate!“ —
 „Und ich ob des Elends!“ —
 „Vom Brudermord ich!“ —
 „Und ich, ich klag' ob der Schande!“
 Und Schlag auf Schlag, — und Schrei auf Schrei, —
 Aufhäumt sich erzitternd der Amboss.

Zum drittenmal glüht es,
 Das Feuer springt auf
 Und reckt sich empor an dem Eisen. —
 Aufspeischt ihn der Hohn — der Hammer fällt:
 „Ich lüge von Recht und von Sitte!“ —
 „Und ich von der Freiheit!“ —
 „Vom Völkerbund ich!“ —
 „Und ich, ich lüge vom Frieden!“
 Da springt der Hammer jäh entzwei —
 Zerspellt von der Härte des Stahles.

Das ist das Erlebnis, das ich mit den innerlich Jungen meines Volkes von der Front mitgebracht habe in die deutsche Heimat.

Bekennnis zum Sozialismus

Von Dr. jur. Joachim Seligsohn

Mitglied der mehrheitssozialistischen Partei

Ungeheuer groß ist die Zahl derer, die sich heute mit Politik beschäftigen — fast noch größer die Menge derer, die meinen, sie hätten den Stein der Weisen in der Kunst, praktische Politik zu treiben, gefunden. Die wenigsten von allen diesen verfügen über politische Schulung — politisches Denken ist ihnen dasselbe, wie Empfinden, Gefühl in einer Frage der praktischen Politik. Und doch ist Politik eine Kunst, die verlangt, daß man gegebenenfalls das Gefühl, häufig auch den Verstand ausschalten muß — nur Verstandespolitiker sind ebenso von Abel, wie nur Gefühlspolitiker.

Wer gibt sich Rechenschaft über sein politisches Werden? Wer legt auch an sich die kritische Sonde und vergegenwärtigt sich, wie oft er sein politisches Hemd gewechselt? Umlernen gibt es heut überall, selten aber sind die, die ihr Umlernen auch zugeben. Und doch: wir alle, die wir heißen Herzen uns politisch betätigen, wir alle, die wir keine Doktrinäre oder Parteifanatiker — sein wollen, wir alle haben umgelernt, haben uns von links nach rechts, von rechts nach links entwickelt.

Viele, allzuviele sind durch den entsetzlichen Krieg in politische Bahnen gewiesen worden, die wirklich kein Zeug zum Politiker haben. Das sind alle die, die kein Problem unpersönlich, möchte ich sagen, debattieren können. Die, von der großen Politisierungswelle erfasst, nunmehr ihren wahren Beruf entbedt zu haben glauben, die ohne geschichtliche und gesellschaftswissenschaftliche Bildung ihr Gefühl, ihren Instinkt allein sprechen lassen, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß auch dieser — sogar bei der Frau — einmal versagt. Wir schreien förmlich nach politischen Führern und denken nicht daran, daß es nicht die Macht des Wortes, des geschriebenen oder gesprochenen, nicht ein ungeheures Maß von Bildung, nicht ein schier unerschöpfliches Reservoir an Wissen, nicht ein Gefühl allein ist, was zum Führer qualifiziert. Alles dies oder doch die Mehrheit davon muß zusammenkommen und noch etwas: Liebe zum Menschen, Liebe zum Volk, Liebe zur Welt.

Wer bis hierher nachgedacht hat, der wird sich bald fragen: wie geht's nun mit dir selbst? Bist du Politiker, bist du gar Führer? Er wird sich sein politisches Werden vergegenwärtigen, er wird sich selbst analysieren — und er wird einen Schritt weiterkommen. Er wird sich fragen, wie bist du zu deiner politischen Überzeugung gekommen? Und wenn er dann nachdenkt und sich sein Sein zergliedert, dann wird er fast nur Irrwege gehen, nicht Wege, die ihn zum Irrtum geführt, sondern solche, die in eine Sackgasse gemündet sind — kurz, viel vergebliches Streben, mehr Dornen als grünende Auen. Aber jeder, auch der, der verzweiflungsvoll die Hände ringt, ob der Wüste, die er schaut, jeder wird irgendwann anlangen, wo er seinen „Wendepunkt“ findet, wo sein Erleben beginnt, wo er fühlt, daß er plötzlich erwachsen geworden, daß er erwacht ist.

Jeder, der hier zu Worte, kommt soll auf seine Art berichten, wie es über ihn gekommen ist. Und wohl uns allen, die wir hier weiter Öffentlichkeit unser Werden und Sein offenbaren, ist es im gewissen Sinne gleich gegangen, gleich an Ort und Zeit, ungleich aber in Beziehung auf die Richtung, die wir eingeschlagen haben. Wir streben nach allen nur denkbaren Richtungen — wir sind die Windrose der Politiker. Also haben wir einen gemeinsamen Ausgangspunkt, von dem wir uns scheiden. Dieser ist uns allen gemeinsam — es ist der Krieg: der Anfang, der Graben, der Massenmord, das Ende, eines von diesen, vielleicht auch alles.

Bei mir war es der Kriegsbeginn, der mich erstarren ließ, der plötzlich die krausen Gedanken ordnete und ihrer Gesamtheit die Richtung gab. Es war nicht die allgemeine erste Begeisterung, von der ich mich nicht schäme, dabeigewesen zu sein. Es war der Augenblick, wo ich die Erklärung las, die Hugo Fasse im Namen der Fraktion abgab, selbst zwar nicht mit dem Herzen dabei, aber doch die größte deutsche Partei verkörpernd. Hier trat der ungeheure geschichtliche Wandel zutage, den die Partei durchmachte, das begeisterte Bekenntnis zum deutschen Volke, aber auch die Liebe zu den Brüdern, die nun unsere Feinde waren. Das Vaterland trat vor Parteidoctrin, der feste, eiserne Wille es zu schützen, mußte alles andere übermühen, es in einen Dornröschenschlaf versenken, nicht für immer, nur auf Zeit. Das Wort von der Glinte, die der alte Nebel auf den Bundel nehmen wollte, war Wirklichkeit geworden, traurige Wahrheit, aber doch auch frohe. Nun mußte es alle Welt glauben, denn die Millionen Parteianhänger handelten danach, nun durfte auch ich glauben, was ich bisher nur für Worte gehalten hatte, weil ich es jetzt wußte. Noch sträubte ich mich, aber nicht mehr innerlich, es war nur noch eine Frage der Zeit, wann ich auch nach außen hin mich zu dem Wege bekennen sollte.

In jedem jungen Menschen steckt eine gewisse Oppositionslust. So war mir als einem kleinen Schulbuben schon oft gesagt worden: du bist der geborene Sozialdemokrat und obwohl ich damals noch gar nicht wußte, was das für ein schreckliches Untier sei, hatte ich mir doch fest vorgenommen, es nie, niemals zu werden — wieder aus Oppositionslust. Viele lange Jahre hatte ich mich dagegen gesträubt, selbst nachdem langes politisches Studium und eigenes Nachdenken mir auch die genaue Bekanntschaft mit dieser Partei, wie mit allen anderen, vermittelt hatte. Meine innerliche Sympathie gehörte schon längst den Kämpfern für Freiheit und Gerechtigkeit — aber ich suchte mit Gewalt nach Gründen, die mir verboten, es äußerlich selbst zu werden. Während des ganzen langen Krieges, während der Jahre in Schmutz und Jammer, fand ich doch nicht die Selbstüberwindung, äußerlich zuzugeben, daß man mich schon als Schuljungen richtig eingeschätzt hatte. Und als der Zusammenbruch kam, als es mir so leicht gemacht wurde, da konnte ich es erst recht nicht über mich bringen. Ich wählte die bürgerliche Demokratie und wollte innerhalb dieser für einen Ausgleich wirken. Aber es ging nicht — die bessere Abarzeugung läßt sich auf die Dauer nicht knechten. So zog ich denn ein ganzes Jahr nach der Revolution auch nach außen hin die Folgerung aus meinem inneren Denken. Ich fluche dem Krieg, weil er so unsägliches Elend über mein armes Vaterland und die ganze Menschheit gebracht hat. Aber ich danke ihm auch, daß er mich von etwas Bösem befreit hat, anders zu scheinen, als ich bin. . . .

Durch Krieg zur Freiheit

Von Erich Rudolf

Kommunistische Arbeiter-Partei

Aus meinem Werktag singt:

A bas la guerre!
Vive la revolution!

In meine Nächte dröhnt der Schritt der Marseillaise. In den fahlgrauen Tag blickt Liebtnechts Gesicht, eichengrün. Aus seinen Lotengrüßen lobert der Haß, der wilde Haß gegen die, die mich zwangen, Menschen zu mordern.

Die Erinnerung lebt allein und alle Tage sind Erinnerung. Keine Stunde schläft. Aber der Schlaf ist Haß, seine Träume sind millionstimmige Gesänge verwesener Brüder und die Sterne sind die Fanale der Rache, der Empörung, der grenzenlosen Wut.

Und ich war einst anders. Ich lebte. Liebte. Glühende Liebe! Mein Haus war klein, aber es war Glück. Mein Weib war lieb und meine Arbeit gab uns Brot, Kleidung. Zwei Hände hatte ich, die schufen. Für sie und mich!

Arbeiter müssen Sozialisten sein. Wo wäre sonst Schutz gegen Barbarei und Knechtschaft? Ich liebte Bebel, den Vater unser aller, ich kannte Marx und Lassalle. Und doch zog ich in den Krieg; denn meine arbeitenden Brüder meinten wie ich, daß es „um Vaterland und Deutschland“ ging.

Und Bebel hätte den Tornister genommen! — — — — —

Soll ich alle Schrecken jener Jahre aufleben lassen, soll ich euch allen, die ihr diese Zellen lest, ins Gesicht schreien, daß ich betrogen wurde wie meine Brüder? Wißt ihr wie ich, was Leid ist? Stakt ihr wie ich im Brodem der Verwerfung, saht ihr wie ich die Geilheit meiner Vorgesetzten, die Feigheit der Etappe, die Erbarmungslosigkeit der Führer und wurdet ihr verzehrt vom Feuer der Erkenntnis, daß wir nichts waren als Schlachtvieh, daß man hineintrieb in die Hölle des Trommelfeuers? — Redet mir nicht von Tapferkeit! Die war Besinnungslosigkeit. Schweigt von Kameradschaft. Die war unter zweien. Laßt

eure Phrasen vom gütigen Vorgesetzten. Die schoß man uns im Anfang weg. Verachtet mein Sachem nicht über Kaiser und Reich! Nie zerbricht ihr mehr den Glauben in mir, daß nur die Freiheit die Notwendigkeit des Lebens ist. Die Freiheit, die die Souveränität des Individuums ist im brüderlichen Kommunismus.

Nicht ein Erlebnis hebt sich in meinen Erinnerungen an die Grausigkeit, den Wahnsinn des Krieges, die Verworfenheit der Gewalthaber heraus; kein Erlebnis war entsetzlicher als das Ganze, in dem wir verraten, betrogen wurden von denen, die uns gelehrt, daß Sozialismus Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — Liebe sei.

Die Schmach brennt tief wie Haß. Der Krieg war das Totenloben des heuchlerischen Sozialismus, der uns Brüder genannt und uns doch als Schlachtvieh in die Hölle getrieben.

Bis Liebknechts Stimme zu uns drang. Silberne Fanfare über dem weltzitternden Geheul der Granaten! Morgenrot im Nebel des Grauens! Weltruf der Erlösung!

Liebknechts Stimme, die in unser Elend fließ, die den Gewalthabern in die Kehlen fuhr, die das Verfluchen der Grabenwände überschrie und die der lebendigen Verwufung Einhalt gebot.

Gezittert habe ich im Graben, daß die Stimme nicht verhallte! Geschrien im Loben, daß sie mich führe zur Wahrheit, zur Welt Heimat, zur Liebe. Hinter ihr her bin ich gezogen in das, was einst „deutsche Heimat“ hieß. Hinter den silbernen Drommeten der Menschlichkeit marschierte ich zum Rhythmus neuen Lebens. Und ihn hat man gemordet! Geschlagen wie einen Hund, einziger Mensch unter Millionen Kanailles!

Ich ritt im Grau der neuen Ohnmacht. Hinter mir ein Tag, an dem das „Nieder mit dem Krieg“ Erlösung schien. Verhallt die Stimme des Erlösers!

Verhallt?

Nein, Leben ist sie. Mein Leben. Ich höre sie. Alle Tage. In den Herzen meiner Brüder schwingt sie. Und ihr Klingen ruft uns zum Kampf, zum unentwegten Kampf, bis „Freiheit“ Welt hymnus wird.

Nerven

Von Maritimus

Kaiserlicher Leutnant zur See a. D.

Mein Bursche, ein alter Seewehrmann, erzählt:

„Wer weiß es, was es heißt, vier Jahre in enger Kasematte zu wohnen, vier Jahre mit dem Kopf an das Stahlbed zu stoßen, vier Jahre rechts und links und vorn und hinten immer wieder diese dunklen Wände, die kahlen quadratischen Spinde zu sehen? Neben sich immer und immer die gleichen Gesichter, den gleichen Zank ums Fressen, vier lange Jahre durch. Ja — waren nicht viele von uns schon vor dem Kriege auf diesem Schiff? Lebten sie nun nicht schon sieben Jahre in derselben stidigen Luft, der mechanischen Arbeit, den ewiggleichen Exerzierdiensten, ein Tag frei und ein Tag Wache, sieben Jahre lang durch? Waren wir überhaupt noch Menschen mit Seelen? Oder Maschinen mit monotonem Gang? Ein Perpetuum mobile!

Frisch fröhlicher Krieg? — Nein!

Wir mußten hinaus in die Nordsee spähenden, wundgeschauten Auges Tage und Nächte. Nervenüberspannt, übernächtigt, ermüdet und erschlaft lehrten wir heim von nutzloser Fahrt, o wie drückte das beim hundertsten Male! Konnten wir nicht besser bei Muttern sitzen, bei Frau und Kind?

Und immer in denselben Hafen zurück. Die gleichen Menschen, die gleichen Mädchen, die gleichen Freuden und die dieselbe Luft. Die nie weichenden Nebelschwaden und immer der rieselnde Regen und die Dämme und Deiche und Wiesen so kahl und so endlos, so furchtbar endlos und der Strandschlick voll üblen Geruchs und die Tade so träge und lehmgrau: eintönig das Bild unseres Lebens!

Krieg und Nerven! Ja, unsere Nerven wurden langsam mürbe. Mit unheimlich sicherem Instinkt konnten wir den Augenblick ermessen, wo ein Anstoß genügen würde, sie reißen zu lassen. Ein wildes Aufbäumen des Leibes, ein Aufschrei des Geistes, ein Aufspeitschen der Sinne, mußte, es mußte Befreiung bringen. Wir waren ja keine Menschen mehr, lebten in dumpfer Ohnmacht dahin, fiesch am Körper und Geist. Auf jeden einzelnen Nacken drückten die tausende Zentner Stahl des Schiffes und leiser Kopfschmerz legte sein dauerndes eisernes Band um die Stirn und erdrückte neue Gedanken und meuchelte Spannkraft.

Wie mußte es schön sein, ach — auch noch am Kriegsende, mit Tausenden zusammen an der Westfront oder Ostfront vorzustürmen. Nur vorwärts, nur vorwärts! Nur etwas Neues — etwas Neues! Nur nicht aus dem Taumel erwachen, zum Denken kommen wie wir, die wir grübelnd mit ewig rotierenden Gedanken in dumpfer Starre dahinbrüteten.

Der leise werdende Ruf: Revolution! ließ unsere mürben Nerven reißen. Eine Tat! Erlösendes Wort! eine Tat! Welche?? — Gleich! — Nur eine Tat! Alle Instinkte brachen los, alles Gute und alles Schliche, jahrelang verhaltene Kraft spannte sich zu dieser einen Tat! Revolution! Ein Aufschrei der Befreiung ging durch mich und viele meiner Kameraden:

Revolution der Nerven, das war mein Kriegserlebnis!“

Aus dem Fragment „Der Satan“

Von Florian Geyer

Als Manuskript gedruckt. Alle Rechte vorbehalten.

Zerküfteter 42 cm - Granatrichter; ein Offizier, ein Unteroffizier und vier Mann lauern an der feindwärtigen Erichterwand. Ein fünfter Soldat steht Posten.

Ein Soldat: Den Krieg soll der Teufel holen.

Zweiter Soldat: Ablösung!

Der 4. Soldat: Der liest schon wieder in seinem Gebetbuch.

Der 3. Soldat: (schüchtern) Das geht dich nichts an.

Der Offizier: Laßt ihn doch, solange er nicht auf Posten steht.

Der 4. Soldat: Dir werden sie die Religion schon auch noch austreiben.

Der Posten: (schreit) O weh! (fällt um)

Der Unteroffizier: Der ist hin, Kopfschuß.

Der 2. Soldat: Aufgezogen von Mutter und Vater in Sorge und Not, durch duzend Krankheiten gepöppelt, in die Schule gelaufen, als Lehrling geschlagen und gepufft, erzogen als Rekrut bis zum Verrecken, drei Wochen draußen — schreit au weh und ist ausgelöscht. Nicht einmal begraben wird er.

Der Unteroffizier: Legt ihn unten auf den Boden und werft ein paar Schaufeln Erde auf ihn. (Zum Zweiten) Auf Posten!
(Der zweite Soldat bezieht den Posten. Der dritte und vierte graben den Gefallenen ein.)

Der Unteroffizier (nimmt ihm die Habseligkeiten aus der Tasche): Liebesbriefe hat er auch schon mit seinen neunzehn Jahren.

Der 1. Soldat: Die wird sich bald trösten.

Der 2. Soldat: Und in drei Wochen halten sie zu Hause einen schönen Gedächtnisgottesdienst: Starb den Heldentod fürs Vaterland. Halleluja!

P a u s e.

Der 2. Soldat: Ich habe verfluchten Hunger. Die letzte Fleischbüchse habe ich schon gestern abend gegessen.

Der 3. Soldat: Da hast du meine. Ich kann nichts essen.

Der 2. Soldat: Danke. Du kannst nichts essen? Warum nicht? Hast du Angst vor dem Heldentod?

Der 3. Soldat: Vor dem Tod nicht, aber vor einem Bauchschuß.

Der 2. Soldat: Aha, du willst leere Gedärme haben. (Nacht die Fleischbüchse mit dem Seitengewehr auf, schmausend.) Wenn's dich erschlagen soll, erschlägt's dich. Da hilft dir kein Gott und kein Teufel.

Der 4. Soldat: Vor drei Wochen war ich in Urlaub. — Nur noch ein einziges Mal bei einem Mädchen schlafen!

Der Unteroffizier: Wann habe ich das letzte Mal getanzt?

Der 1. Soldat: Getanzt? Vor fünfhundert Jahren.

Der 2. Soldat: O, mein Wein! (Stürzt. Alle springen zu ihm hin.)

Der Unteroffizier: Ein Riesensplitter. Die Schlagader ist durch. (Bemühen sich um ihn.)

Der 2. Soldat: (Schreit, dann): Es ist doch ein Schwindel! (Stirbt.)
Der 4. Soldat: Das Bein ist ab. Ich halte es nicht mehr aus. Ich mag nicht mehr. (Zum Offizier): Einen Ausweis zum Verbandspfad oder —
Der Offizier: Oder?
Der 4. Soldat: Oder ich laufe über! Nur heraus aus dieser Schlächterei. Sonne, Licht, Leben, Weiber!
Der Offizier (ruhig): Schweinehund.
Der Unteroffizier: Du, auf Posten!

(Der erste Soldat bezieht den Posten.)

Der 4. Soldat springt auf, schreit: Da — der Satan! (Springt über den Trichterrand.)
Der Offizier: Dageblieben. Ich schiefel! (Reißt seine Pistole heraus, ganz Offizier:) Sie feiger Schweinehund!
Der 1. Soldat: Ist nicht mehr nötig. Da liegt er schon. Tot.
Der Offizier: Tot. So ein Schweinehund.

— — — — —

Der Offizier, allein unter Leichen, lehnt sich an den Trichterrand, nimmt den Stahlhelm ab.

Der Offizier (feindwärts blickend):

Tu ab den Helm, du bist allein.
Nicht Krieger — Offizier mehr. Mensch. Verirrtes Kind.
Tu ab die Maske, wie die Zeit es tat.
Hölle umspeit mich feuerdonnernd,
Leben heißt Sterben jetzt.
Erde versank mit Mädchen, Blumen, Frühling,
Und Chaos sperrt den Flammenrachen auf,
Leben um Leben schlingend, — —
O, Kameraden,
Lachende Augen ihr und tatfroher Arm,
Setzt Feßen Bluts, bald stinkende Kadaver!
Und bald auch ich —
Ich, einmal lebend nur, so jung,
Hinweggefegt und aufgebunsener Leichnam,
Aus stieren Augen, welche Mücken fressen,
Aufstarrend in den Himmel, unbeerdigt.
Hier steh ich nackter Geist vor meinem Gott:
Wozu die fressend-fürchterliche Qual?
Anlage ich, wie nie ein Mensch gewagt:
Laßt die Geschütze rasen,
Reht aufwärts eure Rohre, Kanoniere,
Aufbrüllt die Erde und verurteilt — Gott!
So recht! Geschütze sind Posaunen, die verkünden:
Der jüngste Tag bricht an!

(Anschwellendes Feuer. Höher steigend):

Tag des Gerichts — nicht über arme Menschlein —
Gerichtstag über Gott!
Wer wider ihn zu zeugen hat,
Der trete vor!

(Steht ganz oben. Naher Granateinschlag. Das Trommelfeuer in Traumerne. Rotflackerndes Licht. Der Satan erscheint.)

— — — — —

(Nacht, nur der Satan steht in grellem Licht.)
Der Satan: Menschen und Engel und ihr auf fremden Sternen, hört!
 Ich, durch Jahrtausende verfolgt, verfehmt
 Als euer Feind — aus Liebesüberschwang
 Erheb' ich Klage:
 Am Anfang war das Nichts.
 Uns hütete sein dunkler Mutter Schoß.
 Da rief's:
 Er, der sich selbst, das Licht, aus Nacht gezeugt,
 Er rief:
 Es werde Licht!
 Flamme brachen die Sonnen, Feuerknochen auf,
 Und Sterne glommen auf im Samt der Nacht,
 Und Pflanzen sproßten
 Und wuchsen im Licht,
 Und Tiere wimmelten zahllos empor —
 Ich aber, treuer Sohn der Nacht,
 Flehte und schrie zu der guten Mutter:
 „Güt' uns im heiligen Mutter Schoß,
 Verstöß uns nicht ins grausame Licht!“
 Aber allmächtiger Vaterwille,
 Des, gegen den ich Klage,
 Riß uns empor ins Sein.
 Aufblühen zum Tod, Zeugen zum Sterben, —
 Die Stunde kam, wo sich die Schöpfung bäumt:
 Er schuf euch n i c h t nach seinem Bilde.
 Tausend und Tausend sah ich ziehen
 Aus lügenlachendem Jugendland,
 Gebeugt, gebückt, keuchend, zermartert,
 In das dunkle Tor.
 Stümperwerk sein Vernichten auch:
 Kriege und Krankheit läßt er rasen,
 Sterne sah ich in Staub zerfallen,
 Länder sah ich versinken im Meer,
 Städte sah ich verkohlen im Feuer —
 Niemals wird wieder Nacht!
 Wär' ich Er,
 Ich reckte aus die Hand in Majestät
 Und sprach:
 Es werde Nacht!
 Und wischte diesen Traum der Qual — hinweg.

In Stahlgewittern

Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers *)

Don Ernst Jünger

Kriegsfreiwilliger, dann Leutnant und Kompagnieführer im Inf.-Regiment Prinz Albrecht von Preußen (Hann. Nr. 73), Leutnant im Reichswehr-Regiment Nr. 16 (Hannover)

Noch wuchet der Schatten des Ungeheuren über uns. Der gewaltigste der Kriege ist uns noch zu nahe, als daß wir ihn ganz überblicken, geschweige denn seinen Geist sichtbar austkristallisieren können. Eins hebt sich indessen immer klarer aus der Flut der Erscheinungen: Die überragende Bedeutung der Materie. Der Krieg gipfelte in der Materialschlacht; Maschinen, Eisen und Sprengstoff waren seine Faktoren. Selbst der Mensch wurde als Material gewertet. Die Verbände wurden wieder und wieder an den Brennpunkten der Front zur Schlacht zerglüht, zurückgezogen und einem schematischen Gefundungsprozeß unterworfen. „Die Division ist reif für den Großkampf.“

Das Bild des Krieges war nüchtern, grau und rot seine Farben; das Schlachtfeld eine Wüste des Irrsinns, in der sich das Leben kümmerlich unter Tage fristete. Nachts wälzten sich müde Kolonnen auf zermahlene Straßen dem brandigen Horizont entgegen. „Nicht aus!“ Ruinen und Kreuze säumten den Weg. Kein Lied erscholl, nur leise Kommandoworte und Flüche unterbrachen das Knirschen der Riemen, das Klappern von Gewehr und Schanzzeug. Verschwommene Schatten tauchten aus den Mäandern zerstämpfter Dörfer in endlose Laufgräben.

Nicht wie früher umrauschte Regimentsmusik ins Gefecht ziehende Kompagnien. Das wäre Hohn gewesen. Keine Fahnen schwammen wie einst im Pulverdampf über zerhackten Karrees, das Morgenrot leuchtete keinem fröhlichen Weiterzuge, nicht ritterlichem Fechten und Sterben. Selten umwand der Lorbeer die Stirn des Würdigen.

Und doch hat auch dieser Krieg seine Männer und seine Romantik gehabt! Helben, wenn das Wort nicht so wohlfeil geworden wäre. Draufgänger, unbekannt, eiserne Gesellen, denen es nicht vergönnt war, vor aller Augen sich an der eigenen Kühnheit zu berauschen. Einsam standen sie im Gewitter der Schlacht, wenn der Tod als roter Ritter mit Flammehufen durch wallende Nebel galoppierte. Ihr Horizont war der Rand eines Trichters, ihre Stütze das Gefühl der Pflicht, der Ehre und des inneren Wertes. Sie waren Überwinder der Furcht; selten ward ihnen die Erlösung, dem Feinde in die Augen blicken zu können, nachdem alles Schreckliche sich zum letzten Gipfel getürmt und ihnen die Welt in blutrote Schleier gehüllt hatte. Dann ragten sie empor zu brutaler Größe, geschmeidige Tiger der Gräben, Meister des Sprengstoffs. Dann wütelten ihre Urtriebe mit kompliziertesten Mitteln der Vernichtung.

Doch auch wenn die Mühle des Krieges ruhiger lief, waren sie bewundernswert. Ihre Tage verbrachten sie in den Eingeweiden der Erde, vom Schimmel umweht, gefoltert vom ewigen Uhrwerk fallender Tropfen. Wenn die Sonne hinter gezackten Schattenrissen von Ruinen versank, entflirrten sie dem Pesthauch schwarzer Höhlen, nahmen ihre Wühlarbeit wieder auf oder standen, eiserne Pfeiler, nächtelang hinter den Wällen der Gräben und starteten in das kalte Silber zischender Leuchtugeln. Oder sie schlüpfen als Jäger über klidenden Draht in die Ode des Niemandlandes. Oft zerrissen jähe Blitze das Dunkel, Schüsse knall-

*) Aus dem Vorwort des gleichnamigen, bei E. S. Mittler u. Sohn, Berlin, erschienenen Buches. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags.

ten und ein Schrei verwehte ins Unbekannte. So arbeiteten und kämpften sie, schlecht verpflegt und bekleidet, als geduldige, eisenbeladene Tagelöhner des Todes.

Manchmal kamen sie zurück, standen verträumt auf den Asphaltmeeren der Städte und schauten ungläubig auf das Leben, das strudelnd in seinen gewohnten Bahnen floß. Dann stürzten sie sich hinein, um keine Minute der kurzen Tage ungenützt verfließen zu lassen, tranken und küßten. Mit der ihnen Lebensform gewordenen Rücksichtslosigkeit schlangen sie in tollen Nächten den Becher, bis ihnen die Welt versank. Da ließ man die gefallenen Freunde leben und schierte sich den Teufel um den nächsten Tag. Und dann ging es wieder auf den gewohnten Straßen der Brandung zu.

Das war der deutsche Infanterist im Kriege. Gleichviel wofür er kämpfte, sein Kampf war übermenschlich. Die Söhne waren über ihr Volk hinausgewachsen. Mit bitterem Lächeln lasen sie das triviale Zeitungsgewäsch, die ausgeaugten Worte von Helben und Helbentob. Sie wollten nicht diesen Dank, sie wollten Verständnis. Kein Dank kann groß genug sein. Ein Bild: der höchste Berggipfel, ausgehauen zu einem Gesicht unter wuchtendem Stahlhelm, das still und ernst über die Lande schaut, den deutschen Rhein hinunter aufs freie Meer. — Einst wird kommen der Tag . . .

Der Krieg setzt sich, wie alle menschlichen Handlungen, aus Gut und Böse zusammen. Nur treten hier, wo sich die Kraft von Völkern aufs Höchste steigert, die Gegensätze noch greller hervor als sonst. Neben gipfelnden Werten gähnen dunkelste Abgründe. Da, wo ein Mensch die beinahe göttliche Stufe der Vollkommenheit erreicht, die selbstlose Hingabe an ein Ideal bis zum Opfertode, findet sich ein anderer, der dem kaum Erfalteten gierig die Taschen durchwühlt. Von großen Worten Berauschte brechen im Moment der Gefahr elend zusammen. Männer, deren Gesinnung wie ein Fels schien, stellen sich in entscheidender Stunde „auf den Boden der Tatsachen“, ohne den Degen zu ziehen, der sonst so schallend gerasselt. Andere durchschwelgen die Nächte, in denen fernes Rot am Himmel glüht und leises Dröhnen mahnend an die Fenster schlägt.

Das muß gesagt werden. Um so glänzender hebt sich aus diesem dunkeln Hintergrunde der wahre Mann, der unscheinbare, echte, vom Geist getriebene Krieger, der seine Pflicht tat, am letzten Tage wie am ersten. Was war dagegen der Hauch von 1914? Eine Massensuggestion! Und doch, wie viele habe ich kennen gelernt, die unter dem grauen Tuch ein Herz von Gold und einen Willen von Stahl bargen, eine Auslese der Tüchtigsten, die sich dem Tode in die Arme warf — mit stets gleichbleibender Freudigkeit. Ob ihr gefallen seid auf freiem Felde, das arme, von Blut und Schmutz entstellte Gesicht dem Feinde zu, überrascht in dunklen Höhlen oder versunken im Schlamm endloser Ebenen, einsame, kreuzlose Schläfer; das ist mir Evangelium: Ihr seid nicht umsonst gefallen. Wenn auch vielleicht das Ziel ein anderes, größeres ist, als ihr erträumtet. Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Kameraden, euer Wert ist unvergänglich, euer Denkmal tief in den Herzen eurer Brüder, die mit euch standen, vom flammenden Ringe umschlossen. Legten wir nicht weiße Bänder auf eure Wunden und sahen in eure brechenden Augen, als euch der Vorhang der Ewigkeit hochrauschte?

Möge dies Buch dazu beitragen, eine Ahnung zu geben von dem, was ihr geleistet. Wir haben viel, vielleicht alles, auch die Ehre verloren. Eins bleibt uns: die ehrenvolle Erinnerung an euch, an die herrlichste Armee, die die Waffe trug und an den gewaltigsten Kampf, der je gefochten wurde. Sie hochzuhalten inmitten dieser Zeit weichen Gewinns, der moralischen Verklümmung und des Renegatentums ist stolze Pflicht eines jeden, der nicht nur mit Gewehr und Handgranate, sondern auch mit lebendigem Herzen für Deutschlands Größe kämpfte.

Das Militär als Erzieher?

Von Ignaz Wrobel

Mitarbeiter der unabhängigen „Freiheit“

Der Krieg hat Pazifisten gemacht; mich hat er in meinen pazifistischen Anschauungen, mit denen ich meine Soldatenzeit antrat, bestärkt und mich in die Lage versetzt, die bereits im Jahre 1913 geäußerten Thesen nunmehr durch die Erfahrung bestätigt zu sehen. — Das System der deutschen Militärerziehung stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert und war damals unethisch, aber sicherlich praktisch. Es ist heute überholt und kann sich weder vor dem Philosophen noch vor dem Volksbildner sehen lassen.

Die vielgerühmte Auslöschung der Individualität, die sich beim deutschen Untergebenen mit dem Eintritt in den Heeresapparat vollzog, stellt, vom ethischen Standpunkt aus betrachtet, das Niedrigste dar, das denkbar ist. Die vollkommene Unfähigkeit der militärischen Pädagogen, mit den Persönlichkeiten, die sie in die Hand bekamen, etwas anzufangen, brachte notwendig eine Schule hervor, die die Schüler erst einmal zu vollkommenen Nullen umformte, um dann die leeren Blätter neu zu beschreiben. Diese Versündigung am Menschen wurde nicht ungestraft betrieben, denn die mit der Plempe verjagte Natur kam eilends zurück, und so entstanden die schlimmsten Differenzen in der Seele des einzelnen. Das System fingierte eben immer noch die Existenz von Berufsoldaten: von den „langen Kerls“ konnte man die völlige Hingabe an ihren bezahlten Lebensberuf erwarten — was den Uhrmacher Schulz veranlassen sollte, seine gesamten Zivilanschauungen an den Nagel zu hängen, bleibt ein unerfindliches Geheimnis derer, die zeit ihres Lebens nicht aus der Kaserne herausgerochen haben. Das System basiert zugleich auf der ungeheuerlichsten Menschenverachtung, die die Welt gesehen hat. Auch das ist zum guten Teil historisch zu erklären. Der alte preußische Landadel hatte seine Souveränität Stück für Stück an den König von Preußen abgegeben und wurde von diesem dafür durch eine gehobene Stellung im staatlichen Gemeinwesen entschädigt. Dazu gehörte die Reservierung der Offiziersstellen, und wenn man die damals starke Kluft zwischen dem Adel und den hergelaufenen und gepreßten Kerls berücksichtigt, so kann man verstehen, daß von einem gesellschaftlichen Verkehr zwischen Offizier und Mann nicht die Rede sein konnte, ja mehr, daß die Dienstjahre dem Offizier die Ueberzeugung einflößen mußten, von Natur aus seine Untergebenen in allen Stücken zu übertreffen.

Dieses durch und durch unethische System hatte den Vorteil der Bequemlichkeit. Der Offizier hatte es, besonders nach Einführung der Wehrpflicht, weniger und weniger nötig, seine Stellung etwa dauernd mit jener Quantität Energie zu behaupten, die ihn die Erlangung gekostet hatte: jaß er erst einmal im Sattel, dann genügte es, wenn er recht und schlecht seinen Dienst machte, sich den Anschauungen seiner Rasse nicht widersetzte und keine silbernen Löffel stahl. Dagegen hatte er es nicht nötig, Tag für Tag durch ausgezeichnete Leistungen und angepannteste männliche Superiorität seinen Untergebenen zu beweisen, daß er der Vorgesetzte war. Sie konnten ihm nicht jeden Tag weglassen wie eine Horde Landsknechte, über die die weichende Autorität eines nachlassenden Führers nicht mehr Herr wird. Sie waren Untergebene und damit fertig. Sie waren es ein für allemal und hatten auch niemals die Aussicht, emporzurücken.

Dieses unyttliche und bequeme System mochte bis zum Maschinenzeitalter ausgereicht haben. Es hat heute in der Welt ausgespielt und kann aus den besten und anständigsten Motiven heraus geliebt und verehrt werden: sein Niedergang ist besiegelt. Denn die Art des Militärs, Menschen zu erziehen, ist, wie ich im Kriege allenthalben gezeigt hat, unpraktisch. Wenn die deutsche Mannschaft für einen Offizier „durchs Feuer ging“, so geschah das nicht seiner Achselstücke wegen, sondern seiner Persönlichkeit wegen. Gerade ein solcher hatte also seine Führer-

persönlichkeit Tag für Tag zu prästieren — das System der durch Zuchthausandrohung erzwungenen Unterordnung nutzte ihm keinen Pfifferling. Jeder Führer im Felde hat gewünscht, daß Gehorchen und Gehorchen zweierlei war, und daß man einer Truppe sofort anmerkte, wer sie führte: einer, dem sie gehorchen wollte oder einer, dem sie gehorchen mußte.

In den meisten Fällen mußte sie nur. Die schlimmen Fehler, die von keinem einsichtigen Militär mehr geleugnet werden: die unverhältnismäßig gute Lebensführung des Offizierskorps, seine übergroße Bevorzugung in Bezahlung und Equipierung, der schlimme Unteroffiziersgeist alter Samaschenknappe, die es um so schlimmer mit der Mannschaft trieben, weil sie aus ihr hervorgegangen waren und diesen Ursprung mit aller Macht vergessen machen wollten — alle diese Fehler wirkten auf die Psyche des Soldaten ein. Und es gibt keine ernsthafteste kriegspsychologische Schrift, die diesem traurigen Kapitel nicht einige ernste Seiten widmete. (Everth, Göhre, Hefele, Wegeleben, Dreiling).

Man wende nicht ein, daß die schlechten Erfahrungen, die besonders der gebildete Soldat im Felde mit seinen verbildeten Vorgesetzten zu machen hatte, eben nur „Auswüchse“ betroffen hätten. Es mag auch an dieser Stelle wiederholt werden, daß es sich nicht um jene Ausnahmen handelt, die bei vierzehn Millionen Menschen selbstverständlich vorkommen, sondern um die Regel. Um die schlechte niedrige Regel.

Ich habe den „Grenzboten“ zu danken, daß sie es mir ermöglichen, vor einem Publikum zu sprechen, das mich sonst entweder gar nicht oder nur in Auszügen, mit Beschimpfungen verziert, zu lesen bekommt. (Wie es ja denn ein alter Erbfehler der Deutschen ist, sich kastenmäßig so abzuschließen, daß der eine vom andern ja nichts erfährt.) — Wenn ich das völlig haltlose System der preussischen Militärerziehung negativ werte, so weiß ich sehr wohl, daß es eine große Reihe anständig denkender Männer gegeben hat, die als Offiziere ihre Pflicht erfüllt haben und einfach nicht verstehen konnten, woher diese unterirdische Wut der Mannschaften herrührte. Wer sein ganzes Leben hindurch nicht aus der Sphäre, die ihn hervorgebracht hat, herausgekommen ist, der kann sich nur schwer denken, daß alle die Grundvoraussetzungen, über die er gar nicht mehr diskutiert und die ihm selbstverständlich vorkommen, bei anderen Menschen andere sind, und daß alles auf diesem Planeten sehr relativ ist.

Wenn es eine Erkenntnis gibt, die alle urteilsfähigen Volksschichten nach diesem Kriege durchdrungen hat, so ist es eben die: So erzieht man keine Menschen. Es ist weder schwer, noch fruchtbringend, mit dem „Menschenmaterial“ (in diesem widerwärtigen Wort liegt bereits eine ganze Welt) so umzugehen, als ob es Briketts wären. So erzieht man vielleicht Heloten oder stummgefügige Ordonnanzen oder eine bequeme Dienerkaste — aber niemals freie deutsche Männer. Die Behauptung gewisser Kreise, man könne doch einen General nicht wie einen Mückstotem behandeln, findet ihre Erledigung in dem Satz, daß man aber sehr wohl beide wie Menschen anfassen kann — also den einen nicht wie ein Stück Holz und den andern nicht wie einen Gott.

Das mir zur Verfügung stehende Material über die Folgen dieser Mißwirtschaft ist ebenso erschütternd wie schwerwiegend, und ich glaube nicht, daß sich eine solche lange Reihe von Kulturhymptomen mit Spektakel und Beleidigungsprozessen aus der Welt schaffen lassen. Dazu ist die Sache zu ernst.

Und man möge endlich auch dem Pazifisten den guten Glauben und den guten Willen zubilligen und nicht immer so tun, als ob geborene Zivilisten ein persönliches Interesse an der Herunterwirtschaftung des Militärs haben. Ein persönliches gar nicht. Ein kulturelles an seiner Abschaffung sehr wohl. Ob das objektiv richtig ist oder nicht, mögen Berufenerer beurteilen. Uns aber erlaube man als Sinnspruch der Militärpädagogik jenes Wort eines Stabsarztes Dr. Luffa vom Feldlazarett 164 aufzuzeichnen: „Erst kommen die Offiziere, dann die Pferde, dann die Latrinen und zuletzt die Mannschaften.“

Wir können das nicht vergessen.

„Preußentum und Sozialismus“

Aus Briefen von Otto Braun *) †

An die Eltern.

13. August 1915 (Im Felde).

Was ich in dieser kurzen Zeit wirklichen Krieges alles hinzugewonnen habe an Erfahrung in jeder Hinsicht! Ich bemerke, daß man gewisse wichtige Seiten des Menschen jedenfalls augenfällig nur im Feuer erkennt, da fällt vieles ab, und Sonderbares steigt auf.

An die Eltern.

12. September 1915 (Im Felde).

Die Hinneigung zur Sozialdemokratie ist doch im wesentlichen negativ. Mut auf die gesamte verrottete bürgerliche Gesellschaft, Mut auf alle Daheimgebliebenen, auf alles zu Hause überhaupt. Von Staatschöpferischem sehe ich vorläufig nichts. Das einzige Element ist das Gefühl eines neu erwachten Souveränitätsbewußtseins. Jeder einzelne ist erstaunlich selbständig und seines Wertes sicher geworden. Ich fälle durchaus kein Urteil, ich konstatiere nur. Wenn das Heer heimzieht, ist das Selbstgefühl des Volkes ungeheuer befestigt. Es steckt ein gewaltiges Ausmaß von Können dahinter, ein großes Wissen um die Macht. Diese Riesent Komplexe ungebändigter Kräfte gilt es zu erkennen und zu leiten, um diese Massen zu produktivem Tun aufwärts zu führen. Ihr könnt versichert sein, meine Eltern, daß ich genau weiß, wie sehr diese Zukunft der Männer bedarf, und daß es mein tiefer Wunsch ist, an dieser Zukunft schaffend mitwirken zu dürfen.

An die Eltern.

21. Oktober 1915 (Im Felde).

Zwei Worte gibt es, die ich jetzt vor allem liebe: Dienst und Haltung. Daß all unser Leben ein Dienst sei am Werk, heilig gefühlt, und wir unser Dasein in vollendeter Haltung leben, Haltung, hier gefaßt als durchgebildete Geistigkeit, innen glühend von Leidenschaft, außen aber stahlhart gehämmert, in herrlichem Maße das Maßlose bergend, das scheint mir notwendig. Wenn ich auf meinen Staat schaue, Symbol des Unendlichen wie jedes Endliche, mir aber vor den andern sichtbares Symbol, das ich, wie jene Heilige den Namen Christi, stets im Herzen trage, dann erscheint er mir ganz streng und groß und vollkommen geformt, innen aber von der vielfältigsten Bewegung und dem buntesten Spiel der Kräfte.

Ich studiere jetzt dauernd und — lacht nicht! — mit wirklicher Passion Felddienstordnung, Reglements, Handbuch usw.; es ist eine fabelhafte Fülle von Wissen und Können in prägnantester Form dort niedergelegt.

Tagebuch, 21. Mai 1916 (Daheim).

Es gibt im Grunde, den beiden Formen menschlichen Lebens gemäß, zwei Ideale; der *vita activa* entspricht der Held, der *vita contemplativa* der Priester, wozu sich der Dichter und der Weise in erhabener Gesinnung rechnen mögen. Irgendwelche Zwischenstufen männlichen Ideals lasse ich nicht zu; und so ist das meine durchaus der Held. Was aber heißt das heute? Staatsmann, wohl, aber auch das ist eine Phrase, solange es uns nicht sichtbar wird im Heute. Heißt es etwa Politiker, dieser mit so viel erbärmlichem, kleinbürgerlichem, so viel sadem und zänklichem Weigeschmack behaftete Name für etwas, was zu manchen Zeiten dem Helden wohl entsprochen hat? Heißt es etwa Offizier, Diplomat, alles registrierte Kategorien, die so gar nicht die Größe erreichen? So gäbe es nur einen düstern und nächtigen Ausweg: Wenn ich mich nicht hineinpassen mag in die Gliederungen der Zeit, vielleicht daß sie mich ausspeit und hinter sich

*) „Otto Braun, nachgelassene Schriften eines Frühvollendeten.“ Mit freundlicher Erlaubnis des Inselverlags. Keine der Aufzeichnungen des jungen Sozialisten waren zur Veröffentlichung bestimmt.

läßt und, wenn der große Krieg verklungen ist, über mich hinweg ihren Gang nimmt. Aber auch das wird nicht sein. Darum also: Wenn ich mich nicht füge nach dem Willen der Zeit, muß die Zeit sich wohl nach meinem Willen fügen, und ich werde doch, was ich bin! — Das ist nicht der Ausdruck titanischer Willkür, kein haßerfülltes Hineingreifen in die Geseze der Welt, vielmehr ein demütig gehorames Folgen jenem erhabenen Dämon, von dem ich glaube und hoffe, daß er der meine ist, mich hingeleiten wird durch die Fährnisse, mich halten und fählen und führen wird, daß ich einst nicht ein Zerstörer, sondern ein neuer Aufgang und Morgenglanz sein möge einer neu sich gestaltenden Welt. Wie ich zum Jahre 1916 sang, singe ich auch zu diesem Dämon:

Doch ich vertraue deinem Gebot
Und vertraue dem Morgen.

An den Vater.

24. Oktober 1916 (Im Felde).

... Die titanisch getürmte Fülle der Probleme, von denen dieser Krieg unbarmherzig die Nebel gerissen hat, reckt sich wieder in ihrer erschreckenden, fesslerklüfteten Großheit vor meinen Augen. Und es ist mir beinahe, als wenn Gebirge immer neu aus dem vulkanischen Schoße der Erde hervorbrechen. Die kleinen Menschen von heute aber erscheinen mir manchmal, als ob sie einen Stein jögen und eine Tafel davor setzten, daran steht: „Durchgang verboten!“ hoffend, daß die niederbrechenden Felsmassen sich daran lehren.

Die Tragik dieses Krieges an sich verschwindet mir fast vor der Tragik der ganzen Epoche, und dennoch regt sich leiz in mir, daß einmal jene diese zu beheben und zu verklären vermag und vielleicht im letzten Sinne zu lösen, daß aus dem chaotischen Gewühl der Zeit im Atem dieses Krieges wieder Leib und Gestalt wird, wieder ein Gott empornwächst.

An Herrn Hans B.

Behlendorf, 10. November 1917.

Gerade beim Militärdienst zeigt sich der Mann, und auch das hätten Sie aus den Büchern meiner Mutter*) lernen können, das Schmerzliche des Lebens freudig zu bejahren und hier, im gewiß vielfach Unangenehmen und Kleinlichen des Soldatenlebens, das Größere zu erkennen, wie jeder von uns nur ein ganz kleiner Teil ist in dem ungeheuren Geschehen, wie jeder Teil aber die eiserne Verpflichtung hat, sein Bestes daranzugeben, um der eigenen gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Hier handelt es sich um weit mehr als um das Wohl und Wehe vieler einzelner Menschen, es handelt sich hier um die Existenz, die Freiheit und Größe vom Besten, was wir haben, unseres Vaterlandes, aus dem uns alles quillt und dem wir alles verdanken. Wer sich von solchen Gefühlen leiten läßt, der ist innerlich erhaben über die Schikanierungen eines Unteroffiziers. Ich würde nicht so zu Ihnen sprechen, wenn ich nicht selbst zwei Jahre, bis zu meiner Verwundung, draußen gewesen wäre.

An den Vater.

Ensisheim, 17. März 1918.

Das Zurücksinken der Massen nach Beendigung des Krieges wird die Heimat mit einer gar nicht abzuschätzenden Fülle von Energie zum Guten wie zum Bösen überströmen. Es wird viele verunglückte Existenzen, viele zum Verbrechen gereizte Naturen geben, viel Expansivkraft nach allen Seiten wird sich geltend machen, manches Hartere zertreten werden. Die Hüter der Besitzung, der Kultur, der Ordnung müssen sehr auf ihrem Posten sein, die Frauen, die Leiter des Staates, die Organe der Selbstverwaltung, die Richter und die Geistlichkeit, die Partei- und Gewerkschaftsführer, alle müssen dann ihr Äußerstes hergeben, ihr ganzes Dasein daransetzen, um die Fluten und Ströme ungezügelter, wilder Kräfte in große natürliche Betten zu lenken, das üppig verwilderte sittliche und rechtliche Bewußtsein zu veredeln. —

(Gefallen als Zwanzigjähriger im Frühling 1918.)

*) Lilly Braun.

Vom Soldaten zum Bürokraten

Von einem ehemaligen Landwehrmajor
Deutschnationale Volkspartei

Als am 1. August 1914 der Mobilmachungsbefehl durch die Lande flog, gab es für den als Soldaten ins Feld rückenden Mußbürokraten wohl kein reineres Hochgefühl, als die vorliegenden Akten und Geschäftsnummern mit vernehmlichem Krach in die Erde zu feuern. „Da habt ihr euren Blunder! Wenn wir wiederkommen, weht Frühlingsluft durch die Amtsstuben und euch wird bei eurer Gottähnlichkeit bange werden!“ Und dann

„Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!“

Ein anderer Mensch, frei von allen Bedenken und gänzlich ohne Erwägungen und Erhebungen auskommend, ritt dem Feinde entgegen. Im jungen Tag, auf taufrischer Bahn, mit übermütigen Pferden den Batterien weit voraus, ha, welche Lust, Soldat zu sein! Tagsüber Kampf, Marschieren, Instellunggehen, Schießen oder auch Sorge für Mann und Pferd, im Stellungskampf leider auch nur langweiliges Aufpassen und auf der Lauerliegen, alles Dinge, zu denen man weder Akten noch alte Scharfeten, schlimmstenfalls ein bißchen Reglement und im übrigen geunden Menschenverstand, Entschluß und kaltes oder heißes Blut brauchte. Nur am Abend kommt der Feldwebel mit dem und jenem angetrocknet, was entfernt an Schreibtisch und Gänsekiel erinnert. Aber auch das ist im Handumdrehen abgemacht. Namen drunter, ob's gerade oder schief, wenn's nur halbwegs hinhaut! Das Bataillon wird schon wissen. Nur ab und zu gibt's Auseinandersetzungen. „Das Bataillon beanstandet — im Stellungskampf natürlich —, daß die Batterie 12 Schuß zuviel hat!“ „Zu viel? Sollen sie irgendwo hinschießen oder meintswegen in den Dreck werfen!“ Im Begriff, noch einmal nach unseren Lieblingen, den Pferden, zu sehen oder hundemüde ins Stroh zu kriechen, hört man noch so was wie „Bataillon verlangt zu morgen Meldung, ob dortseits ein gewisser Zwan —“ „Was? Dortseits? Zwan?? — Blödsinn! Schreiben Sie, wir haben keinen Zwan!“ Damit ist das Tagespensum erledigt und jedermann ist zufrieden bis auf den Feldwebel, der in Gottes Namen sehen muß, wie er auf Grund dieser summarischen Fingerzeige mit seinem Schreibtram zurechtkommt.

Indessen, man soll nicht sagen, daß es keine Bürokraten an der Front gegeben habe. Beim Übergang vom Bewegungskrieg in den Stellungskampf oder aus kritischen Situationen in den Zustand des sogenannten schlafenden Heeres merkte man's allemal, je länger desto mehr. Konnte man vorher den Divisionsbefehl sozusagen in der Westentasche mit sich herumtragen und doch alles wissen, was nötig war, so ging's nachher manchmal unter einem halben Duzend Seiten nicht ab, als ob Gräben und Batterien eine Art Kommunalverband mit Bürgersteigen, Gas- und Wasserleitung, Steuerzetteln, Schulden und Polizeistrafen gewesen wären. Wo's herkam, das weiß der Teufel. Die Kommandeure waren im allgemeinen nicht für vielen Eums. Einer brachte es allerdings in der Champagne fertig, das Erlegen von Karnickeln auf Grund des Paragraphen so und soviel des Jagdschutzgesetzes zu untersagen (was natürlich nicht hinderte, daß man nach wie vor so viel Karnickelfelle haben konnte, wie man wollte). Man denke, Jagdschutzgesetz, im männermordenden Krieg, in der Lause-Champagne.

direkt hinter dem Schützengraben, wo einem die Karnickel rubelweise durch die Beine liefen! Aber der Mann hatte vielleicht schon eine Ahnung von Reparationen und für den Fall, daß die grande nation vergessen haben sollte, die toten Karnickel auf Reparationskonto zu schreiben — bitte, Herr Poincaré, hier ist noch was zu machen!

Glücklicherweise waren die Hüter des Jagdschuggesetzes und ihre Artgenossen in der Minderheit, gebieten überhaupt nur im Stellungskampf. Im Bewegungskrieg, der Lebenslust für den echten Soldaten, war nur der Mann etwas wert. Und von diesen hatten wir die Fülle. Unsere glorreiche Revolution hat es fertig gebracht, sie bis auf den letzten Rest tot zu machen, soweit sie nicht so glücklich waren, draußen mit der Hoffnung auf ein freies Deutschland im Herzen auf den Nasen zu sinken. übrig geblieben sind als Führer des Volkes die Jungendrescher, Parteisekretäre und, erfolgreicher denn je, das Volk Juda (mit einigen, gern und dankbar anerkannten Ausnahmen), schließlich, welch unbeschreibliches Glück, unsere dreimal gesegnete Bürokratie. Sie hat sich rein konserviert, hat nichts dazu gelernt und nichts vergessen und im übrigen das Glück gehabt, sich, abgesehen von dem freudig begrüßten Zuwachs aus der Etappe, um ein Erkleckliches zu vermehren. Es war die grausamste Enttäuschung für den trotz Zusammenbruchs hochgemut in den alten Beruf zurückkehrenden Soldaten — wer in der ganzen Welt hätte mehr Recht, auf das in vier gigantischen Jahren Vollbrachte stolz zu sein als der deutsche Soldat! — es war, sage ich, die grausamste Enttäuschung, hier alles beim alten und die Alten wiederzufinden. Züher wie je lieben sie an ihren Posten und Gewohnheiten. Sie regieren wieder, dekretieren wieder mit diesseitigem Erachten und dortsseitigem Ermessen, der Altenwald rauscht wie früher und die Tinte plätschert breit und Leben erstickend wie vordem in unmelodischem Tonfall. Das große Ereignis ist spurlos an unseren Schreibstuben vorübergegangen. Der Soldat ist tot, der Bürokrat lebt!

Was wunder, daß unser Wiederkommen sie verdrossen hat, sie, die vier Jahre lang auf den Hosen gefessen haben und Kohlrüben essen mußten — wann endlich kommt der lang ersehnte Kohlrübenorden, um die Verdienste unserer Heimkrieger gebührend zu ehren? — während wir anderen „gut zu essen“ hatten und sozusagen nichts zu tun, wenigstens nichts schriftliches, nichts, womit man Alten füllen kann. Was wunder, daß der frische Luftzug, der mit uns in die muffigen Huden wehte, erhebliche Erkältungen hervorrief und ein derbes Soldatenwort sie schier vom Stengel warf. Es ist schon einmal an dieser Stelle gesagt worden, daß sie unser großes Erlebnis nicht wahr haben wollen und es mit allen Mitteln zu eskamotieren suchen, um ihre Kohlrübengröße nicht beeinträchtigen zu lassen. Ja, sie versuchen, uns von ihren schönen Futterkrippen wegzubeißen und haben es z. B. bei der Post bis zu einem gewissen Grade sogar fertiggebracht. Unterdessen haben sie sich trotz Artikel 109 der Reichsverfassung, der Titel nur insoweit kennt, als sie ein Amt oder einen Beruf bezeichnen, mit Flittern und Bändern zu behängen gewußt, die zu unserer Not wie die Faust aufs Auge passen. Aus dem Oberlehrer ist ein Studienrat, aus dem Gerichtschreiber ein Justiz-Ober-Inspektor, aus dem Ober-Postdirektor ein Präsident der Ober-Postdirektion geworden. Halleluja! Hat unsere Beamtschaft keinen Begriff dafür, daß sie sich mit dieser Affentomödie vor allen vernünftigen Leuten lächerlich gemacht und uns im Ausland um den Anspruch gebracht hat, ernst genommen zu werden? Aber vielleicht gehört das zum Wesen der Demokratie.

Indessen wollen wir nichts gegen eine reife Demokratie sagen und noch viel weniger eine Lanze für die Monarchie brechen, am allerwenigsten für deren zweiundzwanzig. Alles zu seiner Zeit! Überdies wird das Glück eines Landes weniger durch seine Regierungsform, als durch die geistige, sittliche und körperliche Beschaffenheit seiner Einwohner und die geistigen und sittlichen Kräfte bestimmt, die seinem jeweiligen Regime innewohnen. Glücklich die Monarchie, die

einen Friedrich den Großen an der Spitze hat, glücklich die Republik, deren Geschicke ein römischer Senat lenkt! Wir hatten weder vor dem Krieg das eine, noch haben wir hinterher das andere. Wir können nicht einmal mit Montesquieu sagen: „Glücklich das Volk, dessen Annalen langweilig sind.“ Unsere Annalen sind zwar verdammt langweilig, aber glücklich sind wir nicht. Man müßte es denn gerade als ein besonderes Glück ansehen, daß irgend ein Partei-Flügelmann sich eine Zeitlang abquält, Otto v. Bismarcks Kanzlerstuhl auszufüllen, und hohe Befriedigung darin findet, das Vertrauen unserer Feinde zu genießen. Unterdessen wuchert der Bauer, schiebt der Schieber, schwelgt der Kulturlose und darbt der Intellektuelle, wandert der müßelose Gewinn von heute über die Grenzen und zerfließt der Fleiß der Spar samen von gestern wie Butter an der Sonne, sinkt die Mark ins Ungemessene. Napoleon ärgerte sich, daß er bei der Zollverwaltung die Taler nicht in den Staatskassas fallen hörte, wußte aber als Soldat, was dagegen zu tun war, wir hören die Mark poltern, ärgern uns vielleicht auch, wenigstens teilweise, wissen aber als Entmilitarisierte nicht, was wir zu tun haben. Oder beweist das etwa Erkenntnis unserer Lage, daß die Läden unserer Großstädte von entbehrlicher Auslandsware strogen, daß jeden Tag Tanzdielen entstehen und daß die Autos durch Stadt und Land rasen, während die öffentlichen Beförderungsanstalten nicht auf ihre Kosten kommen und dergleichen mehr? Schon völlig abgestumpft liest man z. B. in der Zeitung, daß im Kreise so und so Aufkäufer dabei sind, die nächste Ernte aufzukaufen. Zu was, kann man sich denken. Ein Friedrich Wilhelm I., der auch Soldat war, würde einen Kurier hingeschickt haben: „Kerls aufhängen, sonst hänge ich ihn auf.“ Von unserer Regierung hört man höchstens, daß ein endgültiger Beschluß noch nicht gefaßt worden ist. Nun, unsere Bürokratie wird es nicht schaffen. Dazu gehören Taten und Taten sind nicht ihre Sache. Möglich, daß ab und zu ein Minister aus dem ersten Parteiglied so eine Art Erkenntnis und den besten Willen zum Handeln mitbringt. Aber, wenn er nicht ein Kerl ist wie Thor, wird er nichts ausrichten. Im Anfang versucht er vielleicht noch eigenen Willen zu haben, aber bald hat ihn die geheimrätliche Bürokratie mit Speichel und Garn, mit Erwägungen, Bedenken, Paragraphen, Rücksichten und Vorsichten wie eine Fliege im Spinnweb eingewickelt und es dauert nicht lange, dann zappelt und piepst er nur noch. Um dagegen anzukommen, genügt es nicht, Parteimann und ein guter Sprecher zu sein, dazu muß man Mann sein. Und Männer gibt's nur unter den Soldaten. Jawohl, ihr Herren mit dem Dlzweig! Betert nur über Militarismus und schwellt die Backen und Riefern mit heiligsten Gefühlen! Vielleicht sagt es euch einer von euren Parteigenossen, der vier Jahre im Schützengraben geessen hat, einmal in einer schwachen Stunde, daß es nicht anders ist und daß er nebenbei bei seinem alten Kommandeur, der den geringsten Infanteristen seinen Freund nannte, nicht nur nannte, sondern ihn auch dafür hielt, mehr soziales Verständnis gefunden hat wie in dem allerneuesten Evangelium vom Räzeshstem. Nun, ihr habt sie außs Altenteil gesetzt, die euch helfen könnten gegen Wucher, Schieberei, Lebensmittelnot, Gemeinheit ohne Ende, habt sie im besten Falle an irgend einem Schreibtisch untergebracht. Hängt ihnen wenigstens zum Trost das schöne Sprüchlein daneben (es ist zwar auf den Forstmann gemacht, paßt aber auch auf den Soldaten):

„Mit Speer und Spieß im Waldbrevier
Erlegte ich das Ebertier
Im neuen Dienste sitz ich hier
Und fang die Sau mit Löschpapier.“

„Der Trommler“ Lyrik aus einem Schauspiel des großen Krieges

Von Kraft Willfroh

Aktiver Reichswehroffizier

Als Manuskript gedruckt. Alle Rechte, auch das der Vertonung, vorbehalten.

I.

Eine Straße mit niedrigen Bäumen, an einem Kirchhof, der zur Linken liegt, vorbeifahrend. Man erkennt weiße Kreuze und die Gestalt eines die Arme breittenden Christus. Es ist Nacht.

Man sieht eine Infanterielonne von rechts nach links dahinziehen. Gegen einen matthellen Himmel heben sich die Gestalten gigantisch ab. Aus der Ferne ist dumpfes Donnern vernehmbar; am Horizont ab und zu ein Aufleuchten.

1. Infanterist (in langsamem, einem müden Schritte angepaßtem Tonfall):

Wohin geht der Marsch durch die dunkle Nacht?
Wohin? Saget an!
Der leuchtende Ball gab uns schon das Geleit.
Das Letzte? Wer weiß?
Wann blasset's im sternenden Himmelszelt?
Zählt: Wann ist wann?
Die brennenden Augen lechzen nach Licht.
Nach Sonnenweiß.

2. Infanterist:

Unendlich lang dünkt die nächtliche Straße.
Ihr Ziel? Wer kennt's?
Wie weit aber ist jener endliche Weg?
In das All? Unser Muß!
Der Wille allein noch zwingt totmüde Körper.
Welch Wollen? Wer nenn't's?
Wo finden wir Ruhe und ewigen Frieden?
Salt sucht der Fuß.

Der junge Soldat:

Deinen Arm, Kamerad! Weiß leuchten die Kreuze, fern donnert die Schlacht.
Ich liebe das Leben, den Frühling, die Heimat — hier haucht mich der Tod.
Ein Kind noch gestern und heute schon Mann sein — mich fürchtet die Nacht.
Es klopf mir das Herz, es wallt mir das Blut:
Gilt, Vater — Gott!

Der alte Soldat:

So bleib mir zur Seite und blicke auf mich: Ich will Führer dir sein.
Wie viele geleitet' ich schon an den Tod! — Ihn kennen macht stark.
Auch du wirst noch sehnen die pfeisende Kugel, sie trümmert den Schein.
Ich liebe den Krieg und die wahren Männer:
Berachten gibt Mart!

Die Infanterie (im Chor — vorn setzen Trommeln und Pfeisen ein):

In Reihen zu vier, mit dem Blick in die Sterne, das Schicksal zu lesen,
Geschweigt durch rot Blut und tagtägliche Müß' zu untrennlicher Einheit,
In rauh-grauer Schale das Wahre verbergend, das menschliche Wesen,
So zieh'n wir dahin, wir alte Soldaten, als Ränder der Reinheit.

II.

Man sieht einige Meter in einen Schützengraben hinein, bis er um eine Schulterwehr zurückspringt. Sandfackerverstärkungen und ein Stahlschild sind erkennbar; Drahtrollen zur Rechten und Linken eines Postenstandes. Auf der Schulterwehr ein großer grüner Grasbüschel
Es ist früher Morgen; die Sonne geht auf.

Der alte Soldat (auf dem Postenstande in Stahlhelm und Mantel, das Gewehr in die Ecke gelehnt; die Hände in den Taschen des Mantels; ausspähend; nach einer Weile vor sich hinsprechend):

Die Nacht war kalt. Mich fröstelt noch. Wenn nur
Die Sonne erst den hohen Wall bezwingt ...
Horch, erste Lerchen! Frühling, ziehe ein!
Bring' in die Herzen uns ein wenig Wärme,
Wir brauchen sie nach diesem langen Winter.
Die Augen sind vom steten Dunkel schon
Ganz stumpf geworden. Grüne Wiesenheiden
Und bunte Blumen wird der Arzt verordnen —
Welch Arzt? — Ihr grauen Wände braucht jetzt jeden,
Der zwei gesunde Arme hat. Seid mir
Gegrüßt — bald werden wir nun Abschied nehmen —
's tut weh, — wir kennen uns so lange schon!
Ja, du mein kleiner, grüner Büschel Kraut,
Du hast mir jeden Morgen, wenn den Kalk
Ich von den Kleidern schüttelte, gewinkt,
Als sagtest du mir: Guten Tag! Ich bin's! —
Und früh, im Sonnentau, glänzt es wie Tränen
Aus Kinderaugen von den langen Halmen.
Wenn dann der Abendwind mit deinen Blättern
So leise spielte, schien's, als wär's das Leben,
Das Mitleid mit uns hätte. (Man hört einen Abschuß, bald darauf
einen schweren Einschlag.)

Früh beginnt
Der Tag. — Schon wieder eine Mine! — Da — sie kommt! —
(Laut rufend):
Habt Achtung! — Mine! Deckung! —
(Es kommt ein Soldat mit Kochgeschirren den Graben entlang.)
Eile dich!

Der alte Soldat:

Du bist wohl einer von den Neuen? So,
Wenn du den Abschuß hörst — wie jetzt — lauf schnell
In eine Ecke (sie drücken sich beide in die Ecke, ein neuer Einschlag er folgt
— oder besser noch
in einen Stollen, bis der Krach erfolgt, —
dann kannst du weiter gehen. (Man hört von weitem)

„Mine!“ „Deckung!“ —
(Der junge Soldat geht weiter.)

Der alte Soldat:

Wie lange ist's schon her, seit ich wie der,
Ein Junge noch, mit großen weiten Augen
In diese Welt der Wunder blickte. Ja —
Es läuft die Zeit — und jedem läuft die Uhr.
Bis sie dann eines Tages stille steht. —

Was dann? Man grübelt und man sinnt — umsonst? —
Die Melodie des ew'gen Lebens singt
Das Meer und malt der Himmel. Dennoch steht
Der Mensch taub — blind — in Irre — gegen Gott.

(In diesem Augenblick erfolgt ein schwerer Einschlag unmittelbar neben dem Postenstande; Rauch zieht in dicken Schwaden über den Graben hinweg; als er sich verzieht, sieht man einen Teil der Grabenwehr eingestürzt; der Grassbüschel ist verschwunden.)

Der alte Soldat (im Graben entlangkriechend):

Die Schweine!

(sich betastend)

Alles heil. Der Luftdruck war's! —

Das kommt vom Träumen, alter Jungenskopf!

(langsam aufstehend)

Wie sieht der Graben aus! —

Mein kleiner — grüner —

Grassbüschel? — weg? — wohin? Ich find'... ihn... nicht.

Dich hat's gepackt — so gierig ist der Tod —

Doch ich? —

Ich — lebe. — — Leben will ich! Ja, —

Nur leben!

III.

(Man blickt wieder in das kleine Grabensüß; ein Stollen ist angefangen; zwei Rahmen sind bereits gefest; Rahmenhölzer und Sandsäcke liegen auf der Grabensohle.)

1. Mineur:

Schlage zu, jeder Schlag ist ein Schritt in den Schacht

Heb' an, hol' aus, hau zu!

Blicke her, jener Block bricht zum Troß nicht so bald,

Schöpf' Luft, nimm Kraft, schlag fest! —

Schallend schüttet Gestein zwischen Schaufel und Schuh.

Halt' an, hör' auf, hab' Ruß!

Sei gedankt, deine Tat für den Tag ist getan,

Sieh zu, such' Schlaf, schau Licht!

2. Mineur:

Länger hält auch die Hand diese Gade nicht mehr,

Sie sinkt, so schwach sich selbst;

Auf der Stirn sieht so schwarz und so schaumig der Schweiß,

Sie dampft, so dumpf, so heiß. —

Dieser Leib liebte Leben und Lachen und Lust;

Wind wehe! — Wald weine! — Wann war's?

Dide Tränen, die tropfen, muß trocken ein Traum,

Komm bald, lehr ein, küß mich!

IV.

(Ein Unterstand, spärlich erleuchtet. Der alte Soldat auf einer Kiste hockend, eine Zupfgeige in der Hand. Auf den Stufen des Stollenausganges zur Rechten, auf eine Drahtprüfke und einigen Kisten, die als Stühle dienen, eine Anzahl anderer Soldaten sitzend. Waffen, Munition, Gepäc ist auffällig bereitgestellt; man erkennt sofort eine besondere Bereitschaft. Starke Artilleriefire ist hörbar.)

Der alte Soldat (singend):

Trommler voran! Deine Trommel rühr',

Werbe im Lande! Ruße, Feind ist da!

Lauter noch spiel! Damit jeder dich hör!
Wede uns wach, welches Leid uns geschah!
(Die andern fallen ein.)

Trommler voran, Trommler voran!

Trommler voran! Schreite schneller jetzt aus!
Steh nicht den Weg: Die Gefahr ist groß!
Größer das Leid, wenn nicht wilder dein Drauß!
Stürme dahin, mach' von Not uns los!
Trommler voran, Trommler voran!

Trommler voran! Deine Felle sind brav.
Schau dich um: Alle Mannschaft bereit!
Blicket auf dich, der du riefst aus dem Schlaf,
Lehzet den Kampf — nun, führ' an unsern Streit!
Trommler voran, Trommler voran!

Trommler voran! Mach ein heiter Gesicht!
Nach' uns ins Herz, schen' uns freudigen Mut!
Sprich nicht von Grab und letztem Gericht!
Heute nur gilt's: Wer gibt nicht sein Blut?
Trommler voran, Trommler voran!

Trommler voran! Sei uns Gott in der Schlacht!
Leit uns die Hand, hüt uns gnädig das Haus!
Denke den Sieg! Halte heilige Wacht!
Rühr jetzt das Spiel: Uns're Not sei aus!
Trommler voran, Trommler voran!

(Es hat sich inzwischen der Kampflärm draußen zu gewaltiger Höhe gesteigert; man bemerkt steigende Erregung der Mannschaft.)

Der alte Soldat (mehr und mehr sich begeisternd):

Trommler voran, so lieb ich dein Lied,
Lachen mir ist's, ob's den Tod auch gebiert;
Heiß mich's erfüllt, in den Kampf mich zieh't's,
Trommler den Sieg, wie's dem Trommler gebührt.
Trommler voran, Trommler voran!

(Alle sind aufgestanden, fallen mit starken Stimmen ein und wiederholen den letzten Vers.)

V.

Wieder die Straße mit dem Kirchhof und der Christusgestalt. Wieder ist es Nacht und wieder zieht eine Infanteriekolonnie dahin, doch diesmal von links nach rechts.

1. Infanterist (in einem dem Marschtempo angepaßten Tonfall)

Ich kenne die Straße und weiß ihr Ziel,
Weit ist's. Damals war's.

2. Infanterist:

Die Sonne hat oft gerundet den Kreis,
Seit dem, — daß ich bin!

1. Infanterist:

Der Himmel gibt Antwort der fragenden Qual:
Das Wann, erfahrt's!

2. Infanterist:

Die Augen erglänzen, gewiß eines Lichts:

1. und 2. Infanterist gemeinsam:

Das Sterben — hat Sinn.

Das — Sterben — hat — Sinn!

2. Infanterist:

Die Nacht ist nur kurz und der Tag ist nicht fern.

Wald ist's, wir sind da!

1. Infanterist:

Ich sehe das Tor für uns offen und weit.

Wohlan: Tretet ein!

2. Infanterist:

Die Körper sind leicht, wie mit Federn beschwingt,

Von selbst — es geschah.

1. Infanterist:

Es läuten die Glocken zur heiligen Ruh:

1. und 2. Infanterist gemeinsam:

Du Gott — bist mein.

Du — Gott — bist — mein!

Die Kolonne (im Chor sprechend):

Novembersturm über Grabhügel legt,

Ein Heer zieht heim.

Der Lorbeer die bleichen Stirnen bekränzt,

Er schmückt nicht den Sieg.

Er lohnt den Mut und den zähen Sinn,

Ja, die Waffen sind rein, —

Der stärkeren Macht erlag ein Volk.

Es ist — Geschick.

Novembersturm jedes Herz anpakt,

Mit wehem Gefühl.

Die Trommel schweigt und das Fahnentuch hängt,

Kein Lied mehr singt.

Man fragt nicht der Helmat, man denkt nicht des Ichs,

Man leidet still.

Der Feldherr grüßt noch einmal sein Heer:

Lebewohl es nachklingt.

(Es entsteht ein Halt, der junge und der alte Soldat treten aus der Kolonne heraus auf den Friedhof.)

Der alte Soldat (nach einer Weile feierlich):

Die Stunde ist heilig, sie macht uns frei

Von letzter Furcht.

Gebreiteten Armen vertrauen wir uns,

Der Schutz dünkt gut.

Die eigene Sache vertreten ist schwer,

Es gilt: Hindurch!

Ein jeder sich selbst! Sei rein und wahr:

Gott will Demut.

(Man hört neben dumpfen Trommeln in der Ferne ganz fein eine Geige spielen, die Kolonne marschliert schweigend weiter.)

Der junge Soldat:

Es geht wie ein Weinen um mich herum.

Wer weint so spät?

Der alte Soldat:

Es scheinen die Vögel der Nacht zu sein,
Ihr Sang tönt fein.

Der junge Soldat:

Was klagten die Stimmen im stillen Wald?
Ein Wind verweht's.

Der alte Soldat:

Es ist wie Rauschen und Flügelschlag:

Beide gemeinsam:

Gott muß so sein.

Gott — muß — so — sein.

(Gegen den hellen Mond steigen Rebelschwaden auf, lauter tönt die Geige.)

Der alte Soldat:

Es weben sich Schleier im Mondenlicht.
Wer geht noch einher?

Der junge Soldat:

Gestalten des Schattens wohl treiben ihr Spiel.
Der Tanz ist stumm.

Der alte Soldat:

Was saget das Schweigen im weiten Feld?
Es bricht ein Meer,

Der junge Soldat:

Die Brandung steigt zu grausenden Prall.

Beide gemeinsam:

Gott — gehet — um.

Gott — gehet — um.

Die Kolonne (aus der Ferne):

Novembersturm uns Erinnerung ist,
Für die Ewigkeit.

Wir sahen viel Kreuze und blickten uns an:
Zum letzten Mal?

Wir faßten die Hände und drückten sie fest,
In Herzeleid,

Und schworen den Schwur: Es soll nicht sein —
Gott — ist — im — All.

Gott — ist — im — All

Der junge und der alte Soldat (feierlich zusammensprechend):

Die Toten erwachen, das Leben stirbt,
Im Gottesreich.

Das Schwere fällt ab, nur das Leichte bleibt,
Wenn wir am Ziel.

Der Blick ist getan in ein leuchtendes Land,
Dem seligen gleich.

Es füllt sich das Herz so hoffnungsvoll.
Im Gottesgefühl.

Die Tat

Von einem (ehemaligen) jungen Frontoffizier*)

Im Kriege wurde er Offizier. Er weiß nichts mehr von dem, was vor dem Kriege war, was vor 1916 war, als er ins Feld zog. Hat er vorher überhaupt gelebt? —

Der Krieg erst hat seine Augen sehend gemacht, hat ihm das Bewußtsein des Lebens gegeben und ihn gelehrt, bewußt zu leben. Wild warf ihn der Krieg herum. Westfront und Ostfront, Osel und Finnland, Italien und Balkan, Gallizien und Türkei, Marine und Armee, Stab und Front: Die äußeren Geschehnisse stürmten auf ihn ein und jagten ihn von Tat zu Tat, vom Umlernen zum Umlernen. Besunder Latendrang wurde zur Siedehitze gesteigert, wurde zur nervösen Geschäftigkeit.

Die Tat prägte den Grundzug seines Charakters. Neben ihr galt nichts; denn er sah, nur sie brachte vorwärts! Sie machte mannhaft, mutig, zähe, rücksichtslos, hart, ehrgeizig. Tat wurde Abgott. Gelähmt war er, wenn Zeiten kamen, wo nicht jeder Tag und jede Stunde zum Entschluß aufrief.

Er weiß, daß ein besonders günstiges Schicksal ihn nie zwang, lange Zeit daselbe zu tun, daß er der Gefahr entging, zu ermatten wie Tausende und Millionen unseres Volkes. Das war das Glück der Tat, aber auch der Fluch der Tat, denn nach dem Kriege, als alles in atemschöpfender Weise still stand, brach er zusammen in dumpfer Resignation, gequält vom Nichtstun.

Doch der Bürgerkrieg forderte Männer der Tat und die Landsknechte wollten Führer haben. Aus seinem Latendurst wurde Landsknechtstum. Die Tat wurde strupellos, das Denken roh und die Freude am Leben brauste hoch auf. Weib und Wein und Spiel und Tanz und Musik und Kunst und Bücher und Liebe und Freundschaft sie wurden genossen, als wenn es zum Sturm, zum letzten Sturm ginge. Mit Einfak jeder Faser des Herzens und der Sinne!

Der Krieg und der Bürgerkrieg waren vorbei. Dem Reichswehreinerlei entronnen, floh er von Beruf zu Beruf, unstet, ein ruheloser Geist, überall die Dinge rasch packend, jede Situation schnell erfassend und vieles meisternd, weil ihn der Krieg mit seinem Wechsel der Dinge und der Menschen geschult.

Aber sein Tempo verzehrt ihn; er weiß, daß die Tat kein reines Glück ist, daß er ihren Fluch nicht los werden kann, daß sich seine tiefe Sehnsucht nach Ruhe niemals verwirklichen wird, weil ihn der Drang zur Tat immer auf's neue aufspeißt — sein Leben lang!

Das ist sein Kriegserlebnis!

*) Unberöffentliches aus der Artillerieserie „Altes und Neues Heer“ von einem jungen Frontoffizier. Grenzboten, Jahrgang 1921, Heft 32—33, 40, 42—44, 47 und 50. (Entwicklung der neuen Wehrmacht vom alten Heer bis zur ersten Festigung der Reichswehr.)

Philosophie des Krieges

Ein Versuch

Von Dr. phil. Walter Reichardt

I.

Wir wollen es nicht verkennen: die Menschheit schreit nach einer Verinnerlichung der Politik.

Gewiß, was dieser Schrei bisher an Wirkungen ausgelöst hat, es ist nicht viel, sind bestenfalls eitle Seifenblasen, flimmernde Luftgespinne, ergögliche Karikaturen, Spielzeug und Tand Versailler, Washingtoner, Londoner Mäcche: die Völkerverbund, ewiger Friede, Abrüstung usw.

Die Menschheit schreit nach einer Verinnerlichung der Politik, so wie sie nach einer Verinnerlichung des Lebens überhaupt schreit. In dem erstarrten Stil der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geht es nicht weiter. Das fühlt die Jugend. Da zerbricht alle Persönlichkeit in lauter mechanische Unpersönlichkeiten. Da verflüchtigt sich starke, einheitliche Kultur in schwache, matte, zersplitterte Zivilisation. Einheit der Kultur, d. h. sinnvolles Leben aus einem Mittelpunkt in tausend Stadien nach der Peripherie hin; Einheit der Kultur, d. h. Wachsen, Startsein aus einem geschlossenen Kraftfeld geistiger Verinnerlichung; Zivilisation, d. h. Breite statt Tiefe, Oberfläche statt Innerlichkeit, Mittel statt Selbstzweck, Zweifelt — Dreifelt — Vierfältigkeit usw. statt Einheit!

So handelt es sich hier darum, die staatliche Politik aus einer primitiven Isolierung herauszureißen und sie dem Sinngesamten der gesamten Kultur einzuverleiben. Wir leben in einem Leben, das nur noch von ganzen Persönlichkeiten zu bewältigen ist. Das eiserne Zeitalter, von dem Nietzsche sprach, ist angebrochen. Wo nicht leuchtigste Seelenkraft geweckt wird, zerfällt alle Mühe, und alle Klugheit ist vergebens. Es war das Furchtbare des Furchtbaren in diesem Weltkrieg, daß er in eine Zeit traf, die keine einheitliche Kultur hatte. Da endete aller Aufschwung schließlich auf allen Seiten so oder so im zersplitterten Chaos.

Krieg und Kultur! Die wahrhaft titanische, tragische Weite des Lebens unserer Zeit spannt sich zwischen diesen beiden Polen. Krieg und Kultur! So lautet die letzte Zuspitzung des Ringens unserer Tage um eine Einheit des Lebens auch in der Politik. Der Pazifismus sucht diese Einheit, indem er den Krieg aus dem Geiste der Kultur heraus glaubt ächten zu dürfen, indem er ihn durch höhere rechtliche, moralische Grundsätze der Entscheidung ersetzen zu können glaubt. Die Mangelhaftigkeit dieses Vorgehens möge deutlich werden; es möge klar werden, wie eng und unzulänglich der dazu benutzte Kulturbegriff ist, wie wahre Kultur so nicht aussieht. Statt dessen trete eine Einheit des Lebens hervor, die geeignet ist, Politik und vor allem ihr letztes Mittel, den Krieg, positiv, nicht negativ auf sich zu beziehen, die imstande ist, Krieg zu heiligen, wenn sie ihn nicht zu bannen vermag.

II.

So sehr es etwa früher falsch war, die Idee des Machtstaates gegen die Idee des Kulturstaates auszuspielen, so sehr ist es heute falsch, die Idee des Kulturstaates gegen die Idee des Machtstaates auszuspielen. Beide, Macht und Kultur, gehören wie Mittel und Zweck untrennbar zusammen. Ein Kulturstaat ohne

Macht ist auf die Dauer kein Kulturstaat, sondern gerät mit Notwendigkeit in die Hörigkeit fremder Staaten, befehenfalls fremder Kulturstaaten, die gleichzeitig mächtig sind. Ein Machtstaat ohne Kultur ist genau so ein Widerspruch in sich selbst. Ihm fehlt der große, allgemeingültige, allen Zweifeln überlegene Antrieb, der sittliche Zweck der Machterhaltung, wie ihn nur echte, starke, nationale Kultur abgeben kann.

Es ist ein traffer Fehler, zu glauben, daß mit einer Sinngebung des Staates in dem einen Begriff der Kultur irgendwie eine Ablehr vom Kriege im pazifistischen Sinne geleistet sei. Nichts weniger als dies. Der Begriff der Kultur ist nicht der eindeutige, versöhnende und ausgleichende Gedanke, wozu ihn eine pazifistische Ideologie gemacht hat.

Wir wissen seit Hegel, oder vielmehr in freiem Anschluß an dessen Geistesphilosophie, daß es zwei Ausprägungen, Darstellungen der einen Kultur gibt, eine subjektive und eine objektive Kultur. Wissenschaft, Kunst, Religion, Wirtschaft, Recht usw., alle gleichsam aus dem subjektiven Geist herausgestellt, in sich selbständig, objektiv gewordenen geistigen Gebiete, Mächte gehören zur objektiven Kultur. Die Wissenschaft etwa ist ein in sich abgeschlossenes, den eigenen objektiven Gesetzen gehorchendes Reich, zu dem ein Subjekt nur Zutritt hat, das in bezug auf die Wissenschaft nicht mehr Subjekt ist, sondern bereit ist, sich der eigentümlichen wissenschaftlichen Objektivität zu unterwerfen. Demgegenüber steht die subjektive Kultur. Sie ist nun gerade Ausdruck der Individualität eines Geistes. Sie bezeichnet das irrationale Lebensgefühl, den ganz persönlichen Lebenswillen, die ganz persönliche Zielstrebigkeit eines Menschen oder einer Gruppe von Menschen.

Es ist klar, daß zwischen beiden Prägungen der Kultur, der subjektiven und der objektiven, volle Eintracht bestehen kann. Jedes national gefestigte und geschlossene Kulturvolk ist Zeichen dafür. Da läuft der nationale Wille des einzelnen mit der nationalen objektiven Kultur von Wissenschaft, Kunst, Religion, Sitte, Wirtschaft usw. zusammen; und beide Formen der Kultur, die subjektive und die objektive, zusammenwirkend ermöglichen eine unvergleichlich sichere, vollkommene Gemeinschaftsbildung im Staate.

Es kann aber auch ein tragischer Gegensatz zwischen beiden Formen von Kultur walten. Im politischen Leben prägt sich dies z. B. so aus, daß ein Volksteil mit seiner objektiven Kultur etwa in Kunst, Religion, Sprache, Sitte, Volkstum nach einer anderen Seite Gemeinschaft bildet als mit seiner subjektiven Kultur, also der Summe der Einzelwillen. Dies ist z. B. die Tragik der Kultur Elsaß-Lothringens. Nach seiner objektiven Kultur, insbesondere nach Sprache, Sitte, Volkstum, Kunst, ist Elsaß-Lothringen ein deutsches Land — wenn man von einigen kleinen Grenzbezirken absieht. Dennoch ist mindestens ein Teil der Bevölkerung, die in der objektiven deutschen Kultur lebt und durchaus leben will, subjektiv französisch gefinnt und geneigt, in staatlicher Gemeinschaft mit Frankreich zu leben.

Hier tut sich ein tiefer Zwiespalt innerhalb des Kulturlebens auf, den man, wenn man den naturphilosophischen Gedanken Kants der „Antinomien der reinen Vernunft“ aufnehmen und fortführen will, als Antinomie der Kultur bezeichnen kann. Zwei Möglichkeiten der Gemeinschaftsbildung auf der Grundlage der Kultur treten als gleichberechtigt und als gleichverpflichtend, obwohl sie sich gegenseitig wie Feuer und Wasser ausschließen, nebeneinander. Es gibt schlechthin keine dritte Möglichkeit absoluter rechtlicher Entscheidung zwischen beiden. Weder ist eine Gemeinschaftsbildung bloß auf Grund objektiver Kultur sittlich, rechtlich überlegen noch umgekehrt. Es besteht nur das eine Verhältnis, daß sie beide einer Gemeinschaftsbildung auf Grund geeinigter subjektiv-objektiver Kultur gleichmäßig an Wert nachstehen.

Wo bleibt unter diesen Umständen die ausgleichende, pazifistisch versöhnende, überlegen schlichtende Wirkung des Kulturgedankens, der an die Stelle des Machtgedankens im Völkerverleben treten soll? Aber noch trügerischer erscheint die pazifistische Wirkung dieses Gedankens, wenn man an solche verzwickte, verwürfelte Völkergelände denkt, wie zum Beispiel die frühere deutsche Ostmark. Dort stellt sich nicht nur subjektive Kultur gegen objektive Kultur, sondern es treten auch innerhalb der objektiven Kultur wieder schärfste Spannungen und Gegensätze auf. Etwa Volkstum und Sprache polnisch, Bildung und Wirtschaft deutsch. Dazu dann diese oder jene meist ganz schwankende subjektive Kultur. Wer ist vermessend genug zu glauben, daß er etwa die oberschlesische Frage in einem absoluten, einzig möglichen rechtlichen Sinne, der den deutschen und polnischen Kulturansprüchen gleichmäßig innerlich gerecht würde, zu lösen vermag? Nicht eine solche absolute rechtliche Lösung, sondern Hunderte derartiger rechtlicher Lösungen sind nebeneinander möglich. Aber die Bevorzugung einer rechtlichen Lösung vor der andern kann dann gar nicht mehr Kultur, Sittlichkeit, Recht entscheiden. Die Entscheidung über das Recht fällt vielmehr auf Grund der jeweiligen Machtverhältnisse, da gar kein anderer Maßstab zu einer solchen Entscheidung vorhanden ist. Der Pazifismus, der so gern den Kulturgedanken für seine Zwecke aufruft, übersieht die mögliche Antinomie der Kultur und die daraus entspringenden Folgen, übersieht, daß der Machtgedanke im Kulturgedanken wesentlich enthalten ist. Darum heißt Vereinskraft zum Kriege nichts anderes als Vereinskraft zur Anerkennung der Macht in diesem Sinne und Vereinskraft, ihr im Dienste der eigenen Kultur mit allen Mitteln gerecht zu werden.

Gewiß kann es unter Umständen möglich sein, durch Neutralisierung kulturell schwieriger, strittiger Gebiete Wesentlicheres zu erreichen als durch andere sogenannte rechtliche Mittel. Aber in so und so vielen Fällen ist auch damit das Problem doch nur verschoben, nicht gelöst. Es entsteht leicht die Frage der kulturellen Anlehnung des neugeschaffenen kleinen Staates an diese oder jene verwandte Kultur. Und von neuem spitzt sich der Gegensatz auf kulturellem Gebiet zu. Luxemburg z. B. pendelt so zwischen Frankreich und Deutschland hin und her. Letzten Endes aber müßte das Prinzip der Neutralisierung folgerichtig angewandt zu einer immer weitergehenden Atomisierung und schließlich Auflösung der Kulturen führen.

Doch noch weit über den angedeuteten Gegensatz von subjektiver und objektiver Gemeinschaftsbildung eines Volksteils mit zwei andern Völkern erstreckt sich die Antinomie der Kultur. Es ist die Tragik der Grenzgebieten, die damit im wesentlichen bezeichnet wurde. Aber so wie Kulturen um eine bestimmte politische Größe durch entgegengesetzte subjektive und objektive Gemeinschaftsbildung in einen antinomischen (d. h. unlösbaren, gerade weil kulturell gleichmäßig zu beider Gunsten lösbaren) Gegensatz treten können, so können auch Kulturen, schlecht hin als Kulturen, ohne daß sie ihre subjektive oder objektive Seite betonen, um eine bestimmte politische Größe in einen antinomischen Gegensatz geraten. Dies ist das Wesen aller Zwistigkeiten und Kriege um Kolonialländer und andere Einflußgebiete. Sie bedeuten, von aller materialistischen Entstellung geläutert, den reinen, unbedingten Willen der Volkskulturen, die eigene kulturelle Sendung in der Welt zu erfüllen, zu verwirklichen. Da wird von einer sich ausdehnenden Kultur ein Stück Welt in ihren Bereich gezogen, das auch von einer anderen wachsenden oder gewachsenen Kultur mit gleichem Recht für ihre Wertverwirklichung gefordert wird. Es ist die Antinomie der Kultur, die sich auch hier wieder auftut.

Freilich so etwas kennt man seit der Revolution in Deutschland nicht mehr. Für den Pazifismus und alle Heutigen, die mehr oder weniger unklar seinen Spuren folgen, fällt Kultur mit subjektiver Kultur zusammen. Daher ist denn auch die Volksabstimmung, die die subjektive Kultur eines Volksteils in einem bestimmten Augenblick und unter bestimmter mehr oder weniger großer Beein-

Klaffung wiedergibt, das politische Mittelmeer unserer Zeit geworden. Die objektive Kultur bemerkt man einfach nicht; man ahnt sie höchstens ganz schwach und dunkel; daher bei allen Abstimmungen die zweideutigen Sätze über Berücksichtigung der wirtschaftlichen, geographischen usw. Verhältnisse in der Entscheidung. Damit aber bestätigt man nur, was man doch nicht erkennt oder auch nicht erkennen will.

So angewandt also ist der Kulturgebante in der Politik eine furchtbare Täuschung und Enttäuschung. Sein wahrer, großer Sinn aber ist, daß er dem politischen Leben einen objektiven, d. h. allgemeingültigen und notwendigen, statt persönlichen, eigensüchtigen Antrieb gebe. Indem er dies tut, indem er das politische Leben adelt, adelt er zugleich auch die tiefe, innerliche Spaltung dieses Lebens und die einzige tatsächliche Möglichkeit, sie — wenn auch nur zeitlich, nicht endgültig — im Sinne der Kultur zu überwinden: Macht und Krieg.

Kultur ist in Wirklichkeit gesezte Sittlichkeit, genau so wie sie in Wirklichkeit gesezte Erkenntnis und verwirklichtes Schönheitsgefühl ist. So beachte man: Es kam hier darauf an, mit den kulturellen die sittlichen Grundlagen von Macht und Krieg aufzudecken. Man pflegt meist nur die unfittlichen, die von der Sündhaftigkeit des Menschen bestimmten und außerordentlich wirksamen Grundlagen des Krieges als Vorbehalt gegenüber der Idee des ewigen Friedens anzuführen. Hier handelt es sich darum, viel wesentlichere Wurzeln des Krieges zu erreichen. Da begegne ich Heinrich Scholz, der in drei schönen Schriften „Der Idealismus als Träger des Kriegsgedankens“, „Politik und Moral“, „Der Krieg und das Christentum“ (alle 1915, Gotha, bei Berthes) von anderer Seite her dasselbe Ziel verfolgt. Mit Worten aus der ersten Schrift sei dies bezeichnet: „Die idealistische Kriegsbejahung entspringt nicht aus Nachgiebigkeit gegen das Leben, sondern aus Ehrfurcht vor dem Leben. Anders ausgedrückt: aus der Erkenntnis, daß die Kräfte des höchsten Lebens ihrer Natur nach kriegerische Bündstoffe enthalten“ und „Die Prämissen des Willens zum Krieg werden bleiben, solange wir Menschen sind. Nicht nur schwache, verführbare Menschen, sondern starke, unverführbare — Menschen, wie der Idealismus sie wünscht.“

III.

Vielleicht gibt es keinen genaueren Maßstab zur Bestimmung des inneren Wertgehaltes eines Volkes und einer Zeit an letzter Lebenskraft, Herbhelt, Weite und Schwung der Seele, als die Stellung, die sie gegenüber der Frage des Krieges einnehmen. Seit Heraklit und bis zu den großen deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts, Fichte, Hegel, Nietzsche, taucht immer wieder die Frage des Krieges als eine wesentliche, ja wesentlichste Frage der Philosophie auf. So oft sich diese Frage umkehrt, nur als Problem des Friedens, des ewigen Friedens auftritt, ist dies ein Zeichen dafür, daß irgendwie eine Verflachung, eine Verkünderung, Verengung, Verzärtelung der Kultur vorliegt — mag diese sich vielleicht in anderer Hinsicht noch so bedeutend darstellen. Man kann allgemein sagen: es fehlt den Zeiten, denen sich das Problem des Krieges bloß als ein Problem des Friedens offenbart, das große tragische, heroische Weltgefühl.

Ausflug

Parallelen und Vergleiche zu ziehen, würde politische Ausbeutung dieser Artikelserie bedeuten. Gerade davor wollen wir das „Kriegserlebnis“ behüten. Mag ein jeder sich seine eigene Meinung bilden.

Der Krieg hat weder eine deutsche Nation geschaffen, noch eine Weltrevolution. Lediglich die Gegensätze haben sich verschärft, jeder lernte hinter die Dinge sehen, und manche Schleier fielen; aber Positives ist sichtbar nicht zu verzeichnen. Nur, daß die Kriegsgeneration früh reif, früh alt und früh ernst gemorden und daß ihr Streben nach Macht, Führung, und Reformierung stärker als bei jeder anderen Generation vordem ist.

Wer da glaubt, daß das Kriegserlebnis dem Politiker zum „Erlebnis der Gemeinschaft“ geworden ist, wie etwa dem Dichter, wird dies vergeblich in den Artikeln suchen. Dichter und Politiker sind zwei Welten! Die Volksgemeinschaft des Dichters kann dem Politiker höchstens Parteigemeinschaft werden. Kann es auch anders sein, wo die führenden Politiker von heute das Erlebnis des Krieges überall, nur nicht im Schützengraben hatten? Daß die Frontsoldaten in allen Parteien eine neue Führerschicht bilden werden und daß der Kampf zwischen alten und jungen Politikern schärfere Formen als bei anderen Generationen annehmen wird, ist gewiß.

Das „Kriegserlebnis der Jugend“, wie es hier vorliegt, zeigt aber auch, wie die Anschauungen im Volke und in der Generation, die Deutschland wieder aufbauen soll, doch so ganz andere sind, als sie in den Büchern und Zeitungen von heute, den Kriegsbüchern und Zeitungsartikeln von gestern zu lesen sind.

Bisher schweigt die Generation des Krieges. Sie hat noch keine Partei gegründet!! Doch innerhalb der Parteien formt sie die Auffassungen um, und während die alten Aushängeschilder noch prangen, werden unter ihrem Einfluß sich im Laufe der nächsten Jahre die Parteien ändern. Zum Unglück für das deutsche Volk jedoch wird der scharfe Parteikampf schon deshalb nicht aufhören, weil die alten Namen fortbestehen und — auf Worte kommt es in der Politik mehr an, als auf ihren Inhalt, auf den Parteinamen mehr als auf ihr Wesen.

Wie das Motto des Krieges „Im Anfang war die Tat“ ist, so soll Deutschlands Jugend auch jetzt nicht vergessen, dies mitzunehmen in die Jahre des deutschen Aufbaus, um nicht zu erschlaffen im Janz, im Alltag und in der Tagespolitik. Für die Zeit nach dem Kriege hat dies Motto noch größere Bedeutung und ist weit schwerer durchzuführen: „Im Anfang war die Tat.“

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin

Schriftleitung: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 25 a. Fernruf: 8400 6510.
Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 8-9.
Fernruf: Nollendorf 4849.
Verlag: R. F. Koehler, Leipzig und Berlin.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defauer Straße 26/27.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrg., 31. März 1922

Nummer 13

Stufen zur Tat

Don Helmut Franke

I. Der Kompromißler

Ein Brief

Gott rief Sie!

Sie hat schon in der Jugend Ihr weiches, Ihr übervolles Herz verführt, daß Sie stets gegeben haben und gegeben, daß Sie gehofft haben und gehofft, daß Sie durch Schaden nie gelernt, daß Optimismus Sie nie verlernt, daß Sie verziehen, stets verziehen haben: damit Sie nur keinem wehe taten! deshalb brachten Sie Opfer um Opfer. Und waren Sie so als Knabe, waren Sie es auch als Mann, im Leben und in der Politik.

Sie haben niemals ganz „Ja“, nie ganz „Nein“ gesagt!

Sie wollten versöhnen überall. Es rief Sie Ihr Gott dazu! Er gab Ihnen Worte, so beredte Worte, daß es Ihnen bestimmt schien, stets der Mittler zu werden. Doch der Mittler gab und gab und jede eigene Ansicht wurde um anderer willen revidiert, geändert und verbläßt.

Sie gaben sich aus. Bald standen Sie vor Freund und Feind nackt da, ohne eigene Kleider. Man verhöhnte Sie und spielte mit Ihnen. Sie wußten es damals noch nicht. Von Ihrer Kraft hatten Sie Stück um Stück gegeben, und standen nun schmerzverzerrten Gesichtes da, kraftlos, als ein alter Mann. Und ohne Dank und ohne daß man begriffen hätte, warum Ihre Kraft verfliegen mußte.

Die krummen Wege in der Politik, glühend gehaft in jungen Jahren, Sie gingen sie Schritt um Schritt. Fanden Gefallen am Spiel der Ränke und der Kräfte. Es kitzelte Ihr Selbstgefühl, daß Sie wußten, daß Ihr faszinierendes Wort und Ihre gewandte Schlaueit alle Gegner schlügen. Doch Ihr ganzes Wirken wurde Taktik. Vor lauter Taktik kamen Sie nicht zur Strategie. Sie gingen in Kleinigkeiten auf und unter und fühlten das und hatten doch nicht mehr die Kraft, aus der Gewohnheit sich zu reißen. Sie hatten nie einen festen praktischen Lebensplan, einen festen politischen Kurs. Sie glaubten das entbehren zu können. Es lohnte sich auch wohl für den Mittler nicht. Denn Tag um Tag und Stunde oft um Stunde mußte sich der Mittler anders orientieren. So wurden Sie ziellos. Nicht in der Theorie: denn Ihre Grundeinstellung blieb die gleiche. Aber in der Praxis: kein klarer, sei es gerader oder krummer Weg stand mit seinen Meilensteinen Ihnen bewußt vor Augen. Sie schauten nicht überprüfend den Weg zurück, sahen sich nicht um in der Landschaft und wußten nie,

ob Sie auf Wegen oder dort, wo gerade Durchgang war, wandelten. Sie freute die Landschaft um Sie her mehr, als daß Sie sich sorgten, ob Sie auch noch auf dem Wege seien und sich nicht ins wegelose Schöne oder Bequeme verlören. Das war Ihr Charakter! Sie verließen sich ganz auf Ihr Genie, auf eine Stimme, die für jeden Augenblick Ihnen Rat bot: „Jetzt handle so!“ Daß Sie dieser Stimme so vertrauten, so blindlings sich ganz und gar und jedesmal sorglos auf sie verließen, und glaubten, nun des Verstandes, der kühlen Mäßigkeit, der Überlegung, des ruhigen Durchdenkens und des tiefen sachlichen Erfassens der Dinge entbehren zu können: das war der grundlegende Fehler Ihres Lebens. Ja, hätten Sie nicht so viel Künstlerblut in sich gehabt, und wären Sie nicht Stimmungsmensch gewesen, dann hätten Sie intuitiv handeln dürfen, wären Sie ein harter, nicht ein weicher Mensch gewesen! — —

Wie Sie mit politischen Gegnern die Kompromisse schlossen, Ihr Leben lang, und wie Sie es für sich selber, für Ihre eigene stille Welt in Haus und Heim, Religion und Liebe, in Kunst und für die Menschen und die Dinge um sich, getan — schlossen Sie auch den Kompromiß mit Ihren politischen Freunden. Den Kompromiß mit Egoismus und mit Falschheit, mit den Masenträgern des Liberalismus, mit denen, die Ihre Worte vom Ausgleich und von Volksgemeinschaft — wie schön erklangen sie in Stadt und Land, auf der Tribüne und in Volksversammlung, in Wort und Schrift! — zu Phrasen machten. Den Kompromiß mit Jenen, die da halfen, daß statt sozialer Versöhnung die Gegensätze größer wurden. Die Sie zum Lügner machten, indem Sie duldeten, daß ein Kapitalismus sich das Wort liberal zu eigen machte, um seinen Geschäften auf die Beine zu helfen. Ein Kapitalismus, der Scheinduldsamkeit übte, kluge Berechnung betätigte, da, wo nicht Verstand, nicht Klugheit, sondern versöhnende Liebe aufrichtig sprechen sollte; nicht Gerechtigkeit, sondern Liberalismus des Verstandes, sondern Liberalismus des Herzens notwendig waren.

Viel schlimmer als Ihr Kompromiß mit jenen Formal- und Verstandesliberalen war der mit jenen Händlerkapitalisten, die den liberalen Gedanken mit schweren Geldsäcken unterstützten, ihn für sich kämpfen ließen, deren brutaler Egoismus, deren Sklavenhaltertum, deren Strupellofigkeit nicht einmal dachte, wenigstens den Schein zu wahren und vernunftliberal zu sein. Jene gruben dem Liberalismus endgültig das Grab, der Partei, die vorgab, liberal zu sein und Führer und Köpfe duldete, die den Handarbeiter zum haßerfüllten Feind des Bürgers machten, die dem Klassenhaß und Klassentampfe zu immer neuer Macht verhelfen und Recht und Scheinrecht gaben. Und das Alles, während Sie mit heißem Herzen Klassenversöhnung predigten! Ihr Wort war keinen Pfennig wert! Die bewußte und unbewußte Unehrllichkeit aber gab der liberalen Partei den Rest. Diese Unehrllichkeit ist es auch, die es nun auf Jahrzehnte hinaus so schwer macht, die Brücke zwischen Bürger und Arbeiter zu schlagen. — —

Sie ahnten's wohl, sahen's deutlich in langen, wachen Nächten und schwuren Geschwüre aufzubrechen. Doch siehe: das Kompromißlerleben hatte Ihnen den Mut zur großen Tat genommen. Sie hatten gelernt, die Entscheidungen zu fürchten, weil Sie wußten, daß sie geändert werden würden. Sie waren entscheidungsscheu geworden, im Großen wie im Kleinen, und in der Praxis lief es wohl darauf hinaus, daß es Ihr Grundsatz wurde, sich niemals festzulegen. Sie logen sich auch diesmal vor: „Du mußt versuchen, zu retten, was zu retten ist und vorgehobener Posten bleiben!“ Doch siehe: wieder ein Kompromiß!

Sie hatten keine heißen Feinde! keine um sich, wie Sie auch keinen in sich selber hatten. Sie hatten einen Kompromiß auch in sich selber geschlossen. Nie hart gegen sich, konnten Sie es auch nicht gegen andere sein. Ja, es war Ihr Elend, daß Sie niemals gehaßt wurden, daß Sie nur Sklaven um sich hatten, nur Kompromißler wie Sie, nie einen Starrkopf. Die stießen Sie von sich. Sie fürchteten diese Menschen, denn Sie kannten Ihre eigene Schwäche.

wußten, daß Sie jenen verfallen würden, daß man Sie beherrschen würde. Sie fürchteten und mißten die aufrechten trotzigten Köpfe. So blieben nur die Schmeichler um Sie übrig.

Seute stehen Sie, mit Ehren und schönen Worten reich bedacht, vorm Grabe, Sie leben, doch Ihr Wert ist tot. Sie stehen in Ehren, doch Ihre Idee, der Liberalismus des Herzens, liegt in Unehren verscharrt. Das Ideal Ihrer Jugend, das Sie trieb, Freigeist auch in die Politik zu pflanzen, blieb Utopie. Weil Sie niemals „Nein“ gesagt, sind Sie gescheitert, — weit schlimmer: auch die Idee des Liberalismus. Es werden Jahre kommen, mit Kriegen und mit Revolutionen, es werden Klüfte der Lebens- und Weltanschauung sich immer weiter aufstuen, weil Sie versagt haben. Sie dachten, diese Klüfte zuzuschütten und breiteten immer nur Koislege über sie. Jedes Mal ein neues Brett für ein altes geborftnes. Immer nur, ach immer nur: Fliidarbeit. Auch sie ist politische Mission! Aber: wollte Gott nicht mehr als einen politischen Fliidschuster aus Ihnen machen? Gab er Ihnen deshalb solche Talente, solche Kraft der Überzeugung, solches Aufgehenkönnen in einer Idee? Sie haben Ihre Kräfte nicht richtig eingesetzt, haben sie verzettelt, wie ein schwaches Weib sich vor der Ehe Vielen hingibt. Sie haben niemals „Nein“ gesagt! Sie haben es immer „so gut gemeint.“

Man muß sich neigen vor der Tragödie der Herzengüte.

Sie haben nur noch eine Hoffnung: Der Liberalismus als Idee ist tot. Wer ihn wecken wollte, stieße auf eine Flut von Mißtrauen und Vorurteilen, die nicht zu dämmen wäre. Das Schlagwort ist verbraucht, ist übel berüchtigt. Aber: die liberale Persönlichkeit wird immer bestehen können. Wenn nur unter den Tausenden, die Sie in Ihren besten Jahren durch Ihre Worte mit sich rissen, einer war, der Ihren Liberalismus, der eine Sache des Herzens und der Gerechtigkeit, nicht der Vernunft und der Berechnung war, verstanden hat, erlebt hat und der nicht wie Sie ein weicher, sondern ein hartschaliger Mensch mit weichem Kern ist, der — lachen Sie nicht! — „Nein“ sagen kann, der das, was Sie mit innerer und äußerer Kompromißpolitik nicht erreichten, im Kampfeswege durchsetzt, oppositionell als eine herrische Persönlichkeit, die ihre Weichheit um ihres Liberalismus willen zur äußeren Härte werden läßt: dann kommt die neue Zeit — zwar nicht für den Liberalismus als Welt-, Partei- oder Massenanschauung — sondern für den Liberalismus des Herzens als den Grundzug einer überragenden starken Persönlichkeit.

Die Persönlichkeit schafft die neue Staatsmaschine und das neue Volk.
Und Gott wird sie rufen.

II. Der Wegbereiter

Der Schluß seines Tagebuches

Gott ruft mich nun.

Aber den Bergstuppen des ewigen Schnees glänzt mir zum letzten Male die aufgehende Sonne und wie Kuppe um Kuppe weißgoldnen erstrahlen, von der Sonne umwandert, so ziehen Abschnitt für Abschnitt meines Lebens vor mir her.

Gott rief mich. Er gab mir ein Herz, so groß, allen Jammer, aber auch alle Freuden der Menschheit zu umschließen. Und als ich meine weite Seele in meine Geige legte, und den Menschen Verstehen und Trost und Freude und killes Glück sang und durch die Lande ersehnt und umjubelt zog, da erkannte ich meine Mission: Prediger der Liebe zu sein.

Ich gab dem Volk die Liebe zum Menschen durch meine Töne, meine Farben, meine Bildwerke und mit den Worten meiner Schriften, die wie glühendes Feuer in den Herzen aller Bedrückten brannten und ich glaubte an meine Sendung und die Menschen glaubten an mich.

Und im Wandern sog ich noch mehr Elend und Not der Menschen, der Großen wie der Kleinen, in mich ein. Denn sie kamen alle und klagten mir ihr Leid. Ich ward der Magnet des Leides. Und je mehr des Leides ich an mich zog, desto mehr Kraft fand ich zu trösten und zu heilen.

Je mehr ich um die Menschen litt, um so mehr löste Gott mir die Zunge. Und ich wanderte durch die Lande und predigte die Liebe. Predigte die Liebe diesem Geschlecht, getrennt durch jahrtausende alte Berge und Klüfte von Schuld, geteilt in viele Lager, geschieden durch Weltanschauungen, müde und nervenzermürbt von Krieg und Not. In den zerquälten entstellten Gesichtern der Menschen, bei Hoch und bei Niedrig, las ich die Geschichte der Menschheit, die Geschichte der Welt und die meines Volkes. Ich predigte die Liebe zu Gott, die Güte zu den Mitbrüdern des Volkes, die Duldsamkeit, die Niederhaltung des Eigennutzes und das Niederkämpfen der Eier nach dem materiellen Genuß und den Kampf gegen den Neid. Und Liebe zu anderen Völkern. Und: nie wieder Krieg! — Und die Scharen, die ihrem Erlöser folgten, wurden größer und größer: denn ich packte die Herzen unter den Reichen wie den Armen, unter den Großen wie den Kleinen, unter den Klugen wie den Einfältigen.

Doch die Gemeinde der Liebe war noch nicht groß genug, als ein neuer Krieg kam und mit ihm neue bittere Not über mein Volk. Und mit dem Hunger lohnten der Neid und alter Haß wieder auf. Überall, überall. Die Triebe wurden wieder zum Beherrscher der Menschen. Ich zog durch die Lande und meine Worte klangen inbrünstiger denn je, aber man lachte und jagte mich davon: „Dein Reich ist nicht von dieser Welt! Du gibst uns kein Brot, nur Phrasen!“ Und sie schlugen mich.

Und ich wanderte gegen Sünden und weinte. Und kam in die Berge, wo ein stolzes Geschlecht mit klaren Augen und schönen Gesichtern wohnte. Doch auch hier regierten die Triebe: Frechluft, Trinken und Weiber waren der Pol, um den sich alles drehte; wie drunten im Land — nur fehlte der heuchelnde Schleier der Ebene, geheißene Zivilisation. Hier lag alles erschreckend klar zutage. Und ich weinte abermals und zog höher in die Berge. Doch wo immer ich zwei Menschen traf, ich sah stets das gleiche; denn meine Augen waren andere als früher.

So blieb ich seit zwanzig Jahren auf dieser Kuppe, umgeben von ewigem Schnee und umleuchtet von einer Sonne, die mir allein scheint. So schrieb ich die zehn Bücher meiner Liebe, meines Lebens und schuf in Farben und Tönen das Leid der Menschen und das Leid dessen, den Gott rief, und dem er ganze Kraft nicht gab.

Ich sandte alles hinab in das Land, an mein Volk. Nach 20 Jahren ein Wort von mir, Silber von mir, Klänge von mir! Doch sie riefen:

„Wir verstehen Deine Sprache nicht mehr. Du hast in Deiner Einsamkeit die lebendige Fühlung mit der Masse und ihrer armen, erbärmlichen Seele verloren. Wir, die Klugen unseres Volkes, verstehen Dich wohl, Deine Worte, Deine Töne, Deine Farben, die Du nach langen Jahren uns wieder sandtest! Aber die Masse versteht sie nicht. Und sagtest Du nicht selber: „Dies Jahrhundert ist das der Erlösung der Masse? Sie zu erlösen, müssen wir von den Thronen herabsteigen; denn Erlösung der Masse durch die Masse selbst ist das Chaos?“ — Du aber, der Du weise auf hohen Bergen thronst, wie willst Du die Masse erlösen?“ — — —

Wo ist nun mein Weg?“

Als ich zu den Menschen ging, in ihnen lebte und ihnen Antlitz zu Antlitz gegenüber stand, jagten sie mich davon. Als meine Stimme aber von ferne zu ihnen sprach, glaubten sie nicht. Ich weiß keine Erlösung für diese Menschen.

Meine Kraft und mein Glauben sind dahin, denn sie glauben nicht mehr an mich. Ich bete nur, daß die Erhabenheit der weißen, goldglänzenden Bergkuppen in diesem tiefen Meer der Ruhe die Stelle ist, wo ich — rückschauend auf ein gescheitert Werk, das ich allein mit Liebe schaffen wollte und nicht konnte — quallos einschlafen kann. Ich war nur der Wegbereiter dessen, dem zum starken Lieben auch heiß zu hassen ist gegeben.

Gott wird ihn rufen.

III. Der Führer

Gott wird ihn rufen.

Als er jung war, mußte er jedem Menschen, jedem Dinge bis auf tiefsten Grund nachspüren. Als Knabe lernte er die Heuchelei der Schule und der Erwachsenen gegenüber dem Kinde. Als Jüngling zog er fünf Jahre in den Krieg. Als Geführter und als Führer wurde ihm der Krieg zum Räuber auch der letzten Illusion. Denn nirgends als in dauernder brüderlicher Not wurde der Mensch so hüllenlos. Er war jung, als ihn der Ekel vor den Menschen schüttelte, als er das Lächeln über die Menschen gelernt hatte, als er nichts mehr sehen konnte, ohne die feinen Triebkräfte offen daliegen zu sehen, ohne mit dem Seziermesser den Menschen beizukommen.

Aber Gott wird ihn rufen. Zum Haß gegen die Menschen wird die Liebe zu den Menschen kommen. Mit dem Wissen um ihre Not, die Liebe zu ihnen. Weil er im Schicksalsbuch eines jeden Menschen wird lesen können, wie jener leiden würde, und wie er ihm nicht helfen konnte, weil der andere eine Brille trug, wird er das Mitleid lernen. Mitleid wird zur Liebe werden. Liebe zur besseren Tat.

Er wird, war er auch vom alten Abel, kannte er auch allen Glanz und alle Schönheit, die Reichtum um einen Menschen breiten kann, in die Bergwerke und Fabriken gehen — unerkannt — und arbeiten. Er wird in den Runzeln und den verhärteten Zügen der Männer und Frauen die Frohn und die Gnade der Gewohnheit kennen lernen, ohne die das Leben dieser Menschen untragbar gewesen wäre. Er wird in die Großstadt gehen und mit haßerfüllten Augen den mühelosen Gewinn entstehen sehen, seinen Wegen nachspüren und die Faust ballen: Auf den Tag! Er wird das Elend einer ideallosen, einer zerrissenen Jugend erfahren. Wird in den Nöten der Zwanzigjährigen die der Menschen am Hartesten begreifen. Er wird die brutalen Sinnbuden der Herren des Kapitals, — nicht aller, aber vieler — sehen und den lodernden Haß oder die stille Resignation geknechteter Arbeiter aller Stände, des Geistes und der Hand spüren: Auf den Tag!

Er wird sehen, wie die Kraftquelle der Welt, die Geistesarbeiter, in die Knechtschaft der Handarbeiter geraten: Der Weg zur Verelendung der Welt! Wie damit der letzte Pfeiler gegen kraffen Materialismus unterspült wird! Er wird auch sehen, daß positive Geistesmacht Ohnmacht gegen Triebe und Zufall und Kritik ist, nicht mehr als ein Schlagwort, unfähig ihrer Bändigug. Daß Wort und Schrift überschätzte, allenfalls langsam wirkende Kampfmittel sind!

Er wird in den Wissenschaften spüren, sie achten und damit seine Welt vertiefen. Wird die Wissensüberlastung hassen als den Damm, der die freie Entfaltung von Persönlichkeiten hemmt, ebenso wie den Bildungsdünkel, der zum Gegenpaß der Geldklassen die Klassenluft der Bildung schafft.

Er wird Kaufmann werden und die Methoden sehen und lernen, daß der Anstand nur bei Wenigen zu finden ist, diese aber siechten dahin, wurden getreten und beiseite gestoßen.

Er wird Journalist werden und fortab wissen, welche Großmacht Lüge und Intrigue sind.

Er wird Politiker werden und sehen, wie Zufall und Kulisse regieren und wie nirgends mannhaftes und offenes Wort etwas gelten: Ganz Deutschland nur ein Heer von politischen Knechten.

Er wird um die Welt fahren und seinen Blick weiten und dann sein Volk prüfen und finden, daß es nur ein Volk der Dichter und Denker, ein Volk des Geistes, nie eine Nation sein wird ohne die Schule schweren Schicksals, ohne die nationsschaffende Macht „Tradition“, ohne harte Führer!

Er wird in die Berge und auf das hohe Meer gehen, einsam: das Erlebte ordnen. Er wird sich dann wieder in den Strom der Menschen und der Dinge stürzen, Kampfmethoden ablauschen und sich das Handwerkszeug zum Kampfe schaffen.

Er wird die Geschichte der Menschheit und die seines Volkes lesen und erneut das Lächeln lernen. ●

Er wird auf das Land und in die Häuser der einfachen Menschen gehen, mit ihnen sprechen, in ihnen denken und lernen, einfach zu denken wie sie, einfach zu sprechen wie sie und so, trotz allen Wissens, aller Klugheit und als Sohn einer anderen Klasse als sie, die Krone der Weisheit und des Genies: die **Einfachheit**, behalten: den Schlüssel zur Macht über die Menschen.

Er wird in die bürgerliche, in die konservative Gesellschaft gehen, sie erdroffelt sehen von einem Neubürgertum und hören, wie das Altbürgertum nur auf den Ruf wartet, um sich vom Parvenue zu trennen. Mit Staunen wird er sehen, daß die Trennung: „Die Bürger, die Arbeiter“ nur etwas Ererbtes, etwas Gewohntes ist, wie eine Umwandlung der sozialen Anschauungen und eine soziale Umschichtung stattgefunden hat, — eine Klassenänderung in **Arbeiter aller Stände und Mühelosverdiener aller Stände** — und nur der Revolutionär fehlte die ganze Scheinstarre der jetzigen Gesellschaft, das Scheinwirken der politischen Parteien zu sprengen.

Er wird sehen, wie sich langsam eine Führerschicht im Bürgertum herauskristallisiert hat — sich selber unbewußt — die zum Stoßtrupp werden muß, wenn es gilt, der Scheingesellschaft und den Scheinparteien die Maske abzureißen. Denn er sah, wie die Führer des Volkes im Kriege, die ehemaligen Schützengrabensoffiziere, nicht anders sprachen als die Arbeiter, von denen er eben kam: Sie beide hatten den gleichen Haß gegen den mühelosen Verdienst, gegen den Händlerkapitalismus, den großen und den kleinen aller Stände, und vorhanden in allen Klassen. —

Er wird in diplomatischen Missionen für Jahre in die Welt gesandt werden. Fern vom Land wird er beim Ausbruch der neuen Revolution sein. Seine jahrzehntelang bewahrte und gehegte Kraft wird zur Riesenstärke wachsen. Er wird zur Heimat eilen! In den Kampf der Scheingesellschaft und der Scheinparteien wird er mit harten, heißen Worten einbrechen und mit der noch härteren Tat aller Feldsoldaten, die er rief. Die streitenden Scheinparteien werden in sich selber zerfallen. Denn sein Ruf wird die Arbeiter aller Stände um sich scharen. Die Tribunale werden Hunderte von Blutgerichten über die Wucherer und Hartherzigen des Volkes, die großen wie die kleinen, sehen.

Aus dem Blut wird ein neu Geschlecht erstehen, zur Führung berufen. Nicht die alte Führerschicht allein — gesunde Mächte, jahrhundertlang brachliegende Kraft vom anderen Land wird das trägtfließende Blut der einst herrschenden Klasse auffrischen.

Er wird Führer und Volk meistern, wird es können, obwohl dies Volk zerrissen war durch abgrundtiefe Klüfte, und die Friedkräfte des modernen

Menschen so fein und mannigfaltig, die Organisation der Dinge, der Menschen und des Staates so kompliziert waren: weil er in Jahrzehnten den ganzen Staat, das ganze Volk in sich erlebt und es dennoch verstanden hat, einfach zu denken, weil er in Kenntnis der ewig gleichen Urtriebe den Schlüssel für alles besitzt. Der Staatsmann des 20. Jahrhunderts wird ein Künstler sein, denn nur ein Künstler kann jene Welt des heutigen Staates in sich aufnehmen.

Am Ende seiner Tage wird nicht eine Stunde sein, wo er nicht auf Dieben und Brechen kämpfen muß mit Neid und Mißgunst, Egoismus und Strupellosigkeit seiner Unterführer, mit den Führern und den Geführten des Volkes. Man wird ihm im Kampf zurufen: „Sei nicht so hart! Denk, was du früher sprachst!“ Doch er wird antworten: „Um meiner Liebe und des Glücks meines Volkes willen, hasse ich. Je größer die Liebe, desto größer der Haß meinen Feinden, die so lange ich herrsche, auch die feinen sind!“ —

Er wird früh alt sein und wissen, daß sein Kampf so enden wird: Ein Herzschlag in der Redeschlacht, das ist der Abschluß. Doch es steht Einer hinter ihm und — der springt ein!

Brechen wir Bahn!

Am 1. April

Von Paul Warndt

Was an Glanz und Ruhm versank
In der Zeiten dunklem Schoße:
Wach bei deines Namens Klang
W i s m a r t, wird die Zeit, die große.

Der durch Eisen und durch Blut
Uns geführt von Sieg zu Siege,
Alles, alles, würde gut,
Wenn dein Geist herniederstiege.

Wie von Liebe, Kraft und Glück
Geht durch unsere Brust ein Weben,
Kehrt der Frühlingstag zurück,
Der dich einstmals uns gegeben.

Wann, o wann wird es gesch'eh'n,
Daß er kommt im Sturm gefahren,
Daß der Blinden Augen seh'n,
Was wir sind und was wir waren —

Ferne bist du, ewig fern,
Der uns hob aus Schmach und Schande,
Aber als ein heller Stern
Leuchtest du dem Vaterlande.

Daß wir werden deiner wert,
Daß wir uns auf uns beginnen,
Daß wir schmieden neu das Schwert,
Eins nach außen, eins nach innen!

Unablässig sagt und singt,
Herrlicher, dein Volk dir Lieder —
Sehnsucht klagt und Sehnsucht klingt:
Kehre wieder! Kehre wieder!

Die Grenzboten

Aus der Geschichte einer achtzigjährigen Zeitschrift nationaler Bedeutung

Von Fritz Werner

Die Grenzboten wurden im Jahre 1841 gegründet. Der Vater dieses Gedankens war Ignaz Kuranda, der Sohn eines jüdischen Kleinbuchhändlers in Prag. Nach Beendigung seiner Studien, zu welcher Zeit er schon als Theaterkritiker fungierte, wurde es ihm in Wien, eben dem Wien vormärzlicher Zeit zu eng und bald traf man den jungen Schwarmgeist in allen Stätten des damaligen geistigen Deutschlands. Sein Weg führte ihn auch nach Stuttgart, wo ein Trauerspiel seiner Feder erstmalig die Bühne sah, und nach Tübingen, wo er auch mit Uhland und David Strauß bekannt wurde. Aus dem jungen Studio wurde bald ein gewandter Zeitungsschreiber. Über Paris führte ihn der Weg nach Brüssel und hier fand er in den Kreisen literaturfreudiger junger Blamen, zu denen es ihn lebhaft hinzog, den Gedanken, zur Pflege der Stammeseinheit und der liberalen Ideen zwischen Belgien und Deutschland eine Zeitschrift zu gründen. Belgien hatte ja selbst erst vor wenigen Jahren seine politische Neugestaltung erfahren, und an liberalen Geistern reich, fand er auch von Anfang an führende Mitarbeiter, von denen Henri Conscience und der Minister Nothomb besonders zu beachten sind. Am 1. Oktober erschienen erstmalig in Brüssel in deutscher Sprache die Blätter Kurandas. Sowohl die journalistische Tüchtigkeit ihres Herausgebers, als die Mitarbeit eines Berthold Auerbach, Heinrich Laube, Rosen, Beck, sicherten in Kürze das Bestehen der Zeitschrift. Vom Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten erschienen erstmalig in den Grenzboten seine „Bilder aus dem Leben eines Weltweisen“ (Spinoza) neben den Dramen des späteren Direktors des Wiener Burgtheaters Laube. Aufsätze über Bismarck wechselten mit Arbeiten ziemlich scharf gegen die Polizeigewalt eines Metternichs. Daneben sind Skizzen über Frankfurt und Leipzig, über das deutsche Theater jener Zeit beachtenswert.

Durch die Änderung der politischen Verhältnisse in Belgien, die ja mehr oder weniger durch das Verhalten des französischen Kabinetts entstand, trat auch eins der Ursprungsideale der Grenzboten, die Pflege freundschaftlicher Beziehungen in den Hintergrund und der Verlag wurde 1842 nach Deutschland verlegt, um dem liberalen Gedanken aber treu zu bleiben. Hr. Wilh. Grunow in Leipzig übernahm das Blatt in seinen Verlag, das wie bisher von Kuranda geleitet, auch den liberalen österreichischen Interessen nun entgegenkam, so daß Ed. Herbst in einer Rede sagt, daß die Grenzboten ebensoviel zur Hebung des nationalen Bewußtseins Deutsch-Osterreichs beigetragen hätten, wie die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, des freiheitlichen Anastasius Grün. Die Folge des Verbots in Osterreich durch die Wiener Regierung war nur eine erhöhte Wertschätzung in jenen jungnationalen Kreisen.

Kuranda blieb aber weiter der rastlose Hasarier. Ständig wechselte er seinen Aufenthalt, nicht selten durch politische Verhältnisse verdrängt — ein Spiegelbild journalistischen Lebens vergangener Tage. Doch von hier wie dort fand er seine eleganten, flotten und pointireichen Artikel seinem Verleger, für beider geistiges Kind unermüdetlich schaffend. An F. Rauffmann, der in Leipzig als dem Verlagsort anässig war, hatte er einen angenehmen Freund und Mitarbeiter, der die textliche Zusammenstellung des Blattes, da er ja, wie erwähnt in Leipzig wohnte, bald mehr und mehr in seine Hände nahm. Der geschäft-

Seine Erfolg war allerdings in den letzten Jahren doch nicht so gewesen, wie man erwartet hatte. Erst als man von 1847 an sich von der österreichischen mehr der liberalen preussischen Politik zuwandte, wuchs die Zahl der Abonnenten, um besonders im Revolutionsjahr 1848 anzuschwellen und doch später wieder abzunehmen. Überschlüsse brachten die Grenzboten ihren Verlegern nie.

Mit der immer mehr wachsenden Tätigkeit Kurandas, er wurde 1848 auch ins Frankfurter Parlament gewählt, gewann er weitere bedeutende Mitarbeiter, von denen ich nur Moritz Hartmann und Alfred Meißner nennen will. Hartmann führte ja gerade zu jener Zeit ein äußerst bewegtes Leben, das ihn bekanntlich an die Seite Robert Blums fesselte. Es ist interessant, daß 22 Jahre später, der Sohn des Führers der 48er Revolution, Dr. Hans Blum, in einem ganz anderen Gedanken die Leitung der Zeitschrift übernahm und führen konnte, als in ihr noch seines Vaters Freund hatte sprechen müssen. Obwohl der dreißigjährige Kuranda seine Tätigkeit auch weiterhin seinem ureigenen geistigen Rinde widmete, und mit einer Liebe zur Sache, die ihm eigen war, neue Kräfte als Mitarbeiter sammelte, man sprach von seiner „außerirdischen Zudringlichkeit“, gelang es doch schließlich zwei Männern, an seiner Stelle die Leitung des Blattes zu übernehmen: Gustav Freytag und Julian Schmidt. Freytag, der Schöpfer unserer historischen Ahnentromane, nahm im politischen Leben seiner Jahre eine nicht unbedeutende Stellung ein und Julian Schmidt, dessen polemische Fehde mit Lasalle bekannt ist, leiteten das Blatt allmählich in eine neue Phase. Das begann 1848. Während die meisten bereits bestehender Organe und in jener Zeit neu auffommender politischen Blätter im Strom der Bewegung dieser Jahre untergingen, konnten die Grenzboten ihre Arbeit zum Ziele weiter leisten. Preußen erhielt seine Verfassung — für preussische Politik besonders öffneten die neuen Herausgeber ihre Spalten, nachdem Kuranda in allem Frieden von der Redaktion zurückgetreten war, um in Wien für seine Gedanken einzutreten. Hatte bisher dieser den deutschen Gedanken höher als den preussischen und österreichischen Staatsgedanken schon gestellt, so dachten Freytag und Schmidt zu jener Zeit doch auch weiter, daß Deutschland nur unter Preußens Führung möglich sei. Forderungen auf den Ausschluß Österreichs aus dem Staatenbunde brachten den verantwortlichen Leitern natürlich auch manchen warnenden Blick aus Berlin, die wohl auf Veranlassung der österreichischen Regierung erfolgten. So standen die Grenzboten in den Jahren Bismarckscher Landtagsfehden auf oppositioneller allliberaler Seite, bekamen aber durch die teilweise politische Führung Schmidts eine eigenartige Färbung. Beide Herausgeber traten, wie erwähnt, für Lösung einer nationalen Einigung Preußen-Deutschland ein mit Ausschluß Österreichs. Bismarck verfocht ja auch damals schon denselben Gedanken, der 15 Jahre später durch Krieg erst entschieden wurde — und doch standen die Grenzboten im strikten Gegensatz zum damaligen preussischen Ministerpräsidenten. Ein Mißverstehen muß hier vorgelegen haben, sonst könnte bei der nationalen Betonung der Grenzboten nur eine Bismarckgefolgschaft der Fall gewesen sein, während auch der neue Mitarbeiter Moritz Busch in allen Plänen Bismarcks etwas Gegnerischliberales sah.

Freytags politische Tätigkeit blieb naturgemäß nicht ohne Einfluß auf sein literarisches Schaffen. In jenen Jahren erschienen zum erstenmal seine berühmten „Wörter aus der deutschen Vergangenheit“ in den Grenzboten. Seine eigene schaffende Kraft und die seiner Mitarbeiter brachten dem Blatt schon damals langsam seinen literarisch künstlerischen Ruf höchster Bedeutung ein, der sich im späteren Kaiserreich noch weiter ausbreiten durfte. Dazu mußte natürlich erst eine Änderung im national-politischen Verhalten der Zeitschrift kommen. So merkwürdig es klingt, jenes Bismarckgegnertum nationaler Geister wie Freytag und Schmidt, des späteren größten Bismarckverehrsers Dr. Moritz Busch in jenen Jahren, so ist es doch Tatsache. Man sollte glauben, daß der spätere Kanzler wenigstens von politisch geschulten Männern, wie sie die genannten doch waren, in

seinen damaligen Plänen erkannt wäre. Übrigens sind auch Freytags politische Aufsätze dieser Zeit nicht in seine „gesammelten Schriften“ aufgenommen worden.

Kein Wunder, daß in den letzten Jahren der Entwicklung zum späteren Kaiserreich das politische Verhalten der Zeitschrift nicht von vielen Lesern geteilt wurde. So benutzte Grunow die Gelegenheit, einen äußeren Vorwand zu nehmen und die Schriftleitung in andere Hände zu geben. Er selbst konnte schon lange gleichfalls der politischen Führung des Blattes nicht mehr zustimmen. Der bereits erwähnte Dr. Hans Blum zog 1870 in die Redaktion der Grenzboten ein. Auch dem neuen Leiter ihrer Geschicke gelang es kaum, durch seine nationalliberalen Anschauungen die Zeitschrift auf finanziell erträglichere Bahnen zu bringen. Da aber trat 1878 mit dem Wiedereintritt Dr. Moritz Busch in die Schriftleitung endlich in allen politischen, wie auch literarischen Kreisen eine aufsehenerregende, freudigst begrüßte Wandlung ein. Busch, der sich seit etwa 1865 Bismarcks Politik zugewandt hatte, hatte diesen 1870 ins Feld begleitet, und war vorher wie nachher auf Wunsch Bismarcks der Verbreiter dessen Gedanken durch die Presse. Sein langjähriger täglicher Verkehr mit dem Kanzler hatten dem hervorragend geschulten Publizisten eine äußerst gute politische Kenntnis geschaffen, die er in berechtigter Verehrung des großen Staatsmannes bei den Grenzboten nun verwandt, um für dessen innere Politik einzutreten. Diese Schwenkung ins Lager Bismarcks brachte durch die fast gleichzeitige Veröffentlichung von Buschs Buch „Graf Bismarck und seine Leute“, das gleichfalls ungeheures Aufsehen erregte und das „Buch des Jahres“ wurde, noch mehr Überraschung für alle Interessierten.

Voll und ganz dienten nun die „Grünen Blätter“ dem Schöpfer des Reiches, und konnten sie nun dienen, nachdem ihr neuer Herausgeber, Johannes Grunow, die jahrelangen Forderungen und Mitbestrebungen der Revue durch Bismarck erfüllt sah. Wie Grunow durch seine eigene Mitarbeit am textlichen Teil des Blattes durch sein reines, feinsinniges Gefühl, sein Bekenntnis zu allem Guten, Edlen, ohne Parteimensch zu sein, diesem eine persönliche Note aufdrückte, gab auch ein neuer Mitredakteur Dr. Gustav Wulmann, die einem solchen Organ unbedingt gehörige sprachliche Feinheit, die ihresgleichen suchte.

Mit Hilfe Buschs und des schon genannten Bibliothekars der Leipziger Stadtbibliothek, des überaus verdienstvollen Sprachlehrers Dr. Gustav Wulmann, dessen Büchlein „Allerhand Sprachdummheiten“ noch heute, längst nach des Verfassers Tode, uns auf fast angeborene stilistische Fehler aufmerksam macht, wurden die Grenzboten zur „hervorragendsten politischen Wochenschrift des Kaiserreichs“, wie Hans Martin Elster in seiner Verlags-geschichte des Hauses Grunow sagt. Sie erhielten jene politische Bismarcksche Richtung und nationale Sachlichkeit über den Parteien, wie sie noch kein Blatt beisehen hat.

Überschüsse brachten die Grenzboten eigentlich nie, auch in ihren besten Jahren nicht, wie ich schon sagte. Zeitweise waren sogar erhebliche Zuschüsse nötig. Wie mancher kühl denkende Kaufmann hätte da nicht einfach die Folgerung gezogen und das Erscheinen der „kleinen Grünen“ eingestellt. Da aber zeigt sich in Grunow die Idealgestalt eines deutschen Buchhändlers. Er betrachtete es als seine Pflicht seinem Volke gegenüber, weiter für die schon lange Jahre eingetretenen Ideen zu kämpfen. Warnungsrufe bei der schon in jenen Tagen sich bemerkbar machenden Zerstückelungsarbeit durch Parteien bestimmter Richtungen, durch den wachsenden Materialismus und andere gesellschaftliche und kulturelle Übelstände zu geben. Die natürliche Gejinnung führte Grunow in den Grenzboten zu einem Bekenntnis zur Sozialpolitik, wie er stets für die Arbeiterkreise und ihre Zurücklenkung auf idealere Gedanken sich einsetzte. Nie unsozial — stand er aber doch ihrer Sozialdemokratischen Partei streng ablehnend gegenüber. Julius R. Haerhaus, der bekannte Novellist, selbst einmal Mitarbeiter

an den Grenzboten, hat diesem Manne und seinem Wirken ein Denkmal gesetzt in seinem Roman „Die da zween Herren dienen“, der Mammon der eine — das Ideal der andere.

Eine solche Führung der Zeitschrift hatte natürlich auch eine Anziehungskraft für literarische Mitarbeiter zur Folge. In jenen Jahren brachten sie Beiträge von Adolf Stern, Fritz Anders (Max Allihn), Timm Kröger, Charlotte Niese, Johannes Gefjeden, Wilhelm Speck, Schmitthenner, Raabe, um nur einige zu nennen. Gewiß Namen, daß diese Veröffentlichungen die Grenzboten auch auf einen gewissen literarischen Gipfel führten.

Wenn dazu kam, daß in den Grenzboten anderseits Leute wie Otto Raemmel, Max Beyer, Herbert von Bismard u. a. sprachen, so kann man ihre tatsächliche Bedeutung in diesen Jahren nicht verkennen.

Aufsätze allgemein interessierender Art veröffentlichte der Verlag in Sonderdrucken, wenn ihr Erscheinen in den Grenzboten weite Zustimmung gefunden hatte. Hier sind nicht zu vergessen die aufsehenerregenden Blätter des vormaligen Pfarrer Göhre, späteren sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, über sozialpolitische Verhältnisse.

Mit dem Tode ihres bisherigen Verlegers kam die Schriftleitung in eine andere Lage. Bisher hatte dieser selbst für das Blatt mitgewirkt, ihr einen eigenen Stempel aufgedrückt. Das wurde nun anders.

Der Verlag nahm in seinen Buchpublikationen eine andere Richtung an und so waren die Grenzboten allmählig ein, wenn auch nicht geringer geachtetes, so doch zum übrigen Rahmen des Verlages weniger passendes Erzeugnis geworden. 1909 übernahmen Dr. Paul Mahn und George Kleinow die Herausgabe und den Besitz der „Grünen Blätter“. Auch unter ihrer neuen Leitung sind sie ihrem nationalen Programm treu geblieben. Die Heranziehung neuer Kräfte war dem Unternehmen nötig geworden. Ihre Namen zu sagen, ist hier wegen ihrer Fülle unmöglich, jedenfalls waren in den neuen Entwicklungsjahren als Mitarbeiter wieder tätig auch Otto Raemmel, die bekannten Volkswirtschaftler Carl Zentsch und der durch den Rapp-Prozeß bekannt gewordene Naumburger Sozialpolitiker Dr. Schiele. Ferner Wilhelm Stapel, Wolfgang Stammer, E. L. Schellenberg, Heinrich Spiero, Wilhelm Poed, Hermann Hesse, Charlotte Niese u. a.

Vielleicht traten die Fragen bildender Kunst in diesen Jahren etwas zurück, zahlreiche Musikbeiträge jedoch wurden gebracht. Die Arbeiterbewegung und alle innensozialen Fragen sind viel erörtert worden, im Mittelpunkt des Blattes stand jedenfalls immer Bismard. Er fand sehr viele Kritiker und Schilderer seiner Tätigkeit, deren Berichte gerade heute wieder interessant dünken.

Historische Mitarbeiter hatten die Herausgeber in Jaeger und Bornhat gefunden. Auch der nachmalige Staatssekretär des Reichsschatzamtess Helfferich ist mit Arbeiten vertreten. Der osteuropäischen Entwicklung hat die Schriftleitung besonders während des Krieges Aufsätze gewidmet.

Kleinow lenkte, unterstützt durch sein eigenes tatsächliches Verständnis hierfür, weiter die Augen seiner Leser besonders auf die deutsche Ostpolitik. Er suchte besonders das Auslands- und Grenzdeutschum während der Kriegsjahre mit dem Mutterland innigst zu verbinden, die sozialen Erscheinungen im Reich vor und während des Krieges auf ihre Ursache hin zu ergründen. Eine sachliche Kritik ist ihm nachzurühmen. Leider hat der Krieg der notwendigen Entwicklung der Grenzboten sehr geschadet. Man hat in diesen Jahren führende Mitarbeiter vermißt.

Zehn Jahre hat Kleinow als fast ausschließlicher Lenker ihrer Geschicke die Grenzboten geleitet. Mit dem Jahre 1920 übernahm sie der Verlag R. F. Koehler

in Leipzig. Unter der Herausgeberschaft von Professor Fritz Kern haben sie sofort wieder begonnen unter Mitarbeit der bedeutendsten Autoren des bekannten nationalen Verlages, unter weiterer Hinzuziehung Sachverständiger aller Gebiete, sich wieder ihren alten Ruhm zu schaffen. Über den Parteien stehend, suchten sie die Übel der Zeit offen zu nennen, zu bekämpfen. Sie stellte den Führern des großen Krieges, Tirpitz, Stein, Lottow-Vorbeck usw. oft und gern das Blatt zur Verfügung, und so haben diese und viele andere Gelegenheit genommen, wiederholt über Vergangenes und das werdende kritisch zu sprechen.

Ihre Reichhaltigkeit, die Inbetrachtziehung aller, das Wesen der Zeit beleuchtenden Gebiete, hat in den letzten Jahren eine Verstärkung erfahren, die nicht zu verkennen ist. Wir gebrauchen bei einer Zeitschrift, die uns mehr gibt, tausendfach mehr gibt als die beste Tageszeitung, denn sie enthält erst das Durchdachte und das Denken werthe des täglich Geschehenden, eins: Ruhe. Und die fehlt dem Durchschnittsmenschen heute. Der wird vielleicht auch kaum sie je in die Hände nehmen oder wenn doch, ihren Gehalt nicht verstehen. Der besteht, daß sei hier am Schluß gesagt, nicht zum wenigsten in ihrer Tendenzlosigkeit.

Die Grenzboten werden ihren Weg gehen wie vordem. Als sie zuerst auftraten, galt es, viele Jahre der verfassungsmäßigen und freiheitlichen Gestaltung der deutschen Einzelstaaten Bahn zu machen, und für eine leistungsfähige Gesamtverfassung Deutschlands und für den monarchischen Bundesstaat unter der Führung Preußens einzutreten. Mit dem aufsteigenden Stern unseres Vaterlandes haben im einzelnen auch für sie die Ziele gewechselt. Nachdem sie nach 1870 zum Bannerträger Bismarcks wurden, traten sie schon damals nicht für den Klassenkampf, für die Herrschaft irgend welchen Standes, sondern für die Versöhnung, für den Ausgleich, für die innerpolitische deutsche Einigung ein.

Noch einmal haben Kurandas Blätter eine Wandlung ihrer Geschichte erfahren. Doch auch im neuen Verlage, unter neuer Schriftleitung, werden ihre Führer Ehrfurcht vor dem Wollen und dem Geschaffenen ihrer Vorgänger haben, deren bedeutendste Vertreter ich hier nennen konnte. Tendenzlosigkeit und Sachlichkeit, fern von der Parteischablone stehend, werden sie weiter auszeichnen. Sie werden noch einmal einer Einigung, einer inneren, dem Bismarcklande die Wege ebnen. Vielleicht wird sie schwerer sein als die äußere Zusammenfassung der Bundesstaaten zum Reich einem Bismarck wurde.

Einen deutschen Staatsmann unseres Jahrhunderts, einen zweiten Bismarck zu finden, Bannerträger zu werden, sei ihr beschieden.

Dazu Glück auf!

Nachwort der Schriftleitung

Der vorstehende Aufsatz stand bereits längere Zeit der Schriftleitung zur Verfügung. Wir bringen ihn heute in einer Stunde, wo die Not des gesamten Zeitungsgewerbes auch die älteste deutsche Zeitschrift zwingt, neben der bisherigen Erscheinungsweise in der Form als Beilage einer Tageszeitung fortan weiter zu leben, bis sich vielleicht die Verhältnisse in Deutschland für die „Grenzboten“ wieder besser gestalten. Auch der starke Leserzuwachs der letzten Zeit vermag an der allgemeinen Lage nichts zu ändern.

Mensch und Welt

Don Rudolf Eucken

Gewisse Fragen lassen sich lange Zeit zurückschieben, sind sie aber einmal aus dem Schlummerstand gewedt, so können sie mit zwingender Gewalt hervortreten und die Führung des Lebens an sich reißen. Ein solches Problem ist die Stellung und die Aufgabe der Menschheit im All. Die Geschichte zeigt hier eine merkwürdige Bewegung, welche stärkste Wirkungen auf den Lebensstand ausgeübt hat und fortwährend ausübt. Wir durchlaufen rasch die Phasen dieser Bewegung.

In der älteren Zeit hing die Stellung und Aufgabe des Menschen gänzlich an der Religion. Als Ebenbild Gottes bedeutete er den Mittelpunkt der Wirklichkeit, um ihn bewegte sich das All, und sein Tun entschied über dessen Geschick. Hier war es die ethische Aufgabe, welche den Kern des Lebens bildete.

Nach und nach verschob sich der Schwerpunkt des Lebens von Gott zum Menschen, aber dieser blieb zunächst in einem festen Zusammenhange mit dem All, es war die Vernunft, das Denkvermögen, welches ihn mit jenem verband und ihm zugleich eine bedeutende Aufgabe stellte. Immer ausschließlicher aber hat sich im Verlauf der Zeit die Bewegung in den Menschen verlegt. Die Metaphysik wich der Psychologie, der Begriff der Vernunft verwandelte sich mehr und mehr aus dem Kosmischen in das Menschliche.

Eine besondere Lösung des Problems brachte die klassische Zeit der deutschen Literatur. Hier ward der Mensch durch Kunst und Philosophie in einen inneren Zusammenhang mit dem All gebracht. Nach der Überzeugung jener Zeit umfängt ein und dasselbe Leben den Menschen wie die Natur: Überall ein Walten innerer Kräfte, ein Werden und Wachsen, ein Bilden und Gestalten, ein Streben zum Ganzen. Was aber die Natur unbewußt und unter dem Zwange der Notwendigkeit leistet, das erhebt sich beim Menschen zur Klarheit, Bewußtheit und Freiheit. Wenn mit dieser Wendung das Weltleben seiner selbst inne wird und zugleich seine volle Höhe erklimmt, so wird der Mensch dem Ganzen innig verbunden, und doch über alle Umgebung weit hinausgehoben.

Aber so bedeutend und folgenreich diese Behandlung des Problems war, sie hat der folgenden Zeit nicht gefallen. Der Positivismus lockerte immer mehr alle Verbindung des Menschen mit dem All und beschränkte ihn ausschließlich auf seine eigene Gedankenwelt und auf seine eigenen Ziele. Aber es hat sich dort mit der Ablösung vom Weltall ein gesteigertes Selbstvertrauen des Menschen verbunden, sein Bild wurde optimistisch verklärt und die großen Widerstände wurden möglichst gemildert. So kam man freilich zu einer zuversichtlichen Bejahung des Lebens, aber man konnte sie nicht rechtfertigen, ein innerer Widerspruch war unverkennbar.

In eine neue Phase trat das Problem, indem innerhalb der Menschheit große Aufgaben, Verwicklungen, Kämpfe erwacht wurden. Denkenden Seelen mußte bei solcher Wendung die ausschließliche Beschränkung des Menschen auf sein eigenes Befinden zu einem unerträglichen Noistand werden, viel zu eng und dürftig war das dabei gebotene Leben. Wir wissen, daß nicht nur der Krieg, sondern auch die wachsende Verschärfung der sozialen Gegensätze das Gesamtbild

der Menschheit sehr getrübt haben. Der alte Optimismus konnte einem vorbringenden Pessimismus nicht standhalten, immer dringender wurde die Frage, ob das menschliche Leben überhaupt einen Sinn und Wert besitzt, und ob es für die Weltordnung etwas bedeutet.

Je stärker aber diese Zweifel den Menschen erregten, desto entschiedener mußte man jener Einengung widerstehen. Die Religion gewann trotz aller Befreiung eine wachsende Macht über die Gemüter, die Philosophie suchte nach besten Kräften den Idealismus zu retten, über die einzelnen Lebensgebiete hinaus erhebt sich jetzt unverkennbar ein wachsendes Verlangen, sich der Enge und Kleinheit des bloßen Menschen zu entwinden und durch eine Verbindung mit dem All dem Leben mehr Wahrheit und Größe zu erringen.

Aber so begreiflich dieses Verlangen ist, seine Erfüllung bereitet ungeheure Verwicklungen. Der bloße Naturalismus mit seinem Materialismus ist uns unzulänglich geworden, aber wie wird es gelingen, wieder einen kräftigen Idealismus zu erzeugen und zugleich den Menschen dem Weltall näher zu führen, das sich den Zeitgenossen scheinbar vollständig verschlossen hat? Unmöglich läßt sich der ältere deutsche Idealismus einfach erneuern, es hat sich zuviel gegenüber jener Zeit umgewandelt. Aber die herrschende Stellung des Geisteslebens war damals wenig Sorge, jetzt dagegen hat der Zweifel auch die Grundbegriffe des Geistes ergriffen. Die Religion stößt auf einen harten Widerstand, auch auf ihrem eigenen Gebiet hat die Lage sich sowohl durch die historische Kritik als durch die psychologische Analyse wesentlich verschoben. Besonders aber hat sich das gesellschaftliche Zusammenleben von Grund aus geändert. Die wirtschaftlichen Interessen beherrschen die Seelen, die Arbeit hat in der Wendung zum Fabrikwesen ihren Charakter völlig umgewandelt, zugleich erscheint ein leidenschaftliches Verlangen, die überkommenen Unterschiede der Klassen auszugleichen und damit eine neue Epoche des Zusammenlebens herbeizuführen. Bei so eingreifenden Erneuerungen können wir unmöglich die alte Art festhalten, wie sie uns früher genügte, wir müssen die Grundfrage, ob es der Menschheit überhaupt möglich ist, einen Zusammenhang mit der Welt zu erreichen, mit eigener Arbeit und mit neuen Mitteln angreifen. Wir werden dabei immer wieder vor die Frage gestellt, ob eine von der Natur beherrschte Ordnung den Menschen gänzlich einnimmt, oder ob bei ihm eine neue Stufe des Lebens durchbricht, welche ihn in ein anderes Verhältnis zum Weltall bringt und zugleich seinem Leben den sonst entbehrten Sinn verleiht. Diese Frage muß sich notwendig zu einem Entweder-Oder zuspitzen, die üblichen Vermittlungsversuche scheitern an der Härte des Gegensatzes. Ohne eine durchgreifende Umwälzung des jetzigen Lebensstandes ist die Lage hoffnungslos. So wird mehr und mehr jenes Problem zu einer zwingenden Macht auch für das Leben des Einzelnen, nicht minder wird kein echtes geistiges Schaffen möglich sein, das sich nicht mit dieser Grundfrage befaßt und sie irgendwie beantwortet. Demnach muß dieses Problem die Geister unerbittlich scheiden; wir können nur wünschen und hoffen, daß dem Scheiden auch ein Sammeln der Geister entspreche, und daß aus der furchtbaren Erschütterung eine neue Lebenswege aufsteige.

Illusionen über die Masse

Don Frhrn. von Freitag-Loringhoven, General der Infant. a. D.,
Dr. h. c.

Unter den zahlreichen Trugbildern, die bei uns durch die Revolution aufgenommen sind, ist die Vorstellung von der Reife der breiten Masse des Volkes mit das Schlimmste. Sie soll angeblich befähigt sein, ihr Schicksal in jeder Hinsicht selbst in die Hand zu nehmen. Nun ist kein Zweifel, daß auf Grund der verbreiterten allgemeinen Volksbildung sich die Zahl der urteilsfähigen Menschen in Deutschland in den letzten hundert Jahren stark vermehrt hat. Man konnte sich bei einer Jahrzehnte umfassenden Dienstzeit leicht davon überzeugen, wenn man die im Unterrichte der Mannschaften in unserem alten Heere erzielten Fortschritte ins Auge faßte. Spricht man jetzt mit Männern, die aus dem Volke hervorgegangen sind, wird man seine Freude haben, wie sicher sie oft urteilen. Wohl verstanden, es handelt sich hier nicht um gelehrtes Wissen, sondern um eine Bildung, die dem Verstande die erforderliche Entwicklung sichert. Derartige Leute sind zahlreich, aber sie bilden darum noch längst nicht die eigentliche Masse, kommen vielmehr gegen diese, soweit sie von gewissenlosen Aufwieglern irregeleitet wird, nicht auf.

In der Überschätzung der Urteilsfähigkeit und des Leistungsvermögens der Masse selbst zeigt sich die den radikalen Parteien völlig fehlende Beachtung aller geschichtlichen Tatsachen. In seiner „Geschichtsphilosophie“ hebt Theodor Lindner hervor, daß man sich leicht einen falschen Begriff davon mache, wie weit die Masse an großen Vorgängen mit tieferem Verständnis teilgenommen habe, und führt als Beispiele die deutsche Reformation und die französische Revolution an. Man könnte diese Beispiele beliebig vermehren. Auch die Erhebung Preußens vom Jahre 1813 ist im wesentlichen das Werk der gebildeten Stände, nicht der breiten Masse des Volkes. Die großartige nationale Einmütigkeit, die sich bei uns 1914 zeigte, griff weit hinunter in die Tiefen des Volkes, daß sie aber hier doch eigentlich nur in den erwähnten Elitenaturen fest wurzelte, sollte sich leider bei längerer Kriegsdauer immer mehr offenbaren. „Die Masse“, sagt Lindner, „kann bei der durchschnittlichen Unbildung nie Ideen in ihren feinen Einzelheiten fassen, sie vermag das nur in groben Umrissen. Wer 1870 im Felde gestanden hat, wird wissen, wie wenig die Begeisterung und der Kampfesmut der Truppen mit klaren Vorstellungen verbunden waren; selbst die Errichtung des Kaisertums machte dem gemeinen Manne keinen sonderlichen Eindruck.“ Weil wir im Weltkriege diesen psychischen Eigenschaften der Masse durch eine auf sie zugeschnittene Propaganda nicht Rechnung zu tragen wußten, blieben wir unseren Gegnern gegenüber stets im Nachteil, die solche Propaganda meisterhaft zu handhaben verstanden.

Einen Hauptgrund für diesen Mangel bei uns bildete der Umstand, daß wohl bei keinem anderen Volke die Klust, die den Gebildeten vom Ungebildeten trennt,

so groß ist. Hierzu hat die mit dem Humanismus und der Reformation aufgekommene, weit verbreitete und in mancher Hinsicht übertrieben bewertete gelehrte Bildung sehr viel beigetragen. Diese Kluft muß an mehr Stellen überbrückt werden, als es bisher geschah. In seinem Buche „In Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkrieg“ gedenkt Franz Schauweder des Gegensatzes zwischen Gebildeten und Ungebildeten an der Front und hebt das Mißtrauen hervor, mit dem ihm die Kameraden aus den werktätigen Ständen anfänglich begegnet seien, ein Mißtrauen, das dadurch nicht vermindert wurde, daß die Ahnung von der großen geistigen Überlegenheit des Gebildeten auch im Verstande des Bildungsverächters schlummerte. Bei diesem Mißtrauen setzt die Klassenverhetzung ein, es wird vom Demagogen ausgenutzt, den Treitschke (Politik II, Seite 20) „zu den scheußlichsten Gestalten der Geschichte“ rechnet, denn, „indem er dem Pöbel schmeichle und ihm einrede, in seinen schwieligen Häuten liege die eigentliche Intelligenz, lüge er mit Bewußtsein“. Gewiß wird man darin Theodor Lindner bestimmen müssen, daß in den oberen Ständen Menschen genug zu finden sind, die minderwertig erscheinen und, daß umgekehrt im sogenannten Volke zahlreiche Persönlichkeiten von ungewöhnlicher Begabung und Tatkraft angetroffen werden. Das aber sind Führernaturen, wie sie in allen Ständen zu finden sind. Waren doch unsere Gefreiten und sonstigen besten Soldaten nicht minder die Säulen in den Schlachten des Weltkrieges wie unsere Offiziere.

„Die Ausführung von Ideen“, sagt Theodor Lindner, „kann nie von der Masse ausgehen. Sie weiß in vielen Fällen wohl, was sie nicht will, was also beseitigt werden soll, aber über das einzuführende Neue sind die Gedanken durchaus unklar . . . Die bewegliche Masse kann nichts Tatsächliches schaffen, weil sie kein Organismus ist.“ Was ein trefflicher Psychologe, Dr. Ludwig Scholz, über das „Seelenleben des Soldaten an der Front“ schreibt, daß die Menge in intellektueller Beziehung unter den Durchschnitt sinke, weil der Ritt, der sie binde, das Mittelmäßige, als das allen Einleuchtende sei, gilt ganz allgemein. Das ist der Grund, warum sich bei uns die Mittelmäßigkeit so breit macht, sind wir doch bisher bei völlig mangelnder Staatsautorität aus den Zugeständnissen an die Menge nicht herausgekommen. Die Fronie des Schicksals hat das Schlagwort „Freie Bahn dem Tüchtigen“, wie so manches andere in sein Gegenteil verkehrt. Auch die Demokratie vermag wahrhaft führender Persönlichkeiten nicht zu entraten, will sie nicht dem Chaos verfallen. Volksherrschaft kann in einem geordneten Staatswesen immer nur mittelbar ausgeübt werden, niemals durch die Masse selbst. Es ist daher hohe Zeit, daß wir uns von den weit verbreiteten Illusionen über diese freimachen.

Brief aus Moskau

Von Fritz Schotthöfer*)

Es ist ein Irrtum, heute nach Rußland zu gehen, um dort bloß die Sowjetrepublik zu suchen. Eine Revolution stürzt nur Formen, sie ändert niemals mit einem Schlag das Wesen eines Volkstums. Im Gegenteil, die neuen Formen des staatlichen oder wirtschaftlichen Lebens werden naturgesetzlich vom Grundcharakter der historischen Wesensart bestimmt werden. Darum ist Sowjet-Rußland eine Autokratie geworden, wie es das zaristische Rußland gewesen war. An Stelle des Zaren regiert heute die kommunistische Partei, die mit ihren vierhunderttausend Mitglieder eine kaum nennenswerte Minderheit bildet gegenüber den beherrschten 130 Millionen. Sie regiert genau genommen mit den gleichen Mitteln, mit Polizei und Geer. Sie muß freilich da, wo der Zarismus auf traditionelle Untertänigkeit rechnen durfte, mit stärkerem Terror arbeiten. Man hat sich jedenfalls die Frage vorzulegen, ob das russische Volk die neue Despotie hinnehmen würde, wenn diese Form der Staatsgewalt, die sich erst aufzwingen muß, nicht noch einem weit verbreiteten Empfinden entspräche. Gewiß, die bolschewistische Herrschaft wird vom größten Teil der Bevölkerung, vom Bürgertum, von den Gebildeten nur ertragen, nicht einmal mit wirklicher endgültiger Resignation ertragen. Die Resignation, die da ist, entsprang nur den Fehlschlägen aller gegenrevolutionären Versuche. Darum hat man bei den „Burschi“ in Petersburg und Moskau auch harte Urteile über die ungenügende Organisation oder schlechte politische Taktik der Denikin, Judenitsch, Kolttschek, Wrangel, die mit ihren Mißfolgen die Stellung der Bolschewiken nur gestürzt haben. Wenn jetzt Europa die Sowjetvertretung in Genua empfängt, dann geschieht es doch nur, weil die Rote Armee stärker war als alle gegen sie geschickten weißen Armeen. Beständen noch Zweifel, dann würden auch noch Hoffnungen bestehen auf eine mögliche Restauration. Da die Welt nun das aus der Oktoberrevolution hervorgegangene Regime mindestens de facto anerkennt, bleibt den Russen in Rußland selbst nur übrig sich damit abzufinden. Das wird ihnen erleichtert, wenn es den Sowjetmännern tatsächlich gelingt, den wirtschaftlichen Wiederaufbau durchzuführen. Denn so wenig die gewaltigen rein politischen Probleme in Rußland sich ins Unendliche vertagen lassen, so sicher ist es auch, daß zunächst die Sorge um das zerrüttete Wirtschaftsleben alles beherrscht. Man will zuerst leben, und aus mehr als einem bürgerlichen Munde hörte ich in Rußland die Äußerung: „Die Sowjets sind die einzige starke Hand, sind sie imstande, den Wiederaufbau zu organisieren, dann sollen sie es tun.“

Damit wird die andere gefühlsmäßige Grundlage angedeutet, aus der die vorläufige Resignation der Nichtbolschewisten erwuchs: „Die Furcht vor der Anarchie, die das Verschwinden der kommunistischen Autokratie im Gefolge haben würde. An die Restauration des Zarismus denkt ernsthaft niemand. Der letzte Vertreter hat ihn mit seiner persönlichen Charakterschwäche zu sehr in Mißkredit gebracht. Der Zarismus hat auch das Land in den verlorenen Krieg gestürzt. Aber rein soll das demokratische Regime aussehen, das heute das Bürgertum und die rechtsstehenden Arbeitermassen heimlich wünschen? Ist Rußland dazu reif mit seiner dünnen großbürgerlichen Oberschicht und den breiten Massen der Bauern und Arbeiter, die keineswegs einen einheitlichen Willen haben? Würde es möglich sein, auf den zerklüfteten Parteienungen eine starke Regierung aufzubauen, die den ungeheuren Aufgaben von

*) Wegen Raummangels bisher zurückgestellt.

heute und morgen gewachsen wäre? Wer nicht hypothetische Geschichte schreiben will, muß sich mit solchen Fragen begnügen. Es ist Sache der Führer der russischen Demokratie diese Antwort zu geben, denn die Antwort kann allein durch die Tat gefunden werden. Zur Tat gehört aber auch Mut der Verantwortung, der nur aufgebracht werden kann, wenn er an seinen Erfolg glaubt. Als ausländischer Beobachter, der unbefangen urteilen will, kann man sich nur an die Erfahrungen des Jahres 1917 halten. Die Februarrevolution, die den Zaren entthronte, war das Werk einer demokratisch fundierten Koalition, in der sich Bürgertum und Arbeiter zusammenschanden. Diese Koalition war unfähig, die zwei großen Gebiete der Stunde zu erkennen und zu befolgen, den Friedensschluß und die Lösung der Landfrage. Sie verzehrte sich in Unschlüssigkeit. Die „Doppelregierung“ der Räte, die spontan aus dem Boden geschossen war, gewann doch nur Kraft in dem Maße, als die offizielle provisorische Regierung an ihrer inneren Schwächlichkeit versank. Die Bolschewiken hatten die gewaltige Bedeutung der beiden Hauptfragen richtig empfunden. Sie nutzten sie aus, sie eroberten damit die Rätemacht, und der Gewaltakt der Oktoberrevolution war sozusagen nur noch notwendig, um die Regierungsmaschine in die Hand zu nehmen. Man kann ruhig sagen, Rußland ist in die Autokratie zurückgefallen, weil es unfähig war, unreif, sich ein funktionsfertiges demokratisches Regime zu schaffen. Mit ihrem Austritt aus der provisorischen Regierung haben die Kadetten dieses Bekenntnis abgelegt. Ein Verzicht ist immer ein Eingeständnis der eigenen Schwäche. Auch die übergroße taktische kadettistische Klugheit, die Bolschewiken zur Regierung zuzulassen, um sie durch die Praxis ad absurdum zu führen, war in jener kritischen Zeit nur Verschleierung des Unvermögens, selbst die Führung zu übernehmen.

Das sieht aus, als wollte man dies Aufkommen der „Diktatur des Proletariats“ wie eine moralisch begründete Erscheinung rechtfertigen. Es kann sich aber nur darum handeln, die Entwicklung aus ihren Ursachenreihen zu erklären. Der geschichtliche Prozeß der russischen Revolution war im Sinne Hegels vernünftig. In der Dynamik jener Vorgänge lag etwas naturgesetzlich Notwendiges. Die Bolschewiken wurden davon emporgetragen. Ihre historische Verantwortlichkeit war mit der rein politischen Opposition gegen die provisorische Regierung, mit der sie begannen, bereits von ihnen übernommen. Aber sie wurde erst voll, als die ganze Staatsmacht in ihrem Besitze war.

Was haben die Bolschewiken mit ihrem Pfunde angefangen?

„Wir sind nie Utopisten gewesen und haben uns nie eingebildet, einmal die kommunistische Gesellschaft mit den blitzblanken Händchen blitzblanker Kommunisten aufzubauen, die in einer rein kommunistischen Gesellschaftsordnung geboren und erzogen sind. Das sind Kinderfabeln. Wir sind gezwungen, den Kommunismus auf dem Schutt und den Trümmern des Kapitalismus aufzubauen, und nur diejenige Klasse vermag dieses Werk zu vollbringen, deren Kräfte im Kampf mit dem Kapitalismus gestählt sind. Das Proletariat ist von den Schwächen nicht frei, die der kapitalistischen Gesellschaft anhaften. Es ringt um den Sozialismus und gegen seine eigenen Schwächen.“ So sprach Lenin im Frühjahr 1919 auf dem Parteitage der Kommunisten. Wir sind keine Utopisten! Der ganze theoretische Marxismus, den die Bolschewiken am reinsten zu verkörpern glauben, hat immer nur Hohn für die gutmütigen älteren Utopienschareiber gehabt. Die russischen Bolschewiken blickten im Vertrauen auf ihren Marxismus lächelnd herab auf die benachbarte Partei der Sozialrevolutionäre, die vom Attentat und vom Puttschismus das Heil erwarteten. Die Bolschewiken wußten, was Marx über die Unmöglichkeit einer plötzlichen Hervorzauberung des kommunistischen Gemeinwesens gesagt hatte. Aber hier setzt ihre moralische und geschichtliche Verantwortung in aller Schärfe ein. Hier beginnt das Unrecht, das ihnen der Reformismus der gesamten europäischen Arbeiterwelt zum Vorwurfe macht. Die Frage ist durch die berühmte Polemik Kautsky-Trotsky nicht eindeutig beantwortet worden: Haben die Bolschewiken die politische Macht zu früh ergriffen? Denn

Kautsky redete theoretisch und Trotzky verteidigte etwas, was noch nicht fertig war. Es ist kein Zweifel, daß die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung Rußlands nicht auf jenem Punkte angelangt war, in dem der Kapitalismus sich selbst aufhebt. Was die Bolschewiken dann mit den Gewaltmitteln der ergriffenen Staatsmacht taten, um die Entwicklung zu fördern, war aber eine Störung der natürlichen Entwicklung. Und alles, was sie in dieser Richtung taten, müssen sie heute wieder abbauen. Die Überschätzung der schöpferischen Kraft einer Revolution, darin lag ihre Utopie. Ihre Regierung war keine Verwaltung, die sich ausschließlich auf das Tatsächliche, auf alle vorhandenen Kräfte stützt, um das Beste zu schaffen, das der Augenblick der Not erfordert. Sie war der Versuch, die Marxsche Ideologie zu verwirklichen, trotz der Warnungen des Meisters vor Verkennung der ökonomischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen einer erfolgreichen Revolution.

Wenn man mit führenden Leuten in Sowjet-Rußland redet, hört man oft: „Die Zeit des „Kriegskommunismus“ ist vorüber, darum können und müssen wir jetzt eine andere Politik machen.“ Kriegskommunismus bedeutet in diesem Zusammenhang den ganzen Komplex von Verstaatlichungen, Nationalisierungen, Sozialisierungen Konfiskationen, Zwangsbewirtschaftung, die in den Jahren 1918 bis 1920 durchgeführt wurden. Das Wort Kriegskommunismus klingt dann wie eine Entschuldigung. Alle diese Maßnahmen wären nach dieser Auffassung unerläßliche Notwendigkeiten gewesen, die der Bürgerkrieg erforderte, die ohne diesen nicht ergangen wären. Das trifft in manchem zu. Wir wollen die Frage ausscheiden, wer die Schuld trug am Bürgerkrieg, die Revolution oder die Gegenrevolution. Der Erfolg hat für die Bolschewiken gesprochen, obgleich es offensichtlich ist, daß die Gegenrevolution nicht so leicht entstanden wäre, wenn die Bolschewiken in ihrer inneren Zwangswirtschaft sich auf die reinen „Kriegsnotwendigkeiten“ des Bürgerkrieges beschränkt hätten. Hier lag doch auch der elementare Impuls der Arbeiterbewegung zugrunde, die aus der anfänglichen Fabrikkontrolle zur Enteignung der Kapitalisten führte. Die Bolschewiken haben, um ihre Herrschaft zu stützen, auch die landlosen und mittleren Bauern in ihrer Ergreifung des Großbesitzes bestärkt. Die Marxsche Ideologie, die über jedem Regierungsakt schwebt, und der Wille, sich die politische Macht um jeden Preis zu erhalten, bilden noch heute stärkste Hemmungen für die Entfaltung einer resoluten, zweckmäßigen Verwaltungspolitik des herrschenden Regimes. Wenn im Sommer 1917 die provisorische Koalitionsregierung an ihrer Unklüßigkeit zugrunde ging, dann stehen die Bolschewiken heute vor einer ähnlichen Situation. Auch für sie gibt es ein Gebot der Stunde, dem sie nicht enttrinnen können. Das ist der wirtschaftliche Wiederaufbau. Werden sie sich jeden Restes ihrer Ideologie entschlagen und nur unmittelbar praktische Politik treiben oder lassen sie ihre Aktion noch ferner von den Blässen Marxischer Gedanken ankränkeln? Das ist die entscheidende Gewissenserforschung, die sie anzustellen haben.

Der Abbau des Kommunismus, der seit einem Jahre begonnen hat, war von den praktischen Notwendigkeiten ebenso erzwungen wie der „Kriegskommunismus“. Mangel an Rohstoffen fordert die Rationierung, Beseitigung des Mangels gibt Raum für Freiheit der Produktion. Das ist in zwei Worten der Sinn der offiziellen Rechtfertigungen für die „neue Wirtschaftspolitik“. In Wirklichkeit haben die Mängel der Organisation die Bande der Wirtschaft gelockert. Eine sorgfältige historische Untersuchung mag einmal die Scheidelinie ziehen zwischen dem, was die Bolschewiken ausschließlich aus Kriegsnotwendigkeit und was sie aus ihrem kommunistischen Staatsideal heraus getan haben und noch tun. Heute verschwimmt noch alles in der „Taktik“ der Sowjetregierung, die sich den Umständen anpaßt, nachdem die Hoffnung auf die Weltrevolution zu den Akten gelegt werden mußte. Das ferne Endziel wird nicht aufgegeben. In den Reden der Führer erscheint der „neue Kurs“ wie ein Umweg über kapitalistisches Gebiet, das nicht überflogen werden kann. Vieles darin mag rein parteitaktisch zu verstehen sein. Denn die Arbeitermassen mögen einsehen, wie unmöglich es ist, das Ideal sofort zu verwirklichen. Aber sie fürchten, daß auf

dem Umwege auch die positiven Errungenschaften der Diktatur des Proletariats in bezug auf Arbeiterschutz und Löhne wieder verloren gehen können, überhaupt die mächtige Position, die die Gewerkschaften im Wirtschaftsleben sich geschaffen haben. Diese Last liegt noch schwerer auf dem ganzen System der Freigabe von Fabrikbetrieben in Form von Pachten. Auch die großen Konzessionen an das fremde Kapital finden in den Forderungen der Arbeiter ernste Schwierigkeiten. Dieser Ballast des „neuen Kurzes“ wird nicht leicht abzuwerfen sein. Er kann seine niederziehende Schwere nur verlieren, wenn die Wiedereinführung kapitalistischer Methoden eine tatsächliche Verbesserung der gesamten Lebensbedingungen der Arbeiterklasse bringt. Im Zusammenhang steht das Problem der ungeheuerlichen Preissteigerungen, die sich aus der zerrütteten Währung, aus dem verfallenen Transportwesen, aus dem Mangel an Rohstoffen und vor allem aus der gesunkenen Produktivität der Arbeitsleistung ergibt. Und weiter wird zu überlegen sein, ob das System des staatlichen Außenhandelsmonopols sich aufrecht erhalten läßt. Hier sprechen freilich Überlegungen mit, die auch ein nichtbolshewistisches Regime sich zu eigen machen müßte. Denn Rußlands Volkswirtschaft kann nach den Erschütterungen des Krieges ebensowenig die absolute Freiheit des Außenhandels ertragen wie jene der westlichen Länder, die heute noch alle mit schärfsten Augen die Ein- und Ausfuhr überwachen müssen.

Die geistigen Führer des Sowjetstaates haben den Weg wohl erkannt, auf dem die Rettung liegt. Daran ist nicht zu zweifeln. Sie sind bereit, das Notwendige zu tun, das der Wiedereintritt Rußlands in die Weltwirtschaft und in die Völkerrechtsgemeinschaft fordert. Aus der Perspektive der Weltrevolution, die sie zuerst zur Spaltung des Weltproletariats verleitete, lenken sie ein in eine Ausöhnung mit den rechtsstehenden Arbeiterparteien — wenigstens international — um sich die moralische und politische Unterstützung des Weltproletariats zu sichern. Vielleicht wird auch dabei noch zuviel von „Taktik“ geredet, um restloses Vertrauen entstehen zu lassen. Die Sowjets lenken ein in die Verständigung mit den kapitalistischen Weststaaten, in denen sie bisher ihre stärksten Feinde erblickten. Und aus diesen Bedürfnissen heraus treiben sie auch eine Friedenspolitik, an deren Aufrichtigkeit nur zweifeln kann, wer nicht sieht, daß die Erhaltung des Friedens die Voraussetzung dafür ist, daß die Sowjetregierung in Rußland selbst ihre Stellung erhält und befestigt. Mit dem Wiederaufleben der russischen Wirtschaft wird aber auch das politische Leben selbst sich wieder regen. Die Gesellschaftsschichten, die heute am Boden liegen, werden wieder erstarken. Dann erst beginnt für die kommunistische Partei und ihre Diktatur der eigentliche Kampf um die Existenz. Er muß nicht mit Gewaltmitteln geführt werden, wenn die Sowjets die Zeichen der Zeit verstehen, wie sie sie auf dem wirtschaftlichen Gebiet verstanden haben. Dazu aber muß die Staatsdoktrin aus dem Materialismus des Marxismus hinübergeleitet werden ins Reich der sittlichen Werte, die sich heute im fernen Zukunftsideal des Kommunismus schwach erkennen lassen. Sowjetrußland muß den Anschluß finden an alles, was aus dem alten Rußland an lebendigen Kräften vorhanden ist.

Zwei bremische Biographien

Von Dietrich Schäfer

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß in der neueren deutschen Geschichtsschreibung die Biographie beträchtlich an Raum gewonnen hat. Sie schickt sich an, den Vorsprung der englischen einzuholen. Es ist aber erklärlich, daß sie dem Entwicklungsgang unserer Geschichte unterworfen bleibt. Der Engländer ist aufs Gesamtvoll eingestellt; in des Deutschen Brust wohnen zwei Seelen. Die eine strebt hinaus zum Volkstum, das sie als ihr innerstes Wesen fühlt; die andere klammert sich an das Landschäftliche, das ihr Lebensbedingung, ja Lebensziel ist. Unsere staatliche Einigung ist zu jung; sie hat die Grenzlinien noch nicht verwischen können.

Rasch nacheinander sind die Biographien von zwei Bremern erschienen, 1920 die *H. H. Meiers*, des „königlichen Kaufmanns“ des Begründers des Norddeutschen Lloyd, von Friedrich Hardegen und Käthi Smidt, der Tochter Meiers, die das begonnene Werk fortführte und abschloß, als Dr. Hardegen gefallen war, 1921 die des langjährigen, hochverdienten und gefeierten Bremer Bürgermeisters Johann Smidt von Wilhelm von Bippen, dem Syndikus und langjährigen Verwalter des bremischen Staatsarchivs (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter u. Co., Berlin und Leipzig. — Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin).

Beide Männer waren und sind der Stolz ihrer Mitbürger, und beide verdienen im ganzen deutschen Volke getannt und genannt zu werden. In ihren Lebensgängen zeigt sich aber ein beachtenswerter Unterschied. Johann Smidt (1773—1857) gehört der Zeit an, in der es noch keinen deutschen Staat gab; er schied aus dem Leben inmitten der Niedergeschlagenheit, die dem Scheitern der 48er Bestrebungen folgte. *H. H. Meier* (1809—1898) konnte an Begründung und Aufbau des neuen Reiches an seinem Teile mitwirken und wurde dadurch Verhältnissen dienstbar, die naturgemäß mehr über die unmittelbaren Anliegen des heimischen Gemeinwesens hinausgriffen.

Johann Smidt, der einer Familie entstammte, die der Stadt wiederholt Bürgermeister geschenkt hatte, ist es beschieden gewesen, sie durch die schwierigsten Lagen hindurch zu vertreten und zu leiten, die im Laufe einer tausendjährigen Geschichte über die führende städtische Siedlung am Wesertrrome verhängt worden sind. Die französische Revolution mit ihren Folgen stellte das verfallene Deutsche Reich vor ganz neue Aufgaben. Für die Verluste am linken Rheinufer, wie der Friede von Luneville sie festgelegt hatte, sollte geistlicher, Kleinstädtischer und reichsstädtischer Besitz entschädigen. Es galt, Bremen, dessen Reichsunmittelbarkeit erst 1741 voll anerkannt worden war, in seiner Selbständigkeit zu erhalten. Raum war das gelungen, so folgten der Einmarsch der Franzosen in Hannover, die französisch-preußischen Streitigkeiten und die Kontinentalperre. Bremen wurde 1810 mit Hamburg und Lübeck eine der *bonnes villes de l'Empire*. Als nach der Schlacht bei Leipzig die Befreiungstunde schlug, galt es, bei der Neuordnung der deutschen Verhältnisse wieder zum überlieferten Rechte zu kommen. Smidt hat die Ansprüche der Vaterstadt und neben ihnen die der beiden anderen Hansestädte im Hauptquartier der Verbündeten auf deutschem und französischem Boden während des Feldzuges 1813/14 mit einem Geschick und einer Ausdauer vertreten, die nicht übertroffen werden können und zu vollem Erfolge führten. An der Errichtung des Deutschen Bundes hat er Anteil genommen weit über die Bedeutung der von ihm vertretenen Stadt hinaus, und das hat fortgedauert in den Verhandlungen des Bundestages nicht nur bis 1848, sondern auch in den Umwälzungen dieses Jahres und bei der Wiederherstellung des Bundestages. Daneben haben die wichtigsten Veränderungen im inneren Leben der Vaterstadt, in den Verkehrs- und Gerichtsfragen sich ausnahmslos vollzogen auf Smidts Anregung oder unter seiner entscheidenden Mitwirkung.

Wenn man der Darstellung des Biographen folgt, so staunt man über die Vielseitigkeit und Tiefe der Bildung, über die der Gefeierte verfügte. Dem Beispiel des Vaters folgend, hatte er sich ursprünglich der Theologie gewidmet, hatte 1792—1795 in Jena in naher Fühlung mit Fichte ihrem Studium und dem der Philosophie obgelegen, dann in der Vaterstadt gepredigt und als Professor am Gymnasium illustre gelehrt, bis er 1800 in den Senat gewählt wurde. Es hat nicht geschehen können, ohne das Smidt Gelegenheit gefunden hatte, seine Befähigung auch für die Behandlung staatlicher und öffentlicher Angelegenheiten zu erweisen. Er hat sie später in glänzendster Weise und in den schwierigsten, verantwortungsvollsten Lagen bewährt.

Geradezu staunenswert ist seine Begabung, Menschen richtig zu beurteilen, im Verkehr mit ihnen seine Zwecke zu erreichen, dabei aber auch den Höchsten gegenüber sich nie etwas zu vergeben. Es möchte schwer sein, unter den deutschen Staatsmännern der Zeit jemanden nachzuweisen, der in gleicher Weise durch volle vierzig Jahre in den die Bundesangelegenheiten entscheidenden Kreise einen so weit reichenden Entschluß geübt hätte. Von den verschiedensten Seiten und in den mannigfaltigsten Fragen ist er als Berater und Helfer zugezogen worden, dabei niemals bloßer Förderer fremder Zwecke geworden. Unwillkürlich fragt man sich, was hätte ein solcher Mann leisten können, wenn seine Aufgabe gewesen wäre, Deutschland, nicht bloß Bremen und allenfalls die Rithansstädte, zu vertreten. Bremen hat dem Manne außerordentlich viel zu danken und hält sein Andenken mit Recht in hohen Ehren.

Mitten in diese Verkehrsangelegenheiten, deren richtige Ordnung den Lebensnerv der Stadt bilden und bilden, führt H. H. Meiers Biographie; sie schildert ein Leben, das von Anfang bis zu Ende diesen Bestrebungen gewidmet war. Nicht als ob H. H. Meier völlig in ihnen aufgegangen wäre. Er war ein Mann von einer ausgezeichneten allgemeinen Bildung, der als Mitglied des Norddeutschen Reichstags nicht ohne Grund als die „gentlemenlickeste Erscheinung des ganzen Hauses“ bezeichnet worden ist, und hat sich bis an sein Lebensende die vielseitigsten Interessen bewahrt. Die alte bremische Familie, der er entstammte, hat neben Kaufleuten auch Juristen und Senatsmitglieder in ihren Reihen gezählt. Aber sein Lebensinhalt liegt in seinen Verdiensten um Bremens und Deutschlands Verkehrsleben. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Lösung der Vereinigten Staaten vom Mutterlande deutsche überseeische Beziehungen mehr gefördert hat als die irgend eines anderen europäischen Landes. Mit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts beginnen sie eine Ausdehnung zu gewinnen, die nach und nach sich bis nahe zu Englands Höhe hinauf entwickelte. Insbesondere im Verkehr mit der Union selbst hat die Weser lange Zeit eine Rolle gespielt vor der Elbe und sich, trotz der Ungunst der Verhältnisse, dauernd neben ihr behauptet. Von Bremen aus konnte 1847 eine deutsch-amerikanische Gesellschaft die ersten regelmäßigen Dampferfahrten vom europäischen Festlande nach den Vereinigten Staaten beginnen. An sie schloß sich 1857 als Werk H. H. Meiers der Norddeutsche Lloyd an, der Deutschland auf dem Meere lange Jahre hauptsächlich durch die Tätigkeit seines Begründers, so ehrenvoll vertreten hat. Man kann die Gesellschaft als Kern der neueren bremischen Handelsstellung bezeichnen, durch den die Stadt auch eine weit über das frühere Maß hinausgehende Bedeutung für ganz Deutschland gewonnen hat.

Aus seiner Stellung nicht nur als Förderer, sondern geradezu als Bahnbrecher wichtigster Auslandsbeziehungen erwuchs H. H. Meier im werdenden und vollendeten deutschen Einheitsstaate eine umfassende Tätigkeit. Er hat seine Vaterstadt im Norddeutschen Reichstag und im Zollparlament, dann durch vier Legislaturperioden im Deutschen Reichstag vertreten. Das glänzende Gelingen der Internationalen Landwirtschaftlichen Ausstellung in Bremen im Jahre 1874 ist vor allem sein Verdienst. Zu den Regierenden im neuen deutschen Staatswesen konnte er in persönliche Beziehungen treten. In gewissen großen nationalen Fragen vertrat doch auch er den überlieferten bremischen Standpunkt. Beim Zollanschluß der Hansestädte, in der Kolonialpolitik, in der Reichsfürsorge für die Handelsmarine sind die Ereignisse über ihn hinweggegangen, beim Tabakmonopol zum Schaden Deutschlands nicht.

Niemand wird die beiden Lebensschilderungen aus der Hand legen ohne reiche Belehrung und ohne sich gefreut zu haben an der frischen, anregenden Darstellung, die sich von Anfang bis zu Ende auf der Höhe der Aufgabe hält. Die weiteste Verbreitung in allen deutschen Landen ist den beiden Büchern zu wünschen. Wer sie aufmerksam liest, wird auch unsere Gegenwart besser verstehen. Allerdings ist es keine erfreuliche Einsicht, die ihm geöffnet wird. Es drängt sich fast von Seite zu Seite die Erkenntnis auf, wie deutsches Können gehemmt worden ist durch die landschaftliche Einstellung des Blickes, die den Gesichtskreis so beflagenswert beengte. Was hätten Männer vom Schlage dieser beiden Söhne der alten See- und Hansestadt leisten können, wenn sie von vornherein angewiesen gewesen wären auf den Betätigungskreis eines deutschen Gesamtstaates! Wird es gelingen, diesen auf Schritt und Tritt fühlbaren Nachteil gegenüber den großen national organisierten Völkern noch auszugleichen? Davon hängt Deutschlands Zukunft ab.

Unser Theater: Ein Trauerspiel

Rückblick und Ausblick von Herbert Eulenberg

Lessing, der Dichter, hat sich schon ein paar Monate vor dem Zusammenbruch der unglücklichen Unternehmung, die er unter der Aufschrift: „Hamburgische Dramaturgie“, so lange die deutsche Bühnengeschichte währt, unsterblich gemacht hat, von jener Entreprise getrennt. Frei wie ein Vogel oder Poet, der keinen anderen Beruf hat als den, zu dichten, hatte er sich von der verkrachenden Gründung eines deutschen Nationaltheaters in Hamburg hoch in die Lüfte geschwungen, in denen die musischen Geister in Deutschland seit jeher einige Meilen über der Erdkruste dieses Landes zu schweben pflegen. Er beschäftigte sich, als jenes am Gelbschwund erkrankte Nationaltheater in den letzten Zudungen lag, bereits auf einem ganz anderen Gebiet, indem er Windelmann ins Handwerk greifend, seine kleine meisterliche Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet haben“, verfaßte, jenes Kartenspiel um das ewige Thema Tod, durch das noch der junge Schiller mächtig ergriffen wurde. Soeben hatte sich Lessing von seinem Bruder eine kleine medizinische Schrift: „Von dem Zupfen der Sterbenden“, schicken lassen, aus der er einiges für seine Arbeit zu entnehmen gedachte. Er trat, mit dem Büchlein in der Hand, aus der Tabagie am Gänsemarkt, dort, wo er heutigen Tages in Marmor prangt, und gedachte auf den Jungfernstieg zu gehen, um sich dort die Alsterluft um den Kopf fächeln zu lassen. Er hatte, ein leidenschaftlicher Kartenspieler wie er war, sich mehr als drei Stunden lang beim Tarock die Stirne heiß und die Börse leer gespielt. Da begegnete ihm an der Alsterede sein gelehrter und freidenkender Freund Heimarus, der zur Stadtbibliothek pilgerte. „Sie kommen doch heute abend zur Aufführung des „Mahomet's“ ins Theater, Lessing? Es heißt, es soll die letzte Vorstellung unseres Nationaltheaters werden.“

Der Dichter wies auf das schmale Büchlein in seiner Hand: „Ich gedachte mich auf andere Weise mit dem Zupfen der Sterbenden zu befassen, durch die Lektüre dieser kleinen Schrift.“

„Aber nicht doch, mein Freund! Sie müssen doch das theatrale Unternehmen sterben sehen, bei dessen Geburt Sie als Pate gestanden haben und dessen Auglein, als sie noch glänzten, so häufige Male von Ihnen gewaschen und gepuht worden sind!“

„Dum will ich es Herrn Voltaire überlassen, diese Augen zuzudrücken. Die Franzosen sind kaltherziger in diesem Punkt. Es wäre eine zu wehmütige Verrichtung für mich. Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater verschaffen zu wollen, da wir Deutsche noch keine Nation sind. Ich meine nicht im politischen Sinne. Es ist eine ganz falsche Annahme und eine herkömmliche Fabel, daß es dem Deutschen an vaterländischem Gefühl mangle. Wenige Völker der Erde haben derart für ihre Fürsten oder ihr Land geblutet und gehungert und gedarrt wie das deutsche. Was uns abgeht, ist das Fehlen an Gemeinsamkeitsempfinden, an jenem esprit de corps, dem Korpsgeist, in dem andere Nationen uns weit überlegen sind. Wir sind schon froh, wenn wir einen Innungs- oder Gewerkschaftsgeist und bestenfalls einen Heimatstolz und vaterstädtischen Sinn entfalten können. Aber darüber hinaus mögen nur wenige reichen. Infolgedessen sieht unser Deutschland auch geistig gewürfelt wie ein Schachbrett aus. Die Unterschiede in den Glaubensbekenntnissen, in den politischen Überzeugungen und ästhetischen Ansichten trennen bei uns die Leute noch wie Erzfeinde von einander. Sie sehen es in den Gesellschaftskreisen einer jeden Stadt bei uns, in Hamburg ebenso wie in Berlin und Wien. Man schließt sich in bestimmten Kasten oder Schichten ab. Es strömt nicht in einander über, woraus denn allein ein geistiges Zusammenleben entstehen könnte. Der unter einander habenden Gelehrten- und Künstlerrepublik, zu der wir beide gehören, steht eine kaum veredelte rohe Menge gegenüber, die nicht

einmal belehrt noch heraufgeführt sein will. Und vor allem, es fehlt eines, nämlich dies, daß wir uns alle zur Erleichterung unseres Daseins gegenseitig helfen und diese „kurze Spanne Zeit“, wie die Grasmücke Hölth singt, einander zu verschönern suchen. Ach! Nicht einmal zur chinesischen Höflichkeit haben wir es bei uns in Deutschland gebracht. Das Leben eines Wissenschaftlers oder Künstlers zerreibt sich hierzulande in Querelen, in Mörgeleien und Stänkereien mit seinen Berufsbrüdern oder mit der zunftmäßigen Kritik, die ihm, wo sie kann, eins am Zeuge slikt.“

„Ich treffe Sie ja da in einer höchst sentimentalischen Stimmung, lieber Freund!“ unterbrach der geruhame Stubengelehrte den Dichter: „Ein Buch über den Tod im Arm und ein anderes im Kopf pendeln Sie mir hier wie ein Leichenbitter an der Alster entlang! Dieses Gewässer hat schon manch einen an sich gezogen, der Unglück im Commerz oder in den Amouren erlitten hatte. Sollte Ihre mißglückte Liaison mit den Desmoiselles Thalia und Melpomene Sie etwa gar auch lebensmüde gemacht haben? Kommen Sie! Ich lasse Sie nicht mit sich allein. Diese Gesellschaft ist heute für Sie zu misanthropisch. Wir machen den kurzen Umweg über die Bücherei zum Theater zusammen. Sie können dort ein Stündchen Seneka lesen. Diese Mediziner wird Ihnen gut tun.“ Der lebenswürdige Schulmeister hatte sich dabei in Lessings Arm ein und wollte ihn sanft, aber entschieden wie ein Knabenführer mit sich ziehen. Aber der Dichter folgte nur aus Anstand ihm noch ein paar Schritte:

„Sie bemerken selbst, lieber Reimarus, daß ich heute ein schlechter Gesellschaftler bin. Einzig ich selber kann es mit Mühe mit mir aushalten. Es grab' herauszusagen, mich greift der Zusammenbruch des hiesigen Theaterunternehmens heftiger an als ich es zeigen mag. Gewahren Sie jene Segelschaluppe, die mit vollen Segeln dort auf der Alster auf uns zutreibt! Also, gebläht von Hoffnungen, kam ich im Frühling des vergangenen Jahres hier angereist. „Das deutsche Nationaltheater!“ So hieß das stolze große Wort, mit dem man mich herangefördert hatte. Aber gleich beim Landen erging es mir wie weiland Wilhelm dem Eroberer, der stolperte, als er zum erstenmal sein neues Königreich betrat. Mein Stein des Anstoßes waren die Schauspieler, die sich zum Teil sogleich jede Besprechung ihrer Leistungen in meinen dramaturgischen Blättern verbaten. Mademoiselle Meour ging sogar so weit, sich auszubedingen, daß ich selbst ihren Namen nicht anführen dürfe. Nur der große Ethos erklärte es von vornherein für seine höchste Ehre, wenn ein Mann wie ich sich mit seinen Darbietungen beschäftigen würde.“

Aber Sie mögen sich imaginieren, wie mir dadurch meine Mission von Anfang an verleidet wurde. Ich war hierher gekommen, um einer deutschen Schauspielkunst, die bekanntlich noch nicht vorhanden ist, zur Geburt mitzuberhelfen. Aber die meisten Herren und Frauenzimmer verwahrten sich von vornherein dagegen mit der vorgesezten Meinung: „Was versteht denn ein dramatischer Dichter von der Schauspielerei? Nichts!“ Infolgedessen war ich von Anfang an gendtigt, mich aufs Theoretisieren zu verlegen, statt praktisch mitwirken zu können, wie ich es mir erträumt hatte. Ich mußte über die Chironomie die Lehre von den kunstmäßigen Handbewegungen der Alten schreiben und durfte auseinandersetzen, was Aristoteles unter „Schrecken“ und „Mitleid“ verstanden habe und inwiefern die Franzosen ihn falsch ausgelegt hätten. Kurzum, ich mußte kritisieren, wo ich geglaubt hatte, mitregieren zu dürfen. „Deutsches Nationaltheater!“ Sie werden selbst zugeben müssen, lieber Reimarus, daß eine Schaubühne, die unter den fünfundsiebzig Dramen, über die ich zu berichten hatte, zweiundsüßzig französische Stücke ausgewählt hat, noch nicht das Recht hat, sich jenen Ehrentitel anzumachen. Mich hat man mit dieser Vorliebe für das Französische, dessen Superiorität der untertänige Deutsche nun einmal nicht müde wird, zu bewundern, aus dem „Deutschen Nationaltheater“ hinausgeschaucht. Und ich sollte mir anhören, wie Herr Voltaire diesem schönsten Traum von mir heute abend den Gnadenstoß erteilt? Nein! Nie und nimmer!“

Lessing hatte sich freundlich still aus dem Arm des Gelehrten gelöst und verabschiedete sich jetzt schnell: „Leben Sie wohl, mein Bester! Überlassen Sie mich eine Weile den Winden wie „König Lear!“ Sie werden mich schon wieder zurecht heulen. Sie brausen aus den nördlichen Gegenden und nicht aus dem weichen Westen, wo „die verruchte Brut der eitlen Franken“ sich wunders wie überlegen über uns spreizt! Ich spreche noch bei Ihnen vor, eh' ich nach Rom reife.“

Mit dieser Überraschung verließ der Dichter spornstreichs den verduhten Büchermann, der ihm kopfschüttelnd nachschaute, um sich an seine Beschäftigung, die Neuausgabe des Dio Cassius, zu machen. Lessing stapfte am Rand des Ästerbeckens der Mühlenhorster Gegend zu, die damals noch fast un bebaut, als ein Gemisch von Wiesen, Hainen und Gebüsch, wie ein englischer Park anmutete. Freilich hatte der Dichter nicht vermutet, daß der Bornas, der ihm entgegenblies, mit einer derartigen Wucht aus dem Schlauch des Windgottes Aeolus losfuhr. Sonst hätte er sich doch wohl eher unter die Lauben des Rathhauses gesüchtet. Aber in einem gewissen Trost, der ihm eigen war, mochte er nun nicht mehr von der eingeschlagenen Richtung lassen. Es schien ihm, wie er so gegen den Wind schritt, als ob er ebenso gegen seine Zeit und seine Zeitgenossen lösting. Ab und zu machte ihn die aura popularis der Hauch der Volksgunst, hold umschmeicheln wie nach jenem Bühnenerfolg, den sein Soldatenstück „Minna von Barnhelm“ erkämpft hatte. Aber meistens und gewöhnlich piff es doch wie jetzt aus Nord hart und ablehnend wider ihn. Er entsann sich noch gut, wie die Neuberin, Deutschlands erste Tragödie, ihn nach der Uraufführung seines „jungen Gelehrten“ umarmt hatte mit den gerührten Worten: „Armes Menschenwesen, gleich mir dem Theaterteufel verschrieben! Von allen Beschäftigungen hierzulande ist die mit unserer Schaubühne die allerunbankbarste.“ Und dann sah er in dem Winternebelgrau, das sich jetzt gegen Abend um die Äster baute, unsere ganze deutsche Theatergeschichte wie ein Trauerspiel vor sich. Von Magister Velthen angefangen, der hier in dieser Stadt an Hunger und Erschöpfung eingegangen war, über die Neuberin, deren Armenfarg man in Leuben bei Dresden über die Kirchhofsmauer geworfen hatte, weil der Pfarrer die Leiche dieser makellosen Sünderin nicht ordnungsmäßig auf dem üblichen Wege bestattet wissen wollte. Bis heute zu diesem wehmütvollen Begräbnis einer Gründung, an deren Spitze die ersten Darsteller und besten Fachleute der Gegenwart standen hatten. Ach! Das Deutsche Nationaltheater glich in seiner Entwicklung nur zu sehr der traurigen Geschichte unseres Vaterlandes, deren Spiegel und abgekürzte Chronik es sein sollte. Und die Bühne eines Volkes, das durch seine Lage im Herzen Europas zum Vermitteln zwischen West und Ost und Nord und Süd geschaffen war und sich hergeben mußte, wirkte fast so zersplittert und unausgeglichen wie das politische Leben dieser in Staaten, in Parteien und Bekenntnissen gespaltenen Menschenansammlung. Ein einheitlicher Darstellungsstil, wie ihn Frankreich im Schauspiel und Italien in der Stegreifkomödie und in der Oper ausgebildet hatte, war hier nicht vorhanden. Überall wurde naturalistisch und hochpathetisch durcheinander gespielt. Und die paar schöpferischen Geister, die aus der Mimenmenge hervorragten, wirkten sich in glänzender Einsamkeit aus.

Und dennoch ergriff den Dichter, der in seine griesgrämische Bühnenbetrachtung wie ein nasser Nebel weiterrappte, plötzlich eine gewisse Lustigkeit, eine Art Galgenlaune, wie sie einem mitten im schlechten Wetter des Nordens manchmal überkommen kann. Ob's der frische Wind von der See allein tat oder ob auch die Prije Schnupftabak, die er sich in die Nase geschoben hatte, das ihrige dazu beitrug, jedenfalls fühlte er sich mit einem Male über dieses ganze menschliche Hundeleben hoch erhoben. Mochte man ihn ruhig noch mehr sekkieren, was lag ihm daran? Es schien ihm jetzt wie eine Feigheit zu sein, sich wie Windelmann aus diesem graulichen Lande zu flüchten und in Rom als Schönggeist und Griechling zu leben. Und er beschloß die italienische Reise, für die er schon Pläne gemacht hatte, vorläufig, wenn nicht gar für immer zu verschieben. Mitgeboren, mitverloren! hieß es hier und heute. Warum sich eine vorbildliche, mustergültige Zeit herniederträumen, wie es für die Klassik und für ein Hellenentum, das nie derart rein geblüht hat, schwärmende Geister taten? Das Urtaiden, das nicht mit Staub vermengt war, hat ja nur in den Köpfen von Dichtern geschimmert. Nein! Es galt sich hineinzustellen in diese Welt voll Pfarrern, Kommerzienräten, Fähnrichen, Sekretärs und Husarenmajors und mit ihr fertig zu werden. Und das Deutsche Theater, dies Schmerzenskind unserer Nation, das ständig zwischen Hungern und Betteln müssen sich durchfristete, war vielleicht auch nicht erbarmenswerter und nichtswürdiger als die Schaubühnen bei den anderen Völkern. Im Lande Shakespeares, des größten Dramatikers, der wie ein fast verloren gegangener Stern von Lessing wieder mit gesichtet und gerühmt worden war, lag das Puritanertum wie Nektar weit lähmender als das Pfaffenwesen bei uns auf dem Theater. Die französische Bühne erstarrte in ihrer Einseitlichkeit zur Regelbetri und zu hohlem Prunkgerede. Und Italien nahm sein Theater mehr und mehr lediglich als Belustigung und bunten Zeitvertreib. Schließlich war es im

germanischen Barbaren nicht unerträglich als anderswo. Ein Messias pflegt es überall nicht gut zu haben. Und den Deutschen ergeht es auf den meisten Gebieten nicht anders als den Juden: Sie warten noch immer auf einen solchen Messias, wenn er längst schon wie ein Komet und Weltenneuerer vorübergezogen ist. „Also hiergeblieben!“ resignierte Lessing und knöpfte seinen grauen Tuchmantel fest, den er sich von den Talern zugelegt hatte, die ihm für seine Rechtskonsulententätigkeit ausbezahlt waren, die er recht und schlecht neben seiner optime gelieferten dramaturgischen Leistungen ausgeführt hatte.

Da setzte ihm eine Bö, die tückisch wie der Angriff eines Klop oder eines andern seiner beständig nörgelnden Kritikafter von der Seite kam, seinen flachen Hut vom Schädel. Und zwar gleich so heftig, daß der Chapeau mitten ins Alsterbecken geriet, zum Erschrecken eines einsamen Schwanes, der sich verspätet hatte und nun dem jenseitigen Ufer zuruderte. An ein Retten der Kopfbedeckung war bei der herabsinkenden Dunkelheit nicht mehr zu denken. So tröstete sich denn Lessing auch über diesen Verlust mit dem Gedanken: „Besser den Hut einbüßen als seine ganze Hoffnung!“ Und dann rief der Fabeldichter, der nach dieser Hamburger Zeit der deutschen Bühne noch zwei gewichtige Stücke „Emilia Galotti“ und „Nathan den Weisen“ schenken sollte, dem kreisenden Schwan, in dem er die Bühnenkunst verkörpert sah, durch den Abend zu: „Vogel Apollon! Nimm jenen bürgerlichen Hut, mit dem ich mich hier im Norden an Stelle des Lorbeers schmücken muß, den die Dichter des Südens als Kranz um ihre Schläfen tragen, nimm ihn als Zeichen meiner Huldigung an! Du hast mir mein langes, hartes Leben vergüllet. Die Kreise, die du in die graue Flut meines Daseins zogst, haben mich beseligt und mich über mich und meine leider nur dürftige Begabung hinausgetragen. Und wenn es zuweilen auch aus mir kastalisch geklungen hat, so danke ich es der Berührung mit der Bühne und ihrer Kunst. Und ich lege meine Diamanten, die sie geschliffen hat, ihr, der Bühne, voll Ehrerbietung zu Füßen, wie ich die Krone meines Kopfes dir zuweihen ließ!“

Ein Lutherwort

Kein Leiden oder Gebränge und Tod kann überwunden werden mit Ungeduld, Flucht und Trost suchen, sondern allein damit, daß man fest stillsteht und ausharrt, ja dem Unglück und Tod kühn entgegengeht. Denn wahr ist das Sprichwort: „Wer sich vor der Hölle fürchtet, der fährt hinein.“ Ebenso, wer sich vor Leiden fürchtet, der wird überwunden. Furcht tut nichts Gutes. Darum muß man frei und mutig in allen Dingen sein und feststehen!

Niemand lasse den Glauben daran fahren, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will. Dieser Glaube vermag alles und besteht allein.

Wenn ein Land oder gewaltige Stadt nur einen trefflichen, wunder und geschickten Mann hätte, so gingen alle Ratsschlüsse und Decreta besser fort; wo aber keiner nicht ist, da gehet's alles hinter sich, wie der Krebs krecht, ob ihrer wohl viel sind, die da regieren und raten.

Weltspiegel

Reparationswahnsinn. Auf der abschüssigen Bahn, auf die sich Deutschland seit dem Waffenstillstande von 1918 begeben hat, gibt es scheinbar kein Halten. Vom ersten Augenblick an hat sich das deutsche Volk gefährlichen Illusionen hingegeben und ist durch die nur allzu raue Wirklichkeit jedesmal jäh aus seinen Träumen gerissen worden. Mit eiserner Folgerichtigkeit hat die Gegenseite, unbekümmert um papierene Proteste, ihre Absichten verwirklicht, Deutschland politisch wie wirtschaftlich ohnmächtig zu machen. Der Spruch der Pariser Reparationskommission bildet so nur das letzte Glied einer Reihe von Maßnahmen, die dazu bestimmt sind, unter dem Vorwande einer Entschädigung an die Sieger Deutschland zu knebeln. Dieses trägt freilich selber die Verantwortung für die heutige Lage. Immer haben sich Männer gefunden, die in unbelehrbarem Optimismus meinten, die Forderungen der Entente könnten ruhig unterschrieben werden, um den guten Willen Deutschlands kundzugeben. Es werde später in der Praxis alles sich weniger schlimm gestalten, als man im Augenblick annehme. Zum mindesten sei Zeit gewonnen. Bei einer veränderten politischen Konstellation würden die Härten der gegnerischen Diktate schon ausgeglichen und gemildert werden. So war es beim Waffenstillstandsvertrage, beim Versailler Frieden, bei Spa, beim Londoner Reparationsdiktat, bei Oberschlesien und bei Cannes. Die bitteren Enttäuschungen dieser mühebeladenen Friedensjahre haben dem deutschen Volke noch nicht die Erkenntnis gebracht, daß es auf Hilfe von außen nicht rechnen kann, daß weder Amerika noch England oder Rußland ihm beispringen werden, solange es sich nicht selber aufrafft. Was die Reparationskommission dem Deutschen Reich zumuten will, klingt wie ein traffer Pohn für alle diejenigen, die daran geglaubt haben, an die Stelle der kriegerischen Einstellung werde endlich in allerletzter Stunde der Geist des wirtschaftlichen Verständnisses treten. Die Gesamthöhe der Leistungen für 1922 bleibt auf 2175 Goldmillionen in bar und Sachlieferungen festgelegt, wobei für nicht ausgeführte Naturalleistungen auf Grund des Bemelmans-Abkommens über die Ausdehnung der Wiesbadener Vereinbarungen auf die übrigen Verbündeten noch entsprechende Barzahlungen treten sollen. Der Zahlungswahnsinn, der sogar so weit geht, daß für die Monate vom 15. April ab von vornherein bestimmte Ziffern für die deutschen Fälligkeiten angegeben werden, macht an sich schon eine ernsthaftere Erörterung der Entschließung überflüssig. Das Unerhörte bei dem Vorschlage ist aber, daß er wieder in der Form eines Ultimatums gehalten ist, denn die vorläufige, streng auf 1922 beschränkte Abänderung des Londoner Diktates vom vergangenen Jahre ist von einer Prüfung durch die Reparationskommission am kommenden 31. Mai abhängig, ob Deutschland die von diesem Ausschusse gestellten Bedingungen erfüllt hat. Diese sehen außer einem Eingriff in die Finanzhoheit des Deutschen Reiches und einer Kontrolle seiner gesamten Staatsgebarung die Schaffung neuer Steuern für 1922/23 im Betrage von 60 Papiermilliarden vor, von denen 40 Milliarden noch bis Ende des Jahres eingetrieben werden sollen. Die Durchführung des Verlangens der Reparationskommission würde der Preisgabe der deutschen Selbständigkeit gleichkommen. Unbeschadet der verhängnisvollen Folgen, die eine Zurückweisung des gegnerischen Verlangens nach sich ziehen kann, gibt es dafür nur eine Antwort, die glatte Ablehnung. Einmal muß die Periode der Nachgiebigkeit ein Ende finden. Mit dem Versuch der Erfüllung ist Deutschland nur weiter ins Elend geraten. Viel schlimmer kann es nicht mehr werden.

Für Genua ist die über Deutschland sich zusammenziehende Krise die übelste Vorbereitung. Poincaré hat endgültig erklärt, er werde nicht nach Genua kommen, und Viviani hat die Leitung der französischen Abordnung nicht übernommen. Als Grund für sein Fernbleiben schiebt Poincaré die Reise des Präsidenten Millerand nach Nordafrika vor. Dort herrscht ziemliche Unzufriedenheit. Nach der Unabhängigkeitserklärung Ägyptens muß auch in Tunisien etwas geschehen. Die halben Maßregeln, die den Arabern in Algerien einzelne Freiheiten einräumen, sind ebenfalls nichts Durchgreifendes. In Marokko ist Lyautey wieder in blutige Kämpfe verwickelt. Aber Nordafrika soll neben dem Sudan Frankreich Soldaten liefern, daher die Ehrung durch die Präsidentenreise, während gleichzeitig die Skandale in Logo bei den Negern Afrikas wie bei den wenigen schwarzen Mitgliedern der Pariser Kammer Bestürzung hervorgerufen haben. Aber Poincaré fühlt sich, so peinlich Zwischenfälle, wie die Maßregelung Vertdelots auch sein mögen, durchaus als Herr der Lage. Nicht ohne Schadenfreude verzeichnet er die Anstrengungen Lord Curzons, aus der Pariser Orientkonferenz mit möglichst wenig Verlust an Ansehen herauszukommen. Das Kabinett

Facta hat auch diese Gelegenheit ergriffen, um politische Vorteile für sich herauszuschlagen. Italien soll bei der Tagung eine Rolle spielen und so seine Zurücksetzung in der ehemaligen Donaumonarchie und auf dem Balkan vergessen machen. Aber die Pariser Zusammenkunft ist von vornherein zur Ergebnislosigkeit verurteilt. Die beiden Vertreter der Türkei, Ruffus Kemal und Marschall Fzzet, hören sich zwar die Anregungen der fremden Regierungsvertreter an, die Curzon zur Wahrung des letzten Restes der englischen Würde als Diktat behandelt sehen möchte. Die Männer von Angora — Istanbul gibt nur den begleitenden Chor ab — sind aber nur gewillt, den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Mit Einschüchterungsversuchen ist bei ihnen nichts zu erreichen, denn sie kennen genau die Grenzen des Einflusses der Entente. England ist dabei wegen der Erregung der indischen Mohammedaner, wegen Ägyptens und der arabischen Welt in einer besonders peinlichen Lage. Auch Griechenland, das es in den aussichtslosen Kampf geheiht hat, will es nicht fallen lassen, und so entstand der rettende Plan eines Waffenstillstandes, der auf drei Monate bemessen wird und den Griechen Zeit geben soll, Kleinasien zu räumen. Damit wäre Athen gedient. Dort hat Sunaris nach einem vergeblichen Versuche Stratos, ein Ministerium zustande zu bringen, wieder die Regierung übernommen. Er kann sich für das Zurückweichen aus Anatolien auf den Druck der Mächte berufen, die ihm für ein Nachgeben die sehnüchtlig erwünschte Anleihe in Aussicht gestellt haben. Aber für die Türkei bleiben daneben die Probleme Thraziens der Meerengen und der Hauptstadt Konstantinopel offen. Die Griechen haben es verläumt, sich rechtzeitig unmittelbar mit den Osmanen zu verständigen und ihr Schicksal in die Hände der Westmächte gelegt. Sie müssen nun die Folgen tragen.

Die Art, wie sich London in seiner östlichen Politik festgefahren hat, ergibt teilweise den Schlüssel für seine Nachgiebigkeit gegenüber Frankreich, das durch den Vertrag von Angora sich eine wirkliche Waffe verschafft hat. In Ericcieth, im Fürstentum Wales, sucht Lloyd George jetzt Erholung. Noch hofft er auf Genua. Dort wird sicherlich nicht die militärische Beruhigung Europas erreicht werden, denn in Boulogne hat Poincaré dieses Gebiet ausdrücklich dem Völkerbunde vorbehalten. Aber der Improvisator Lloyd George erwartet, durch seinen persönlichen Einfluß in Genua vielleicht doch etwas Überraschendes zustande zu bringen. Jedenfalls will er vom Parlament sich ein Mandat für Genua erteilen lassen. Der englische Premier, der sich auf dem Gipfel des Ruhmes so einsam fühlt, verkennt aber die Logik der Tatsachen. Die Entwicklung ist zu weit fortgeschritten. Er selbst hat Frankreichs Ehrgeiz übermäßig anwachsen lassen. Nun kann auch Lloyd George nicht mehr ein Wunder herbeiführen, und das in Cannes hoffnungsfreudig begrüßte Genua bleibt nach der Ausschaltung Deutschlands, das ebensowenig wie Rußland zu den Londoner Vorbesprechungen herangezogen wurde, eine platonische Zusammenkunft zahlreicher Staatsmänner an einem schönen Plage, die vielleicht viel reden, aber nichts durchsetzen können.

Mit einem gewissen Eigensinn hat sich Lloyd George an Genua geklammert, das das vorläufige Ende seiner politischen Laufbahn bedeuten kann. Schon erwähnen ihm befreundete Kabinettsmitglieder seine erschütterte Gesundheit, und Feldmarschall Sir Henry Wilson hat eine vernichtende Kritik an der irischen Regelung geübt, denn die inneren Zwistigkeiten zwischen Ulster und dem Süden finden kein Ende. Wilson glaubt, nur die teilweise zurückgezogene britische Armee könne Ordnung und Ruhe, die Lloyd George leichtfertig preisgegeben hat, auf der Grünen Insel wieder herstellen. Gandhi ist festgenommen und zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden. Dadurch ist nur ein neuer Märtyrer in Indien geschaffen, nicht aber der Grund der Unzufriedenheit beseitigt worden. Nur der Südafrikaner Smuts hat mit eiserner Faust auf dem Rand den bolschewistischen Arbeiteraufstand unterdrückt.

Auch Lenin ist von einer Krankheit ergriffen, über die von den Sowjets geheimnisvolles Dunkel verbreitet wird. Das seit einiger Zeit bemerkbare Schwanken in der bolschewistischen Politik deutet jedoch darauf hin, daß der Einfluß Lenins fehlt. Die mit ihm nicht übereinstimmenden Strömungen machen sich geltend. Immerhin hat Rußland die französisch-polnischen Versuche der Schaffung einer baltischen Vereinigung durch die Berufung einer neuen baltischen Tagung nach Riga zu begegnen getrachtet. Die Sowjets setzen mit ihren Bemühungen bei den Litauern ein, die durch den Raub des Wilnaer Gebietes in schroffen Gegensatz zu Polen geraten sind. Warschau hat Mittel-Litauen in der von Bonifowski gewünschten Form der Autonomie annektiert. Die inneren Verhältnisse und die finanzielle Lage Polens bleiben beängstigend und das Meer wird nur durch französische Zuschüsse aufrecht erhalten.

D. G. von Wesendonk

Wirtschaftliche Umschau

Von Chr. Stöhr, Berlin

Der deutsche Finanzminister hat in seiner Reichstagsrede vom 16. März noch einmal mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen läßt, aller Welt vor Augen geführt, daß die großen Anstrengungen, welche das deutsche Volk gemacht hat und zu machen im Begriffe ist, um sich von seinen Bedrückern loszukaufen, ohne Erfolg bleiben müssen, wenn nicht die Forderungen aus dem Friedensvertrag auf ein für Deutschland tragbares und den tatsächlichen Erfordernissen zum Wiederaufbau der geschädigten Feindesländer entsprechendes Maß zurückgeführt werden.

Die jüngste Note der Reparationskommission aber setzt allem, was die Entente jemals gegen Deutschland übernommen hat, die Krone auf. Die für das Jahr 1922 zu leistenden Barzahlungen sind auf 720 Millionen Goldmark festgesetzt, von denen 281,949 Millionen Goldmark als bereits abgedeckt gelten, sodaß die Summe von 438,051 Millionen Goldmark noch in bar abzuführen sind, und zwar 18,061 Millionen am 15. April, je 60 Millionen am 15. der Monate Mai bis Oktober und je 60 Millionen an demselben Tage der beiden letzten Monate des Jahres. Die Sachleistungen sollen den Gegenwert von 1450 Millionen Goldmark betragen. Um alle diese Zahlungen sicherzustellen, werden der deutschen Regierung eine große Reihe „Sanierungsmaßnahmen“ aufgezungen und eine peinliche Kontrolle in Aussicht gestellt, welche den deutschen Staat in die Stellung, die vor dem Kriege China einnahm, herabdrücken würde. Die Entente fordert von Deutschland, die dem Reichstage vorliegenden neuen Steuern noch vor Ausgang April zu verabschieden. Darüber hinaus sollen bis zum 31. März 1922 Maßnahmen getroffen werden, welche eine nochmalige Erhöhung der öffentlichen Einnahmen um mindestens 60 Milliarden Mark für das Etatsjahr 1921/22, von denen bis Ende des Kalenderjahres wenigstens 40 Milliarden eingegangen sein müssen, zur Folge haben. Außerdem werden von der deutschen Regierung, deren Autorität die Entente seit Kriegsende systematisch untergraben hat, energisches Einschreiten gegen das flüchtige Kapital verlangt, ein Unternehmen, welches bekanntlich nicht einmal den „Siegern“ ganz geglückt ist. Diesen ganz und gar unsinnigen Forderungen, deren gewalttätige Durchdrückung für Deutschland namenloses Elend und ein völliges Verschwinden des

Erfüllungswillens im Gefolge hätte, stehen folgende realen Tatsachen gegenüber: Wie in letzter Zeit wiederholt einmündig nachgewiesen wurde, erreicht die Belastung durch Steuern und Abgaben in keinem Lande den Stand, den sie nach Verabschiedung der neuen Steuergesetze durch den Reichstag in Deutschland einnehmen wird. Es ist bekannt, daß zur Ausführung des Friedensvertrages an baren Mitteln nur der Überschuß aus dem Haushalt der allgemeinen Reichsverwaltung mit etwa 16 Milliarden Papiermark zur Verfügung stehen. Der Bedarf an Kontributionsgeldern für das Etatsjahr 1922 wird mit etwa 173 Milliarden Mark, der Ertrag der vorgezeichneten Zwangsanleihe mit etwa 60 Milliarden Mark angenommen — unter der schon nicht mehr geltenden Voraussetzung einer gewissen Stabilität der Reichsmark. Es müßten also im Etatsjahr 95 Milliarden Mark Kriegskontributionen durch Schatzscheine gedeckt werden. Der gegenwärtig wieder scharf fallende Preis der Mark im Ausland hat aber alle diese Berechnungen längst ungültig gemacht — ebenso wie die rapide Verschlechterung der Kaufkraft der Mark im Innern bereits den ganzen Reichshaushalt wieder in Unordnung gebracht hat. Wenn es also schon vor der jüngsten Entwertung der Reichsmark — welche zum Teil sicher den aus den knappen deutschen Devisenbeständen erfolgten Debitenzahlungen zu verdanken ist — zum Teil gerade wegen der Reformversuche unmöglich war, einer neuen Inflation zu entgehen, wird nunmehr — wenn unsere Gläubiger nicht noch in letzter Stunde ein Einsehen haben — die Kurve des deutschen Notenumlaufes immer steiler ansteigen und in verstärktem Maße alle die bösen Folgen hervorbringen, die wir aus bitterer Erfahrung zur Genüge kennen. Ein Berliner Dollarkurs von etwa 340 Mark rückt die Gefahr des berüchtigten „Ausverkaufs“ wieder in den Vordergrund, die deutsche Exportprämie ist automatisch gekiegen, ebenso das Inlands-Preisniveau, und für die vielen Arbeitslosen in England, Amerika, Holland, den Nordstaaten und der Schweiz rückt der Tag, an dem sie wieder ihren Platz am Arbeitsstische einnehmen, wieder in graue Ferne. Das Schicksal Österreichs, dem von der Entente ähnliche „Sanierungsmaßnahmen“ auferlegt und deren Erfolg jene verzweifelte Hilferufe waren, kann leicht auch dasjenige Deutschlands werden.

Berliner Bühne

Von Artur Michel

Daß das Publikum des Großen Schauspielhauses mit Operette und Ballett genährt wird, hat auch seine guten Seiten. Die Direktion Holländer beschäftigt ihre großen Schauspieler im Deutschen Theater und den Kammerspielen in weit mehr Sülken, als sonst wohl diese Spielzeit ans Licht gefördert hätte. Sämtliche neuen Werke, die in den Kammerspielen während der letzten Wochen zu sehen waren, zu erörtern, würde freilich den Rahmen dieser Berichte sprengen. Sie sind fast alle schon wieder vom Spielplan verschwunden, so wie eine Anzahl neuer Dramen, die in anderen Berliner Theatern gespielt worden sind, ins Dunkle zurückgefunken sind. In lebendiger Erinnerung aber ist das Revolutionsdrama „Die Wölfe“ von Romain Rolland und die Aufführung der „Judith“-Tragödie von Hebbel — beide im Deutschen Theater — geblieben (zu denen in den letzten Tagen noch „Thyran von Bergerac“ gerechnet ist).

Es hat keinen Sinn, künstlich Beziehungen zu schaffen zwischen Dingen, die keine Beziehung zu einander haben. Aber über das rein äußere hinaus, daß die beiden genannten Dramen im Kriegslager spielen, verbindet sie im tiefsten ein Gemeinames: der Vaterlandsgedanke. Die Not des Vaterlandes treibt die Erbräerin zu dem übermenschlichen Gang, auf dem sie die Grenzen ihres Geschlechts überschreitet. Die Not des Vaterlandes zwingt den Konventkommissär Quesnel, in dem Widertritt zwischen Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit für das Vaterland sich zu entscheiden, auch wenn er dadurch ewige Schande auf seinen Namen wälzt. Dort geraten Vaterlandsidee und Frauentum, hier Vaterlandsidee und Gerechtigkeitsbewußtsein in den unlöslichen Konflikt. Bei Hebbel ist es die Frau, die an der Härte der politisch-menschlichen Realitäten zerbricht, bei Rolland der Mann.

So verschieden aber wie Mann und Weib, so verschieden sind im übrigen die beiden Dramen. Hebbels Erstlingstragödie ist Zeugung einer einzigartigen dichterisch-dramatischen Vision, Rollands Revolutionsdrama die dichterisch-plastische Ausformung einer historisch-politischen Idee. Hebbels Ausgangspunkt war die Gestalt und ihr Schicksal, Rollands die Idee und ihr Schicksal. Hebbels Schauspiel schließlich ist die Tragödie einer großen — zum Menschheitstypus erhobenen — Individualität; Rollands Schauspiel die Tragödie einer von Menschen

verkörperten und von Menschen bekämpften Idee.

Rollands Menschen sind von ihrem Verhältnis zu dieser Idee aus gesehen und gestaltet. Ein von allen Kameraden beargwöhnter Offizier wird anscheinend als Verräter entlarvt und zum Tode verurteilt. Die Solidarität, die Geschlossenheit und unangekämpfte Kampfkraft des Heeres ständen auf dem Spiel, wenn er am Leben bliebe. Soll das Urteil kassiert, das Verfahren neu aufgenommen werden, als sich herausstellt, daß die belastenden Dokumente gefälscht, die Entlastungsmittel von seinem ärgsten Feinde im Offizierkorps heimlich beseitigt worden sind, er also wahrscheinlich unschuldig ist? Soll also um der Gerechtigkeit willen die Sicherheit des Heeres und das heißt des Vaterlandes gefährdet werden? Rolland gibt keine abstrakte, allgemeine Antwort, sondern schildert den konkreten Fall. Er sagt nicht: so und so soll es sein, sondern: unter diesen Menschen nahm das Schicksal diesen Lauf. Und er fügt vielleicht hinzu: in ähnlichen Fällen wird es wohl ähnlich gehen. Es war das Glück der Aufführung, daß an ihr die stärksten Kräfte des Deutschen Theaters beteiligt waren: Werner Krauß und Eugen Klöpfer. Krauß als Konventskommissär, ein feuriger Greis, von Podagra geplagt und schwer beweglich, aber eine Landsknechtsführernatur, eine geborstene Eiche, jedem Sturm noch stehend. Ihm gegenüber Klöpfer: ein wüster Kerl, dem man jede Tollkühnheit und jedes Verbrechen zutraut, eher ein Kofalenhetman als ein Revolutionsgeneral, ein wahrer Wolf unter Wölfen. Wilhelm Dieterle aber, der den Tuller als einen Idealisten des Gefühls spielte, erwies sich zwar als guter Sprecher, hätte aber, „wie die Antike starr“ nicht aus Gefühlsmotiven, sondern aus unerbittlichem Rechtswillen sich für die Wahrheit einsetzen müssen. Die tragische Erschütterung des Konventskommissärs wird erst dadurch fundiert, daß mit Tullier nicht ein Individuum, sondern die Idee des Rechts zerstört wird.

Die Aufführung war von einem neuen Spielleiter vorbereitet worden, Berthold Bierel, der bisher in Dresden gewirkt hat. Es gelang ihm, das Ganze fest zusammenzuhalten. Es scheint ihm aber das sichere Raumgefühl zu fehlen, das die einzelnen in räumliche Beziehung zu einander, den Raum in Beziehung zu ihnen setzt. Wie er denn auch nicht die Kraft zeigt, größere Gruppen,

Rassenszenen zu gliedern, aufzubauen, in organische Beziehung zu den Szenen der Protagonisten zu setzen.

Diese Mängel hasteten auch der Judith-Aufführung an, die Viertel ebenfalls inszeniert hat. Die Hölzerische Gruppierung der trauernden Juden vor der Mauer war ein gut erdachtes Anfangsbild. Aber aus der Stumpfheit und Stummheit entwickelte sich nicht das Glend und die Rot des Volkes (dem doch der Dichter einen ganzen Akt widmet), und dem großen Wunder der Sprache gewinnenden Stummen fehlte die dramatische Resonanz, sodaß der Sinn des Akts, der Tat Judiths das Pathos der Volks- und zugleich der Gottnähe zu geben, verloren ging. Auch im letzten Akt bestand das Volk bloß aus Heill rufenden Statisten.

Dennoch ist die Aufführung unbergeßlich: denn Agnes Straub spielte die Judith. Sie schuf eine Gestalt von so heroischer Größe und zugleich — man muß, um die Spannweite und den Reichtum der Gestalt ganz zu umfassen, schon sagen: weiblicher Süße, daß sie die unerhörte Tat nicht bloß — wie andere Schauspielerinnen — denkbar, möglich, sondern notwendig erscheinen ließ. Diese Frau, die die stärkste Sprach- und Körperphantasie unter den heutigen deutschen Schauspielerinnen hat, haute Schicksal und Tat der jüdischen Heldin auf wenigen, einfachen mit breiten Strichen hingemalten Grundzügen auf. Es ist schwer vorstellbar, daß der zweite Akt der Tragödie, der Judiths Wesen, die erste Ahnung ihrer Verurteilung und den ersten Gedanken an die Tat in großartiger und straffer Steigerung entwickelt, jemals genialer gespielt worden wäre, als durch Agnes Straub. Während der ganzen ersten Szene, in der sie das für ihr Wesen und Schicksal entscheidende Hochzeitserlebnis berichtet, und noch während des ersten Teils des folgenden Gesprächs mit Ephraim kauert sie im Winkel auf niedrigem Sitz und erzwingt so, bei aller strömenden Lebendigkeit der Darstellung im einzelnen, durch die unveränderte, wie an den Sitz gefesselte Unbewegtheit den unerhört starken und einheitlichen Eindruck ihrer Erzählung jenes Erlebnisses, das sie in Brand gestedt hat. Wenn sie dann aber endlich, bei der Entdeckung, daß sie nur hinzugehen brauche zu dem Feind, um ihr Volk zu retten, zum ersten Male aufspringt, dann ist es, wie wenn sie plötzlich lichterloh in Flammen steht, und diese glatte Flamme scheint Ephraim anzufallen, als sie das hastig erregte Gespräch zu dem Befehl ausspricht, den sie in drei durch Pausen getrennten Schlägen hinschleudert: „Seh hin —

und töte — den Holofernes!“ Es wäre keine geringe Aufgabe, den Aufbau auch der nächsten Szene vom niedergebrochenen Daliegen und Aufgestühtsein am Boden, dem verzweifelten Sichaufrichten und wimmern den Niederfinfen bis zu dem visionären Rausch des Entschlusses, der ihr Haltung und Gebärden eingab, wie sie nur die Meister der gotischen Plastik kannten, oder gar ihr Spiel im vierten und fünften Akt, das Zwiegespräch mit Holofernes und ihr Verhalten nach dem Mord zu beschreiben. Es ist bezeichnend für die Ausdruckskraft und Durchsichtigkeit ihres Spiels, daß sie die vielen beiseite gesprochenen Sätze, die ihr Hebbel in den Mund legt, um ihr Handeln zu erläutern, weglassen kann, ohne etwas von den Absichten des Dichters zu unter-schlagen. Denn dies ist eine Schauspielerin, die von der darzustellenden Gestalt besessen ist: die sie triebmäßig in ihr körperliches Leben aufnimmt und alle Außerungen und Wandlungen des seelischen Lebens der Gestalt aus den elementaren Antrieben entwickelt.

Der Erdrerin stand ein bemerkenswerter, aber nicht gleichwertiger Holofernes gegenüber: auch er eine in Berlin noch wenig hervorgetretene Erscheinung, Heinrich George. Der Mann hat freilich hier die schwierigere Aufgabe. Dieser Mann unter den Männern und Weibern, der sich selbst vergöttert und dennoch die Problematik seiner Existenz durchgrübelt, ist zugleich stahlhart und brodelnd, nüchtern und berauscht: die Gegensätze bedrängen in ihm einander. George machte einen ungeschlachten Riesen aus ihm, mit den steifen und plumpen Bewegungen des verflimten Golem. In seinem goldstrotzenden Hemd, mit stieren Augen und breitaufgeworfenen, feucht glänzenden Lippen in dem Regergesicht, die Arme und Hände flach auf die breite Lehne des sechs Stufen hohen Throns gehreckt, saß er da wie ein papuanisches Götzenbild, traurig glözend, ein Amphibium in menschenähnlicher Gestalt. Es zergrübelte sich nicht, sondern wunderte sich nur über sich und die Welt, und über alle Angriffe, alle Widerstände von außen sprach es schwermütig-halblaut mit wegwerfendem Grinsen. Dieses Wesen stand auf einer unendlich weit tieferen Seelens- und Kulturstufe als Judith. Man glaubte es nicht, daß ihm Judith geistig sich beugen oder gar ihm sinnlich verfallen könne. Damit fiel die wesentliche, die Hebbelsche Voraussetzung für die tragische Wendung in Judiths Schicksal weg. Gerade an diesem Punkte aber mußte die schauspielerische Erfassung der Gestalt einsetzen.

Schöne Literatur

Von Roland Schacht

Nachkriegsbücher. In seiner nach vielen Richtungen hin überaus lehrreichen, die englische Gesellschaft während des Krieges schildernden Vorrede zu „Heartbreak House“ (Tausendig Edition vol. 4561), einer etwas breiten und handlungsarmen Gesellschaftsstudie und zu zwei Kriegeseinaktstücken, dem Freitstück „O’Flaherty V. C.“ und einer Verurteilung des englischen Propagandaoffiziers „Augustus does his bit“, die die an Ausländern so schätzenswerte und uns Deutsche vielfach so unverständlich und — frivol anmutende Fähigkeit, sich selbst zu objektivieren, aufweisen, teilt Bernard Shaw folgende und infolge des Krieges veränderten Zustand des Theaterpublikums charakterisierende Beobachtung mit: „Der tul ivierte Soldat, der in Friedenszeiten nicht als die fortgeschrittensten Nach-Jobsonischen Stücke in der höchsten künstlerischen Form gelten lassen wollte, fand zu seinem Erstaunen, daß er nach mehreren Monaten Schützengraben förmlich nach primitiven Epöken, Tänzen und geistlosen aber erdhaften Schaustellungen hübscher Mädchen dürstete.“ Und wenn wir an den Soldaten unserer Kreise zum großen Teil die Beobachtung gemacht haben, daß ihnen als Schützengrabenlektüre gerade das schwerste und abstrakteste eben recht war, so sieht das mit der Allgemeingültigkeit von Shaws Beobachtung vielleicht nur scheinbar in Widerspruch. Vielmehr diente gerade das Verarbeiten schwieriger Gedankengänge dazu, die Seele, auf die reale und realistische Eindrücke in einer für den Normalmenschen bis dahin nie gefannten Fülle eindringen, im Gleichgewicht zu erhalten.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls sind wir anspruchsvoller geworden. Weniger zwar vielleicht, was die Qualität der Kunstform betrifft — für rein artistischen Sport haben wir wenig mehr übrig — aber doch was die Qualität der Beobachtung, die Fülle der Wahrnehmung, die Erdhaftigkeit des Erlebens betrifft, die freilich in ihren Wurzeln mit

Elementen der Kunstform zusammenhängen. Selbst der ungeübte Leser, der in Friedenszeiten an einem Buch wie an einem einflussenden oder in friedliche Höhen unwirklichen Schundes „erhebenden“ Opialschmölkerte, läßt sich nicht mehr so leicht ein K für ein U vormachen. Er ist nicht immer gerade von jener grimmigsten und tief pessimistischen Menschenfeindlichkeit befallen, die Mark Twains „geheimnisvollen Fremden“ (Insel-Verlag, Leipzig), einem der seltsamsten Erzeugnisse des großen Humoristen, der eben hier beweist, daß er weit mehr als ein bloßer Spätmacher war und an der Menschheit litt und Stunden der Verzweiflung kannte, erfüllt, aber er ist doch auch mißtrauisch gegen alles Apostelstum, das, wie in Hanns Johsts Roman „Kreuzweg“ (Albert Langen, München), bevor es noch die Fülle der Welt und eines werktätigen Menschenlebens bewältigte, sich in eine aus Lieblosigkeit und Erlebensstumpfheit selbstgefällig gewählte Einsamkeit zurückgezogen hat, aus der heraus es nun in breiten und die übrige doch eben auch nicht gerade nur aus Idioten bestehende Menschheit keineswegs erschütternden Gesprächen seiner Gestalten belehren zu müssen glaubt, ohne für diesen Anspruch andere Berechtigung aufzuweisen, als eine unreife innere Aufgeregtheit, die, wie in solchen Fällen gewöhnlich, nach tausend fernliegenden Bildern und Vergleichen greift, um letzten Endes immer nur sich selber wohlgefällig zu monologisieren. Wir sind auch mißtrauisch geworden gegen alle bloße Bildungsspoesie, die, sich beherrschender Kunstformen bedienend, schlicht und recht große Stoffe — Dilettanten greifen ja mit Vorliebe nach großen Stoffen — behandelt, wie eben jeder Gebildete, der schreiben kann, sie behandeln könnte: so, daß sie zwar Leben und Empfindungen der Gegenwart widerpiegeln, aber ohne sie mit einer sinnlich einprägsamen und dadurch überzeugenden Form im innersten Erlebnis- kern neu zu bewältigen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Franke in Berlin

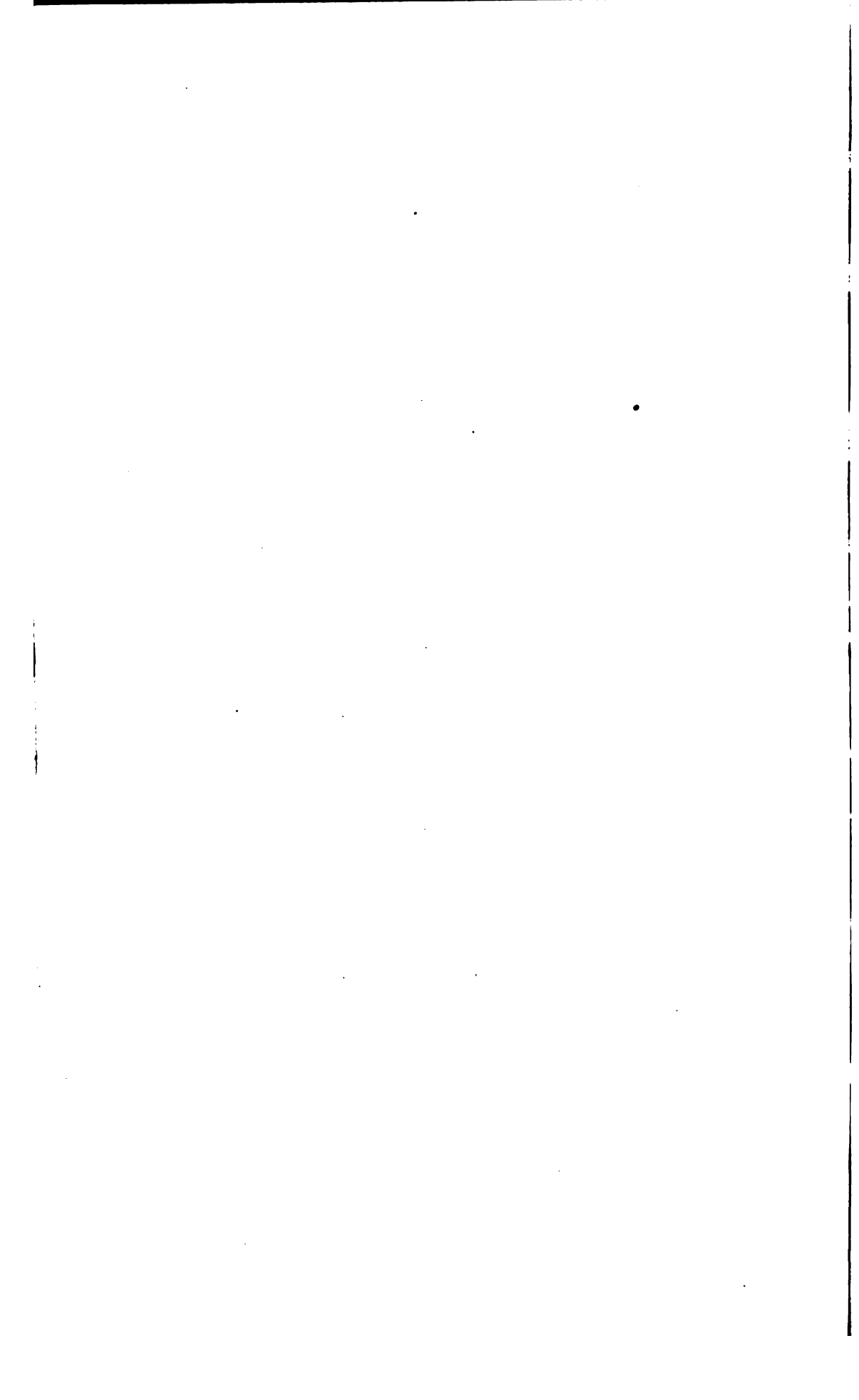
Ab April krankheitshalber beurlaubt

Schriftleitung: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a. Fernruf: Lützow 6510.
Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Büchelstr. 8—9.
Fernruf: Rollendort 4849.

Verlag: R. F. Koehler, Leipzig und Berlin.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defauer Straße 86/87.

**Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.**





UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,
BERKELEY

**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW**

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to \$1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

SEP 12 1923

FEB 14 1924

JUN 16 1989

AUTO. DISC.

MAY 19 1989

YD 11455

U.C. BERKELEY LIBRARIES



C006097565

AP30

503710

G7
v. 81:1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

